Liebesblicke.

Von

Eduard Maria Oettinger,

Journaliſt auf Wartegeld.

(Dermalen in der Contumaz.)

Berlin.

L. W. Krauſe'ſche Buchhandlung.

1831.

Aimez, vivez, c'est la sagesse,
Hors le plaisir et la tendresse,
Tout est mensonge et vanité.

A. de Lamartine.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Yn 6361

Guten Morgen! ſchöne Leſerin!

Du weißt, daß man mich und meinen Eulenſpiegel am erſten November in Ruheſtand verſetzt hat. Seit dieſer Zeit ſitze ich auf Kohlen und Wartegeld und ſtochre mir die Zähne. Manchmal bekomme ich Herzklopfen und manchmal Langeweile. Die erſten acht Tage ſpielte ich Patience (kennſt Du dieſes Spiel?) ſpäter riß mir die Geduld, ich verliebte mich, ſchnitt mir eine neue Feder und wurde — ſentimental.

Lies dieſe Gedichte! Du wirſt mich, wenn Du ſie geleſen haſt, von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen und mir (o kannibaliſche Malice) noch einmal ſo gut als früher ſein.

Mein Eulenſpiegel befindet ſich noch immer in der Contumaz. Bald ſollſt Du mehr erfahren.

Auf Wiederſehen, holde Leſerin, auf Wiederſehen, guter Leſer.

E. M. Oettinger.

Berlin,
an 26 November, 1831.

Con amore.

Bin verliebt seit vierzehn Tag',
Ganz wie umgewechselt,
Sprich, woran das liegen mag,
Bin, wie neugedrechselt.
Liebchen ist, o hör' Mama!
Schöner als Aurore,
Seit ich dieses Liebchen sah,
Leb' ich con amore.

Rauche jetzt nur Varinas,
Bin fürwahr kein Prahler,
Sag' mir, wie gefällt Dir das,
Zahl' für's Pfund zwei Thaler;
Schmauche, was sonst nie geschah
Aus dem Weichselrohre,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Rauch' ich con amore.

Sitze an der table d'hôte,
Von halb zwei bis viere,
Eß' viel Fleisch und wenig Brodt,
So mich restaurire.
Was sie sprechen, hör' ich da
Nur mit halbem Ohre,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Eß' ich con amore.

Trinke Medoc Saint Julien,
Manchmal Laubenheimer,
Bin ich einmal dann en traine,
Leer' ich ganze Eimer.
Bring' ein Vivat der Mama:
Oh je vous adore!
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Trink' ich con amore.

Sonst war ich fast stets zu Haus,
Immer furchtbar müde,
Ritt im Jahr nur ein Mal aus,
Lebte höchst solide.
Seht mich jetzt bald hier, bald da
Vor dem Hall'schen Thore,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Reit' ich con amore.

Machte ſonſt kein Tänzchen mit,
Kroch in finſt're Ecken,
Läſtig war mir jeder Schritt,
That mich drum verſtecken;
Jetzo tanz' ich hoppſaſa
Mit dem Mädchenflore,
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Tanz' ich con amore.

Sing' bis in die ſpäte Nacht
Lauter hübſche Lieder,
Preiſe meiner Sonne Pracht
Und ihr ſchönes Mieder;
Singe dann ein Tralala
Mit dem Sängerchore,
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Sing' ich con amore.

Schlug die ſchöne Geig' entzwei,
Wollt' von ihr nichts wiſſen,
Hab' aus Zorn, bei meiner Treu,
Saiten abgeriſſen;
Fantaſir' jetzt, Herr Papa,
Aus dem E minore,
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Geig' ich con amore.

Schrieb, wie Jedermann wohl weiß,
Immer nur Satiren,
Doch geschmolzen ist das Eis,
Liebe kann verführen.
Vive l'amour et la joie!
Pfeif aus andrem Rohre,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Schreib' ich **con amore.**

Wälzte mich die ganze Nacht
Schlaflos auf dem Lager,
Hab' kein Auge zugemacht,
Wurde blaß und mager;
Aber jetzt, **victoria!**
Lieg' ich auf dem Ohre,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Schlaf ich **con amore.**

Hatte stets viel Langeweil',
Mußte häufig gähnen,
Nahm an keinem Spiele Theil,
Weinte bitt're Thränen;
Jetzo steh' ich, **ma foi!**
In dem Blüthenflore,
Treibe, seit ich Liebchen sah,
Alles con amore.

Fühlte Liebchen meine Pein
Und des Herzens Triebe,
Schenkte mir hold Liebchen mein
Sicher Gegenliebe.
Offen wären dann für mich
Glückes Roſenthore,
Sagte ſie: Ich liebe Dich!
Stürb' ich — con amore.'

Mein Stern.

Wer malet meiner Hölle ſchwarze Qualen,
Wer malet meines Himmels roſ'ge Luſt,
Des ſchönſten Sternes glanzumfloſſ'ne Strahlen,
Sie ſanken in das Eismeer meiner Bruſt.

Ich hab' das Aug' zum Stern emporgewendet
Und blickte ihn mit frommer Ehrfurcht an,
Da hat der Stern den heißen Strahl geſendet
Und meines Herzens Friede ſeufzt in Bann.

Denn dieſer Stern iſt eines Engels Auge,
In dem erblühet meiner Liebe Mai,
Aus dem ich Wonn' und Tod und Leben ſauge,
Und den ich liebe bis zur Raſerei.

Zu ihm trägt mich der Sehnſucht Aargefieder,
Er iſt mir Kirche, Andacht, Himmel, Gott,
Doch neidiſch ſpottet Echo meiner Lieder,
Nennt ihn der Seele Folter und Schaffot.

Soll ich denn nimmer froh und nimmer heiter
Gesunden in der Hoffnung Wonnemeer,
Weit auf des Glückes vielgestufter Leiter
Ich tausend Sproßen tiefer steh' als er?

O nimmer tödt' ich meiner Liebe Dürsten,
Ja, geißelt man mich auch mit bitterm Spott,
Verehren darf der Bettler seinen Fürsten,
Und lieben darf der kleinste Wurm den Gott.

Das ſchönſte Blümlein.

Ich kenn' ein Blümlein ſchön und zart,
Es feſſelt mächtig Aller Blick,
Doch jedes Aug', das es gewahrt,
Weint früh um hingewelktes Glück;
Kein Blümlein will gefallen mehr,
Wenn man das Eine hat geſeh'n,
Denn aller Blumen buntes Heer,
Muß ihm die Krone zugeſteh'n;
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein Schönſtes heißt — Veronica.

Du armes Veilchen, klage laut,
Dein herrlich Blau gehört nun ihm,
Es hat zwei Himmel aufgebaut,
Bewohnt von tauſend Cherubim;
In jenen Augen Veilchen blüh'n,
Die ſchöner als die Andern ſind,
Denn Sterne wie die Sonnen glüh'n
In dieſem Zauberlabyrinth;
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein Schönſtes heißt — Veronica.

Du liebe Roſe, ſenk' Dein Haupt,
Dies Blümelein verdunkelt Dich,
Es hat den Scharlach Dir geraubt
Und ſchmückt damit das Mündchen ſich;
Selbſt Dein Aroma nahm es Dir,
Schwang kühn ſich auf der Düfte Thron,
Ein Hauch von ihm gleicht dem Zephyr,
Erſtürmend eine Roſenlegion;
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein Schönſtes heißt — Veronica.

Du fromme Lilie, ſtill' den Gram,
Vergiß, was nicht zu ändern geht,
Der Schmuck, den Dir das Blümlein nahm,
Blüht jetzt auf ſeiner Wangen Beet;
Laß ihm das holde Unſchuldskleid,
Es leiht ihm heil'ge Majeſtät,
Wenn Schaam den Purpur darauf ſtreut,
Den ſie den Roſen abgemäht;
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein Schönſtes heißt — Veronica.

Von allen Blümlein auf der Flur,
Nahm es das Schönſte ſich zur Zier,
D'rum iſt's das liebſte Kindlein der Natur,
Das Allerliebſte iſt es mir!

Ach wär' ich doch ein Schmetterling
Ich flög' nur zu dem Einen hin,
Und wenn es gar zu pflücken ging,
Wie herzlich froh wär' dann mein Sinn!
Das Blümlein ſteht ſo lieb, ſo reizend da,
Der Blümlein Blume heißt — Veronica.

Liebchens Bild.

Raphael, Correggio,
Reni, Titian, Angelo!
Gebt mir Eurer Pinſel Kraft,
Leiht mir Eurer Farben Saft,
Malen will ich Euch ein Bild,
Wunderhold und engelmild;
Seine Reize einzuſaugen,
Wünſch' ich mir des Argus Augen.

Petrarca und Boccacio,
Taſſo, Metaſtaſio!
Schenkt mir Eurer Worte Macht,
Leiht mir Eurer Bilder Pracht,
Malen will ich eine Fee
Von der Locke bis zur Zeh —
Ihre Reize einzuſaugen,
Wünſch' ich mir des Argus Augen.

Zahllos, wie der Sterne Heer,
Sind der Reize Pfeil und Speer,
Die mit ſüßem Liebesſchmerz
Tief verwunden jedes Herz;

Und für all' der Reize Fund,
Hab' ich ach! nur einen Mund;
Ihre Reize einzusaugen,
Wünsch' ich mir des Argus Augen.

Aller Sprachen Wörterschwarm,
Ist zu nüchtern, ist zu arm,
Um zu malen, wahr und rein,
Ihrer Schönheit Heil'genschein;
Doch für diese Perlenschnur,
Hab' ich ach, zwei Augen nur
Ihre Reize einzusaugen,
Brauch' ich Myriaden Augen.

Liebchens Jahreszeiten.

Lenz und Sommer, Herbſt und Winter
Zeigt mir meines Liebchens Bild,
Jedes dieſer Kronos-Kinder
Reicht mir eine Gabe mild.

Frühling ſtrahlt des Liebchens Auge,
Schön blüht dort des Lebens Mai,
Und ein ewigblauer Himmel
Schenkt dem Kranken Arzenei.

Sommer bringt des Liebchens Wange,
Roſen glüh'n im Purpurflor,
Und ein Kranz von zarten Lilien
Steigt mit ſüßem Duft empor.

Herbſt ſind mir des Liebchens Lippen,
Traubengluth beut mir der Mund,
Schwelgend an den heißen Küſſen,
Wird mein krankes Herz geſund.

Winter deckt des Liebchens Buſen
Mit der Jungfrau ew'gem Schnee,
Aus den keuſchen Silberwogen
Quillt der Liebe Luſt und Weh.

Liebchens Himmelsgegenden.

Oſt und Weſten, Süd und Norden,
Find ich, wenn ich's Liebchen ſeh',
Fühl des Südpols heiße Gluthen,
Fühl des Nordpols eiſ'gen Schnee.

In dem Auge thront der Oſten,
Wo ein ſchöner Morgen lacht,
Eine Sonne, ewig heiter,
Leuchtet dort in üpp'ger Pracht.

Auf den Wimpern ſchläft der Weſten,
Der die Sonne dunkel macht,
Schließen ſich die ſchwarzen Wimpern,
Ach, dann iſt es für mich Nacht.

Auf den Lippen ruht der Süden,
Ach, dem Süden bin ich gut,
Denn ein Kuß von dieſen Lippen
Weckt die wärmſte Liebesgluth.

Doch im Herzen wohnt der Norden,
Eisig, eisig kalt ist's dort,
Liebchen will mich nicht erhören,
Ich bin Süd und sie ist Nord.

Nie vereint sich Nord mit Süden,
Nord ist kalt und Süden brennt,
Nie vermählen sich die Pole,
Ewig bleiben sie getrennt.

Maria's Auge.

Mein Liebchen hat ein Aeugelein,
So wunderhold, ſo wun`erſchön,
So leuchtend, ſo cryſtallenrein,
So blau hab' ich noch keins geſeh'n.

Maria's Aug' iſt eine Welt,
In der ein mächtig Weſen thront,
Es iſt ein blaues Himmelszelt,
In dem die reinſte Sonne wohnt.

Maria's Auge iſt ein Gott,
Der glauben, hoffen, lieben lehrt,
Ohnmächtig iſt der kalte Spott,
Fürwahr, er bleibt anbetenswerth.

Maria's Aug' — ein Paradies,
Bewohnt von einem Engelheer,
Das ſeiner Unſchuld gold'en Vließ
Bewacht mit Bogen, Pfeil und Speer.

Maria's Aug' iſt ein Corſar,
Des Herzens Ruh' ſteckt er in Brand,
Den Frieden raubet der Barbar,
Er plündert Sinne und Verſtand.

Maria's Auge iſt ein Stahl,
Der ſelbſt dem Steine Feuer giebt,
Wer es geſeh'n ein einzig Mal,
Der hat gelebt, der hat geliebt.

Maria's Aug' iſt ein Pokal,
Credenzend ſüßen Nectarſaft,
Baut er ein üppig Feenthal,
In dem er tauſend Wonnen ſchafft.

Maria's Auge iſt ein Blitz,
Er ſchlägt in aller Herzen ein,
Schnell zündend, wie der leichte Witz,
Muß man trotzdem doch gut ihm ſein.

Maria's Auge iſt ein Meer,
Es ruhen Perlen in dem Schoos,
Gar oft ſieht man ein Thränenheer,
Gezeugt durch eines Armen Loos.

Maria's Aug' iſt ein Demant,
Der Strahlen wirft, der Sonne gleich,
Juwelen ſind blos eitler Tand,
Nur ſolch ein Schatz macht wahrhaft reich.

Maria's Aug' — ein Wallfahrtsort,
Es pilgert hin jedweder Blick,
Und froh und heiter zieht er fort,
Erquickt durch reines Seelenglück.

Maria's Aug' ein Wurfſpieß iſt,
Es wählt zur Scheibe Herzen ſich,
Ach! wüßt' ich doch nur eine Liſt,
Daß ſie dies Auge würf' auf mich.

Liebchens Augen.

Feuerräder, Demantſonnen,
Flammenſterne, Gluthenmeer,
Liebesquellen, Zauberbronnen,
Wonnewinker, Freudenheer.

Engeldivan, Amorbettchen,
Himmelsmuſchel, Paradies,
Lieberzünder, Herzenskettchen,
Schönheitskronen, golden Vließ.

Perlenwiegen, Thränenzeuger,
Amethyſt und Veilchenbeet,
Zornbeſänft'ger, Mißmuthbeuger,
Talisman und Amuleth.

Phöbuswagen, Strahlengießer,
Eiszerſchmelzer, Sonnenſchild,
Haßbezwinger, Friedenſchließer,
Himmelsrahmen, Götterbild.

Frühlingshimmel, Sonnenwogen,
Feenhain und Maienthal,
Amorpfeil und Amorbogen,
Und der Psyche Eskurial.

Herzensherold, Seelenspiegel,
Liebesbote, Liebesbrief,
Liebcouvert und Liebessiegel,
Liebsadresse, Hieroglyph.

Aeugleins Thränen.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Sprich, warum weineſt Du?
Was trübte Deinen Sonnenſchein,
Was ſtörte Deine Ruh'?
Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Ach, laß das Weinen ſein.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn ſtellſt Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.
Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Ach, laß das Weinen ſein.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Erzähl' mir Deinen Gram,
Wer mag der kühne Räuber ſein,
Der Dir den Frieden nahm?
Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Ach, laß das Weinen ſein.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
So thränenvoll Dein Blick!
Weinst Du vielleicht, hold Liebchen mein,
Um abgeblühtes Glück?
Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Ach, laß das Weinen sein.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Errieth ich Deinen Schmerz?
Vergönne, daß ich mit Dir wein',
Gebrochen iſt mein Herz,
Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Wir weinen im Verein'!

Liebchens Kuß.

Die Wonne aller Wonnen
Giebt Liebchens ſüßer Kuß,
In ſeinem Zauberbronnen,
Liegt himmliſcher Genuß.
Ein Küßchen auf die Augen,
Ein Küßchen auf den Mund,
Kann dieſe Luſt ich ſaugen,
Wirds kranke Herz geſund.

Das Küſſen iſt mein Leben,
Mein Leben iſt ein Kuß,
Doch Liebchens Küſſe geben
Mir Paradies-Genuß.
Ein Küßchen auf die Augen,
Ein Küßchen auf den Mund,
Kann dieſe Luſt ich ſaugen,
Wirds kranke Herz geſund.

Mein Herz, von Gram zerriſſen,
Iſt ein verwelktes Blatt,
Ach! ewig möcht' ich küſſen,
Denn nimmer werd' ich's ſatt.

Ein Küßchen auf die Augen,
Ein Küßchen auf den Mund,
Kann dieſe Luſt ich ſaugen,
Wirds kranke Herz geſund.

Liebchens Papagey.

Mein Liebchen, ſchön und treu,
Hat einen Papagey,
Den nennt ſie ſtets mon cher
Und liebt ihn, ach, recht ſehr;
Sie nimmt ihn auf den Arm
Und küßt ihn oft recht warm
Und ſpricht mit ihm aus Spaß,
Doch weiß ich nicht von was.
O Papagey, o Papagey!
Dir blüht des Lebens ſchönſter May.

Er ſitzt auf ihrem Schoos,
(O neidenswerthes Loos),
Empfängt aus ihrer Hand
Biscuit und Zuckerkand.
Sie ſtreichelt ihm ganz fein
Die bunten Federlein,
Und legt auf ſeinen Schopf
Den blonden Lockenkopf.
O Papagey, o Papagey!
Dir blüht des Lebens ſchönſter May.

Sein Käfig, zart und nett,
Steht dicht vor ihrem Bett,
Der Freiheit nicht beraubt,
Ist Manches ihm erlaubt;
Wenn er Morgens erwacht,
So schleicht er, still und sacht,
Aus seines Käfigs Zaun
Zur Schönsten aller Frau'n.
O Papagey, o Papagey!
Dir blüht des Lebens schönster May.

Der Sultan und der Dey,
Der Pascha und der Bey
Sind, ohne Schmeichelei,
Nichts gegen Papagey.
Ich sag' es frank und frei,
Daß Liebchens Papagey
Beneidenswerther sei
Als Sultan und als Dey.
Ihm blüht des Lebens schönster May,
O wär' doch ich der Papagey.

Liebchens Negligé.

Neulich trat ſie zu dem Fenſter,
Um die Blumen zu begießen,
Ach, da ſah' ich jene Kleider,
Die ſo holden Reiz erſchließen —
O welche Luſt, o welches Weh',
Weckt meines Liebchens Negligé.

Auf Madonnas ſchönem Kopfe,
Saß ein feines Spitzenhäubchen,
Und das lieb' Geſichtchen glich
Einem unſchuldvollen Täubchen.
O welche Luſt, o welches Weh',
Weckt meines Liebchens Negligé.

Aus der lockern Morgenbluſe
Sah ich ihren Buſen quillen,
Raſch mußt' ich das Aug' abwenden,
Um der Sehnſucht Schmerz zu ſtillen.
So ſüße Luſt, ſo ſüßes Weh',
Weckt meines Liebchens Negligé.

Vis-à-vis im Winter.

Der Winter iſt recht ſchlimm,
Gar froſtig, ohne pli,
Er kleiſtert mir die Fenſter zu
Und ſtiehlt mein vis-à-vis;
Was nützen mir die Blumen all',
Die er auf's Fenſter klext,
Ich ſeh' nicht das Vergißmeinnicht,
Das mir mein Herz behext.

Ach, ſchmelzt ihr Blumen ſchnell,
Seid nicht ſo hart wie Stein!
Welkt ihr nicht gleich, ſo ſchlage ich —
Mir ſelbſt die Fenſter ein;
Zwar wird mir dann recht eiſigkalt,
Ach! daß ſich Gott erbarm',
Doch meiner Sonne Strahlenlicht,
Das macht mich wieder warm.

Mein vis-à-vis iſt gut,
Mein vis-à-vis iſt ſchön,
Und fehlt mir dieſes vis-à-vis
Muß ich vor Schmerz vergeh'n;

Drum packt Euch falſche Blumen fort,
Ihr ſeid doch nur von Eis,
Ich will ein Blümlein, daß ihr's wißt:
Wie Sonnengluth ſo heiß.

Der vier Buchſtaben.

Ein R, ein O, ein S, ein A,
Die buchſtabir' ich immer,
Das R, das O, das S, das A,
Die Vier' vergeß' ich nimmer,
Denn R und O und S und A
Malt's Schönſte, was ich jemals ſah.

Ein R, ein O, ein S, ein A,
Die lieb' ich, wie mein Leben,
Das R, das O, das S, das A
Hat Liebe mir gegeben;
Denn R und O und S und A
Malt's Schönſte, was ich jemals ſah.

Ein R, ein O, ein S, ein A,
Die buchſtabir' ich immer,
Das R, das O, das S, das A,
Die Vier' vergeß' ich nimmer;
Denn R und O und S und A
Malt's Schönſte, das ich jemals ſah.

Fromme Wünſche.

Täglich, hold Liebchen mein,
Möcht' ich was And'res ſein,
Pour te servir;
Fiel es doch gar nicht ſchwer,
Wenn ich ein Zaub'rer wär' —
Oh quel plaisir.

Sonntag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Handſchuh ſein,
Pour te servir;
Freute mich königlich,
Trügſt Du auf Händen mich,
Oh quel plaisir.

Montag hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Häubchen ſein,
Pour te servir;
Reute mich wahrlich nie,

Brächt' ich Dich unter ſie,
Oh quel plaisir.

Dienſtag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Schleifchen ſein,
Pour te servir;
Wer malt die Wonne mir,
Hing ich am Halſe Dir,
Oh quel plaisir.

Mittwoch, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Vög'lein ſein,
Pour te servir;
Sänge manch' Liedchen ſchier,
Aeß' aus dem Händchen Dir —
Oh quel plaisir.

Donnerſtag, Liebchen mein,
Möcht' ich ein Röslein ſein,
Pour te servir;
Dörnlein nicht ſtechen ſollt',
Läg' ich am Buſen hold,
Oh quel plaisir.

Freitag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Bienchen ſein,
Pour te servir;
Flög' hin zur Lippe keck,
Naſchte den Honig weg,
Oh quel plaisir.

Sonnabend, Liebchen mein,
Möchte ein Shawl ich ſein,
Pour te servir;
Wette ganz ſicherlich:
Wirfſt dann ein Aug' auf mich,
Oh quel plaisir.

Lieber noch möcht' ich ſein,
Liebchen, Dein Röſelein,
Pour te servir;
Gäb'ſt Du Erlaubniß mir,
Ging ich raſch durch mit Dir,
Oh quel plaisir.

Holt Dich ein Engel ab,
Einſtens ins kühle Grab,

Je veux mourir;
Liebchen, dann möcht' ich ſein,
Trau'ernder Leichenſtein,
Pour te couvrir.

Florinchen.

Schön Florinchen,
Süßes Bienchen,
Biſt gar eine mächt'ge Fee,
Kannſt verwunden,
Machſt geſunden,
Weckeſt Luſt und weckeſt Weh.

Schön Florinchen,
Süßes Bienchen,
Biſt ein gutes Zeitungsblatt,
Ach, das Streicheln
Und das Schmeicheln
Haſt Du herzlich, herzlich ſatt.

Schön Florinchen,
Süßes Bienchen,
Biſt ein Cenſor, Kater Murr,
Wenn es brennet,
Löſchen rennet
Schnell ein non admittitur.

Schön Florinchen,
Süßes Bienchen,
Bist gar eine mächt'ge Fee,
Kannst verwunden,
Machst gesunden,
Weckest Lust und weckest Weh.

Ständchen.

Schlafe wohl, geliebtes Leben,
Träume einen ſüßen Traum,
Mögen Engel Dich umſchweben
Mit dem heil'gen Palmenbaum.

Wär' doch ich der ſüße Schlummer,
Leiſ' fiel ich wie Pfirſichflaum,
Sanft berauſchend jeden Kummer,
Auf der Wimpern Seidenſaum.

Um Dich ſchlafend zu belauſchen,
Guckt' ich durch die Fenſter gern;
Nicht mit Göttern möcht' ich tauſchen,
Wäre ich der Abendſtern.

Wär' doch ich der Gott der Träume,
Träumen ſollteſt Du von mir,
Führen wollt' ich Dich in Räume
Von Demanten und Saphir.

Morpheus ſollte Dich umgaukeln
Mit dem wonnigſten Genuß,
Dich in ſeinen Armen ſchaukeln —
Wär' doch ich der Fantaſus.

Schon erblaßt der Sternenflitter,
Horch! jetzt naht die Mitternacht,
Schildwach ſteh' ich mit der Zither
Bis Du wieder aufgewacht.

Schlummre ſanft, geliebtes Leben,
Träume einen ſüßen Traum,
Mögen Engel Dich umſchweben
Mit dem heil'gen Palmenbaum.

Wache auf.

I.

Wache auf, Du schöne Seele
Oeffne Deine Aeugelein,
Daß sich Tag mit Nacht vermähle,
Und daß Mond und Sonne schein'.

Oeffne Deine Jalousieen,
Laß Dein holdes Antlitz seh'n;
Eilig wird die Nacht entfliehen
Und der Morgen auferstehn.

Finster sind des Lichtes Kerne,
Gegen Deines Auges Glanz,
Es verdunkelt alle Sterne,
Und der Erde Sonnenkranz.

Stern der Sterne blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen ach! erwach';
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß mich Deine Reize ſchauen,
Zartverhüllt im Negligé;
Laß auf mich herniederthauen,
Süße Luſt und ſüßes Weh.

II.

Wache auf, Du fromme Seele
Oeffne Deine Aeugelein,
Horch, ſchon betet Philomele
In dem roſ'gen Tempelhain.

Dort im düſtereichen Garten,
Thuen Blumen ihre Pflicht,
Ach, ſie können's nicht erwarten,
Daß die ſchönſte Hand ſie bricht.

Knospen wollen ſich entfalten
Aus der Blätter Wiegengruft;
Und zu Blüthen ſich geſtalten,
Dir zu weihen ihren Duft.

Um den Buſen Dir zu ſchmücken,
Zieht die Roſ' den Stachel ein;
Willig beugt der Dorn den Rücken,
Ohne Waffe Dein zu ſein.

Falter tragen Dir entgegen
Aller Blumen Morgengruß;
Und die Lilie ſpricht den Segen,
Giebt Dir einen Schweſterkuß.

III.

Wache auf, geliebte Seele
Oeffne Deine Aeugelein,
Voller Neugier guckt die Sonne
In Dein Schlafgemach hinein.

Oeffne Deine Phoebusaugen
Und belebe die Natur,
Laß mich ihre Strahlen ſaugen,
Und verfolgen ihre Spur.

Sehne mich nach Deinen Blicken
Wie die Blume nach dem Thau;
Gönne mir, mich zu erquicken,
Deiner Augen Azurblau.

Wache auf, mein theures Leben,
Alles iſt ſchon aufgewacht;
Schwarze Ahnungen umgeben
Mich mit ſchauerlicher Nacht.

An dem düſtern Firmamente
Steht die Sonne blutigroth —
Hin zu meines Liebchens Lager —
Gott! Was ſeh' ich — ſie iſt todt.

Abſchied.

Kommt Dir einſt die Kunde zu,
Daß geendet meine Noth,
O ſo weine, denn nur Du
Warſt mein Leben, warſt mein Tod.

Warſt mein Leben, warſt mein Tod,
Warſt mein Alles, Alles mir,
Warſt der Liebe Morgenroth,
Warſt des Grames Dholagir.

Warſt des Grames Dholagir,
Warſt der Liebe Lavaſchaum,
Niemals durft' ich nahen Dir,
Denn das Ganze war ein Traum.

Denn das Ganze war ein Traum,
Nutzlos Sehnen, eitel Spiel.
Nie trug Frucht der Hoffnung Baum,
Nie gelangt' ich an mein Ziel.

Nie gelangt' ich an mein Ziel,
Möcht' ich ringen noch ſo ſehr,
Denn die Liebe ſank und fiel
In ein klippenvolles Meer.

In ein klippenvolles Meer
Sah ich ſinken meine Ruh',
Ach, das Sterben iſt nicht ſchwer,
Bald kommt Dir die Kunde zu.

Reimquadrillen.

I. Wein und Weiber.

Thema.

Seht zwei ſchöne Sterne blinken,
Holde Küſſe, ſüße Reben;
Folget wenn ſie freundlich winken,
Wein und Weiber ſollen leben.

Variationen.

Seht zwei ſchöne Sterne blinken,
Blinken heller als die Sonne,
Laßt uns küſſen, laßt uns trinken,
Trinken Paradieſes-Wonne.

Holde Küſſe, ſüße Reben,
Reben, einem Gott entſproſſen,
Küſſe, die auf unſer Leben
Himmelsfreize ausgegoſſen.

Folget, wenn sie freundlich winken,
Winken mit den gold'nen Strahlen,
Strahlen, die mit Zauberschminken,
Uns der Liebe Freuden malen.

Wein und Weiber sollen leben,
Leben zu der Menschen Freude,
Freude soll uns Kränze weben,
Daß selbst Bachus uns beneide.

Drum verscheuchet Eure Sorgen,
Seht zwei schöne Sterne blinken,
Blinkend strahlt ein Frühlingmorgen,
Wenn wir küssen, wenn wir trinken.

Rosenhimmel, Himmelsrosen,
Holde Küsse, süße Reben,
Freuden, die mit Zephyrkosen
Unser Leben sanft umschweben.

Leert der Freude volle Schaalen,
Folget, wenn sie freundlich winken,
Schlürfet ihre Nectarstrahlen,
Strahlen, welche rosig blinken.

Füllt die Gläſer bis zum Rande,
Wein und Weiber ſollen leben!
Flechten zarte Roſenbande,
Bande nur durch Kuß und Reben.

Mag die Hoffnung unterſinken,
Sinken in der Täuſchung Wellen,
Seht zwei ſchöne Sterne blinken,
Die der Liebe Seegel ſchwellen.

Singt dem Gott, der uns gegeben
Seines Himmels reichſte Blüthen:
Holde Küſſe, ſüße Reben,
Um die Freude uns zu hüthen.

Ja das Küſſen und das Trinken,
Sind des Lebens Amouretten;
Folget, wenn ſie freundlich winken,
Um auf Roſen uns zu betten.

Miſcht das Purpurblut der Reben
Mit der Küſſe Honigfluthen,
Wein und Weiber ſollen leben,
Leben mit den Feuergluthen.

Möcht' die ganze Welt umfassen,
Küssend an das Herz ihr sinken,
Rufen jubelnd ausgelassen:
Seht zwei schöne Sterne blinken.

Wie gewonnen, so zerronnen!
Wenn ihr liebet Euer Leben,
Schlürfet aus der Freude Bronnen:
Holde Küsse, süße Reben,

Früh geht uns're Sonne unter,
Mögen dann die Sterne blinken,
Darum fröhlich, darum munter,
Folget, wenn sie freundlich winken.

Brüder laßt Euch weislich rathen:
Trinket Küsse, küsset Reben,
Aerndtet Amor's schönste Saaten:
Wein und Weiber sollen leben.

II.

Der Liebe Sehnsucht.

Thema.

Sei nicht spröde, holde Kleine,
Laß Dir süße Küsse rauben,
Hier beim hellen Mondenscheine,
In den dunkeln Rosenlauben.

Variationen.

Sei nicht spröde, holde Kleine,
Laß Dich liebend fest umarmen,
Nur bei Mädchen und beim Weine
Kann mein kaltes Herz erwarmen.

Laß Dir süße Küsse rauben,
Myriaden muß ich haben,
Küsse sind ja Himmelstrauben,
Die das Herz am höchsten laben.

Hier beim hellen Mondenſcheine
Iſt das Küſſen Götterwonne,
Doch im nahen Roſenhaine
Lacht uns eine ſchön're Sonne.

In den dunkeln Roſenlauben
Läßt's ſich lieb und zärtlich koſen,
Sieh' dort jene kleine Tauben,
Die gebettet ſind auf Roſen.

Laß vom Täubchen Dich belehren,
Sei nicht ſpröde, holde Kleine,
Selbſt ein Gott kann es nicht wehren,
Daß die Liebe uns vereine.

Hör' der Bitte ſanfte Töne,
Laß Dir ſüße Küſſe rauben,
Thueſt Unrecht, ſpröde Schöne,
Willſt Du meinem Schwur nicht glauben.

Feuer ſprühen Deine Augen
Hier beim hellen Mondenſcheine,
Laß mich Himmelswonne ſaugen
Süßes Täubchen, ſei die Meine.

Ueppig blühen Deine Wangen
In den dunkeln Roſenlauben,
Und ein Sehnen und Verlangen
Will mir faſt die Sinne rauben.

Ach ſo grauſam war noch Keine!
Hör' doch meiner Bitte Flehen,
Sei nicht ſpröde, holde Kleine,
Laß vor Gram mich nicht vergehen.

An dem Munde hangen Trauben,
Ueppiger als and're Reben;
Laß Dir ſüße Küſſe rauben,
Wein und Weiber ſollen leben.

Hörſt Du in dem nahen Haine
Philomelens traute Lieder,
Hier beim hellen Mondenſcheine
Buhlt ſie um die Roſe wieder.

Philomele und die Tauben
Schwelgen an der Liebe Bronnen,
In den dunkeln Roſenlauben
Hat ihr Hochzeitsfeſt begonnen.

Sieh' nur, wie sie Küsse tauschen
In vertraulichem Vereine,
Laß auch Dich von Lieb' berauschen,
Sei nicht spröde, holde Kleine.

Was Du wünschest, sollst Du haben,
Shawl und Kleider, Hut und Hauben
Und noch tausend and're Gaben —
Laß Dir süße Küsse rauben.

Komm nun, Liebchen, ohne Zagen
Rosen wollen wir im Haine,
Alles darf die Liebe wagen
Hier beim hellen Mondenscheine.

Fest umzäunet ist der Garten,
Alles darf die Lieb' erlauben,
Drum laß uns den Tag erwarten
In den dunkeln Rosenlauben.

Der Champagner.

Herr Champagner iſt mein Leben,
Herr Champagner iſt mein Gut,
Matt ſind alle, alle Reben
Gen Champagners Zauberguth.

Sorgentödter, Freudenſpender,
Qualabzapfer, Menſchenfreund,
Himmelſchöpfer, Wonneſender,
Gramableiter, Grillenfeind.

Seligmacher, Glückerzeuger,
Weltverſchön'rer, Frohſinnsborn,
Luſterwecker, Schickſalbeuger,
Segensbote, Geiſtesſporn.

Mutheinhaucher, Treuzerſetzer,
Herzensdirich, Troubadour,
Näschendreher, Hornaufſetzer,
Tugendbrandbrief, Sonnenuhr.

Freundschaftschließer, Feindschaftlähmer,
Zwietrachtlöscher, Talisman,
Streitausgleicher, Haßbezähmer,
Zornversöhner, Lieb'skumpan.

Grollerstiller, Wuthbekehrer,
Freudenbeet und Sorgensarg,
Kettensprenger, Freiheitslehrer,
Spleenzerstörer, Weinmonarch.

Scherzeinbläser, Listverkünder,
Rauschverscheucher, Weisenstein,
Nachtvergülder, Sonnanzünder,
Feengarten, Musenhain.

Steinerweicher, Augenkleister,
Huld-Erob'rer, Bitt-Trabant,
Zauberkünstler, Hexenmeister,
Amtbestecher, Preis-Courant.

Mitleidbohrer, Themisblender,
Codexdreher, Sausewind,
Federlenker, Grundsatzwender,
Pfropfenschleud'rer, Frankenkind,

Witzeinimpfer, Stolzbezwinger,
Mädchenköder, Frauenlieb,
Gunſterſtürmer, Kußerringer,
Sinneintuller, Herzensdieb.

Leidenströſter, Friedensrichter,
Frühlingſpiegel, Göttertraum,
Thränenſtiller, Liebesdichter,
Wunderbalſam, Lebensbaum.

Weltdurchwand'rer, Tafelwürzer,
Wettenkröner, Jubelgaſt,
Wirthbereichrer, Zeitverkürzer,
Börſenſchinder, Trinkermaſt.

Crösusſtempler, Luſtverbreiter,
Erdenſchmuck und Himmelsperl,
Wehzertrümm'rer, Glückbereiter,
Engelsbote, Teufelskerl.

Gaumenkitzler, Zungenbinder,
Naserquicker, Waſſerfeind,
Wangenröther, Augentzünder,
Eßluſtmacher, Buſenfreund.

Frostbekämpfer, Gluthentzünder,
Frauenliebling, Rebenkern,
Blüthenzeuger, Blumenwinder,
Morgentraum und Abendstern.

Herr Champagner ist mein Leben,
Herr Champagner ist mein Gut,
Matt sind alle, alle Reben
Gen Champagners Zauberguth.

Der Caſhemir-Shawl.

Mißgunſtſäer, Neiderreger,
Augenweide, Wunderthier,
Unruhſtifter, Brandanleger,
Frauenabgott, Caſhemir.

Sehnſuchtſtiller, Krampfbezwinger,
Thränentrockner, Aeſculap,
Ohnmachtheiler, Friedenbringer,
Wunderdoctor, Zauberſtab.

Kopfweh'ender, Zahnſchmerzzähmer,
Schnupfenbänd'ger, Eibiſchthee,
Nervenſtärker, Schwindellähmer,
Krankheitheber, Panacée.

Eintrachttrüber, Weibbethörer,
Solawechſel, Reiſepaß,
Bundzerreißer, Ehglückſtörer,
Gattenſcheerer, Satanas.

Frauenangel, Mannempfehler,
Liebeinflößer, Amorpfeil,
Sinnverwandler, Herzensſtehler,
Eheteufel, Friedensbeil.

Unſchuldsfalle, Tugendtödter,
Herzumgarner, Billetdoux,
Brückenbauer, Schwerenöther,
Lilienknicker, Rendezvous.

Eldorado, Rieſenwonne,
Gallahäuptling, golden Vließ,
Putzverſchönrer, Demantſonne,
Frauenkrone, Paradies.

Augenblender, Wunſcherfüller,
Zweckerreicher, Feenkuß,
Allverehrter Sontagstriller,
Optimus et Maximus.

Geldabzapfer, Ringverſetzer,
Schuldenmacher, Teufelsbrück',
Kaſſenleerer, Pflichtverletzer,
Schuldthurmfüller, Galgenſtrick.

Türkenturban, Stolzerzeuger,
Stadtgespräch, Vergißmeinnicht,
Achentreißer, Starrsinnbeuger,
Untreumehrer, Bösewicht.

Trinklied.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Nichts Süßeres giebt es auf Erden,
Durch sie kann zur Wonne die härteste Pein,
Die Hölle zum Himmel uns werden;
Sie lullen den Schmerz und die Sorge uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Sie senden erquickende Sonnen,
Sie schmücken das Leben mit rosigem Schein,
Und weben uns tröstende Wonnen;
Sie betten in fröhliche Träume uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Von Beiden giebts rothe und weiße,
Die rothen die mögen Brünetten wohl sein,
Die weißen Blondinen ich heiße;
Sie laden zum Küssen, zum Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Von Beiden giebts junge und alte,
Bei Weibern da gelten die jungen für fein,
Beim Wein ich die alten mir halte;
Sie laden zum ſchönſten Genuſſe uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein.

Ach gäb's keine Weiber, ach gäb's keinen Wein,
Was wäre das Leben auf Erden?
Ein nächtliches Chaos ohn' ſonnigen Schein,
Ein Kerker voll herber Beſchwerden;
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein.

Der Untergang der Welt.

Dem lieben Zeus war einſt nicht wohl,
Bald wäre er geſtorben,
Er hatte ſich durch alten Kohl
Den Magen ſehr verdorben;
Raſch legte er zu Bette ſich
Und trank gar viel Camillen —
Ich ſag' Euch: Niemand wecke mich,
Will meine Schmerzen ſtillen.

Er deckte ſich recht tüchtig zu,
Begann zu tranſpiriren;
Und Niemand ſtörte ſeine Ruh,
Aus Furcht ihn zu touchiren.
So ſchlief wohl zehntauſend Jahr
En suite, ohn' aufzuwachen
Und einmal träumte er ſogar
Von Welt- und Menſchenmachen.

Doch ſiehe! endlich wird er wach,
Muß ſich die Augen reiben,
Zwar fühlt er ſich ein wenig ſchwach,
Sein Arzt muß was verſchreiben.

Es bringen ihm den Schlafrock baß
Ein Paar Lakai-Geſpenſter,
Er ſetzt ſich auf das Brillenglas
Und guckt hinaus zum Fenſter.

Mon Dieu! Wie ſieht's da unten aus,
Welch Toben und welch Rennen,
Es iſt, Parole d'honneur ein Graus
Die Welt nicht mehr zu kennen.
Wie waren ſonſt die Menſchen gut
Wie ſie ſich jetzt benehmen,
Jetzt ſind ſie eine Teufelsbrut,
Ich muß mich ihrer ſchämen.

Im Zorne ruft er den Mercur:
Hol' raſch ein Paar Kometen,
Verſengen ſollen ſie die Spur,
Des frevelnden Planeten.
D'rauf nimmt er eine Prieſ' Taback
Und ſpricht ſein mächtig Werde,
Es folgen Blitze Schlag auf Schlag
Und unter geht die Erde.

Gecken-Antrag.

Morgen über vierzehn Tage,
Da verschenk' ich meine Hand,
Drum, mein Fräulein, eine Frage,
Ist noch Dero Herz vacant?

Ach, ich bin, Sie dürfen's glauben,
Ungeheuer int'ressant,
Wenn ich wollte, könnt' ich rauben
Jedem Mädchen den Verstand.

Doch mir liegt, auf meine Ehre,
Gar nicht viel an Frauengunst,
Excellenz gab mir die Lehre:
Sie wär' nichts als blauer Dunst.

Schönheit ist mir blos Pomade,
Mich läßt jeder Reiz ganz kalt,
Selbst die Schönste find' ich fade,
Selbst die Jüngste sind ich alt.

Sie, mein Fräulein, ſind paſſable,
G'wiſſermaßen malitiös,
Dieſes ſind' ich convenable,
Dieſes ſind' ich ganz pompös.

Drum, mein Fräulein, eine Frage,
Iſt noch Dero Herz vacant?
Morgen über vierzehn Tage
Da verſchenk ich meine Hand.

Das Leben ein Kartenſpiel.

Das Leben gleicht dem Kartenſpiel,
Gewinnen iſt des Menſchen Ziel,
Und überall in dieſer Welt
Iſt Trumpf und Matador das Geld.

Und hat ein Mann der Trümpfe viel,
Nicht zu verlieren iſt das Spiel,
Denn wär er dumm auch wie ein Vieh,
Gewinnt er dennoch die Parthie.

Doch wenn man keine Trümpfe hat,
So wird man ohne Zweifel matt,
Man paßt und paßt auf beſſres Glück,
Verwünſcht, verlierend, ſein Geſchick.

So gut man auch das Spiel verſteht,
So wird man immer doch la bête,
Oft weiß man keinen Troſt mehr ſich,
Dann iſt der Tod der letzte Stich.

Ein Großer ſpielet Imperial,
Gewinnen will er allemal,
Auch Zwicken kann er, wenn er will,
Ich ſpiel' Patience und ſchweige ſtill.

Der Egoiſt ſpielt Solo gern,
Von Mariage leben junge Herr'n,
Zu Préférance nur der ſich ſchickt,
Der viel ſich ſchmiegt und viel ſich bückt.

Das Boſton iſt jetzt ſehr beliebt,
Weil es ſo viel zu denken giebt,
Hat man nicht Trumpf und nicht Honneur,
So kommt man leicht zu Grand-misère.

Die ſchöne Welt, die ſpielt gern Whiſt,
Man braucht dabei gar manche Liſt,
Wer etwas hat, wird invitirt,
Wer aber nichts hat, ignorirt.

Der Speculant ſpielt Écarté,
Er proponirt, wird reich in spe,
Mißglückt jedoch ſein weiſer Plan,
Dann iſt er ein geſchlagener Mann.

Commerce, das liebt der Handelsmann,
Er handelt, tauſcht, ſo lang' er kann,
Und geht das Geld ihm dann zu End',
Erklärt er raſch ſich inſolvent.

Auf Faro Jene nur vertrau'n,
Die Alles auf den Zufall bau'n —,
Die meiſten unſ'rer reichen Herr'n
Die ſpielen Schaafskopf gar zu gern.

So ſpielt faſt Jeder jetzt ein Spiel —
Gewinnen iſt der Menſchen Ziel,
Doch überall in dieſer Welt
Iſt Trumpf und Matador das Geld.

Inhalt.

		Seite
1.	Con amore	1.
2.	Mein Stern	6.
3.	Das schönste Blümlein	8.
4.	Liebchens Bild	11.
5.	Liebchens Jahreszeiten	13.
6.	Liebchens Himmelsgegenden	15.
7.	Maria's Auge	17.
8.	Liebchens Augen	20.
9.	Aeugleins Thränen	22.
10.	Liebchens Kuß	24.
11.	Liebchens Papagey	26.
12.	Liebchens Negligée	28.
13.	Vis-à-vis im Winter	29.
14.	Die vier Buchstaben	31.
15.	Fromme Wünsche	32.
16.	Florinchen	36.
17.	Ständchen	38.

18. Wache auf . . . . . 40.
19. Abschied . . . . . 44.
20. Reimquadrillen: I. Wein und Weiber . 46.
21. II. Der Liebe Sehnsucht . . . . . 50.
22. Der Champagner . . . . . 54.
23. Der Cashemir-Shawl . . . . . 58.
24. Trinklied . . . . . 61.
25. Der Untergang der Welt . . . . . 63.
26. Gecken-Antrag . . . . . 65.
27. Das Leben ein Kartenspiel . . . . . 67.

Gedruckt in der L. W. Krause'schen Buchdruckerei,
Adlerstraße Nr. 6, in Berlin.

Das
Buch der Liebe.

Von

E. M. Oettinger.

Berlin, 1833.

Verlag der L. W. Krauſe'ſchen Buchhandlung.

Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.

Seume.

Seiner Excellenz

dem Königlichen Geheimen Staatsminister für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

Herrn

Freiherrn von Stein zum Altenstein,

Ritter der höchsten Orden ꝛc. ꝛc. ꝛc.

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

E. M. Oettinger.

Minette.

Minna, kommen diese Lieder
Einmal wieder Dir zur Hand,
Setz' Dich zum Klaviere nieder,
Wo der Freund einst bei Dir stand.

Göthe.

Erſtes Lied.

Könnt' ich Worte, könnt' ich Bilder finden,
Zu beſchreiben meines Herzens Triebe;
Doch unendlich, wie der Welten Schöpfung,
Iſt der Zauberquell der erſten Liebe.

Hätt' ich, gleich dem Argus, hundert Augen,
Alle würden ſich in Deinem ſpiegeln,
Sich mit heißen Sehnſuchtszähren füllen,
Um der Liebe Seufzer zu beſiegeln.

Hätt' ich, gleich Centauren, hundert Arme,
Alle würden liebend Dich umfaſſen,
Alle an mein pochend Herz Dich drücken,
Selbſt im Todeskampf nicht von Dir laſſen.

Hätt' ich tauſend Herzen zu verſchenken,
Alle würden nur für Eines ſchlagen,
Fühlen meiner Liebe ſüße Schmerzen,
Mit mir glauben, hoffen, lieben, zagen.

Hätt' ich, Gott gleich, Millionen Seelen,
Alle hingen liebend an der Deinen,
Alle würden sich mit Dir verschmelzen,
Und mit ihr auf ewig sich vereinen.

Hätt' ich so viel Kehlen, so viel Stimmen,
Wie des Waldes schnellbeschwingte Chöre,
Alle würden Deine Anmuth singen,
Preisen Deiner Tugend keusche Ehre.

Könnt' vom Himmel ich die Sterne pflücken,
Weben würd' ich sie zum Strahlenkranze,
Und sie drücken auf den Schnee der Stirne,
Dich umflechten mit Madonnenglanze.

Könnt' ich Worte, könnt' ich Bilder finden,
Zu beschreiben meine Gluthen-Triebe;
Doch unendlich, wie der Welten Schöpfung,
Ist der Zauberquell der ersten Liebe.

Zweites Lied.

Wer malet meiner Hölle ſchwarze Qualen,
Wer malet meines Himmels roſ'ge Luft!
Des ſchönſten Sternes glanzumfloſſ'ne Strahlen,
Sie ſanken in das Eismeer meiner Bruſt.

Ich hab' das Aug' zum Stern emporgewendet,
Und blickte ihn mit frommer Ehrfurcht an,
Da hat der Stern den heißen Strahl geſendet,
Und meines Herzens Friede ſeufzt im Bann.

Denn dieſer Stern iſt eines Engels Auge,
In dem erblühet meiner Liebe Mai,
Aus dem ich Wonn' und Tod und Leben ſauge,
Und den ich liebe bis zur Raſerei.

Zu ihm trägt mich der Sehnſucht Aargefieder,
Er iſt mir Kirche, Andacht, Himmel, Gott,
Doch neidiſch ſpottet Echo meiner Lieder,
Nennt ihn der Seele Folter und Schaffot.

Soll ich denn nimmer froh und nimmer heiter
Gefunden in der Hoffnung Wonnemeer,
Weil auf des Glückes vielgestufter Leiter
Ich tausend Sprossen tiefer steh', als er?

O nimmer tödt' ich meiner Liebe Dürsten,
Ja geißelt man mich auch mit bitterm Spott;
Verehren darf der Bettler seinen Fürsten,
Und lieben darf der kleinste Wurm den Gott.

Drittes Lied.

Sagt es ſelbſt, ihr lieben Frauen,
Sagt's ihr Dichter, die ihr ſingt,
Giebt's auf Erden einen Namen,
Der ſo ſüß wie Minna klingt?

Liegt nicht in dem Namen Minna
Milde Minne-Melodie,
Quillt nicht aus dem kleinen Rahmen
Anmuth, Reiz und Poeſie?

Minna! Dieſer holde Name
Iſt ein mächt'ger Talisman,
Der, gleich einem Zauberworte,
Eine Welt bezaubern kann.

Minna heißt die ſchönſte Roſe,
Minna heißt der ſchönſte Stern,
Darum hör' ich dieſen Namen:
Minna, Minna! gar zu gern.

Minna, Minna! diesen Namen
Ruf' ich aus Millionen Mal,
Um zu wecken meine Wonne,
Um zu tödten meine Qual.

Minne ist der holde Name,
Der so süße Wunden schlägt,
Den noch Keiner hat vergessen,
Weil er tief in's Herz geprägt.

Viertes Lied.

Selbſt der Dümmſte muß es ſehen,
Daß ich ein Verliebter bin,
Wo ich gehe, wo ich ſtehe,
Schreib' ich Liebchens Namen hin.

Schneid' ihn in die Fenſterſcheiben,
In der Bäume Rinden ein,
Male ihn auf Roſenblätter,
Auf Papier und Marmorſtein.

Schreibe ihn auf jede Mauer,
Zeichne ihn auf jede Wand,
Wenn ich in den Garten gehe,
In des Bodens lockern Sand.

Neulich ſchrieb ich auf die Erde
Minna, Minna — gleich darauf
Sproßte aus dem Schooß der Erde
Ein Vergißmeinnicht herauf.

Ach, dies wunderholde Blümchen
Hat so treu mich angeblickt,
Daß ich es voll heißer Liebe
Küssend habe abgepflückt.

Glaube nicht, mein süßes Leben,
Was die Lästerzunge spricht;
Wer kann Minna wohl vergessen,
Minna, das Vergißmeinnicht?

Fünftes Lied.

In des Liebchens holdem Namen
Wohnet überird'ſche Kraft,
Die, gleich einer mächt'gen Feye,
Wunder über Wunder ſchafft.

Siehſt Du dort die Trauerweide?
(Einſam ſtand ſie, ganz allein.)
In die Rinde dieſer Weide
Schnitt ich Liebchens Namen ein.

Sieh! da hebt die Trauerweide,
Die der Winter faſt entlaubt,
Außer ſich vor Luſt und Wonne,
Blitzſchnell ihr geſenktes Haupt.

Schüttelt ab die alten Blätter,
Hüllet ſich in friſches Grün,
Fängt vor ausgelaſſ'ner Freude
Im December an zu blüh'n.

Viele Tausend Nachtigallen,
Die in fernem Nest gehockt,
Fliegen eilig hin zur Weide,
Nur von Minna hingelockt.

Wiegen sich auf Baumes Zweigen,
Hauchen Lust und Klage aus,
Flöten zarte Minnelieder,
Bauen hier sich Zelt und Haus.

Vögel sind aus fernen Zonen
Singend, schmetternd angelangt,
Alle wollen da nur wohnen,
Wo des Liebchens Name prangt.

Minna, dieser holde Name
Ist ein mächt'ger Talisman,
Der selbst Alles, was unmöglich,
Dennoch möglich machen kann.

Sechſtes Lied.

Raphael, Correggio,
Reni, Titian, Angelo,
Gebt mir eurer Pinſel Kraft,
Leiht mir eurer Farben Saft,
Malen will ich dann ein Bild,
Wunderhold und engelmild . . .
Alle Reize einzuſaugen,
Wünſch' ich mir des Argus Augen.

Petrarca und Boccacio,
Taſſo, Metaſtaſio,
Schenkt mir Eurer Worte Macht,
Leiht mir Eurer Bilder Pracht,
Malen will ich eine Fee,
Von der Locke bis zur Zeh' . . .
Alle Reize einzuſaugen,
Wünſch' ich mir des Argus Augen.

Zahllos, wie der Sterne Heer,
Sind der Reize Pfeil und Speer,
Die mir ſüßem Liebesſchmerz
Tief verwunden jedes Herz.
Und für all' der Reize Fund
Hab' ich, ach! nur einen Mund!
So viel Reize einzuſaugen,
Wünſch' ich mir des Argus Augen.

Aller Sprachen Wörterſchwarm
Iſt zu nüchtern, iſt zu arm,
Um zu malen, wahr und rein,
Ihrer Schönheit Heil'genſchein;
Und für dieſe Perlenſchnur
Hab' ich, ach! zwei Augen nur!
So viel Reize einzuſaugen,
Brauch' ich Myriaden Augen.

Siebentes Lied.

Aus Deiner Augen Vollmondsnacht
Der Stern der lieben Liebe lacht.

Aus Deiner Wimpern Seidenſaum
Bricht eines Aetna's Lavaſchaum.

In Deinem ſüßen Silberblick
Schläft meines Lebens höchſtes Glück.

Auf Deiner Wangen Lilienbeet
Der Schmuck der loſen Roſen ſteht.

Auf Deiner Lippen weichem Schooß
Der Purpur pranget fleckenlos.

In Deines Mund's Rubinenflur
Glänzt eine dichte Perlenſchnur.

Aus Deiner Mienen Harmonie
Quillt milde Minne-Melodie.

Aus Deiner Stimme Zauberklang
Tönt ſüßer Nachtigallenſang.

Auf Deines Halſes Schwanenkleid
Sich Lilie an Lilie reiht.

In Deiner Locken loſem Tanz
Erglänzt des ſchönſten Goldes Glanz.

Auf Deines Buſens Wellenſpiel
Der ſpröde Schnee der Alpen fiel.

In Deines Nackens Silberfluth
Ein blendendweißer Marmor ruht.

Auf Deines Armes Schneegefild'
Ruht Alabaſters Spiegelbild.

Durch Deine zarte Sammethaut
Das Veilchenblau der Adern ſchaut.

Auf Deiner Finger Roſenſtiel
Des Thaues friſche Thräne fiel.

Ja, Deines Körpers Zauberbild
Iſt aller Reize Wappenſchild.

Achtes Lied*).

Ich kenn' ein Blümlein ſchön und zart,
Es feſſelt mächtig Aller Blick,
Doch jedes Aug', das es gewahrt,
Weint früh um hingewelktes Glück;
Kein Blümlein will gefallen mehr,
Wenn man das Eine hat geſeh'n,
Denn aller Blümlein buntes Heer
Muß ihm die Krone zugeſteh'n.

Du armes Veilchen, klage laut,
Dein herrlich Blau gehört nun ihm,
Es hat zwei Himmel aufgebaut,
Bewohnt von tauſend Cherubim;
In ſeinen Augen Veilchen blüh'n,
Die ſchöner, als die andern ſind,
Denn Sterne, wie die Sonnen glüh'n
In dieſem Zauberlabyrinth.

*) Componirt von Rudolph Gernlein.

Du liebe Roſe, ſenk' dein Haupt,
Dies Blümelein verdunkelt dich,
Es hat den Scharlach dir geraubt,
Und ſchmückt damit das Mündchen ſich;
Selbſt dein Aroma nahm es dir,
Schwang kühn ſich auf der Düfte Thron,
Ein Hauch von ihm gleicht dem Zephyr,
Erſtürmend eine Roſenlegion.

Du fromme Lilie, ſtill' den Gram,
Vergiß, was nicht zu ändern geht,
Der Schmuck, den dir das Blümlein nahm,
Blüht jetzt auf ſeiner Wangen Beet;
Laß ihm das holde Unſchuldskleid,
Es leiht ihm heil'ge Majeſtät,
Wenn Schaam den Purpur darauf ſtreut,
Den ſie den Roſen abgemäht.

Von allen Blümlein auf der Flur
Nahm es das Schönſte ſich zur Zier,
Drum iſt's das liebſte Kindlein der Natur,
Das Allerliebſte iſt es mir!
Ach! wär ich doch ein Schmetterling,
Ich flög' nur zu dem Einen hin,
Und wenn es gar zu pflücken ging,
Wie herzlich froh wär' dann mein Sinn.

Neuntes Lied.

Ich hab' voll innigem Verlangen
Zwar ſchon in manches Aug' geblickt,
Und dort mit wonnigſüßem Bangen
Manch liebes Veilchen abgepflückt;
Doch kann mich Eins nur noch berücken,
Das Eine, das ſo himmliſch iſt . . .
Von allen Augen, die entzücken,
Hold-Liebchens Aug' das ſchönſte iſt.

In dieſem Aug' erglänzt die Sonne,
In dieſem Aug' erglüht ein Stern,
Der mich mit Paradieſes-Wonne
Gefeſſelt ſchon von weiter Fern;
Um ſeine Strahlen abzupflücken,
Man Alles um ſich her vergißt . . .
Von allen Augen, die entzücken,
Hold-Liebchens Aug' das ſchönſte iſt.

In dieſes Auges Sterngewimmel
Wohnt eine hehre Zauberkraft;
Aus ihrem Quell ſaug' ich den Himmel
Und treuer Liebe Nectarſaft.
Zu dieſem Himmel aufzublicken
Mein Auge nimmermehr vergißt . . .
Von allen Augen, die entzücken,
Hold-Liebchens Aug' das ſchönſte iſt.

Zehntes Lied.

Ein Stern ſprach zu dem Andern,
Im Himmel freuts mich nicht,
Laß uns zur Erde wandern,
Dort leuchte unſer Licht!

Hier oben in dem Himmel
Da ſieht man uns ja nicht,
Denn in dem Sterngewimmel
Verſchwimmet unſer Licht.

Drum eilig hin zur Erde,
Dort iſt der Sieg gewiß,
Denn auf dem Menſchenheerde
Herrſcht noch viel Finſterniß.

Und beide Sterne neigen
Zur Erde ſich herab,
Und beide Sterne ſteigen
In Minnas Augen ab.

Kein Wunder, daß ihr Auge
So rein, ſo klar, ſo hell!
Denn Liebchens Himmels-Auge
Iſt ja ein Stern-Hotel.

Drum nenn' ich Minna's Auge
Hotel zum goldnen Stern,
Und wohn' in ihrem Auge
Ach! für mein Leben gern.

Eilftes Lied.

Ein Panorama iſt Dein Sternenaug',
In ihm — da dreht ſich meine ganze Welt,
Woraus ich Wonne, Luſt und Liebe ſaug',
Die beſſer als der Himmel mir gefällt.

Wie düſter iſt der ſchönſte Maientag
Gen Deines Auges lichter Sternen-Nacht;
Hier tönt der Nachtigallen ſüßer Schlag,
Hier blüht der Frühlingsblumen holde Pracht.

Hier weht der Liebe ſüßer Ambraduft,
Hier prangt der Frauentreue feſter Thron,
Hier ſteht der Thränen ſchöne Perlengruft,
Hier ruht der Minne neidenswerther Lohn.

Hier ſtrahlt der Seele ſchönes Spiegelbild,
Hier ſchaukelt ſich der kleine Liebesgott,
Hier blitzt der Unſchuld heil'ges Flammenſchild,
Hier ſegelt Amors rüſt'ge Kriegesflott'.

Hier rauſcht der Amouretten Flügelpaar,
Hier funkelt Aphroditens Zauberkron',
Hier tanzt der Reize kecke Sylphenſchaar,
Hier tönt des Herzens frommer Harfenton.

Ein Panorama iſt Dein Sternenaug',
In ihm, da dreht ſich meine ganze Welt,
Woraus ich Wonne, Luſt und Liebe ſaug',
Die beſſer als der Himmel mir gefällt.

Zwölftes Lied.

Mein Liebchen hat ein Aeugelein,
So wunderhold, ſo wunderſchön,
So leuchtend, ſo cryſtallenrein,
So blau hab' ich noch keins geſeh'n.

Minettens Aug' iſt eine Welt,
In der ein mächtig Weſen thront,
Es iſt ein blaues Himmelszelt,
In dem die reinſte Sonne wohnt.

Minettens Auge iſt ein Gott,
Der glauben, hoffen, lieben lehrt,
Ohnmächtig iſt der kalte Spott,
Fürwahr, er bleibt anbetenswerth.

Minettens Aug' — ein Paradies,
Bewohnt von einem Engelheer,
Das ſeiner Unſchuld golden Vließ
Bewacht mit Bogen, Pfeil und Speer.

Minettens Aug' iſt ein Corſar,
Des Herzens Ruh' ſteckt er in Brand,
Den Frieden raubet der Barbar,
Er plündert Sinne und Verſtand.

Minettens Auge iſt ein Stahl,
Der ſelbſt dem Steine Feuer giebt,
Wer es geſeh'n ein einzig Mal,
Der hat gelebt, der hat geliebt.

Minettens Aug' iſt ein Pokal,
Credenzend ſüßen Nectarſaft,
Baut er ein üppig Feenthal,
In dem er tauſend Wonnen ſchafft.

Minettens Auge iſt ein Blitz,
Er ſchlägt in Aller Herzen ein,
Schnell zündend, wie der leichte Witz,
Muß man trotzdem doch gut ihm ſein.

Minettens Aug' iſt ein Demant,
Der Strahlen wirft, der Sonne gleich;
Juwelen ſind bloß eitler Tand,
Nur ſolch ein Schatz macht wahrhaft reich.

Minettens Aug' — ein Wallfahrtsort,
Es pilgert hin jedweder Blick,
Und froh und heiter zieht er fort,
Erquickt durch reines Seelenglück.

Minettens Aug' ein Wurfſpieß iſt,
Er wählt zur Scheibe Herzen ſich,
Ach! wüßt' ich doch nur eine Liſt,
Daß ſie dies Auge würf' auf mich!

Dreizehntes Lied.

Feuerräder, Demantſonnen,
Flammenſterne, Gluthenmeer,
Liebesquellen, Zauberbronnen,
Wonnewinker, Freudenheer.

Engeldivan, Amorbettchen,
Himmelsmuſchel, Paradies,
Lieberzünder, Herzenskettchen,
Schönheitskronen, golden Vließ.

Perlenwiegen, Thränenzeuger,
Amethyſt und Veilchenbeer,
Zornbeſänft'ger, Mißmuthbenger,
Talisman und Amuleth.

Phöbuswagen, Strahlengießer,
Eiszerſchmelzer, Sonnenſchild,
Haßbezwinger, Friedensſchließer,
Himmelsrahmen, Götterbild.

Frühlingshimmel, Sonnenwogen,
Feenhain und Frühlingsthal,
Amorpfeil und Amorbogen,
Und der Pſyche Eskurial.

Herzensherold, Seelenſpiegel,
Liebesbote, Liebesbrief,
Liebconvert und Liebesſiegel,
Liebsadreſſe, Hieroglyph.

Vierzehntes Lied *).

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Sprich, warum weineſt Du?
Was trübte Deinen Sonnenſchein,
Was ſtörte Deine Ruh?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn ſtellſt Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Erzähl' mir Deinen Gram,
Wer mag der kühne Räuber ſein,
Der Dir den Frieden nahm?

*) Componirt von Lorenz Lehmann.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
So thränenvoll Dein Blick?
Weinst Du vielleicht, hold Liebchen mein,
Um abgeblühtes Glück?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Errieth ich Deinen Schmerz?
Vergönne, daß ich mit Dir wein',
Gebrochen iſt mein Herz.

Fünfzehntes Lied.

Meines Liebchens Augenwimpern
Fallen oft ſo mild und leis,
Wie die mitternächt'gen Schatten
Auf der Wange lichtes Weiß.

Wenn ſich dieſe Schatten ſenken
Auf des Auges holde Pracht,
Gehet meine Sonne unter,
Steigt herauf die öde Nacht.

Aeugleins gold'ne Seidenfäden,
Oft mit Thränen angefüllt,
Weben einen Wolkenſchleier,
Der den Himmel mir verhüllt.

Küſſen möcht' ich dieſe Wolken,
Wenn mit Thränen ſie gefüllt,
Küſſen ihres Auges Muſchel,
Wenn die Perle ihm entquillt.

Wie beneid' ich dieſe Wimpern
Um der Thränen ſüßen Thau,
Der in zarten Perlentropfen
Strömet aus des Himmels Blau.

Wie beneid' ich dieſe Perlen,
Die vom ſchönſten Aug' geweint,
Das in ſeiner Himmelswiege
Sonn' und Mond und Stern' vereint.

Oeffnet euch, ihr lieben Wimpern,
Zeigt mir meines Himmels Bild,
Das mit Luſt und Schmerz und Wonne,
Das mit Liebe mich erfüllt.

Schließt euch nicht, ihr lieben Wimpern,
Gönnt mir ihres Auges Licht,
Das Millionen heit're Sterne
In mein bleiches Leben flicht.

Sechzehntes Lied.

Wenn ich ins Aeuglein ſeh',
Fühl' ich des Himmels Näh',
Wo im azurnen See
Badet die ſchönſte Fee.

Wenn ich ins Aeuglein ſchau',
Seh' ich der Sterne Gau,
Schlürf' ich der Thränen Thau,
Pflück' ich der Veilchen Blau.

Wenn ich ins Aeuglein ſeh',
Wird mir ſo wohl, ſo weh,
Daß ich, wie Thau und Schnee,
Vor Luſt und Schmerz vergeh'.

Guck' ich ins Aeugelein,
Blinkend wie Edelſtein,
Schmilzt meines Herzens Pein,
Träum' ich ein Gott zu ſein.

Siebzehntes Lied *).

Die ſchönſten aller Roſen
Verſchwanden von der Flur;
Der Zephir, der ſie liebte,
Verfolgte ihre Spur.

Da rief ihm nach die eine:
Die wohnen ja ſchon lang'
Im ſeeligſten Vereine
Auf Minna's Roſenwang'.

Schnell fliegt er in ihr Grübchen,
Und frägt ſie keck und frei:
Ob wohl dies kleine Stübchen
Noch zu vermiethen ſei?

*) Componirt von Rudolph Gernlein.

„Mein kecker Freund, dein Kosen
Das, glaub' mir, brauch ich nicht,
Hab' Zimmer wohl für Rosen,
Doch für den Zephir nicht.

Achtzehntes Lied.

Ohn' Ende weilt mein Auge
Auf ihren Purpurmund,
Mit meinen Blicken ſauge
Ich ſeine Roſen wund.
Wie ſchön ſind ihre Lippen,
Wie würzig, ſüß und roth!
O könnt' ich Küſſe nippen,
Dann küßte ich ſie todt.

Der Lippen weicher Sammet:
Ein ſchönes Morgenroth,
Das mir entgegenflammet
In Nacht und Noth und Tod.
Wie ſchön ſind ihre Lippen,
Wie würzig, ſüß und roth!
O könnt' ich Küſſe nippen,
Dann küßte ich ſie todt.

Ihr Mund iſt eine Halle,
Worin Granaten glühn,
Wo Perle und Koralle
Im ſchönſten Schmuck erblühn.
Wie ſchön ſind ihre Lippen,
Wie würzig, ſüß und roth!
O könnt' ich Küſſe nippen,
Dann küßte ich ſie todt.

Ihr Mund iſt eine Rebe,
Ihr Kuß ein ſüßer Wein,
Ich möcht', ſo wahr ich lebe,
Der Küſſe Winzer ſein.
Wie ſchön ſind ihre Lippen,
Wie würzig, ſüß und roth!
O könnt' ich Küſſe nippen,
Dann küßte ich ſie todt.

Neunzehntes Lied *).

Die Wonne aller Wonnen
Giebt Liebchens ſüßer Kuß;
In ſeinem Zauberbronnen
Liegt himmliſcher Genuß.
Ein Küßchen auf die Augen,
Ein Küßchen auf den Mund,
Kann dieſe Luſt ich ſaugen,
Wird's kranke Herz geſund.

Das Küſſen iſt mein Leben,
Mein Leben iſt ein Kuß,
Doch Liebchens Küſſe geben
Mir Paradies-Genuß.
Ein Küßchen auf die Augen,
Ein Küßchen auf den Mund,
Kann dieſe Luſt ich ſaugen,
Wird's kranke Herz geſund.

*) Componirt von Lorenz Lehmann.

Mein Herz, von Gram zerriſſen,
Iſt ein verwelktes Blatt;
Ach! ewig möcht' ich küſſen,
Denn nimmer werd' ich's ſatt.
Ein Küßchen auf die Augen,
Ein Küßchen auf den Mund,
Kann dieſe Luſt ich ſaugen,
Wird's kranke Herz geſund.

Zwanzigstes Lied.

Alter Bacchus, geh', behalte
Deiner Trauben Purpursaft,
Matt und fade sind die Reben
Gen der Küsse Zauberkraft.

Liebchens Küsse sind Tokayer,
Gluthvoll wie der Sonne Kuß;
Sie erwärmen, sie erquicken,
Wecken wonnigen Genuß.

Alter Bacchus, geh', behalte
Deiner Trauben Purpursaft,
Matt und fade sind die Reben
Gen der Küsse Zauberkraft.

Liebchens Küsse sind Champagner,
Süßer als der Lilie Duft,
Sie berauschen, sie betäuben,
Führen Sorg' und Gram zur Gruft.

Alter Bacchus, geh', behalte
Deiner Trauben Purpursaft,
Matt und fade sind die Reben
Gen der Küsse Zauberkraft.

Frauenmilch sind Liebchens Küsse,
Würzig, wie der Nelke Blut,
Heilend, wie des Balsams Milde,
Ueppig, wie der Rose Gluth.

Alter Bacchus, geh', behalte
Deiner Trauben Purpursaft,
Matt und fade sind die Reben
Gen der Küsse Zauberkraft.

Weine, die bekommt ein Jeder,
Aber Niemand einen Kuß;
Mir nur schenkt mein treues Liebchen
Ihrer Küsse Hochgenuß.

Alter Bacchus, geh', behalte
Deiner Trauben Purpursaft,
Matt und fade sind die Reben
Gen der Küsse Zauberkraft.

Einundzwanzigſtes Lied.

Das Liebſte, Schönſte, Allerſchönſte
Von ihrer Reize Sylphenſchaar,
Iſt doch, ſo wahr ich leb' und liebe,
Ihr goldgelocktes Ringelhaar.

O ſehet, wie die weiche Welle
Den zarten Perlenhals umſchließt,
Wie, aufgelöſ't in luft'ge Ringe,
Sie bis zum Knie herniederfließt!

Viel weicher, als die weichſte Seide,
Viel ſüßer, als der Roſe Duft,
Iſt ihrer Haare Zephirſäuſeln,
Iſt ihrer Locken Frühlingsluft.

Giebt es was Schön'res wohl auf Erden,
Als ihrer Haare Wellentanz?
Giebt es was Schön'res wohl im Himmel,
Als ihrer Locken Sonnenglanz?

O welche Luſt, o welch Entzücken,
Zu wühlen in der Locken Fluth,
Zu fiſchen aus den gold'nen Wellen
Der höchſten Wolluſt Zauberglut.

Um in der Locken Kranz zu wühlen,
Löſ' ich das himmelblaue Band,
Zertheile dann die dichten Flechten
Und winde ſie um meine Hand.

Um lichte Perlen einzuflechten
In ihrer Haare reichen Schacht,
Beneh' ich mit des Auges Fluthen
Der Locken Füll', der Locken Pracht.

Das Liebſte, Schönſte, Allerſchönſte
Von ihrer Reize Sylphenſchaar,
Iſt doch, ſo wahr ich leb' und liebe,
Ihr goldgelocktes Ringelhaar.

Zweiundzwanzigſtes Lied.

Liebchens gold'ne Locken locken
Mich in liebes Liebesnetz,
Von den Flechten feſt umflochten,
Iſt ihr Wille mir Geſetz.

Liebchens Aug' iſt eine Sonne,
Ihre Stirn ein Baldachin,
Und die Locken ſind die Wolken,
Die daran vorüberzieh'n.

Liebchens Hals gleicht einem Schwane,
Blendend wie der friſche Schnee,
Und die loſen Locken tanzen
Wie die Wogen auf der See.

Liebchens gold'ne Locken locken
Mich in liebes Liebesnetz,
Von den Flechten fest umflochten,
Ist ihr Wille mir Gesetz.

Dreiundzwanzigſtes Lied *).

Aus des Winters Silberlocke
Fiel, des Sieges ſich bewußt,
Eine blendendweiße Flocke
Auf des Liebchens Schwanenbruſt.

Und die Flocke triumphirte,
Glaubte weißer noch zu ſein,
Als ihr Buſen, doch ſie irrte
Und ſah bald den Irrthum ein.

Denn als brüſtend jene Flocke
Auf des Liebchens Buſen lag,
Stach ſie ab von ſeinem Glanze
Wie die Nacht vom jungen Tag.

Eitelkeit iſt zwar kein Laſter,
Doch das Flöckchen war ein Thor,
Gegen Buſens Alabaſter
War der Schnee ein armer Mohr.

*) Componirt von Rudolph Gernlein.

Flocke fing ſich an zu ſchämen,
Flocke wurde feuerroth,
Flocke fing ſich an zu grämen,
Flocke grämte faſt ſich todt.

Plötzlich brach des Buſens Feuer
Ueber eitlen Schnee den Stab,
Flocke, ach! zerfloß in Thränen,
Und der Buſen ward ihr Grab.

Vierundzwanzigſtes Lied.

Auf des Liebchens lichte Wange
Fällt ein rothes Roſenblatt,
Um zu ſehen, wer von Beiden
Wohl die ſchönſte Röthe hat.

Als das Blättchen ihrer Wange
Lichtes Morgenroth geſeh'n,
Sieh, da wird dem Blättchen bange,
Reuevoll will es vergeh'n.

Da kommt Schmetterling geflogen,
Küſſet Liebchens Wange heiß,
Roſenblatt ſieht ſich betrogen,
Wird vor Aerger ganz ſchneeweiß.

Grade, da vor Zorn es funkelt,
Fällt es auf die Bruſt, halbtodt,
Sieht auch hier ſich bald verdunkelt,
Wird vor Wuth ganz purpurroth.

Rosenblatt, von Zorn geröthet,
Eifert mit der Lippe Glüh'n,
Doch von ihrem Glanz getödtet,
Wird vor Neid es gelb und grün.

Lieb' hat d'rauf ein Lied geſungen,
Ihren Feind in Schlaf gewiegt,
Rosenblatt hat ausgerungen,
Und mein Liebchen hat geſiegt.

Fünfundzwanzigſtes Lied.

Mein Liebchen hat zehn Finger,
G'rad' ſo wie and're Frau'n,
Doch ſind die lieben Dinger
Wie Roſen anzuſchau'n.

Wer leiſe ſie berühret,
Fühlt ſich durch ſie beglückt,
Gefangen und gefeſſelt,
Bezaubert und entzückt.

Die Fingerlein ſind Roſen,
Von Allen heiß begehrt,
Die Nägel ſind die Dornen,
Womit ſie kühn ſich wehrt.

Sie wehrt ſich, wenn der Falter
Sie keck zu küſſen wagt,
Und wenn der Weſpe Stachel
An ihren Blüthen nagt.

O gieb mir dieſe Roſen!
Sprach ich ſchon oft galant ....
Sie reicht mir einen Finger,
Doch nie die ganze Hand.

Was nützt mir denn ein Finger!
Ich will die ganze Hand;
Verſagſt Du mir dies Händchen,
Verlier' ich den Verſtand.

Sechsundzwanzigſtes Lied.

Auf des Liebchens fünftem Finger
Steckt ein Ringlein zart und klein,
Dieſes Ringlein zu beſitzen,
Möcht' ich Liebchens Finger ſein.
Gieb dies Ringlein mir, Minette,
Gieb es mir, Du holder Stern,
Ringe werden bald zur Kette,
Deine Ketten trag' ich gern.

Liebchen liebt dies liebe Ringlein,
Zieht es nie vom Finger ab,
Liebchen nimmt dies liebe Ringlein,
Wenn ſie todt, mit ſich in's Grab.
Gieb dies Ringlein mir, Minette,
Gieb es mir, Du holder Stern,
Ringe werden bald zur Kette,
Deine Ketten trag' ich gern.

Ringlein bildet eine Schlange,
Schlangen ſind zu jeder Zeit
Treue Symbola geweſen
Von der ew'gen Ewigkeit.
Gieb dies Ringlein mir, Minette,
Gieb es mir, Du holder Stern,
Ringe werden bald zur Kette,
Deine Ketten trag' ich gern.

Giebſt Du mir, mein ſüßes Leben,
Dieſes Ringlein zart und klein,
Schwör' ich Dir bei allen Heil'gen,
Ewig, ewig Dein zu ſein.
Gieb dies Ringlein mir, Minette,
Gieb es mir, Du holder Stern,
Ringe werden bald zur Kette,
Deine Ketten trag' ich gern.

Keine Macht ſoll dann mich trennen
Von dem Ringlein zart und klein,
Und kein Gott ſoll mir entreißen
Dieſes Kleinod, ewig mein!
Gieb dies Ringlein mir, Minette,
Gieb es mir, Du holder Stern,
Ringe werden bald zur Kette,
Deine Ketten trag' ich gern.

Siebenundzwanzigſtes Lied.

Ach! voll Bewund'rung ſtand ich da,
Als ich ihr kleines Füßchen ſah
Auf einem Divan hingeſtreckt;
Es hat mit zauberiſcher Macht
Um meinen Frieden mich gebracht,
Und meine Ruh' in Brand geſteckt.

Der kleine Fuß, den ich erblickt,
Hat meine Freiheit mir zerknickt,
Zu einem Sklaven mich gemacht;
Voll Ehrfurcht beug' ich meine Knie
Vor ihrer Reize Harmonie,
Vor ihrer Schönheit Feenpracht.

Wohin mit leichtem Sylphenſchritt
Ihr liebes kleines Füßchen tritt,
Da ſprießen ſüße Roſen auf;
Die Erde, die ihr Fuß geküßt,
Vergißt, daß es jetzt Winter iſt,
Und ſchickt des Frühlings Pracht herauf.

Ihr Füßchen iſt ein Talisman,
Der Eis in Gluth verwandeln kann,
Dem jedes Kunſtſtück noch gegluckt;
Wer einmal dieſen Fuß geſeh'n,
Der wird voll Freude ihm geſteh'n:
„Du haſt die Sinne mir verrückt.“

Achtundzwanzigſtes Lied *).

Oſt und Weſten, Süd und Norden,
Find' ich, wenn ich's Liebchen ſeh;
Fühl' des Südpols heiße Gluthen,
Fühl' des Nordpols eiſ'gen Schnee.

In dem Auge thront der Oſten,
Wo ein ſchöner Morgen lacht;
Eine Sonne, ewig heiter,
Leuchtet dort in üpp'ger Pracht.

Auf den Wimpern ſchläft der Weſten,
Der die Sonne dunkel macht;
Schließen ſich die ſchwarzen Wimpern,
Ach, dann iſt es für mich Nacht.

*) Componirt von Rudolph Gernlein.

Auf den Lippen ruht der Süden;
Ach! dem Süden bin ich gut,
Denn ein Kuß von dieſen Lippen
Weckt die wärmſte Liebesgluth.

Doch im Herzen wohnt der Norden,
Eiſig, eiſig kalt iſt's dort;
Liebchen will mich nicht erhören,
Ich bin Süd und ſie iſt Nord.

Nie vereint ſich Nord mit Süden,
Nord iſt kalt und Süden brennt;
Nie vermählen ſich die Pole,
Ewig bleiben ſie getrennt.

Neunundzwanzigſtes Lied *).

Lenz und Sommer, Herbſt und Winter
Zeigt mir meines Liebchens Bild,
Jedes dieſer Kronos-Kinder
Reicht mir eine Gabe mild.

Frühling ſtrahlt des Liebchens Auge,
Schön blüht dort des Lebens Mai,
Und ein ewigblauer Himmel
Schenkt dem Kranken Arzenei.

Sommer bringt des Liebchens Wange,
Roſen glüh'n im Purpurflor,
Und ein Kranz von keuſchen Lilien
Steigt mit ſüßem Duft empor.

*) Componirt von J. Weiß.

Herbſt ſind mir des Liebchens Lippen,
Traubenglut beut mir der Mund,
Schwelgend an den heißen Kuſſen,
Wird mein krankes Herz geſund.

Winter deckt des Liebchens Buſen
Mit der Jungfrau ew'gem Schnee,
Aus den keuſchen Silberwogen
Quillt der Liebe Luſt und Weh.

Dreißigſtes Lied.

Schöne Mädchen, holde Frauen,
Machet meinem Liebchen Platz,
Denn mein Liebchen hat viel Schätze,
Doch nur einen einz'gen Schatz.

Liebchens Aug', das ſonnengleiche,
Iſt der ſchönſte Diamant,
Ach! die Funken, die er ſprühet,
Stecken jedes Herz in Brand.

Liebchens Aug', das himmelblaue,
Iſt der klarſte Amethyſt,
Oft umringt von zarten Perlen,
Die ich koſend weggeküßt.

Liebchens Haar, das glänzendblonde
Iſt, man ſieht es ohne Glas,
Reicher als das Reich Golconde,
Angefüllt mit Goldtopas.

Liebchens zartgewölbte Lippen
Sind, wer malet ihre Gluth? —
Ueppige Korallenzweige,
Wo versteckt die Perle ruht.

Wenn, von meinem Kuß geröthet,
Ihre Lippen heißer glühn,
Sind sie schöner als Granaten,
Sind sie schöner als Rubin.

Liebchens Herz, das ewigtreue,
Ist der größte Edelstein —
All' die Perlen und Juwelen,
All' die Schätze nenn' ich mein.

Schöne Mädchen, holde Frauen,
Machet meinem Liebchen Platz,
Denn mein Liebchen hat viel Schätze,
Doch nur einen einz'gen Schatz.

Einunddreißigſtes Lied.

Millionen duft'ge Reize
Weben eine Huldgeſtalt,
Die mir roſ'ge Feſſeln ſchmiedet
Durch der Schönheit Augewalt.

Wen Du einmal angelächelt,
Wen der Blitz des Auges traf,
Iſt für immerdar gefeſſelt,
Iſt für immerdar Dein Sklav'.

Wollt ihr wiſſen, holde Frauen,
Was an ihr das Schönſte ſei?
Seht des Auges ew'gen Frühling,
Seht der Wange ew'gen Mai.

Seht des Mundes Weingeländer,
Wo der Traube Purpur flammt,
Seht das goldne Netz der Locken,
Seht des Halſes Lilienſammt.

Was iſt Taſſo's Elenora,
Wenn gleich ſchön an Seel' und Leib,
Was Petrarca's edle Laura
Gegen Dich, Du Götterweib?!

Was iſt Daphne, was iſt Molly
Gegen Dich, Du Himmelskind?
Du verdunkelſt alle Frauen,
Die da waren, die da ſind.

Deine Schönheit überſtrahlet
Alles, was auf Erden lebt,
Selbſt die wunderholde Göttin,
Die als Stern am Himmel ſchwebt.

Wer Dich einmal hat geſehen,
Wer Dich einmal hat geküßt,
Der wird jubelnd Dir geſtehen,
Daß nur Du die Schönſte biſt.

Zweiunddreißigſtes Lied.

Mein Lieb' hat einen Spiegel,
Da guckt ſie oft hinein,
Drum möcht ich für mein Leben
Des Liebchens Spiegel ſein.

Wär' ich des Liebchens Spiegel,
Ich zeigt' ihr meinen Schmerz,
Und hielt ihr vor die Augen
Mein liebeglühend Herz.

Könnt' in mein Herz ſie ſchauen,
So fände ſie ihr Bild,
Das Bild, das engelſchöne,
Das mich mit Lieb' erfüllt.

Könnt' in mein Herz ſie ſchauen,
Sie wär' mir ſicher gut,
Sie würde nicht mehr zweifeln
An meiner Liebe Gluth.

Im Herzen würd' ſie leſen
Der Liebe ſüßen Gram,
Den Gram, der, ohne Schonung,
Mir Ruh' und Frieden nahm.

Und ſanft würd' ich ſie bitten:
O ſtille meinen Schmerz,
Zerbrichſt Du meinen Spiegel,
So brichſt Du auch mein Herz.

Dreiunddreißigſtes Lied *).

Ich habe einen Spiegel,
Der wie Cryſtall ſo rein,
Da gucke ich voll Neugier
Den ganzen Tag hinein.

In dieſem kleinen Spiegel
Find' ich mein Ebenbild,
Umſtrahlt von einem Glanze,
Der mich mit Stolz erfüllt.

Der Spiegel iſt die Sonne,
Die meine Nacht erhellt,
Drum lieb' ich dieſen Spiegel
Mehr als die ganze Welt.

Der Spiegel iſt das Bächlein,
Aus dem der Nectar quillt,
Der ſchnell mit Zauberkräften
All' meine Leiden ſtillt.

*) Componirt von C. Blum.

Es iſt der kleine Spiegel
Der Welten größte Zier,
Nehmt Alles, was Ihr wollet,
Doch laßt den Spiegel mir.

Der Spiegel iſt der Bronnen,
Aus dem ich Leben ſang',
Denn wiſſet, dieſer Spiegel
Iſt — meines Liebchens Aug'.

Vierunddreißigſtes Lied.

Mein Lieb' hat einen Bibi,
Der Hut iſt nicht von Stroh,
Ein Prachtſtück der Frau Löwen,
Ein Bibi comme il faut.

Der liebe, kleine Bibi,
Er ſteht ihr gar zu gut;
Trägt Liebchen dieſes Hütchen,
So ſeid auf Eurer Huth.

Denn dieſer kleine Bibi
Hat ſchon ſo manches Herz
Erfüllt mit Liebeswonne,
Erfüllt mit Liebesſchmerz.

Aus dieſem grünen Bibi
Guckt Liebchens Kopf hervor,
Wie eine Roſenknoſpe
Aus grünem Blätterflor.

In dieſem kleinen Bibi
Dünkt mir hold Liebchen mein
Ein lieblich duftend Veilchen
In grünem Moos zu ſein.

Du lieber kleiner Bibi,
Du ſchufeſt ſüße Qual,
Du biſt der kühne Räuber,
Der meine Ruh' mir ſtahl.

Ach Bibi, Bibi, Bibi,
Mußt nicht gleich böſe ſein,
Die Qual, die du bereitet,
Will ich dir gern verzeih'n.

Doch Bibi, Bibi, Bibi,
Sei ja kein loſer Schelm,
Und werde, wenn es nöthig,
Schnell ein geſchloſſ'ner Helm.

Fünfunddreißigſtes Lied.

Ein reicher Blondenſchleier
Verhüllet ihr Geſicht,
Zu dämpfen jenes Feuer,
Das aus den Augen bricht.

So wie die Sonne ſtrahlet
Durch ihren Wolkenflor,
So ſtrahlet durch den Schleier
Ihr Sonnenaug' hervor.

Wie glücklich iſt das Lüftchen,
Das dieſen Schleier neckt,
Und dann, ſo mir nichts, dir nichts,
Sich ſchelmiſch drin verſteckt.

Wie glücklich iſt der Zephyr,
Der mit dem Schleier ſpielt,
Der mit des Odems Friſche
Die Gluth der Wange kühlt.

Ach, lieber, guter Zephyr,
Verhülle ihr Gesicht,
Daß keine böse Biene
Die Rosenwange sticht.

Doch lüfte diesen Schleier,
Wenn ich sie sehen will,
Und stehl' ich ihr ein Küßchen,
Sei klug und schweige still.

Sechsunddreißigſtes Lied *).

Jeder Stern und jede Sonne,
Jeder Wolke lichtes Blau,
Jede Knospe, jede Blume,
Jede Perle, jeder Thau,
Jede Welle, jede Woge,
Die ſich um die Erde flicht,
Zeiget meinem trunk'nen Auge
Der Geliebten Angeſicht.

Ueberall, wohin ich ſchaue,
Leuchtet mir ſo freundlich mild,
Und ſo liebevoll entgegen
Ihr geliebtes ſüßes Bild.
Roſe birgts in ihrem Kelche,
Perle birgts in ihrem Kranz,
Welle birgts in ihrem Buſen,
Und der Stern in ſeinem Glanz.

*) Componirt von Carl Blum.

Höre überall, voll Staunen,
Ihrer Stimme ſüßen Klang,
Ihrer Sprache Harfentöne,
Ihrer Lieder Zauberſang.
Durch des Zephyrs leiſes Plaudern,
Durch der Lüfte ſchnell Geſchwätz,
Dringt Sirenens holde Stimme
In des Ohres lauernd Netz.

Fühle überall, voll Wonne,
Ihres Odems Frühlingsluft,
Ihres Grußes Zephyrwehen,
Ihres Kuſſes Blüthenduft:
Ueberall auf dieſer Erde
Seh' und hör' und fühl' ich ſie;
Dieſe Wonne aller Wonnen
Schenkt mir Göttin Fantaſie.

Siebenunddreißigſtes Lied.

Ein Bilderkaſten iſt mein Herz,
Gar viele Bilder wohnen drin,
Doch Du, Du himmliſch-ſchönes Bild,
Biſt aller Bilder Königin.

Ein Blumengarten iſt mein Herz,
Wo Blume ſich an Blume flicht;
Doch Du, Du holdes Blümelein,
Du bleibeſt mein Vergißmeinnicht.

Ein Vogelbauer iſt mein Herz,
Viel Vög'lein fliegen aus und ein;
Du aber biſt die Nachtigall,
Die ewig ſchlägt im Herzenshain.

Ein Wolkenhimmel iſt mein Herz,
Wo manche trübe Wolke weilt;
Doch Du, mein ſüßes Leben, biſt
Die Sonne, die ſie ſchnell zertheilt.

Ein Regenbogen iſt mein Herz,
In welchem alle Farben glühn;
Doch Du, mein wunderholder Schatz,
Biſt meiner Hoffnung liebes Grün.

Ein Dom von Sternen iſt mein Herz,
Viel Sternlein leuchten klar und mild,
Doch Du, Du roſenfarbne Fee,
Du biſt der Venus Ebenbild.

Achtunddreißigſtes Lied *).

In meines Herzens ſtiller Klauſe
Erblüht ein Wunderblümelein,
Gepflegt von meines Blutes Regen
Und zweier Augen Sonnenſchein.

Dies liebe, wunderholde Blümchen
Erfüllet mein zerriſſ'nes Herz
Mit namenloſer Himmelswonne,
Mit namenloſem Höllenſchmerz.

Es weckt ein unbegrenztes Sehnen,
Und eine wehmuthvolle Luſt,
Das Auge ſchwimmt in Freudenthränen,
Und Seufzer wogen in der Bruſt.

*) Componirt von A. Gernlein.

Es weckt und zündet Feuerflammen
Und eine glühendheiße Gluth,
Es leihet kühne Adlerſchwingen
Der Seele, die in Feſſeln ruht.

Es wandelt meines Lebens Nächte
In lichte Frühlingstage um,
Und trägt mich aus der Hölle Tiefen
Hinauf zu dem Elyſium.

* * *

Das Blümlein, das ich hier beſungen,
Iſt Menſchen und Göttern bekannt,
Es wird im gewöhnlichen Leben
Die brennende Liebe*) genannt.

---

*) Bekanntlich giebt es eine Blume, die brennende Liebe (Lychnis dioica) heißt.

Neununddreißigſtes Lied.

Wär' ich Anacreon:
Millionen lieberfüllte Minnelieder
Legt' ich demuthsvoll zu Minna's Füßen nieder,
Um die ewig jungen Reize zu beſingen,
Die wie Roſen ſich um ihre Schläfe ſchlingen.

Wär' ich Anacreon:
Ihr allein würd' ich mein ganzes Leben weihen,
Kuß an Kuß, und Lieder dann an Lieder reihen,
Um die Zauberguth der Liebe anzufachen,
Um ſo ſingend einſt unſterblich ſie zu machen.

Wär' ich Anacreon:
Aus des Auges ewig klarer Frühlingsſonne
Schöpft' ich Götterfreude, ſchöpft' ich Dichterwonne:
Worte, Blumen, Bilder, Träume, Fantaſien,
Um als Sieger in ihr treues Herz zu ziehen.

Wär' ich Anacreon:
Von der Wange duftgetränktem Roſenbeete
Pflückt' ich mir die allerſchönſte Morgenröthe,
Um mit ihrem Glanz die Seele mir zu lichten,
Liebeslieder für die Liebliche zu dichten.

Wär' ich Anacreon:
Ging' der Liebe ſüßes Lied von Mund zu Munde,
Brächte allen Welten, allen Menſchen Kunde:
Daß auf Erden eine milde Gottheit weilet,
Die mit Anacreon den Himmel hat getheilet.

Vierzigſtes Lied.

Alle Sterne, die am Himmel glühen,
Alle Blumen, die auf Erden blühen,
Alle Perlen, die im Meere liegen,
Alle Düfte, die im Kelch ſich wiegen,
Möcht' ich winden Dir zum ſchönen Kranze,
Schmücken Dich mit göttergleichem Glanze,
Dann mit liebeglühendem Vertrauen
In des Auges lichten Himmel ſchauen,
Vor Dir niederſinken und Dich fragen:
„Kannſt Du Gegenliebe dem verſagen,
Der für Dich, Du heißgeliebtes Leben,
Seines Herzens Frieden hingegeben?“

Laß Dir meine Huldigung gefallen,
Höre meiner Liebe treues Lallen,
Fühle meines Herzens stilles Sehnen,
Schaue meines Auges heiße Thränen,
Und vergönn' für das, was ich gelitten,
Gütige Gewährung meinen Bitten:
Laß mir süßem wonnigen Entzücken
Balsam mich aus Deinem Auge pflücken,
Und mit liebeforderndem Verlangen
An des Mundes süßen Trauben hangen,
Und so lang' mich Deine Reize küssen,
Bis wir küssend Beide sterben müssen.

Einundvierzigſtes Lied.

Um die Wünſche zu erfüllen,
So da hegt hold Liebchen mein,
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Blos acht Tage Herrgott ſein.

Jede Bitt' würd' ich erhören,
Wär' ſie noch ſo keck und toll,
Liebeglühend ſie beſchwören,
Daß ſie *recht viel* bitten ſoll.

Alle Welten, alle Sonnen,
Alle Sterne, die da ſind,
Alle Freuden, alle Wonnen
Brächt' ich ihr als Angebind'.

Alle Vöglein müßten ſingen
Melodien von Auber,
Ihr ein lieblich Ständchen bringen
Und dergleichen Freuden mehr.

Jede Blume, jede Pflanze
Müßte ſüßen Duft ihr weih'n,
Blum' und Blüthe ſich zum Kranze
Liebend aneinander reih'n.

Und der Blumen bunter Reigen,
Und der Bäume ſtolzes Laub
Müßte ſeine Kronen neigen
Ihr zu Ehren in den Staub.

Echo müßte wiederholen
Ihren Namen mild und hehr,
Und der Berge lange Reihe
Präſentiren das Gewehr.

Und die Meere müßten ſchicken
Ihren ganzen Perlenſchacht,
Um die Stirne ihr zu ſchmücken
Mit der Feyen reicher Pracht.

Lüfte, die vorüberrauſchen,
Müßten, eng mit ihr vermählt,
Ihre Seufzer mir belauſchen,
Mir erzählen, was ihr fehlt.

Um die Wünſche zu erfüllen,
So da hegt hold Liebchen mein,
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Blos acht Tage Herrgott ſein.

Zweiundvierzigſtes Lied.

Ging es ſo nach meinem Willen,
(Liebchen würd' es wohl verzeih'n,)
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Auf ein Stündchen Zephyr ſein.

Wär' ich Zephyr, würd' ich ſäuſelnd
Küſſen ihrer Wange Tau,
Mit geſchäft'ger Eile kräuſeln
Ihrer Haare Wellenſchlag.

Wär' ich Zephyr, würd' ich koſen
Sanft mit ihrer Reize Schaar,
Flechten blendend weiße Roſen
In ihr goldgelocktes Haar.

Würzen würd' ich alle Lüfte,
Wo mein holdes Liebchen weilt,
Streuen ſüße Balſamdüfte
Auf die Flur, die ſie durcheilt.

Alle Blumen würd' ich pflücken,
Und mit ausgelaſſ'ner Luſt
Als ein ſchön Bouquet ſie drücken
An Minettens keuſche Bruſt.

Liebend würd' ich dann umgaukeln
Ihres Buſens üpp'ge Form,
Mich auf ihrem Nacken ſchaukeln,
Und ſie küſſen — ganz enorm!

Wär' ich Zephyr, keine Stelle
Blieb' dann ungeküßt an ihr,
Selbſt des Buſens Silberwelle
Würde ſanft berührt von mir.

D'rum, ging' es nach meinem Willen,
(Würd' es Liebchen wohl verzeih'n?)
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Auf ein Stündchen Zephyr ſein.

Dreiundvierzigſtes Lied.

Jenes Büchlein möcht' ich ſein,
Das ſo gern ſie lieſ't,
Daß ſie oft die ganze Nacht
Nicht die Aeuglein ſchließt.

Und die Harfe möcht' ich ſein,
Die ſo gern ſie ſpielt,
Wenn der Liebe ſüße Pein
Ihr das Herz durchwühlt.

Und das Liedchen möcht' ich ſein,
Das ſo gern ſie ſingt,
Wenn der Thräne Honigthau
In ihr Auge dringt.

Und das Muſter möcht' ich ſein,
Das ſo gern ſie ſtickt,
Das ihr blaues Aeugelein
Zärtlich angeblickt.

Und die Karte möcht' ich ſein,
Die ſo gern ſie legt,
Wenn der Neugier Schwinge ſie
In die Zukunft trägt.

Möchte Alles, Alles ſein,
Was die Holde liebt,
Was ihr Luſt und Freude ſchafft,
Was ihr Tröſtung giebt.

Vierundvierzigſtes Lied.

Mein Liebchen ſaß am Stickbrett
Beim düſtern Lampenlicht,
Sie ſtickte eine Roſe
Und ein Vergißmeinnicht.

Dabei ſang ſie ein Liedchen,
Mit Thränen im Geſicht,
Die Thranen fielen langſam
Auf das Vergißmeinnicht.

Es funkelten die Thränen
Auf Blümleins bleichem Blau,
Wie Perlen und Juwelen,
Die hingeſtreut der Thau.

Wie glücklich iſt das Stickbrett,
Auf dem ihr Auge ruht,
Die Roſe, die ſie zeichnet,
Geräth dadurch in Gluth.

Wie glücklich iſt das Blümlein,
Das ihre Thränen trinkt,
Wie grauſam jenes Schickſal,
Das ſie zum Weinen zwingt.

O wär' doch ich die Gaze,
Die ihre Thränen fängt,
O wär' doch ich die Roſe,
Durch ihren Blick verſengt!

Fünfundvierzigſtes Lied.

Mein Liebchen ſtand im Garten,
Im Garten, der ſo nett,
Und band ſich für ihr Mieder
Ein liebliches Bouquet.

Sie pflückte Nelk' und Roſe
Und Myrth' und Thymian,
Und Veilchen und Reſeda,
Jasmin und Majoran.

Und jede dieſer Blumen
War ſtolz und hoch entzückt,
Weil ſie, o Himmelswonne!
Von Minna's Hand gepflückt.

Wie neidenswerth das Sträußchen,
Das bald ſo hoch beglückt,
Mit ſeinen bunten Blüthen
Den ſchönſten Buſen ſchmückt.

O wär' doch ich die Blume,
Die ihre Hand gekniekt,
O wär' doch ich das Sträußchen,
Das duftend ſie erquickt.

Und welket auch dies Sträußchen,
Verblüht's auch mit der Zeit,
An ihrer Bruſt zu ſterben
Iſt mehr als Seligkeit.

Sechsundvierzigſtes Lied.

Liebe Roſe, laß dich pflücken,
Pflücken in der Blüthenzeit;
Deiner Blätter ſüße Fülle
Sei der ſchönſten Frau geweiht.

Schmücken ſollſt du, liebe Roſe,
Meine wunderholde Fee,
Und mit ſüßem Dufte netzen
Ihres Buſens keuſchen Schnee.

Süße Roſe, laß dich pflücken,
Pflücken in der Blüthenzeit;
Deiner Blätter ſüße Fülle
Sei der ſchönſten Frau geweiht.

Schmücken ſollſt du, ſüße Roſe,
Ihrer Locken Ringeltanz,
Heit're Farbentöne flechten
In den dunkeln Myrthenkranz.

Loſe Roſe, laß dich pflücken,
Pflücken in der Blüthenzeit;
Deiner Blätter ſüße Fülle
Sei der ſchönſten Frau geweiht.

Schmücken ſollſt du, loſe Roſe,
Ihres Kleides Blumenſaum;
Tief gebeugt zu ihren Füßen
Träumen einen Götterraum.

O wie glücklich ſeid ihr Roſen,
Wie beneid' ich euer Loos!!
Wachſen werdet ihr und blühen
In der Schönheit Grazienſchooß.

Liebe, ſüße, loſe Roſe,
Holder Liebling der Natur,
Bring ihr Grüße, bring ihr Küſſe
Von dem treuen Troubadour.

Siebenundvierzigſtes Lied.

Lieb' hat eine Philomele,
Deren Kehle ſo bethört,
Daß ſie Jeder küſſen möchte,
Der ihr einmal zugehört.
Philomele, Philomele,
Liebes, ſüßes, luſt'ges Ding,
Laß ertönen deine Kehle,
Philomele ſing', ſing', ſing'.

Neulich hat ich Philomelen,
Ach erheit're ihren Sinn,
Hab' die Gür' ihr zu erzählen,
Wie ich ihr ergeben bin.
Philomele, Philomele,
Liebes, ſüßes, luſt'ges Ding,
Laß ertönen deine Kehle,
Philomele ſing', ſing', ſing'.

Setz dich auf das ſeidne Mieder,
Küſſe ihre holde Bruſt,
Singe ſüße Liebeslieder,
Sing' der Liebe Götterluſt.
Philomele, Philomele,
Liebes, ſüßes, luſt'ges Ding,
Laß ertönen deine Kehle,
Philomele ſing', ſing', ſing'.

Singe, daß ſie den erhöre,
Der ſie treu und innig liebt,
Daß ſie Liebe dem gewähre,
Der für ſie ſein Leben giebt.
Philomele, Philomele,
Liebes, ſüßes, loſes Ding,
Laß ertönen deine Kehle,
Philomele ſing', ſing', ſing'.

Nachtigall hat ſie bezwungen,
Nachtigall hat ſie bekehrt,
Philomele hat geſungen,
Lieb' hat ſie und mich erhört.
Philomele, Philomele,
Liebes, ſüßes, luſt'ges Ding,
Alles dank' ich deiner Kehle,
Philomele ſing', ſing', ſing'.

Achtundvierzigſtes Lied.

Ein Stern, den zum Vertrauten
Ich einſt mir auserwählt,
Hat tückiſch das verrathen,
Was treu ich ihm erzählt.

Der Stern, der hat's dem Monde,
Der Mond der Sonn' geſagt,
Die Sonne hat's der Erde,
Die Erd' dem Meer geklagt.

Das Meer, das hat's dem Winde,
Der Wind der Luft geklagt,
Die Luft hat es dem Berge,
Der Berg dem Thal geſagt.

Der Wald, der Quell, die Wieſe
Hat ſich hinzugeſellt,
Drum weiß mein ſüß Geheimniß
Jetzt ſchon die ganze Welt.

Du böſer Stern da oben,
O wärſt du ſchon erblaßt!
Auf ewig bin ich böſe,
Weil du geplaudert haſt.

Neunundvierzigſtes Lied.

Ein Dichter hat geſungen:
„Die Sterne lügen nicht,“
O leget auf die Worte
Nicht allzugroß Gewicht.

Mein Stern hat mir verſprochen,
Auf ewig ſtumm zu ſein,
Er hat ſein Wort gebrochen,
Verrathen meine Pein,

Du falſcher Stern da oben,
Geh, laß dich nie mehr ſchau'n,
Da du ſo frech verletzet
Mein heiligſtes Vertrau'n.

Du falſcher Stern da oben,
Sag', ſchämſt du dich denn nicht?
Verhüll' in finſt're Wolken
Dein falſches Angeſicht.

O trauet nicht den Sternen,
Die Sterne plaudern gern,
Der Stern, dem ich getrauet,
Er war mein — Unglückstern.

Fünfzigſtes Lied.

Mein Lieb' iſt eine Roſe,
Die alle Roſen ſchlägt,
Und ich, ich bin der Stengel,
Der ſie auf Händen trägt.

Es iſt die liebe Roſe
Mit holdem Reiz geſchmückt,
Noch Keiner hat ein Blättchen
Aus ihrem Kelch gepflückt.

Es ſtaunen alle Menſchen
Die ſchöne Roſe an,
Doch mich, den armen Stengel,
Schaut keine Seele an.

Man bricht die ſchöne Roſe
Und wirft den Stengel hin,
Dies, Freunde, iſt die Urſach,
Warum ich traurig bin.

Die Roſe ohne Stengel,
Sie wird geliebt, geehrt,
Doch Stengel ohne Roſe
Iſt ſehr beklagenswerth.

Drum falle, liebe Roſe,
Ja nicht vom Stengel ab,
Sieh' nicht ſo ſtolz und ſpröde
Auf deinen Knecht herab.

Einundfünfzigſtes Lied.

Setz dich, Kleine, zu mir nieder,
Höre aufmerkſam mir zu:
Nimm, mein Täubchen, dieſe Lieder,
Und dies kleine Billet-doux;
Trage ſie in Liebchens Laube,
Grüße ſie vom Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Postillon d'amour.

Schwirre eilig durch die Lüfte,
Weil' nicht auf der Dächer Moos,
Pflücke Blumen, ſammle Düfte,
Streue ſie auf Liebchens Schooß;

Setz dich zu ihr in die Laube,
Sprich mit ihr vom Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Postillon d'amour.

Sag' ihr, Täubchen, wie ich liebe
Ihrer Augen Frühlingslicht,
Weck' im Herzen ſanfte Triebe,
Mahne ſie an ihre Pflicht;
Still verſchwiegen iſt die Laube,
Küſſe ſie vom Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Postillon d'amour.

Sag' ihr, Täubchen, wie ich liebe
Ihrer Wangen Morgenroth,
Sag' ihr, daß mir nichts mehr bliebe,
Als die Liebe und der Tod.
Pflücke von der Roſenlaube
Knospen für den Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Postillon d'amour.

Bitte, daß ihr Aeuglein weile
Auf den Brief, den ich ihr ſchrieb,
Daß ſie jene Wunde heile,
Die dem kranken Herzen blieb;
Girre in der Roſenlaube
Lieder von dem Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Postillon d'amour.

Flehe, daß ſie Antwort ſchenke
Meinem ſehnſuchtsvollen Lied:
Ob ſie deſſen noch gedenke,
Der verzweifelnd von ihr ſchied;
Girr' ſo lange in der Laube,
Bis erhört der Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Postillon d'amour.

Wenn ſie Antwort dir gegeben,
Kehrſt du eilig dann zurück,
An der Antwort hängt mein Leben,
Meines Daſeins höchſtes Glück.

Sag' Adieu zur Roſentaube,
Bringe Troſt dem Troubadour . . .
Eile, eile, liebe Taube,
Sei mein Poſtillon d'amour.

Zweiundfünfzigſtes Lied.

Eben hat es Zwölf geſchlagen,
Schweigend nahr die Mitternacht,
Hab' ſchon manche Thrän' geweinet,
Noch kein Auge zugemacht;
Um den wilden Schmerz zu heilen,
Der mich zur Verzweiflung trieb,
Leſ' ich jene lieben Zeilen,
Die die ſchönſte Hand mir ſchrieb.

Liebes Lämpchen, brenne, brenne,
Wenn du leuchteſt, bin ich froh,
Iſt dein ſanftes Licht erloſchen,
Brennt mein Gram dann lichterloh.
Um den wilden Schmerz zu heilen,
Der mich zur Verzweiflung trieb,
Leſ' ich jene lieben Zeilen,
Die die ſchönſte Hand mir ſchrieb.

Eben hat es Zwei geſchlagen,
Doch ich ſchließ' kein Auge zu,
Denn ſo ſüßen Troſt gewähret
Mir des Liebchens Billet-doux.
Um den wilden Schmerz zu heilen,
Der mich zur Verzweiflung trieb,
Leſ' ich jene lieben Zeilen,
Die die ſchönſte Hand mir ſchrieb.

Gönn' mir, Lämpchen, deinen Schimmer,
Lichte meiner Seele Nacht,
Leſen will ich jenes Brieflein,
Bis Aurora aufgewacht.
Um den wilden Schmerz zu heilen,
Der mich zur Verzweiflung trieb,
Leſ' ich jene lieben Zeilen,
Die die ſchönſte Hand mir ſchrieb.

Eben hat es Vier geſchlagen,
Trautes Lämpchen, gute Nacht!
Dankbar löſch' ich deine Flamme,
Denn der Morgen iſt erwacht.
Um den wilden Schmerz zu heilen,
Der mich zur Verzweiflung trieb,
Leſ' noch immer ich die Zeilen,
Die die ſchönſte Hand mir ſchrieb.

Dreiundfünfzigſtes Lied.

Laß Dich auf Dein Lager nieder,
Schließ' die lichten Aeugelein,
Morgen ſehen wir uns wieder,
Gute Nacht, hold Liebchen mein.

Wolken! ſinget Schlummerlieder,
Bringt ihr Gruß und Kuß von mir;
Sterne! ſteigt zur Erd' hernieder,
Lyra! bring' ein Ständchen ihr.

Rauſchet ſanft, belaubte Bäume,
Flüſtert „gute Nacht" ihr zu,
Wieget ſie in ſüße Träume,
Stört nicht ihres Schlummers Ruh'.

Tuberoſe und Narciſſe!
Würzet ihres Zimmers Luft,
Gebt ihr Millionen Küſſe,
Haucht ſie an mit keuſchem Duft.

Kleine Lampe, könnt' ich wählen,
Möcht' auf deinem Platz ich ſteh'n,
Morgen mußt du mir erzählen,
Was du heute hier geſeh'n.

Singet, all' ihr Nachtigallen,
Singt, ja ſingt die ganze Nacht,
Singt, der Schönſten zu Gefallen,
Bis ſie wieder aufgewacht.

Auch der Troubadour will ſingen,
Singen bis die Nacht entflieht,
Bis, nach langem Kampf und Ringen,
Eos ſiegend vorwärts zieht.

Laß Dich auf Dein Lager nieder,
Schließ' die lichten Aeugelein,
Morgen ſehen wir uns wieder,
Gute Nacht, hold Liebchen mein.

Vierundfünfzigſtes Lied.

Luna's bleiches Antlitz ſchauet
Durch der Wolke Jalouſien,
Mitternacht und ihr Gefolge
Nah't mit düſtern Fantaſien;
Morpheus ſteigt mit Haſt hernieder,
Streuet Schlummer auf die Flur . . .
Liebchen, ſchließ die müden Lieder,
Dich bewacht Dein Troubadour.

Schau hinauf zum Himmelsdome,
Seh' der Sterne milden Schein,
Ach, der ſchönſte dieſer Sterne
Dünket mir Dein Aug' zu ſein.
Zarte Düfte haucht der Flieder
Auf die nachtumflorte Flur . . .
Liebchen, ſchließ' die müden Lieder,
Dich bewacht Dein Troubadour.

Venus ſtieg aus Schaumeshülle
Zur beglückten Welt empor,
Du entſchwebſt der Kleideshülle,
Wie die Pſyche ihrem Flor.
Löſ' das enggeſchloſſ'ne Mieder,
Löſ' der Locken ſeid'ne Schnur . . .
Liebchen, ſchließ die müden Lieder,
Dich bewacht Dein Troubadour.

Wie beneid' ich jene Lampe,
Die Dir ihren Schimmer ſtreut,
Jene ſtillverſchwieg'ne Zeugin,
Die ſich Deiner Reize freut.
Sorge nicht! ſie ſagt nichts wieder,
Bald verglühet ihre Spur . . .
Liebchen, ſchließ die müden Lieder,
Dich bewacht Dein Troubadour.

Feen mögen Dich umgaukeln,
Tragen Dich ins Heimathland,
Wo der traute Gott der Träume
Bunte Kränze für Dich wand.
Horch, es klingen Schlummerlieder
In des Gartens duft'ger Flur . . .
Liebchen, ſchließ die müden Lieder,
Dich bewacht Dein Troubadour.

Fünfundfünfzigſtes Lied *).

Schlafe wohl, geliebtes Leben,
Träume einen ſüßen Traum,
Mögen Engel Dich umſchweben
Mit dem heil'gen Palmenbaum.

Wär' doch ich der ſüße Schlummer,
Leiſ' fiel ich wie Pfirſichflaum,
Sanft berauſchend jeden Kummer,
Auf der Wimpern Seidenſaum.

Um Dich ſchlafend zu belauſchen,
Guckt' ich durch die Fenſter gern;
Nicht mit Göttern möcht ich tauſchen,
Wäre ich der Abendſtern.

Wär' doch ich der Gott der Träume,
Träumen ſollteſt Du von mir,
Führen wollt' ich Dich in Räume
Von Demanten und Saphir.

*) Componirt von Rudolph Gerulein und Loren; Lehmann.

Morpheus ſollte Dich umgaukeln,
Mit dem wonnigſten Genuß,
Dich in ſeinen Armen ſchaukeln —
Wär' doch ich der Fantaſus.

Schon erblaßt der Sternenflitter,
Horch! jetzt nah't die Mitternacht,
Schildwach ſteh' ich mit der Zither,
Bis Du wieder aufgewacht.

Schlumm're ſanft, geliebtes Leben,
Träume einen ſüßen Traum,
Mögen Engel Dich umſchweben
Mit dem heil'gen Palmenbaum.

Sechsundfünfzigſtes Lied.

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Höre meines Herzens Klagen,
Höre meiner Liebe Gram,
Kannſt Du Liebe dem verſagen,
Dem Dein Aug' den Frieden nahm?

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß auf mich herniederträufeln
Deiner Augen Strahlenlicht,
Laß den Armen nicht verzweifeln,
Dem's an jedem Troſt gebricht.

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Ungeliebt ſteh ich auf Erden,
Eingehüllt in öde Nacht,
Laß in meiner Seele werden
Tag durch Deiner Liebe Macht.

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß in Deinem Aug' mich leſen,
In dem Aug' ſo ſeelenvoll,
Ob ich heiter ſoll geneſen,
Ob ich troſtlos ſterben ſoll.

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Betteind nah' ich Deinem Throne,
Fleh' um einen einz'gen Blick,
Laß ihn werden mir zum Lohne,
Für ſo vieles Mißgeſchick.

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Siebenundfünfzigſtes Lied.

Gott der Träume, hör' mein Flehen,
Kehr' bei meinem Liebchen ein,
Laß in einem Traum ſie ſehen
Meines Herzens ſüße Pein.
Sprich mit ihr von meiner Liebe,
Bis erwacht das Morgenroth,
Sag' ihr, daß mir nichts mehr bliebe,
Als die Liebe und der Tod.

Gott der Träume, hör' mein Flehen,
Ach gedenk', gedenke mein,
Küß' mit leiſem Zephyrwehen
Ihrer Stirne Elfenbein.
Mal' ihr meines Herzens Triebe,
Mal' ihr meines Herzens Noth . . .
Sag' ihr, daß mir nichts mehr bliebe,
Als die Liebe und der Tod.

Gott der Träume, hör' mein Flehen,
Führ' mich vor ihr Auge hin,
Laß ein Wunder dann geſchehen,
Schmelzen ihren ſtarren Sinn.
Mahne ſie an heißer Liebe
Allerſüßeſtes Gebot . . .
Sag' ihr, daß mir nichts mehr bliebe,
Als die Liebe und der Tod.

Gott der Träume, hör' mein Flehen,
Zaub're ſüße Bilder her,
Laß das Paradies ſie ſehen
Und der Houri's Wonnemeer;
Sprich mit ihr von meiner Liebe,
Bis erwacht das Morgenroth . . .
Sag' ihr, daß mir nichts mehr bliebe,
Als die Liebe und der Tod.

Achtundfünfzigſtes Lied.

Es war ein ſtrenger Winter,
Es fror ganz fürchterlich.
Ich ſah an ihrem Fenſter
Als ſchöne Eisblum' mich.

Da guckt' ich nun sans gêne,
Bei mildem Sternenſchein,
Um Liebchen zu belauſchen,
Ins Fenſterlein hinein.

Sie ſchlief. Die Lampe brannte
Und ſtreute mildes Licht
Auf ihrer Schönheit Fülle,
Die ew'ge Feſſeln flicht.

Ich ſah des Halſes Marmor,
Des Armes Lilienſammt,
Ich ſah die Morgenröthe,
Die auf den Wangen flammt.

Ich ſah die nackte Schulter,
Des Buſens Wellenſpiel,
Ich ſah das kleine Füßchen,
Der Locken Rundgewühl.

Mir wurde bei dem Anblick
Ganz ſonderbar zu Muth,
Wiewohl von ſtarrem Eiſe,
Gerieth ich doch in Gluth.

Entzückt von ihren Reizen,
War ich ganz außer mir,
Ich wollt' das Fenſter ſprengen,
Und eilig hin zu ihr.

Da hört' ich ſie erwachen,
Sie hatte ausgeruht,
Ich wollte zu ihr eilen,
Doch fehlte mir der Muth.

Ich ſah, wie ſie halb träumend
Die lieben Aeug'lein rieb,
Wie ſie den ſüßen Schlummer
Aus ihren Wimpern trieb.

Ich ſah, wie ſie mit Füßen
Die Decke von ſich ſtieß,
Ich ſah, wie ſie halb wachend
Ihr glücklich Bett verließ.

Ich ſah dann alle Reize,
Womit geſchmückt die Fee,
Ich ſah, wie ſie ſich hüllte
Ins luft'ge Negligée.

Und als ſie, angekleidet,
Die Blumen dann begoß,
Da fiel auf mich ihr Auge . . .
Mein Traum und ich zerfloß.

Neununddfünfzigſtes Lied.

Im blendendweißen Bette
Lag meine holde Fee,
Wie eine junge Roſe
Im friſchgefall'nen Schnee.

Auf ihren Wangen ſpielte
Der Lampe trautes Licht;
Mein Liebchen ſchlief und träumte,
Wovon? das weiß ich nicht.

Da kam auf Traumesflügeln
Ein kleiner Colibri,
Der ſetzte ſich aufs Bette
Und herzt' und küßte ſie.

Er badet ſein Gefieder
In ihrer Stirne Schnee,
Und ſtillt mit dieſer Kühlung
Der Sehnſucht brennend Weh.

D'rauf ſtreut er tauſend Küſſe
Aufs holde Augenpaar,
Das, gleich den Blumenkelchen,
Ganz feſt geſchloſſen war.

Dann pickt er mit dem Schnabel
Die Roſenlippen wund,
Die, Purpurwellen ähnlich,
Bekränzen ihren Mund.

Von ihres Halſes Lilien
Naſcht er den Honig weg,
Verkriecht ſich dann ganz leiſe
In eine Lockenheck'.

Des Buſens Silberwoge
Wählt er zur Wiege ſich,
O weckt ihn nicht, ihr Leute,
Der Colibri bin ich.

Sechzigſtes Lied.

Schon tönt, Philomele,
Dein zündender Schlag,
Die flötende Kehle
Verkündet den Tag.
Ach ſchweige, Kokette,
Vergiß deine Pflicht,
Noch ſchlummert Minette,
O wecke ſie nicht.

Wie kannſt du nur ſäumen,
Abſcheuliches Thier,
Vielleicht mag ſie träumen,
Und träumen von mir.
Drum ſchweige, Kokette,
Vergiß deine Pflicht,
Noch ſchlummert Minette,
O wecke ſie nicht.

So ſüß iſt ihr Schlummer,
Sie athmet ja kaum,
Vergönn' ihr den Schlummer,
Vergönn' ihr den Traum.
Drum ſchweige, Kokette,
Vergiß deine Pflicht,
Noch ſchlummert Minette,
O wecke ſie nicht.

Ich will's dir gedenken,
Wenn Liebe du ehrſt,
Dir Mehlwürmer ſchenken,
So viel du begehrſt.
Drum ſchweige, Kokette,
Vergiß deine Pflicht,
Noch ſchlummert Minette,
O wecke ſie nicht.

Einundſechzigſtes Lied*).

Wache auf, Du fromme Seele,
Oeffne Deine Aeugelein,
Daß ſich Tag mit Nacht vermähle,
Und daß Mond und Sonne ſchein'.

Oeffne Deine Jalouſien,
Laß Dein holdes Antlitz ſeh'n;
Eilig wird die Nacht entfliehen,
Und der Morgen auferſteh'n.

Finſter ſind des Lichtes Kerne
Gegen Deines Auges Glanz,
Es verdunkelt alle Sterne
Und der Erde Sonnenkranz.

*) Componirt von Albert Methfeſſel und Lorenz Lehmann.

Stern der Sterne, blick hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach erwach,
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß mich Deine Reize ſchauen,
Zart verhüllt im Negligée;
Laß auf mich herniederſchauen
Süße Luſt und ſüßes Weh.

Zweiundſechzigſtes Lied.

Wache auf, Du fromme Seele,
Oeffne Deine Aeugelein,
Horch, ſchon betet Philomele
In dem roſ'gen Tempelhain.

Dort im düſtereichen Garten
Thuen Blumen ihre Pflicht,
Ach, ſie können's nicht erwarten,
Daß die ſchönſte Hand ſie bricht.

Knoſpen wollen ſich entfalten
Aus der Blätter Wiegengruft,
Sich zu Blüthen umgeſtalten,
Dir zu weihen ihren Duft.

Um den Buſen Dir zu ſchmücken,
Zieht die Roſ' den Stachel ein;
Willig beugt der Dorn den Rücken,
Ohne Waffe Dein zu ſein.

Falter tragen Dir entgegen
Aller Blumen Morgengruß;
Und die Lilie ſpricht den Segen,
Giebt Dir einen Schweſterkuß.

Dreiundſechzigſtes Lied.

Wache auf, Du fromme Seele,
Oeffne Deine Aeugelein,
Voller Neugier guckt die Sonne
In Dein Schlafgemach hinein.

Oeffne Deine Phöbusaugen,
Und belebe die Natur,
Laß mich ihre Strahlen ſaugen
Und verfolgen ihre Spur.

Sehne mich nach Deinen Blicken,
Wie die Blume nach dem Thau,
Gönne mir, mich zu erquicken,
Deiner Augen Aetherblau.

Wache auf, mein ſüßes Leben,
Alles iſt ſchon aufgewacht,
Schwarze Ahnungen umgeben
Mich mit ſchauerlicher Nacht.

Hoch am dunkeln Firmamente
Steht die Sonne blutigroth,
Hin zu meines Liebchens Lager . . .
Gott im Himmel! sie ist todt.

Vierundſechzigſtes Lied.

Mein Liebchen ſchlief in einer Roſenlaube,
Und Nacht und Stille herrſchte weit und breit,
Da naht ſich eine blendendweiße Taube,
Die meiner Lieb' die kleinen Flügel leiht;
Schnell reget ſie das glänzende Gefieder,
Hin zu den Sternen flieht mein holdes Glück,
Ihm folgen meine ſehnſuchtsvollen Lieder,
Auf Erden bleibt mein wilder Schmerz zurück.

Von ihrer Schönheit Sonnenglanz geblendet,
Verglimmte bald der Sterne blasses Heer,
Das Auge, das zum Himmel sich gewendet,
Sah nichts als ihres Auges Feuermeer;
Bald hielt sie still und ließ dann niedersinken
Ihr Flügelkleid mit mildem Engelsblick,
Hinauf, hinauf! so schien sie mir zu winken . . .
Auf Erden blieb mein wilder Schmerz zurück.

Fünfundſechzigſtes Lied *).

Dort oben am nächtlichen Himmel,
Da glänzte ein Sternlein ſo mild,
Als wär' es das Aug' der Geliebten,
Als wär' es ihr magiſches Bild.
Ein Ahnen und Grauſen und Bangen
Macht jetzo das Herz mir ſo ſchwer . . .
Das Sternlein iſt untergegangen
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Das Sternlein, das oben geglänzet,
Iſt, was ich ſo lange gedacht,
Das Sternlein der Liebe geweſen,
Das einſt mich ſo glücklich gemacht.
Im Hirne tobt heißes Verlangen,
Im Herzen iſt's öde und leer . . .
Das Sternlein iſt untergegangen
Und Nacht iſt es rings um mich her.

*) Componirt von E. Rechenberg.

Dort oben am nächtlichen Himmel,
Da leuchtet der Sternelein Heer,'
Doch find' ich, wie sehr ich auch suche,
Das Aug' der Geliebten nicht mehr.
Drum hält mich Verzweiflung umfangen,
Drum weinet mein Auge so sehr . . .
Das Sternlein ist untergegangen,
Und Nacht ist es rings um mich her.

Es glänzet am nächtlichen Himmel
Der Sternelein zahlloses Gold,
Doch dünket mir keines der Sternlein
So freundlich, so mild und so hold;
Denn seit mich das Eine gefangen,
Da fesselt kein And'res mich mehr . . .
Das Sternlein ist untergegangen
Und Nacht ist es rings um mich her.

Verhüllt euch, ihr Sterne da droben,
Ihr weckt der Erinnerung Schmerz,
Und tödtet, wenn lang' ihr noch scheinet,
Mein krankes, gebrochenes Herz.
O seht auf den welkenden Wangen
Der Thränen unendliches Heer . . .
Die Sterne sind untergegangen
Und Nacht ist es rings um mich her.

Sechsundsechzigstes Lied *).

Ich sprach zu einer Rose:
Du bist ihr Ebenbild,
Wie sie so schön und lieblich,
Wie sie so süß und mild.

Du gleichest ihr in Allem,
Sei du nun meine Braut,
Doch sage keinem Dritten,
Was dir mein Herz vertraut.

Drauf klagt' ich meiner Rose,
Was mich so sehr betrübt:
Daß Jene, die ich liebte,
Mich Armen nie geliebt.

Dann bat ich meine Rose:
Beklag', beweine mich,
Doch wahre mein Geheimniß,
Ich bitt', beschwöre dich.

*) Componirt von Rudolph Gernlein.

Der Rose treue Blätter
Versprachen stumm zu sein,
Und schlossen meinen Kummer
In's Herz des Kelches ein.

Da kam der böse Zephyr,
Der Scheim bestürmte sie
Mit Fragen und mit Bitten,
Doch fruchtlos war die Müh'.

Der Zephyr, auf sie böse,
Bereitet ihr den Sarg,
Entblättert ist die Rose,
Die meinen Kummer barg.

Der Rose lose Bänder,
Sie flogen Blatt für Blatt,
Von Lüften fortgetragen,
Schnell durch die ganze Stadt.

Nun kennet meinen Kummer
Zwar schon die ganze Stadt,
Doch giebt es keine Seele,
Die mit mir Mitleid hat.

Siebenundſechzigſtes Lied.

In dem Auge welken Thränen,
In dem Hirne blüht ein Traum,
Und ein Bangen und ein Sehnen
Füllt des Herzens öden Raum.

Einmal noch in meinem Leben
Möcht' ich ſeh'n der Schönheit Haupt,
Das ſo Vieles mir gegeben,
Das ſo Vieles mir geraubt.

Nur noch einmal möcht' ich blicken
In des Auges Aetherglanz,
Nur noch einmal Küſſe pflücken
Von der Wange Roſenkranz.

Nur noch einmal möcht' ich fühlen
Ihres Odems Maienluft,
Nur noch einmal wonnig wühlen
In der Locken Ambraduft.

Nur noch einmal möcht' ich hören
Ihrer Stimme Schwanenſang,
Der, wie heil'ge Pſalmentöne,
In des Herzens Wunden drang.

Nur noch einmal möcht' ich trinken
Ihrer Lippen Traubenblut,
Einmal noch ans Herz ihr ſinken,
Fühlen ihrer Liebe Gluth.

Einmal noch möcht' ich umfaſſen
Liebeglühend ihre Knien,
Und nicht eher von ihr laſſen,
Bis ſie Alles mir verzieh'n.

Ach, dann ſtürb' ich ja ſo gerne,
Tod wär' Luſt und Seligkeit,
Denn erloſchen ſind die Sterne
Und unendlich iſt mein Leid.

Achtundſechzigſtes Lied.

Kommt Dir dort die Kunde zu,
Daß geendet meine Noth,
O ſo weine, denn nur Du
Warſt mein Leben, warſt mein Tod.

Warſt mein Leben, warſt mein Tod,
Warſt mein Alles, Alles mir,
Warſt des Glückes Morgenroth,
Warſt des Grames Dholagir.

Warſt des Grames Dholagir,
Warſt der Liebe Lavaſchaum,
Niemals durft' ich nahen Dir,
Denn das Ganze war ein Traum.

Denn das Ganze war ein Traum,
Nutzlos Sehnen, eitel Spiel,
Nie trug Frucht der Hoffnung Baum,
Nie gelangt' ich an mein Ziel,

Nie gelangt' ich an mein Ziel,
Mocht' ich ringen noch so sehr,
Denn die Liebe sank und fiel
In ein klippenvolles Meer.

In ein klippenvolles Meer
Sah ich sinken meine Ruh,
Ach, das Sterben ist nicht schwer,
Bald kommt Dir die Kunde zu.

Neunundſechzigſtes Lied.

In dem Herzen ein Bild,
Das ſo lieb und ſo ſchön,
Das ſo ſüß und ſo mild,
Wie noch keins ich geſeh'n.

In dem Aug' eine Thrän',
Die von Sehnſucht geweint,
Wie vom Himmel geſandt,
Mir als Tröſt'rin erſcheint.

In dem Buſen ein Lied,
Das gefühlt meine Noth,
Das noch nie mich verrieth,
Das mir treu bis zum Tod.

Habe nichts auf der Erd',
Bin dem Bettler faſt gleich,
Doch die Thrän' halt' ich werth,
Und das Lied macht mich reich.

Doch noch reicher das Bild,
Das, geliebt und geehrt,
Mich mit Thränen erfüllt,
Und das Lied mir gelehrt.

Siebzigſtes Lied.

Meine Sonnen ſind verglühet,
Eingeſargt iſt meine Luſt,
Meine Freuden ſind verblühet,
Wilder Schmerz durchwühlt die Bruſt.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir ſchied,
Meine Thränen zu verſüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Meine Wünſche ſind verdunſtet,
Schwer gefoltert wird mein Herz,
Glaub' und Lieb' ſind eingegruftet,
Ewig, ewig währt mein Schmerz.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir ſchied,
Meine Thränen zu verſüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Um die Leiden zu bezwingen,
Um zu mildern meinen Schmerz,
Regt das Lied die lichten Schwingen,
Trägt mich tröstend himmelwärts.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Balsam träufelt es, voll Milde,
In die gramzerfleischte Brust,
Schützend mich mit seinem Schilde,
Wird der Schmerz zur süßen Lust.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Singend sterben, sterbend singen
Will ich, wie der kranke Schwan,
Den der Sehnsucht kühne Schwingen
Heimwärts tragen, himmelan.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Babette.

Was ist des Lebens höchste Lust?
Die Liebe und der Wein!

Volkslied.

Einundſiebzigſtes Lied.

Bin verliebt ſeit vierzehn Tag',
Ganz wie umgewechſelt,
Sprich, woran das liegen mag,
Bin, wie neugedrechſelt,
Liebchen iſt, o hör' Mama!
Schöner als Aurore,
Seit ich dieſes Liebchen ſah,
Leb' ich con amore.

Rauche jetzt nur Varinas,
Bin fürwahr kein Prahler,
Sag' mir, wie gefällt Dir das,
Zahl' für's Pfund zwei Thaler;
Schmauche, was ſonſt nie geſchah,
Aus dem Weichſelrohre,
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Rauch' ich con amore.

Sitze an der Table d'hôte
Von halb Zwei bis Viere,
Eſſ' viel Fleiſch und wenig Brod,
So mich reſtaurire.

Was sie sprechen, hör' ich da
Nur mit halbem Ohre,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Eß' ich con amore.

Trinke Medoc, Saint Julien,
Manchmal Laubenheimer,
Bin ich einmal dann en train,
Leer' ich ganze Eimer.
Bring' ein Vivat der Mama:
Oh je vous adore!
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Trink' ich con amore.

Sonst war ich fast stets zu Hauf',
Immer furchtbar müde,
Ritt im Jahr nur ein Mal aus,
Lebte höchst solide.
Seht mich jetzt bald hier, bald da
Vor dem Hall'schen Thore,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Reit' ich con amore.

Machte sonst kein Tänzchen mit,
Kroch in finst're Ecken,
Lästig war mir jeder Schritt,
That mich drum verstecken;
Jetzo tanz' ich Hopsasa
Mit dem Mädchenflore,
Ach, seitdem ich Liebchen sah,
Tanz' ich con amore.

Sing' bis in die ſpäte Nacht
Lauter hübſche Lieder,
Preiſe meiner Sonne Pracht
Und ihr ſchönes Mieder;
Singe dann ein Tralala
Mit dem Sängerchore.
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Sing' ich con amore.

Schlug die ſchöne Geig' entzwei,
Wollt' von ihr nichts wiſſen,
Hab' aus Zorn, bei meiner Treu',
Saiten abgeriſſen;
Phantaſir' jetzt, Herr Papa,
Aus dem E-minore,
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Geig' ich con amore.

Schrieb, wie Jedermann wohl weiß,
Immer nur Satiren,
Doch geſchmolzen iſt das Eis,
Liebe kann verführen.
Vive l'amour et la joie!
Pfeif' aus andrem Rohre,
Ach, ſeitdem ich Liebchen ſah,
Schreib' ich con amore.

Wälzte mich die ganze Nacht
Schlaflos auf dem Lager,
Hab' kein Auge zugemacht,
Wurde blaß und mager;

Aber jetzt, victoria!
Lieg' ich auf dem Ohre,
Ach! seitdem ich Liebchen sah,
Schlaf' ich con amore.

Hatte stets viel Langeweil',
Mußte häufig gähnen,
Nahm an keinem Spiele Theil,
Weinte bitt're Thränen;
Jetzo stehe ich, ma foi!
In dem Blüthenflore,
Treibe, seit ich Liebchen sah,
Alles con amore.

Fühlte Liebchen meine Pein
Und des Herzens Triebe,
Schenkte mir hold Liebchen mein
Sicher Gegenliebe.
Offen wären dann für mich
Glückes Rosenthore,
Sagte sie: Ich liebe Dich!
Stürb' ich — con amore.

Zweiundſiebzigſtes Lied.

Ich lieb' ſeit vierzehn Tagen
Ein Weibchen zart und nett,
Es hat zwei blaue Augen
Und heißt — grad'zu — Babett'.
Nichts Schön'res kann es geben,
Als ihrer Lippen Roth . . .
Babette iſt mein Leben,
Babette iſt mein Tod.

So oft ich Küſſe pflücke
Von ihrer Lippen Saum,
Beneiden mich ſelbſt Götter
Um meinen ſchönen Traum.
Was nützt ihr Widerſtreben
Gen Amors Machtgebot? . . .
Babette iſt mein Leben,
Babette iſt mein Tod.

Es wird vom jungen Morgen
Bis zu der greiſen Nacht,
Im zärtlichſten Vereine,
Geküßt, gekoſ't, gelacht;
Und ihre Augen weben
Ein ſtrahlend Morgenroth . . .
Babette iſt mein Leben,
Babette iſt mein Tod.

Dies Weibchen iſt mein Himmel,
Ich leb' in ihm ſo weich,
Verzeihet mir die Phraſe,
Wie Gott im Frankenreich.
Beim Kuß und bei den Reben
Erwart' ich's Abendroth . . .
Babette iſt mein Leben,
Babette iſt mein Tod.

Dreiundſiebzigſtes Lied.

Babett' iſt ſchön zum Malen
Ein wahres Iriskind,
Ein Prisma aller Farben,
Die mir willkommen ſind.
Ja, lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der im [illegible]

Will ich das Röslein malen,
Das Röslein auf der Höh',
Hol' ich von ihrer Stirne
Den reinſten Alpenſchnee.
Ja, lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der bin ich.

Will ich den Himmel malen,
Das Veilchen zart und nett,
So tauch ich meinen Pinſel
In Auges Violett.
Ja lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der bin ich.

Will ich die Roſen malen,
Wie ſie im Sommer glüh'n,
So küß ich von den Wangen
Den herrlichſten Carmin.
Ja, lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der bin ich.

Will ich die Nelke malen,
So acht' ich kein Gebot,
Und ſtehle von den Lippen
Das ſchönſte Morgenroth.
Ja, lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der bin ich.

Will den Jasmin ich malen,
So nehm' ich mir ganz leis
Von ihrem Schwanenhalſe
Das Alabaſterweiß.
Ja, lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der bin ich.

Und brauch' ich gelbe Farbe,
Wie das ſchon oftmals war,
So naſchet ſie mein Pinſel
Vom gold'nen Lockenhaar.
Ja, lebte nicht Babette,
Ich malte keinen Strich,
Denn ſie iſt die Palette,
Der Pinſel, der bin ich.

Mir fehlt nur eine Farbe,
Mir fehlt das ſchöne Grün,
Ach, ſoll denn keine Hoffnung
Für mich auf Erden blüh'n?
Ja, lebte nicht Babette,
Die Herzenskönigin,
Zerbrächʼ ich die Palette,
Und würfʼ den Pinſel hin.

Vierundſiebzigſtes Lied.

Mein Liebchen, ſchön und treu,
Hat einen Papagey,
Den nennt ſie ſtets mon cher,
Und liebt ihn, ach, recht ſehr;
Sie nimmt ihn auf den Arm
Und küßt ihn erſt recht warm,
Und drückt ihn dann voll Luſt
An ihre runde Bruſt.
O Papagey, o Papagey!
Dir blüht des Lebens ſchönſter Mai.

Er ſitzt auf ihrem Schooß,
(O neidenswerthes Loos),
Empfängt aus ihrer Hand
Biscuit und Zuckerkand,
Sie ſtreichelt ihm ganz fein
Die bunten Federlein,
Und legt auf ſeinen Schopf
Den blonden Lockenkopf.
O Papagey, o Papagey!
Dir blüht des Lebens ſchönſter Mai.

Und geht das thörichte' Thier
Bisweilen fort von ihr,
So winkt ſie ihm geſchwind
Und ſpricht: Mein Engelskind
Komm her, komm her zu mir,
Ich plaudre gern mit dir;
Sie ſagt ihm dann aus Spaß
Bald jenes und bald das . . .
O Papagen, o Papagey!
Dir blüht des Lebens ſchönſter Mai.

Sein Käfig, zart und nett,
Steht dicht an ihrem Bett;
Der Freiheit nicht beraubt,
Iſt Vieles ihm erlaubt;
Wenn Morgens er erwacht,
So ſchleicht er, ſtill und ſacht,
Aus ſeines Käfigs Zaun
Zur Schönſten aller Frau'n.
Ihm blüht des Lebens ſchönſter Mai,
O wär' doch ich der Papagey!

Fünfundſiebzigſtes Lied.

Wer iſt glücklicher, als Fido,
Der als Schooßhund angeſtellt
Bei der lieben Madam Dido,
Die mir gar zu gut gefällt.
Dieſen Liebling ihr zu rauben,
Wagte ich ſchon manche Liſt . . .
Mops, du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth du biſt.

Täglich wirſt du, Hund, geſtreichelt
Von der allerſchönſten Hand,
Wirſt geküßt und wirſt geſchmeichelt,
Drob verlier' ich den Verſtand.
Sieh vor Eiferſucht mich ſchnauben,
Mich hat ſie noch nie geküßt . . .
Mops, du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth du biſt.

Darfſt auf ihrem Schooße ſitzen,
Tändelnd ſpielen — ei! wie fein! —
Mit des Kleides Brüſſ'ler Spitzen —
Süßes Loos, ein Hund zu ſein!

So haſt du ſchon manche Trauben
Weggenaſcht in kurzer Friſt . . .
Mops, du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth du biſt.

Dich, den Mops, den kleinen, glatten,
Liebet Dido, ja fürwahr!
Zärtlicher, als ihren Gatten,
Dem ſie noch kein Kind gebahr.
Er darf ſich das nicht erlauben,
Was dem Hund geſtattet iſt . . .
Mops, du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth du biſt.

Dich nennt ſie: geliebtes Leben,
Doch den Gatten nur: Tyrann;
Ihm wird niemals ſie vergeben,
Weil er dich nicht leiden kann.
Weh' dem, der es wagt zu ſchrauben,
Den, der ja ihr Alles iſt . . .
Mops, du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth du biſt.

Weißt du was, wir wollen tauſchen
Unſ're Chargen, aber gleich,
Kann ich Dido ſtets belauſchen,
Dünk' ich ſelbſt als Hund mich reich.
Ach! ſie wird es wohl erlauben,
Fido, werde Journaliſt! . . .
Mops, du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth du biſt!

Sechsundſiebzigſtes Lied.

Neulich auf der Promenade
Traf mein Liebchen ich zu Roß,
Ach, ſie ritt ſo majeſtetiſch,
Daß vor Wonne ich zerfloß.
Trabend mußt' ich ſie begleiten,
Von dem Thore bis zum Schloß . . .
Meiſterin iſt ſie im Reiten,
Himmel! wär' doch ich ihr Roß.

Liebchen trug das blaue Reitkleid,
Und den weißen Biberhut,
Dieſer Anzug, ach, ſie weiß es,
Steht ihr außerord'ntlich gut.
Sieht man ſo ſie, ſchon vom Weiten
Oeffnet Riegel ſich und Schloß . . .
Meiſterin iſt ſie im Reiten,
Himmel! wär' doch ich ihr Roß.

Um den Hut den grünen Schleier,
Und ein Gertchen in der Hand,
Trüg' ſie immer dieſes Gertchen,
Ich verlöre den Verſtand.
Eine kühne Amazone,
Strahlt ſie aus dem Reitertroß . . .
Meiſterin iſt ſie im Reiten,
Himmel! wär' doch ich ihr Roß.

Seht, wie ſtolz ſie courbettiret,
(Agamemnon heißt das Pferd),
Ach, es fühlt ſich durch mein Liebchen
Sehr geſchmeichelt, hoch geehrt.
Süße Qualen kann bereiten
Ihres Auges Pfeilgeſchoß . . .
Meiſterin iſt ſie im Reiten,
Himmel! wär' doch ich ihr Roß.

Siebenundſiebzigſtes Lied *).

Täglich, hold Liebchen mein,
Möcht' ich was And'res ſein,
Pour te servir;
Fiel es doch gar nicht ſchwer,
Wenn ich ein Zaub'rer wär',
Oh quel plaisir.

Sonntag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Handſchuh ſein,
Pour te servir;
Freute mich königlich,
Trügſt Du auf Händen mich,
Oh quel plaisir.

*) Componirt von Reiffiger, Methfeſſel, Gernſein, Grafen von Blome, Lehmann, Bratſchek u. A.

Montag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Bienchen ſein,
Pour te servir;
Flög' hin zur Lippe keck,
Naſchte den Honig weg,
Oh quel plaisir.

Dienſtag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Häubchen ſein,
Pour te servir;
Reute mich wahrlich nie,
Brächt' ich Dich unter ſie,
Oh quel plaisir.

Mittwoch, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Vög'lein ſein,
Pour te servir;
Sänge manch Liedchen ſchier,
Aeß' aus dem Händchen Dir,
Oh quel plaisir.

Donnerſtag, Liebchen mein,
Möcht' ich ein Schleifchen ſein,
Pour te servir;
Wer malt die Wonne mir,
Hing' ich am Halſe Dir,
Oh quel plaisir.

Freitag, hold Liebchen mein,
Möcht' ich ein Röslein ſein,
Pour te servir;
Dörnlein nicht ſtechen ſollt',
Läg' ich am Buſen hold,
Oh quel plaisir.

Samſtag, hold Liebchen mein,
Möchte ein Shawl ich ſein,
Pour te servir;
Glaub' es ganz ſicherlich,
Wirfſt dann ein Aug' auf mich,
Oh quel plaisir.

Lieber noch möcht' ich ſein,
Liebchen, Dein Rößelein,
Pour te servir;
Gäbſt Du Erlaubniß mir,
Ging' ich raſch durch mit Dir,
Oh quel plaisir.

Achtundſiebzigſtes Lied.

Ging es ſo nach meinem Willen,
(Herrgott würd' es wohl verzeih'n),
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Ein Mal nur der Frühling ſein.

Wär' nur ein Mal ich der Frühling,
(Himmel höre mein Gebet),
Müßten alle Blumen blühen
Für des Liebchens Majeſtät.

Ging es ſo nach meinem Willen,
(Herrgott würd' es wohl verzeih'n),
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Ein Mal nur der Sommer ſein.

Wär' nur ein Mal ich der Sommer,
(Schöner Sommer, wie man's nennt),
Brächt' die ſchönſten aller Früchte
Ich dem Liebchen zum Preſent.

Ging es so nach meinem Willen,
(Herrgott würd' es wohl verzeih'n),
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Schöner Herbst drei Monat sein.

Wenn ein schöner Herbst ich wäre,
(Herrgott, fleh', ich bitte dich!)
Müßten alle Reben reifen,
Nur für sie?? nein, nur für mich.

Ging es so nach meinem Willen,
(Herrgott würd' es wohl verzeih'n),
Möcht' ich heimlich, ganz im Stillen,
Ein Mal nur der Winter sein.

Wär' nur ein Mal ich der Winter,
O dann würd' ich Eisblum' sein,
Schön geschmückt Parade machen
Vor des Liebchens Fensterlein.

Neunundſiebzigſtes Lied.

Von allen Bändern auf der Erde
Das Strumpfband doch das ſchönſte iſt,
Das einſt, o namenloſe Wonne!
Babettens ſchönen Fuß geküßt.

Doch treulos iſt es abgefallen
Bei wildem, ſchnellbeſchwingten Lauf,
Was, Freunde, blieb mir anders übrig:
Ich hob als Souvenir es auf.

Dies Band der Bänder iſt mir lieber
Als aller Bänder eitler Glanz,
Ich trag' es als ein Ordenszeichen:
Honny soit qui mal y pense.

Und ſeit ich dieſes Strumpfband trage,
Bin ich ihr treuer Champion
Auf Aſſembleen und auf Bällen,
Im Whiſt und Cotillon.

Ja, seit ich dieses Band besitze,
Bin ich ihr Ritter und ihr Freund,
Der Nächste ihrem Herz und Throne,
Durch zarte Bande eng vereint.

Von allen Bändern auf der Erde
Das Strumpfband doch das schönste ist,
Das einst, o namenlose Wonne!
Babettens schönen Fuß geküßt.

Achtzigſtes Lied.

Ich hatte einſt ein Papchen,
Das horchte, wenn ich ſprach,
Das Papchen war gelehrig,
Es ſprach mir Alles nach.

Es hörte Liebchens Namen,
Den Namen, der ſo nett,
Drauf ſchrie es unaufhörlich:
Babett', Babett', Babett'.

Einſt blieb das Fenſter offen,
Ich war grad' nicht zu Hauſ',
Da flog das böſe Papchen
Schnell in den Wald hinaus.

Was thut das böſe Papchen?
Es höhnt der Etikett',
Und ſchwatzet aus der Schule,
Und ruft Babett', Babett'.

Das hört der dumme Kuckuk,
Der Kuckuk iſt nicht faul,
Er ſagt's dem loſen Zeiſig,
Auch der hält nicht ſein Maul.

Der Zeiſig ſagt's dem Kehlchen,
Das Kehlchen ſagt's dem Staar,
Der Staar ſagt es, pfui Teufel!
Der Nachtigall ſogar.

Die ſagt's der luſt'gen Wachtel,
Und die der Lerche bald,
Drum weiß des Liebchens Namen
Jetzt ſchon der ganze Wald.

Was Papchen dort geſchwatzet,
Das hat der Vögel Heer
Ihm eilig nachgeſungen,
Als ob's Gott weiß was wär'.

Die Vögel flogen eilig,
Ganz eilig in die Stadt,
Erzählten, was das Papchen
Im Wald geplappert hat.

Sie machten dann geſchäftig
Es allen Häuſern kund,
Und nahmen, wie zum Aerger,
Kein Blatt vor ihren Mund.

Die Unglücksvögel riefen
Gar manchen Spötter wach,
Schon wiſſen Liebchens Namen
Die Gimpel auf dem Dach.

Die Gimpel reißen Witze,
Ach, daß ſich Gott erbarm'!
Die Witze, die ſie reißen,
Sind weder kalt noch warm.

Sie ſchnattern, ſchlagen, pfeifen
Und halten nie den Mund,
Sie quitſchen, krächzen, ſchreien
Sich ihre Kehlen wund.

Ihr Gimpel, Spötter ſchreiet,
So lang' es euch gefällt,
Ich frag' nach euch ſo wenig,
Als nach der ganzen Welt.

Das Plappermaul, das Papchen,
Das iſt an Allem Schuld,
Wird es nicht bald ſolider,
So reißt mir die Geduld.

Erwiſcht' ich dieſes Papchen,
(Das wär' für mich ein Glück!)
Ich riß' ihm aus die Zunge
Und brach' ihm das Genick.

Einundachtzigſtes Lied.

Seht Ihr Madam Babette,
Ein Weibchen comme il faut,
Brennt Euer Herz, ich wette!
Vor Liebe lichterloh.
Es zählt die ſchlanke Nebe
Erſt zweiundzwanzig Jahr ...
Babett' iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

Sie iſt mit tauſend Reizen
So üppig parfümirt,
Um Herzen einzuheizen,
Mit Anmuth reich garnirt.
Ich zittere und bebe
Vor ihrer Reize Schaar ...
Babett' iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

Sie iſt, was ſoll ich ſagen,
Der Reize Etui,
Doch er nicht zu ertragen,
Ein alter Parapluie;
Er gleicht dem Spinngewebe
In Weibchens Boudoir . . .
Babett' iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

Der Mann iſt mir zuwider,
Und wißt Ihr auch warum?
Ich dichte für ſie Lieder,
Und er, er nimmt es krumm;
Ich weiß nicht, was ich gäbe,
Bekäme er den Staar . . .
Babett' iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein Dromedar.

Zweiundachtzigſtes Lied.

Der Winter iſt recht ſchlimm,
Gar froſtig, ohne pli,
Er kleiſtert mir die Fenſter zu
Und ſtiehlt mein vis-à-vis;
Was nützen mir die Blumen all',
Die er auf's Fenſter klext,
Ich ſeh' nicht das Vergißmeinnicht,
Das mir mein Herz beherrt.

Ach, ſchmelzt ihr Blumen ſchnell,
Seid nicht ſo hart wie Stein,
Welkt ihr nicht gleich, ſo ſchlage ich —
Mir ſelbſt die Fenſter ein;
Zwar wird mir dann recht eiſigkalt,
Ach, daß ſich Gott erbarm'!
Doch meiner Sonne Strahlenlicht,
Das macht mich wieder warm.

Mein vis-à-vis iſt gut,
Mein vis-à-vis iſt ſchön,
Und fehlt mir dieſes vis-à-vis,
Muß ich vor Schmerz vergeh'n;
Drum packt euch, falſche Blumen, fort,
Ihr ſeid doch nur von Eis,
Ich will ein Blümchen, daß ihr's wißt:
Wie Sonnengluth ſo heiß.

Dreiundachtzigſtes Lied.

Ja, Roſen ſind Mädchen und Mädchen ſind Roſen,
Sie blühen ſo lieblich und duften ſo mild,
Sie flechten ins Leben die üppigſten Blüthen,
Verwandeln die Wüſt' in ein Zaubergefild'.

Du, liebes Babettchen, biſt auch eine Roſe,
Und gleicheſt, wie ſie, einer Feengeſtalt,
Doch nimm Dich in Acht, mein ſüßes Babettchen,
Denn Roſen und Mädchen verwelken gar bald.

Und Sterne ſind Mädchen, und Mädchen ſind Sterne,
Sie winken ſo freundlich und ſtrahlen ſo hold,
Sie ſchmücken die Erde mit heiteren Farben,
Und hüllen die Nacht in das glänzendſte Gold.

Auch Du bist ein Stern, mein liebes Babettchen,
Du scheinest so feurig, und bist doch so kalt,
Ach, liebe die Liebe, und sei nicht mehr spröde,
Denn Sterne und Mädchen erblassen gar bald.

Vierundachtzigſtes Lied.

Ihr fragt mich, was ich liebe,
Wonach mein Herz ſich ſehnt,
Ich nenne Euch die Triebe,
Um die mein Auge thränt.
Ich hab' ein heiß Verlangen,
(Die Sach' iſt ſonderbar),
Nach Liebchens Roſenwangen
Und friſchem Caviar.

Bei Gott, ich kann entbehren
Faſt Alles in der Welt,
Des Freundes weiſe Lehren,
Sogar das dumme Geld.
Doch halten mich gefangen,
Gefeſſelt immerdar,
Des Liebchens Roſenwangen
Und friſcher Caviar.

Es liegt mir nichts an Orden,
Ich danke für ein Amt,
Für Titel und für Würden,
Für goldgeſtickten Sammt.
Ich haſſ' das eitle Prangen,
Begnüge mich fürwahr
Mit Liebchens Roſenwangen
Und friſchem Caviar.

Ich geize nicht nach Würden,
Nicht nach der Orden Glanz,
Es ſind nur falſche Bürden
Dem Freund des Vaterlands.
Ich laſſe mich nicht fangen,
Und bleibe ein Barbar,
Laßt mir des Liebchens Wangen
Und friſchen Caviar.

Was nützen Millionen,
In Gold und in Papier,
Behaltet Eure Kronen,
Und laßt mein Liebchen mir.
Ich will zu nichts gelangen,
Und bleiben, was ich war,
Laßt mir des Liebchens Wangen
Und friſchen Caviar.

Fünfundachtzigſtes Lied.

Lieb' Babettchen, laß das Schmollen,
Zeig' ein freundliches Geſicht,
Laß das Weinen, laß das Grollen,
Lieb' Babettchen, zürne nicht.
Wie, das will Dir nicht behagen?
Lache doch, geſchwind, geſchwind!
Soll ich's Dir noch einmal ſagen?
Allons, Babettchen, ſei kein Kind!

Lieb' Babettchen, Du mußt trinken,
Luſt und Frohſinn weckt der Wein;
Sieh das Gold, die Perlen winken,
Mädchen, ſag' nicht immer Nein.
Ei, wer wird ſich ſo betragen?
Trinke doch, geſchwind, geſchwind!
Soll ich's Dir noch einmal ſagen?
Allons, Babettchen, ſei kein Kind!

Lieb' Babettchen, laß Dich küſſen,
Bitte, bitte, ſei nicht kalt;
Glaube mir, Du wirſt es müſſen,
Denn, Goddam! ich brauch' Gewalt!

Willſt mich bei Mama verklagen?
Laß Dich küſſen, ganz geſchwind!
Soll ich's Dir noch einmal ſagen?
Allons, Babettchen, ſei kein Kind!

Lieb' Babettchen, laß mich küſſen
Deiner Augen ſanftes Blau,
Laß mich trinken, laß mich ſchlürfen
Deiner Thränen Honigthau.
Willſt auf Morgen das vertagen?
Schenk' mir Tröſtung, doch geſchwind!
Soll ich's Dir noch einmal ſagen?
Allons, Babettchen, ſei kein Kind!

Laß, Babettchen, mich genießen
Deiner Lippen Roſenblut,
Laß in meine Seele fließen
Deiner Augen Feuergluth.
Wie. Du kannſt das nicht vertragen?
Aendert man ſich ſo geſchwind?
Soll ich's Dir noch einmal ſagen?
Allons, Babettchen, ſei kein Kind!

Höre meines Herzens Flehen,
Lieber Engel, ſei geſcheidt;
Leicht, Parbleu! könnt' es geſchehen,
Daß es ſpäter Dich gereut.
Wie, mein Kätzchen, willſt mich ſchlagen?
O ergieb Dich nur geſchwind,
Soll ich's Dir noch einmal ſagen?
Allons, Babettchen, ſei kein Kind!

Sechsundachtzigſtes Lied.

A, B, C, D,
Reizende Fee,
Gieb ſchnell ein Küßchen mir,
Schenke Dir zwei dafür,
Reizende Fee,
A, B, C, D.

E, F, G, H,
Seit ich Dich ſah
Sprudelt der Liebe Quell
Ach! ſo cryſtallenhell,
Seit ich Dich ſah,
E, F, G, H.

I, K, L, M,
Mach mich nicht Schlemm,
Hör', was Gott Amor ſpricht,
Folge der Liebe Pflicht,
Mach mich nicht Schlemm,
I, K, L, M.

N, O, P, Q,
Hab' keine Ruh,
Möchte ſtets bei Dir ſein,
Schauen ins Herz hinein,
Hab' keine Ruh,
N, O, P, Q.

R, S, T, U,
Mich drückt der Schuh,
Mehr noch das kranke Herz,
Das macht der liebe Schmerz;
Mich drückt der Schuh,
R, S, T, U.

V, W und X,
Fried' fuhr zum Styx,
Drum bin ſo traurig ich,
Liebchen, drum grämʼ ich mich —
Fried' fuhr zum Styx,
V, W und X.

Ypſilon, Zed,
Böſe Babett',
Härter als Marmorſtein;
Mußt nicht ſo grauſam ſein,
Böſe Babett',
Ypſilon, Zed.

Siebenundachtzigſtes Lied.

Thema.

Sei nicht ſpröde, holde Kleine,
Laß Dir ſüße Küſſe rauben,
Hier beim hellen Mondenſcheine,
In den dunkeln Roſenlauben.

Variationen.

Sei nicht ſpröde, holde Kleine,
Laß Dich liebend feſt umarmen;
Nur beim Mädchen und beim Weine
Kann mein kaltes Herz erwarmen.

Laß Dir ſüße Küſſe rauben,
Myriaden muß ich haben,
Küſſe ſind ja Himmelstrauben,
Die das Herz am höchſten laben.

Hier beim hellen Mondenſcheine
Iſt das Küſſen Götterwonne,
Doch im nahen Feenhaine
Lacht uns eine ſchön're Sonne.

In den dunkeln Roſenlauben
Läßt ſich's lieb und zärtlich koſen —
Sieh dort jene kleine Tauben,
Die gebettet ſind auf Roſen.

Laß vom Täubchen Dich belehren —
Sei nicht ſpröde, holde Kleine,
Selbſt ein Gott kann es nicht wehren,
Daß die Liebe uns vereine.

Hör' der Bitte ſanfte Töne:
Laß Dir ſüße Küſſe rauben,
Thuſt mir Unrecht, ſpröde Schöne,
Willſt Du meinem Schwur nicht glauben.

Feuer ſprühen Deine Augen
Hier beim hellen Mondenſcheine,
Laß mich Himmelswonne ſaugen,
Süße Feye, ſei die Meine.

Ueppig ſtrahlen Deine Wangen
In den dunkeln Roſenlauben,
Heißes Sehnen, heiß Verlangen
Will mir faſt die Sinne rauben.

Ach, ſo grauſam war noch Keine —
Höre meiner Liebe Flehen,
Sei nicht ſpröde, holde Kleine,
Laß vor Gram mich nicht vergehen.

An dem Munde hangen Trauben,
Ueppiger als and're Reben,
Laß Dir ſüße Küſſe rauben,
Wein und Weiber ſollen leben!

Hörſt Du in dem nahen Haine
Philomelens ſüße Lieder?
Hier beim hellen Mondenſcheine
Buhlt ſie um die Roſe wieder.

Philomele und die Taube
Schwelgen an der Liebe Bronnen,
In den dunkeln Roſenlauben
Hat ihr Hochzeitsfeſt begonnen.

Sieh nur, wie ſie Küſſe tauſchen
Im ſüßkoſenden Vereine,
Laß auch Dich von Lieb' berauſchen,
Sei nicht ſpröde, holde Kleine.

Was Du wünſcheſt, ſollſt Du haben,
Shawl und Kleider, Hut und Hauben,
Und noch tauſend and're Gaben...
Laß Dir ſüße Küſſe rauben.

Komm, mein Liebchen, ohne Zagen,
Koſen wollen wir im Haine,
Alles darf die Liebe wagen
Hier beim hellen Mondenſcheine.

Feſt umzäunet iſt der Garten,
Alles darf die Lieb' erlauben,
Drum laß uns den Tag erwarten
In den dunkeln Roſenlauben.

Achtundachtzigſtes Lied.

Welche Qual, welche Pein,
Ein Verliebter zu ſein,
Es kann wohl nichts Tolleres geben;
Jede Freude iſt hin,
Ganz confus jeder Sinn,
Und Tod noch viel ſüßer als Leben . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Wen das Amorchen traf,
Ach, den flieht der Schlaf,
Ihm mundet nicht Eſſen noch Trinken;
Seine Wange iſt blaß,
Sein Auge ſtets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vor'm Fenſter der holden Sirene,
Und er grüßt ſie recht ſchön,
Und bleibet oft ſteh'n
Von Morgens bis Abends um Zehne . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Ach, ſein Herz iſt ihm voll,
Und er ſeufzt aus H-moll,
Und ſchluchzt, daß die Fenſter erbeben,
Singt ein Lied aus A-dur,
Und beklagt die Natur,
Daß Menſchen am Vorurtheil kleben . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Sie erſcheint ihm im Traum,
Ach, da küßt er den Saum
Des Kleides mit gluthvollen Wangen;
Und er drückt ſie ans Herz,
Und gelöſcht iſt der Schmerz,
Und geſtillt iſt das heiße Verlangen . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Neunundachtzigſtes Lied.

Du frägſt mich, was mir fehlet,
Warum ſo ernſt mein Sinn,
Was mich ſo raſtlos quälet,
Warum ich traurig bin???
Ich will Dir Kunde geben:
Mir thut mein Herz ſo weh . . .
Drum einen Kuß, mein Leben,
Dann ſchnell Kamillenthee.

Mein Auge ſchwimmt in Thränen,
Verwelkt iſt jede Luſt,
Ein unnennbares Sehnen
Füllt meine wunde Bruſt.
Doch Du kannſt Troſt mir geben,
Du holde, ſüße Fee . . .
Drum einen Kuß, mein Leben,
Dann ſchnell Kamillenthee.

Es fehlt ſeit vierzehn Tagen
Mir Schlaf und Appetit,
Die Herren Aerzte ſagen:
Das läge im Geblüt;
Die Mittel, die ſie geben,
Verdoppeln nur mein Weh . . .
Drum einen Kuß, mein Leben,
Dann ſchnell Kamillenthee.

Ich werde blaß und blaſſer,
Die Wangen fallen ein,
Das Ding wird niemals beſſer,
Wie kann's auch anders ſein!!
Ach, ſelbſt der Saft der Reben,
Er ſchmeckt nicht mehr, o weh! . . .
Drum einen Kuß, mein Leben,
Dann ſchnell Kamillenthee.

Ich leg' mich nun zu Bette,
(Du ſiehſt, ich folge Dir),
Was gilt's, ich mach' die Wette,
Du wacheſt heut bei mir.
Nur Du, Babett', kannſt geben
Die beſte Panacé . . .
Drum einen Kuß, mein Leben,
Dann ſchnell Kamillenthee.

Neunzigſtes Lied.

Bon jour, ma chère Babette,
Comment vous portez vous?
So ſpät, und noch im Bette,
Ei, ei, wie geht das zu?
Du frühſtückſt, jammerſchade,
Daß ich Dich ſtören muß . . .
Zuerſt die Chokolade,
Und ſpäter einen Kuß.

Ich trinke Chokolade
Viel lieber als den Wein,
Drum, Liebchen, eine Gnade:
Schenk' noch ein Täßchen ein.
Ich komm' von der Parade,
Und lechze nach Genuß . . .
Zuerſt die Chokolade,
Und ſpäter einen Kuß.

Die Taſſen, ſüßes Kätzchen,
Sie könnten größer ſein,
Drum ſchenke, liebes Schätzchen,
Mir eine dritte ein.

Ich lieb' in hohem Grade
Des Kännchens braunen Guß . . .
Zuerſt die Chokolade,
Und ſpäter einen Kuß.

Auch möcht' ich Dich erſuchen,
Wenn es Dich nicht genirt,
Um Zwieback oder Kuchen,
Mit Mandeln decorirt.
Gieb ſchnell, daß er ſich bade
Im würzigſüßen Fluß . . .
Zuerſt die Chokolade,
Und ſpäter einen Kuß.

Der Kuchen ſchmeckt auf Ehre
Superbe, magnifique;
Erlaub', daß ich verzehre
Auch noch dies neunte Stück.
Nach einer Kavalkade
Man ſtets viel eſſen muß . . .
Zuerſt die Chokolade,
Und ſpäter einen Kuß.

Geleert ſind nun drei Taſſen,
Du haſt mir wohl verzieh'n,
Ich muß Dich jetzt verlaſſen,
Denn ach! ich hab' Termin.
O nimm hier die Pomade,
Dieweil ich ſcheiden muß . . .
Viel Dank für die Chok'lade,
„Das nächſte Mal den Kuß!"

Einundneunzigſtes Lied.

Bat und bat ſeit vierzehn Wochen,
Gab ihr eher keine Ruh',
Bis ſie endlich mir verſprochen
Heut um zehn ein Rendezvous.
Doch vor Aerger könnt ich weinen:
Liebe unterliegt der Pflicht!
Sicher würd' ich heut erſcheinen,
Müßt' ich nicht aufs Stadtgericht.

Was von Beiden ſoll ich wählen:
Ob Termin, ob Rendezvous?
Soll ich den Juſtizrath quälen,
Liebchen, was ſagſt Du dazu?
Wirſt gewiß mein Loos beweinen,
Liebe unterliegt der Pflicht!
Sicher würd' ich heut erſcheinen,
Müßt' ich nicht aufs Stadtgericht.

Wenn ich den Termin verſäume,
So verlier' ich den Prozeß,
Wenn ich's Rendezvous verträume,
Kömmt es heilig zum Exceß.
Beides läßt ſich nicht vereinen,
Liebe unterliegt der Pflicht!
Sicher würd' ich heut erſcheinen,
Müßt' ich nicht aufs Stadtgericht.

Den Termin zu prolongiren? . . .
Nicht um Alles in der Welt!
Muß dagegen proteſtiren,
Denn das koſtet ſchmählich Geld.
Längſt bin ich damit im Reinen:
Liebe unterliegt der Pflicht!
Sicher würd' ich heut erſcheinen,
Müßt' ich nicht aufs Stadtgericht.

Laß die alte Lieb' nicht roſten . . .
Höre meinen Vorſchlag an:
Zahleſt Du für mich die Koſten,
Thu' ich Alles, was ich kann.
Laß das Klagen, laß das Weinen,
Und entbinde mich der Pflicht . . .
Sicher werd' ich heut erſcheinen,
Fahre hin, du Stadtgericht!

Zweiundneunzigſtes Lied.

Moojen über vierzehn Tage
Da verſchenk' ich meine Hand,
Drum, mein Fräulein, eine Frage:
Iſt noch Dero Herz vacant?

Ach, ich bin, Sie dürfens glauben,
Unjeheuer int'reſſant;
Wenn ich wollte, könnt' ich rauben
Jedem Mädchen den Verſtand.

Doch mich lieget, ja auf Ehre!
Gar nich viel an Frauenjunſt,
Excellenz jab mich die Lehre:
Sie wär' nichts als purer Dunſt.

Schönheit iſt mich bloß Pomade,
Mir läßt jeder Reiz janz kalt;
Selbſt die Schönſte ſind' ich fade,
Selbſt die Jüngſte ſind' ich alt.

Sie, mein Fräulein, ſind paſſable,
J'wiſſermaßen malitiös,
Dieſes ſind' ich convenable,
Dieſes ſind' ich ganz pompös.

Drum, mein Fräulein, eine Frage:
Iſt noch Dero Herz vacant?
Moojen über vierzehn Tage
Da verſchenk' ich meine Hand.

Dreiundneunzigſtes Lied.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren
Werden jütigſt wohl verzeih'n,
Ganz verliebt bis an die Ohren,
Will ich um ihr Fräulein frei'n.

Dero Fräulein ſind paſſable,
I'wiſſermaßen malitiös,
Dieſes find' ich convenable,
Dieſes find' ich ganz pompös.

Bin Baron und Johanniter,
Edelmann von Schrot und Korn,
Gutsbeſitzer, wie auch Ritter,
Ritter von dem gold'nen Sporn.

Hab' dem Fräulein anjetragen
Vor zwei Wochen Herz und Hand,
Fräulein haben zugeſchlagen,
Mir zum Bräutigam ernannt.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren
Wird nunmehro anjetzt gefragt:
Ob der Mann, den ſie erkoren,
Gnäd'gem Vater auch behagt?

Seine Hoch- und Wohlgeboren
Schnell ihm in die Rede fällt:
„Laſſen Sie mir ungeſchoren,
Denn Sie haben nie nich Geld.“

Vierundneunzigſtes Lied.

Ich, der große Ordensritter,
Hab' umſonſt mir decouvrirt,
O pfui Teufel! das iſt bitter,
Denn, auf Ehr'! ich bin blamirt.

Fräulein Betty war paſſable,
J'wiſſermaßen malitiös,
Dieſes fand ich convenable,
Dieſes fand ich ganz pömpös.

Meine Hand' wollt' ich ihr geben,
Sah des Reichthums Morgenroth!!!
Fräulein Betty war mein Leben,
Fräulein Betty iſt mein Tod.

Ordensritter iſt verloren,
Weil man einen Korb ihm gab:
„Laſſen Sie mir ungeſchoren!“
Dieſes bringt mir noch ins Grab.

Vater, was wird Vater ſagen,
Vater wird ſehr böſe ſind,
Wird mir aus dem Hauſe jagen,
Mir, das unjerath'ne Kind.

Hört, ihr Sterne, meine Klage,
Schnödder Mond, verſtecke dir,
Mooien über vierzehn Tage,
Ja, auf Ehr'! erſchieß ich mir.

Fünfundneunzigſtes Lied.

—

Mein Liebchen iſt eine Cythere,
Noch fehlt ihr kein einziger Zahn,
Die Küſſe, ſie ſchmecken, auf Ehre!
Viel ſüßer noch als Marzipan.
Wie ſchön iſt die ſchalkhafte Miene!
Noch keine der ihrigen glich . . .
Wie reizend, mon dieu! iſt Zerline,
Wie häßlich, per dio! bin ich!

Mein Liebchen iſt ſchöner als Hebe,
Ein Engel aus himmliſchen Höh'n,
Ich habe, ſo wahr als ich lebe,
Noch niemals was Schön'res geſeh'n.
Ihr Blick gleicht der ſammelnden Biene,
Wie ſchmerzlich verwundet ihr Stich . . .
Wie reizend, mon dieu! iſt Zerline,
Wie häßlich, per dio! bin ich!

Ihr Herren, ich bin zu beneiden —
Ich habe mehr Glück als Verstand;
Zerline, sie kann mich gut leiden,
Und schenkt mir nach Ostern die Hand.
Sie ist es, der ewig ich diene,
Blos weil mich die Liebe beschlich...
Wie reizend, mon dieu! ist Zerline,
Wie häßlich, per dio! bin ich!

Sechsundneunzigſtes Lied.

Ein R, ein O, ein S, ein A,
Die buchſtabir' ich immer,
Das R, das O, das S, das A,
Die Vier' vergeß' ich nimmer:
Denn R und O und S und A
Malt's Schönſte, was ich jemals ſah.

Ein R, ein O, ein S, ein A,
Die lieb' ich, wie mein Leben,
Das R, das O, das S, das A
Hat Liebe mir gegeben;
Denn R und O und S und A
Malt's Schönſte, was ich jemals ſah.

Ein R, ein O, ein S, ein A,
Die buchſtabir' ich immer,
Das R, das O, das S, das A,
Die Vier' vergeß' ich nimmer;
Denn R und O und S und A
Malt's Schönſte, das ich jemals ſah.

Siebenundneunzigſtes Lied.

Thema.

Sehr zwei ſchöne Sterne blinken,
Holde Küſſe, ſüße Reben;
Folget, wenn ſie freundlich winken,
Wein und Weiber ſollen leben!

Variationen.

Sehr zwei ſchöne Sterne blinken,
Blinken heller als die Sonnen,
Laßt uns küſſen, laßt uns trinken,
Trinken Paradieſes-Wonnen.

Holde Küſſe, ſüße Reben
Leben, einem Gott entſproſſen,
Küſſe, die auf unſer Leben
Himmelreize ausgegoſſen.

Folget, wenn ſie freundlich winken,
Winken mit den gold'nen Strahlen,
Strahlen, die mit Zauberſchminken
Uns der Liebe Freuden malen.

Wein und Weiber ſollen leben,
Leben zu der Menſchen Freude,
Freude ſoll uns Kränze weben,
Daß ſelbſt Bacchus uns beneide.

Drum verſcheuchet Eure Sorgen,
Seht zwei ſchöne Sterne blinken!
Blinkend ſtrahlt ein Frühlingmorgen,
Wenn wir küſſen, wenn wir trinken.

Roſenhimmel, Himmelsroſen:
Holde Küſſe, ſüße Reben,
Freuden, die mit Zephyrkoſen
Unſer Leben ſanft umſchweben.

Leert der Freude volle Schaalen,
Folget, wenn ſie freundlich winken,
Schlürfet ihre Nectarſtrahlen,
Strahlen, welche roſig blinken.

Füllt die Gläſer bis zum Rande,
Wein und Weiber ſollen leben,
Flechten zarte Roſenbande,
Bande nur durch Kuß und Reben.

Mag die Hoffnung unterſinken,
Sinken in der Täuſchung Wellen;
Sehr zwei ſchöne Sterne blinken,
Die der Liebe Segel ſchwellen.

Singt dem Gott, der uns gegeben
Seines Himmels ſchönſte Blüthen:
Holde Küſſe, ſüße Reben,
Um die Freude uns zu hüten.

Ja, das Küſſen und das Trinken
Sind des Lebens Amouretten,
Folget, wenn ſie freundlich winken,
Um auf Roſen uns zu betten.

Miſcht das Purpurblut der Reben
Mit der Küſſe Honigfluthen,
Wein und Weiber ſollen leben,
Leben mit den Feuergluthen.

Möcht' die ganze Welt umfaſſen,
Küſſend an das Herz ihr ſinken,
Rufen jubelnd ausgelaſſen:
Seht zwei ſchöne Sterne blinken!

Wie gewonnen, ſo zerronnen!
Wenn Ihr liebet Euer Leben,
Schlürfet aus der Freude Bronnen:
Holde Küſſe, ſüße Reben.

Früh geht unſ're Sonne unter,
Mögen dann die Sterne blinken,
Darum fröhlich, darum munter,
Folget, wenn ſie freundlich winken,

Brüder, laßt Euch weislich rathen:
Trinket Küſſe, küſſet Reben,
Aernter Amors üpp'ge Saaten:
Wein und Weiber ſollen leben.

Achtundneunzigſtes Lied.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Nichts Süßeres giebt es auf Erden;
Durch ſie kann zur Wonne die härteſte Pein,
Die Hölle zum Himmel uns werden;
Sie lullen den Schmerz und die Sorge uns ein;
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Sie ſchaffen erquickende Sonnen,
Sie ſchmücken das Leben mit roſigem Schein,
Und weben uns tröſtende Wonnen;
Sie betten in fröhliche Träume uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von beiden giebt's rothe und weiße;
Die rothen, die mögen Brünetten wohl ſein,
Die weißen Blondinen ich heiße;
Sie laden zum Küſſen, zum Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von beiden giebt's junge und alte,
Bei Weibern da gelten die jungen für fein,
Beim Wein ich die alten mir halte;
Sie laden zum ſchönſten Genuſſe uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Ach gäb's keine Weiber, ach gäb's keinen Wein,
Was wäre das Leben auf Erden?
Ein nächtliches Chaos ohn' ſonnigen Schein,
Ein Kerker voll herber Beſchwerden;
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Neunundneunzigſtes Lied.

Schenk' ein
Den Wein,
Stoß 'an,
Kumpan,
Und laß die Liebe leben;
Die Welt
Gefällt
Nur dann
Dem Mann,
Wenn Frauen ihn umgeben.

Es blinkt
Und winkt
So hold
Das Gold
Im Schooß der Perlenſchlaken.
Die Bruſt
Schwellt Luſt,
Man ſingt
Und ſchlingt
Den Arm um Liebchens Nacken.

Man küßt
Und koſ't,
Und ſingt
Und trinkt,
Und fällt in ſüßen Schlummer.
So wird
Gekirrt
Durch Wein
Allein
Des Herzens Gram und Kummer.

Einhundertſtes Lied.

Van der Veken iſt mein Leben,
Van der Veken iſt mein Gut,
Matt ſind alle — alle Reben
Gen Champagners Zauber-Gluth.

Sorgentödter, Freudenſpender,
Qualabtapfer, Menſchenfreund,
Himmelſchöpfer, Wonnefender,
Gramableiter, Grillenfeind.

Seligmacher, Glückerzeuger,
Weltverſchön'rer, Frohſinnsborn,
Luſterwecker, Schickſalsbeuger,
Segensbote, Geiſtesſporn.

Mutheinhaucher, Treuzerſetzer,
Herzensdietrich, Troubadour,
Näschendreher, Hornaufſetzer,
Tugendbrandbrief, Sonnenuhr.

Freundſchaftſchließer, Feindſchaftlähmer,
Zwietrachtlöſcher, Talisman,
Streitausgleicher, Haßbezähmer,
Zornverſöhner, Liebskumpan.

Grollerſticker, Wuthbekehrer,
Freudenbeet und Sorgenſarg,
Kettenſprenger, Freiheitlehrer,
Spleenzerſtörer, Weinmonarch.

Scherzeinbläſer, Liſtverkünder,
Rauſchverſcheucher, Weiſenſtein,
Nachtvergülder, Sonnanzünder,
Feengarten, Muſenhain.

Steinerweicher, Augenkleiſter,
Huldrob'rer, Bitt-Trabant,
Zauberkünſtler, Hexenmeiſter,
Amtbeſtecher, Preis-Courant.

Mitleidbohrer, Themisblender,
Coderdreher, Saufewind,
Federlenker, Grundfahwender,
Pfropfenſchleud'rer, Frankenkind.

Witzeinimpfer, Stolzbezwinger,
Mädchenköder, Frauenlieb,
Gunſterſtürmer, Kußerringer,
Sinneinluller, Herzensdieb.

Leidenströſter, Friedensrichter,
Frühlingsſpiegel, Göttertraum,
Thränenſtiller, Liebesdichter,
Wunderbalſam, Lebensbaum.

Weltdurchwand'rer, Tafelwürzer,
Wirthbereich'rer, ſchöner Gaſt,
Wettenkröner, Zeitverkürzer,
Börſenſchinder, Trinkermaſt.

Crösusſtempler, Glückverbreiter,
Erdenſchmuck und Himmelsperl,
Wehzerrümm'rer, Luſtbereiter,
Enaelsbote, Teufelskerl.

Gaumenkitzler, Zungenbinder,
Naserquicker, Wasserfeind,
Wangenröther, Aug'entzünder,
Eßlustmehrer, Busenfreund.

Frostbekämpfer, Gluthentzünder,
Frauenliebling, Rebenkern,
Blüthenzeuger, Blumenwinder,
Morgentraum und Abendstern.

Von der Reben ist mein Leben,
Von der Reben ist mein Gut,
Matt sind alle — alle Reben,
Gen Champagners Zauber-Gluth.

Das letzte Lied
oder
des Dichters Grabschrift.

Er schrieb stets viel Satyren,
Sein Steckenpferd war Spott,
Er machte schlechte Verse,
Und lebte wie ein Gott.

V.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.

Neues Buch der Liebe.

Neues

Buch der Liebe

von

Eduard Maria Oettinger.

Des „Buchs der Liebe“ zweiter Band.

Dresden.
R. Schaefer's Separat-Conto.
1852.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Ihrer Excellenz

der Frau Reichsgräfin

Louiſe Chriſtine von Danner,

Gemahlin Seiner Majeſtät des Königs
von Dänemark,

gewidmet

als ein Zeichen aufrichtiger Huldigung

vom

Verfaſſer.

Ouverture.

Im Jahre 1832 ließ ich zum erſten Male aus dem Taubenſchlage meines Herzens hinausflattern einen kleinen Schwarm von Liedern, die unter dem Titel „Buch der Liebe“ zuerſt in Berlin erſchienen. Zehn Jahre lang krähte kein Hahn um meine Lach- und Liebes-Tauben. Erſt ſpäter wurden ſie bekannt und fanden, wie ichs einſt gewünſcht, ein „ſonniges Aſyl“ im Herzen der Liebe. Seitdem hat mein Buch ſechs Auflagen erlebt.

Zwanzig Jahre lang hat die Muſe meiner Liebe ſtill vor ſich hingebrütet in der tiefſten Tiefe meines Herzens und nichts mehr von ſich hören laſſen. In einer kalten Decembernacht, als ich an der Seite meines Schutzgeiſtes am praſſelnden Kaminfeuer ſaß und, in ſüße Träume verſunken, hineinſtarrte ins luſtige Feuer, da erwachten von Neuem in mir die alten Kohlen und Flammen der Liebe und von Neuem begann meine Muſe ihre eingeſchüchterten Flügel zu regen. Am 23. December ſchrieb ich das erſte Lied und heute — es ſind ſeitdem kaum vier Wochen verfloſſen — beendigte ich den zweiten Band meines „Buchs der Liebe". Achtundzwanzig dieſer kleinen, anſpruchsloſen Lieder ſchrieb ich in einer öden, kalten, feuchten Zelle*) — Nummer 31 des Leipziger Stockhauſes — in welcher ich, wegen eines Preßprozeſſes, ſieben kurze und dennoch lange Tage ſaß. Wenn dieſe Lieder ſchwächer als die andern ſind, ſo liegt die Schuld wohl nur daran, daß meine Muſe in der Einſamkeit meines Kerkers ſich

*) Jedes dieſer achtundzwanzig Lieder iſt mit einem † bezeichnet.

nicht behaglich fühlte. Traurig ließ ſie ihre kleinen Flügel hängen und dachte ſehnſüchtig an jene kleine reine weiße Taube, für die ſie dieſe Lieder ſang. In ihrer Nähe wäre manche dieſer Strophen mir gewiß leichter geworden, als im einſamen Kerker.

Ich ſchließe dieſes kurze Vorwort mit dem Wunſche, daß der zweite Band meines „Buchs der Liebe" eben ſo günſtig möge aufgenommen werden, als der erſte.*)

Leipzig, am 19. Januar 1852.

E. M. Oettinger.

*) Zur Beruhigung engherziger Splitterrichter habe ich nur noch hinzuzufügen, daß ich in einigen dieſer Lieder zwei Verneinungen (wie z. B. nie nicht) abſichtlich angewendet habe, weil dieſe an und für ſich veraltete Form manchem Gedanken einen höhern Grad von Wärme und Innigkeit verleiht.

Motto.

Wenn ein Aug' ſich von uns wendet,
  Welches einſt von Liebe ſprach,
Wenn der ſchöne Traum geendet,
  Und der Hoffnung Anker brach;
Wenn die Blüthen ſich entfärben,
  Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergeſſen oder ſterben,
  Wenn er nicht vergeſſen kann!

Valeria Vogler.

Erſtes Lied.

Mir iſt, als ob ein längſt verklung'nes Märchen
Durch meine todesbange Seele zieht;
Mir iſt, als ob ein neuer Elfenreigen
An meinem kranken Geiſt vorüberflieht.

Mir iſt, als wüchſe friſches Frühlingsleben
Aus meines Herzens Lavaſchutt empor;
Mir iſt, als rauſchte neues Wonnebeben
Vorüber an dem tieferſchreckten Ohr.

O Gott, was ſagt dies Singen und dies Klingen
In meiner angſt- und ſchmerzbeklomm'nen Bruſt?
Wer iſt die Fee, die meiner Seele müde Schwingen
Hinaufbewegt zu neuer Himmelsluſt?

O Herz, mein Herz, wie kannſt Du thöricht fragen,
Was Dich mit neuem Lebensmuth erfüllt,
Du wagſt es nicht, es ſelber Dir zu ſagen,
Was jetzt ſo plötzlich all' Dein Leiden ſtillt?

Faß Muth, mein Herz, und wag' es zu geſtehen,
Was niemals Du geahnet, nie gedacht...
Der Heiland-Welterlöſer iſt erſtanden:
Von Neuem iſt die alte Lieb' erwacht!

Zweites Lied.

Einſt blüthe eine Myrthe,
Die Myrthe war ſo lieb,
Daß in dem Krieg der Blumen
Die Myrthe Sieg'rin blieb.

Sie wurde von den Blumen
Zur Königin erwählt,
Doch wider ihren Willen
Dem Lorbeerbaum' vermählt.

Die Myrthe war ſo glühend,
Der Lorbeer war ſo kalt;
Die Myrthe, die ſich grämte,
Verwelkte, ach, gar bald!

Man ſah vor tiefem Leide
Die Myrthe faſt vergeh'n,
Doch war ſie ſelbſt im Schmerze
Noch majeſtätiſch ſchön!

Da kam aus ferner Zone
Zu ihr die Nachtigall;
Sie warb um Myrthenliebe
Durch ihrer Lieder Schall.

Sie küßte voll Verlangen
Der Myrthe keuſches Laub
Und lag gleich einem Sklaven
Zu Füßen ihr im Staub.

Sie trank mit ſtillem Beben
Der Myrthe holden Duft
Und füllt' mit Minneliedern
Die milde Frühlingsluft.

Sie ſang und bat und weinte,
Sie weinte, bat und ſang;
Ihr Lied war froh und heiter,
Ihr Herz war ſchwer und bang.

Die Kehle voller Lieder,
Die Seele voller Qual,
Und Seufzer ohne Ende
Und Thränen ohne Zahl!

Die Myrthe hörte ſchweigend
Den Nachtigallenſang,
Der wie Muſik der Engel
Ins kranke Herz ihr drang.

Sie ließ sich endlich rühren
Und rief: „Ich liebe Dich!“
Die Myrthe ist mein Liebchen,
Die Nachtigall bin ich!

Drittes Lied.

Madonna ſchlief in einer Fliederlaube,
Und Nacht und Stille herrſchte weit und breit,
Da nahte eine blendendweiße Taube,
Die meiner Herrin kleine Flügel leiht.
Dann regt ſie ſchnell das glänzende Gefieder —
Hin zu den Sternen flieht mein holdes Glück,
Ihm folgen meine ſehnſuchtsvollen Lieder...
Auf Erden bleibt mein ſtiller Schmerz zurück.

Von ihrer Schönheit Sonnenglanz geblendet,
Verglimmte bald der Sterne bleiches Heer,
Mein Auge, das gen Himmel ſich gewendet,
Sah nichts, als ihres Auges Feuermeer.
Bald hielt ſie ſtill und ließ dann niederſinken
Ihr Flügelpaar, mit mildem Engelsblick.
Hinauf, hinauf! — ſo ſchien ſie mir zu winken...
Auf Erden blieb mein ſtiller Schmerz zurück.

† Viertes Lied.

Träumend ſtehe ich am Strome,
Pfeilſchnell fliegt ein Schiff vorbei,
Meine Seele folgt dem Schiffe,
Denn ſie träumt von Loreley!

Horch, da tönt vom nahen Dome
Orgelton und Glockenklang,
Der mit balſamſüßem Gruße
Leis zu mir herüberdrang.

Ernſt erhebt ſich aus dem Schilfe,
Das am Rand des Stromes wächſt,
Eine wunderſüße Sylphe,
Die mich wunderbar behext.

Roſig glühen ihre Wangen,
Purpur iſt ihr friſcher Mund,
Sterne ſind die milden Augen,
Perlen zeigt der Zähne Bund!

Elfenbein iſt ihre Stirne,
Silber ihres Halſes Glanz,
Alabaſter iſt ihr Nacken,
Gold iſt ihrer Locken Kranz.

Sonnig blitzen ihre Haare,
Wie ein Strahl von Helicon,
Wonnig duften ihre Brüſte,
Wie die Roſ' am Libanon.

Einer Taube gleicht ihr Lächeln,
Einer Palme gleicht ihr Leib;
Sonnenſtrahlen ihn umfächeln,
Himmel, rief ich, welch' ein Weib!

Sanft und mild lockt mich die Sylphe
In die grüne Fluth zu ſich;
Dort umarmt ſie mich mit Beben,
Liſpelt hold: Ich liebe Dich!

Chöre, die wie Feen ſingen,
Dringen zitternd in mein Ohr,
Träumend ſchaue ich voll Wonne
Zu dem Sylphenkind' empor.

„Holde, nenn' mir Deinen Namen,
Eh' ich Dir ins Auge ſeh;
Biſt Du Engel oder Nixe,
Biſt Du Hexe oder Fee?"

Milde raunt die ſüße Sylphe
Ihren Namen mir ins Ohr...
Leiſe rauſcht die nahe Orgel,
Leiſe rauſcht der Sänger Chor.

Innig drückt ſie ihren Träumer
An die ſchwanenweiße Bruſt,
Und er träumt in ihren Armen
Himmelswonne, Götterluſt!

Dann verſchwand die holde Sylphe
Ohne Gruß und Abſchiedskuß,
Doch geſegnet ſei ihr Name,
Den ich Euch verſchweigen muß!

Träumend weile ich am Strome,
Pfeilſchnell fliegt ein Schiff vorbei:
Orgel tönt im nahen Dome...
Ach, wo weilſt Du, Loreley?

Fünftes Lied.

Ich leſe oft im Koran
Und finde Manches drin,
Wofür ich dem Propheten
Fürwahr ſehr dankbar bin.

Ich liebe dieſen Türken,
Ich lieb' ſein weiſes Buch:
Die erſte ſeiner Suren
Enthält den klugen Spruch:

„Haſt je Du ein Geheimniß,
So wahr' es ganz allein,
Dann bleibſt Du ſein Gebieter,
Dann kannſt Du ruhig ſein.

Verräthſt Du Dein Geheimniß
In Deiner Rede Fluß,
Dann wirſt Du bald ſein Sklave,
Der vor ihm zittern muß."

Auch ich trag' ein Geheimniß
In meines Herzens Schrein:
Es iſt Dein ſüßer Name,
Ich weiß ihn ganz allein!

Verrath' ich mein Geheimniß,
Dann weh' mir armem Chriſt,
Dann weiß bald jeder Gimpel,
Wer meine Peri iſt!

Sechſtes Lied.

Einſt ſchrieb ich Deinen Namen
Auf einen Schieferſtein,
Dann küßte ich den Namen
Und fragte: Denkſt Du mein?

Da brach die ſchwarze Tafel
Und ſah mich weinend an;
So weiß ich, daß Dein Name
Selbſt Steine rühren kann.

Siebentes Lied.

Ich kenne eine Perle,
Die iſt ſo ſchön und rein,
So glänzend, ach! und theuer
Wie Gold und Edelſtein.

Auch weiß ich eine Muſchel,
Die iſt ſo roth wie Blut:
Sie iſt das treue Käſtchen,
Worin die Perle ruht.

Verſtehſt Du der Parabel
Bedeutungsvollen Scherz?
Die Perle iſt Dein Name,
Die Muſchel iſt mein Herz!

Achtes Lied.

Du biſt mein Buch der Liebe,
Du biſt mein Talisman,
Der magiſch mich erheben
Und mich vernichten kann.

Du biſt mir Kirch' und Altar,
Du biſt mir Gottes Wort,
Du biſt mein Troſt, mein Balſam,
Du biſt mein Schutz und Hort.

Du biſt die heil'ge Bibel,
Das neue Teſtament,
Das Liebe nur und Liebe,
Und nichts als Liebe kennt.

Du biſt der fromme Heiland,
Der für mich leidet, ſtirbt
Und ſich ſchon hier auf Erden
Die Dornenkron' erwirbt.

Du gleicheſt der Madonne,
Dein Aug' iſt ein Gebet,
Das Seligkeit und Wonne
Sich nur für mich erfleht.

Du biſt mein blauer Himmel,
Du biſt mein Paradies,
Du biſt ſo groß und edel,
Du biſt ſo ſchön und ſüß!

Neuntes Lied.

Du biſt, mein Kind, ein Notenblatt,
Auf das ein Engel, ſchön wie Du,
Muſik, Muſik geſchrieben hat.
Zu wiegen mich in ſüße Ruh.

Dein Ton, mein Kind, gleicht der Schalmei,
Die zitternd nur von Liebe ſingt
Und mir von meines Lebens Mai
Viel tauſend ſüße Grüße bringt.

Dein Mund, er iſt ein Operntext,
Jedwede Sylbe iſt ein Lied,
Er hat mir Seel' und Herz behext,
Weil mein Geheimniß er errieth.

Er hat mich manches Lied gelehrt,
Das klingt beſtändig mir im Ohr,
Es hat der Liebe Keim genährt
Und trägt zum Himmel mich empor.

Mein Kind, Du biſt ein Liederkranz,
Der meine heiße Stirne kühlt;
Er trocknet meiner Thränen Glanz,
Wenn ſie der Liebe Kummer fühlt.

Mein grüner Kranz, Du gibſt mir Ruh;
Ich herz' und küſſe jedes Blatt,
Auf das ein Engel, ſchön wie Du,
Muſik, Muſik geſchrieben hat.

Zehntes Lied.

Ich möcht' ſo gern Dich fragen,
Was treue Liebe iſt?
Ich möcht' ſo gern Dir ſagen,
Wie theuer Du mir biſt!

Ich will Dich liebend hüten
In meiner Klauſ'nerei,
Du biſt die Blüth' der Blüthen,
Du biſt mein holder Mai!

Ich ſeh' es, ach, ſo gerne,
Wenn mir Dein Auge lacht,
Du biſt der Stern der Sterne
In milder Sommernacht.

O ſteige auf mich nieder,
Du holdes Sternenbild,
Du biſt das Lied der Lieder,
Das meine Thränen ſtillt.

Laß' ſcheinen Deine Sonnen
In meiner Thränen Teich,
Du biſt die Wonn' der Wonnen,
Du biſt mein Himmelreich!

Eilftes Lied.

Wär' ich ein Vöglein, ſüße Maid,
Ich würde ewig ſingen
Und Dir bei nächtlich ſtiller Zeit
Viel tauſend Ständchen bringen.

Wär' ich ein Dichter, holde Fee,
Ich würde jubelnd preiſen
Des Auges Blau, der Wange Schnee
In tauſend ſüßen Weiſen.

Wär' ich ein Maler, hohe Frau,
Ich würd' Dir meine Qualen
Mit meiner Thränen frischem Thau,
Mit meinem Herzblut malen.

Wär' ich ein König, Königin,
Ich stiege gern vom Throne
Und legt' zu Deinen Füßen hin
Das Scepter und die Krone.

Wär' ich der liebe Gott, mein Kind,
Ich würde liebend eilen
An Deine Brust und ganz geschwind
Den Himmel mit Dir theilen!

Zwölftes Lied.

Ich kenn' ein Auge, das, ſo mild
Und glänzend wie ein Sternenbild,
Voll Huld auf mich herniederſieht
Und mich hinauf zum Himmel zieht.
Dort prangt ein Stern ſo hell und rein
Wie jenes Auges Sonnenſchein ...
Du liebes Aug', Du lieber Stern,
Du biſt mir nah' und doch ſo fern.

Dies Aug' iſt ſüß und veilchenblau;
Drin ſpiegelt ſich der Thräne Thau,
Und wenn ich dieſes Auge ſeh',
Erfüllt mich Luſt, erfüllt mich Weh.
Verſenken möcht' ich mich hinein
Und dieſes Auges Apfel ſein ...
Du liebes Aug', Du lieber Stern,
Du biſt mir nah' und doch ſo fern.

Ich forſche nach der Sterne Lauf
Und ſchau' gar oft zum Aug' hinauf;
Dies Sternenaug', ſo hold und ſüß,
Iſt meiner Erde Paradies.
Gern drückte ich voll Liebesluſt
Den Augenſtern an meine Bruſt!
Du liebes Aug', Du lieber Stern,
Du biſt mir nah' und doch ſo fern.

Ich grüße Dich, ich küſſe Dich,
Du, Auge, leuchteſt nur für mich;
Nur mir allein, nur mir allein,
Lacht dieſes Sternes Silberſchein.
Ihr ſeid mein Dioscurenpaar,
Ich bet' Euch an das ganze Jahr!
Du liebes Aug', Du lieber Stern,
Du biſt mir nah' und doch ſo fern!

Doch ſchließt einmal dies Auge ſich,
Dann wird es nie mehr Tag für mich;
Wenn jener Stern mir nicht mehr lacht,
Dann iſt ewig für mich Nacht;
Denn dieſe beiden Sterne hold
Sind Mondenglanz und Sonnengold...
Du liebes Aug', Du lieber Stern,
Du biſt mir nah' und doch ſo fern!

Dreizehntes Lied.

Wenn düſt're Wolken mich umhüllen,
  Dann ſind' ich keine Ruh' in mir,
Wenn heiße Thränen mich erfüllen,
  Dann ſehnet ſich mein Herz nach Dir.
In Deine Arme möcht' ich ſinken
  Und träumen Wonn' und Seligkeit,
Aus Deinen Augen möcht' ich trinken
  Den Nectar der Vergeſſenheit!

Denn Du allein, mein ſüßes Leben,
Vermagſt durch einen winz'gen Blick
Dem kranken Herzen Troſt zu geben,
Zu bannen all' ſein Mißgeſchick.
Wenn Deine Sterne traulich winken,
Vergeß' ich ſchnell mein ganzes Leid...
Aus Deinen Augen laß' mich trinken
Den Nectar ſüßer Seligkeit!

Ja Du, nur Du, mein holdes Weſen,
Biſt meiner Seele Arzenei,
Und darf in Deinem Blick ich leſen,
Dann fühlt mein Herz ſich wohl und frei.
Drum laß an Deine Bruſt mich ſinken,
Dann bin zu ſterben ich bereit...
Aus Deinen Augen will ich trinken
Den Balſam der Unſterblichkeit!

Vierzehntes Lied.

Es flog im Juni eine Biene
Von einer Blum' zur andern hin,
Sie wollte friſchen Honig ſammeln
Für die geliebte Königin.
Da ſah den Flug ich plötzlich lenken
Nach Deinem Blumenangeſicht...
Wer kann's der Biene wohl verdenken,
Wenn Deinen ſüßen Mund ſie ſticht?

Die kleine Biene ſenkt den Stachel
Voll heißer Gluth und kühnem Muth
In Deines Mundes Roſenlippen,
In Deiner Lippen Roſenblut.
Dann that den Flug ſie plötzlich lenken
Hinweg von Deinem Angeſicht....
Ich kann's der Biene nicht verdenken,
Daß Deinen ſüßen Mund ſie ſticht!

Sie wollte friſchen Honig naſchen,
Drum ſtach ſie Deinen Honigmund,
Denn Honig fließt in Deinen Adern,
Drum küßt ſie Deine Lippe wund!
Die ganze Welt wollt' ich verſchenken,
Wär' ich die Biene im Gedicht...
Wer kann's der Biene wohl verdenken,
Wenn Deinen ſüßen Mund ſie ſticht?

Fünfzehntes Lied.

Ich kenne ein Fenſter,
So hell und ſo rein,
Daß Jeder gern ſtiege
Ins Fenſter hinein.

Denn hinter der Scheibe
Da ſchimmert ein Licht,
Da glänzt eine Flamme,
Die Jeden beſticht.

Ich weiß eine Schwalbe,
Die baut ſich ihr Neſt
Am leuchtenden Fenſter,
Das nie ſie verläßt.

Die Schwalbe iſt ſelig,
Und weißt Du den Grund?
Dein Aug' iſt das Fenſter,
Die Schwalbe — mein Mund!

Sechszehntes Lied.

Sprich, kennſt Du die Orange,
Die nur für Dich geblüht,
Gereift von einer Sonne,
Die ewig, ewig glüht?

Sprich, kennſt Du die Orange,
Die nimmermehr vergißt,
Daß Du ſie haſt gereifet,
Daß Du die Sonne biſt?

Sprich, kennſt Du die Orange,
Die gramvoll ſich verzehrt,
Wenn dieſe ſüße Sonne
Einmal nicht wiederkehrt?

Sprich, kennſt Du die Orange,
Die, friſch und dunkelroth,
Sich ewig nach Dir ſehnet,
Dir treu bleibt bis zum Tod?

Mein Herz iſt die Orange,
Ich theile ſie mit Dir:
O nimm die eine Hälfte
Und laß die and're mir!

Siebzehntes Lied.

In meines Herzens Wüſte,
In meiner Liebe Traum
Erhebt ſich ſtolz zum Himmel
Ein ſchlanker Palmenbaum.

Dort pranget eine Dattel,
So ſüß wie Traubengluth,
Die Dattel gibt mir Nahrung
Und kühlt mein krankes Blut.

Sie löſcht das heiſſe Dürſten
Der ſtillen Liebespein
Und flößet meinem Herzen
Des Troſtes Nectar ein.

Sprich, kennſt Du jene Palme,
Die meine Seel' umrankt,
Sprich, kennſt Du jene Dattel,
Die in der Palme prangt?

Du ſelber biſt die Palme,
Die Seele huldigt Dir;
Dein Herz iſt jene Dattel,
O theile ſie mit mir!

Achtzehntes Lied.

Dem Bienenkorbe gleicht mein Herz.
Viel Bienen ſchwärmen ein und aus,
Sie bringen dann von allerwärts
Viel friſchen Honig mit nach Haus.

Sie bauen ſich ein Zellenhaus;
Drin thront ihr Stolz, drin thront ihr Glück;
Sie fliegen ein, ſie fliegen aus,
Das Heimweh treibt ſie ſtets zurück.

Sie ſchwärmen ſummend her und hin
Und finden nirgends Raſt und Ruh;
Sie huld'gen einer Königin,
Und dieſe Königin — biſt Du!

Ich liebe Dich, ich liebe Dich,
Du meines Herzens holde Zier;
O Königin, erhöre mich
Und ſchenke Deinen Honig mir!

† Neunzehntes Lied.

Mein Herz gleicht einem Taubenſchlag',
Viel Täubchen fliegen aus und ein;
Ich pflege ſie den ganzen Tag,
Doch lieb' nur Eine ich allein!

Dies Täubchen iſt ſo weiß und rein
Wie nie berührter Alpenſchnee;
Sein Aeuglein glänzt wie Mondenſchein
Im veilchenblauen Comer-See.

Mein Herz gleicht einem Taubenſchlag'.
Viel Täubchen fliegen ein und aus;
Dies Täubchen lacht den ganzen Tag
Und füllt mit Fröhlichkeit mein Haus.

Es ſchmiegt ſich 'ſanft an meine Bruſt
Und girrt gar lieb die ganze Nacht;
Es theilt mein Leiden, meine Luſt
Und weckt mich Morgens ſüß und ſacht'.

Sein Schnäblein, friſch und roſenroth,
Es pickt mir oft die Lippen wund
Und holt ſich gern ſein Zuckerbrodt
Aus meinem kußgeſpitzten Mund.

Dem Taubenſchlage gleicht mein Herz,
Ich ſchließ' es auf, ich ſchließ' es zu;
Mit allen Tauben treib' ich Scherz...
Das liebſte Täubchen drin biſt Du!

Zwanzigſtes Lied.

Mein Herz gleicht einer Kohle,
Die im Verborg'nen glüht;
Es gleicht der kranken Knospe,
Die welket, eh' ſie blüht.

Mein Herz gleicht einem Kelche,
In Epheu eingehüllt,
Dem Kelche, deſſen Inn'res
Sich ſtets mit Thränen füllt.

Mein Herz gleicht einem Briefe,
Der feſt verſiegelt iſt,
Weil Niemand ſoll erfahren,
Daß Du ſein Inhalt biſt!

Mein Herz gleicht einem Grabe,
Von Veilchen überdeckt,
Drin ſchlummert eine Roſe,
Die mich vom Tod' erweckt.

Mein Herz gleicht der Cypreſſe
In düſterm Todtenhain;
Du ſchnittſt in ihre Rinde
Ein ſchwarzes Kreuz hinein.

Und unter dieſem Kreuze
Da flammt als Talisman
Dein wunderholder Name,
Den nichts verlöſchen kann!

Einundzwanzigſtes Lied.

Meine Seele gleicht der Blume,
Von dem Sturme früh zerknickt;
Deine Liebe gleicht dem Thaue,
Der ſie ſtärkt und neu erquickt.
Kannſt der Blume Du verdenken,
Daß dem Thau' ſie ſich erſchließt?
Liebend will ich Dein gedenken,
Bis der Tod mein Auge ſchließt.

Deine Liebe gleicht dem Meere,
Deſſen Wogen Niemand zählt;
Meine Seele gleicht dem Fluſſe,
Der dem Meere ſich vermählt.
Kannſt dem Fluſſe Du verdenken,
Daß ins Meer er ſich ergießt?
Liebend will ich Dein gedenken,
Bis der Tod mein Auge ſchließt.

Meine Seele gleicht der Thräne
An der Rebe friſchem Blut;
Deine Liebe gleicht der Perle,
Die im Schooß' des Meeres ruht.
Kannſt der Thräne Du verdenken,
Daß ſie um die Perle fließt?
Liebend will ich Dein gedenken,
Bis der Tod mein Auge ſchließt.

Zweiundzwanzigstes Lied.

Ich möchte tauſendmal in jeder Stunde
Dich fragen: „Holde Fee, biſt Du mir gut?“
Ich höre gern aus Deinem ſüßen Munde,
Was wohl, ſo wohl dem kranken Herzen thut;
Du aber ſchlägſt die lichten Aeuglein nieder
Und flüſterſt leiſe: „Nein“ und nichts als „Nein!“
Und darum fragt Dich jedes meiner Lieder:
„Wie kannſt Du, Fee, ſo unbarmherzig ſein?“

Ich bat Dich tauſendmal: „Gieb mir ein Zeichen
Von Deiner Gunſt und Wohlgewogenheit,
O laſſe endlich, endlich Dich erweichen,
Schenk' Deinem Bettler eine Kleinigkeit!“
Du aber ſchlägſt die lichten Aeuglein nieder
Und flüſterſt leiſe: „Nein“ und nichts als „Nein!“
Und darum fragt Dich jedes meiner Lieder:
„Wie kannſt Du, Fee, ſo unbarmherzig ſein?“

Doch ſolche Bettler, weißt Du, ſind zudringlich:
Ich bettle keck nun ſchon ein ganzes Jahr —
Iſt Deine Härte wirklich unbezwinglich? —
Um eine Locke, ach, von Deinem ſchönen Haar!
Du aber ſchlägſt die lichten Aeuglein nieder
Und flüſterſt leiſe: „Nein“ und nichts als „Nein!“
Und darum fragt Dich jedes meiner Lieder:
„Wie kannſt Du, Fee, ſo unbarmherzig ſein?“

O laſſe Gnade doch vor Recht ergehen,
Barmherzigkeit iſt holder Frauen Pflicht!
Erhöre meiner Liebe heißes Flehen:
Huldreiche Fee, verſtoß' den Bettler nicht!
Du aber ſchlägſt die lichten Aeuglein nieder
Und flüſterſt leiſe: „Ja“ und nicht mehr „Nein!“
Und darum preiſ't Dich jedes meiner Lieder,
„Denn, holde Fee, Du willſt barmherzig ſein!“

Dreiundzwanzigſtes Lied.

Ich hab' in traulich ſtiller Stunde
Dir manch' Geheimniß abgelauſcht,
Es hat mein Mund an Deinem Munde
Sich durch der Küſſe Gluth berauſcht;
Doch Niemand, Niemand ſoll erfahren,
Was bei der Lampe kargem Licht
Sich unſ're Herzen offenbaren,
Denn Schweigen iſt der Liebe Pflicht!

Ich werde Keinem, Keinem ſagen,
Was ſtille Liebe nahm und gab,
Drum darfſt Du Alles, Alles wagen,
Verſchwiegen bin ich wie das Grab.
Das, was zwei Herzen ſich vertrauen,
Das paßt für keinen Dritten nicht;
Drum darfſt Du auf mein Schweigen bauen,
Denn Schweigen iſt der Liebe Pflicht!

Es iſt ſo ſüß, das zu verſchweigen,
Was außer uns nur Gott noch weiß;
Die Flamme, die ſich nicht darf zeigen,
Die brennt im Herzen zehnfach heiß!
Sie will ſich lieber ſtill verzehren,
Wenn auch vor Schmerz die Seele bricht;
Drum will ich ſchweigend Dich verehren,
Denn Schweigen iſt der Liebe Pflicht!

Und brech' ich jemals dieſes Schweigen,
Dann mag aus Deines Auges Glanz
Dein Blitz auf mich herniederſteigen,
Verſengen meiner Liebe Kranz;
Dann zürne mir, geliebtes Leben,
Und wende ab Dein Angeſicht,
Ich könnt' es ſelbſt mir nie vergeben,
Denn Schweigen iſt der Liebe Pflicht!

Vierundzwanzigſtes Lied.

Du ſteheſt einſam unter Bäumen
Dort unten bei dem Lindenbaum
Und ſcheineſt wachend dort zu träumen
Den langen bangen Liebestraum...
O komme, komme, fromme Taube,
O komm' zu mir, mein holder Schatz,
Ich lad' Dich ein in meine Laube,
An meinem Herzen iſt Dein Platz!

Hier, Täubchen, kannſt Du ruhig weilen,
Ich will Dich ſchützen Tag und Nacht
Und willig will ich Alles theilen,
Was heiter Dich und glücklich macht.
O komme, komme, fromme Taube,
O komm' zu mir, mein holder Schatz,
Ich lad' Dich ein in meine Laube,
An meinem Herzen iſt Dein Platz!

Mit gold'nen Ketten will ich ketten,
Lieb' Täubchen mein, Dein Flügelpaar,
Auf Roſen Dich und Veilchen betten,
Anſtaunen Deiner Reize Schaar.
O komme, komme, fromme Taube,
O komm' zu mir, mein holder Schatz,
Ich lad' Dich ein in meine Laube,
An meinem Herzen iſt Dein Platz!

Zerküſſen will ich Dein Gefieder,
Es iſt ſo ſüß, ſo keuſch und rein!
Erſinnen will ich Lied auf Lieder
Und immerdar Dein Sklave ſein!
O komme, komme, fromme Taube,
O komm' zu mir, mein holder Schatz,
Ich lad' Dich ein in meine Laube,
An meinem Herzen iſt Dein Platz!

Fünfundzwanzigſtes Lied.

Gedenkſt Du noch der blauen Blume,
Die meine Liebe Dir verrieth,
Wie bald darauf zu Deinem Ruhme
Ertönte laut mein erſtes Lied?
Verwelkt iſt meiner Liebe Leben,
Vernichtet iſt mein ſtilles Glück,
Doch denk' ich ſtets mit bangem Beben
An jene ſchöne Zeit zurück.

Gedenkſt Du noch der ſchönen Stunde,
Wo ich, verſenkt in Hochgenuß,
Von Deinem frühlingsfriſchen Munde
Geraubet hab' den erſten Kuß?
Verwelkt iſt meiner Liebe Leben,
Vernichtet iſt mein ſtilles Glück,
Doch denk' ich ſtets mit bangem Beben
An jene ſchöne Zeit zurück.

Gedenkſt Du noch der ſtillen Stelle,
Wo Du, gewiegt in ſüße Ruh,
Verklärt von des Mondes Helle,
Geflüſtert haſt das erſte Du?
Verwelkt iſt meiner Liebe Leben,
Vernichtet iſt mein ſtilles Glück,
Doch denk' ich ſtets mit bangem Beben
An jene ſchöne Zeit zurück.

Gedenkſt Du noch des lieben Tages —
Ich ließ Dir eher keine Ruh! —
Bis Du, beſtürmt von mir — ich ſag' es —
Mir gabſt das erſte Rendezvous?
Verwelkt iſt meiner Liebe Leben,
Vernichtet iſt mein ſtilles Glück,
Doch denk' ich ſtets mit bangem Beben
An jene ſchöne Zeit zurück.

Gedenkſt Du noch der ſüßen Stunde,
Wo ich bei Sturm und Regenguß
Erhielt von Deinem lieben Munde
Beim Abſchied, ach! den letzten Kuß?
Verwelkt iſt meiner Liebe Leben,
Vernichtet iſt mein ſtilles Glück,
Doch denk' ich ſtets mit bangem Beben
An jene ſchöne Zeit zurück.

Sechsundzwanzigſtes Lied.

Ich werd' es nie vergeſſen:
Es war Dein Namenstag —
Ich gab Dir ein Geſangbuch,
Worin ein Blättchen lag.

Auf dieſem weißen Blättchen
Stand folgendes Gedicht:
„O heilige Madonna,
Vergiß, vergiß mein nicht!“

„Erhör' den armen Sünder,
Der ganz verlaſſen ſteht
Und ſchwer gequält von Reue,
Dich um Vergebung fleht"

Du laſeſt meine Bitte
Und ſpracheſt mild zu mir:
„„Du reuevoller Sünder,
Es ſei vergeben Dir!""

Drauf gabſt Du mir, ganz Güte,
Dein wunderthät'ges Bild;
Ich trag's auf meinem Herzen,
Es iſt mein Hort und Schild!

Siebenundzwanzigſtes Lied.

Du ſtand'ſt vor Deinem Spiegel
Und fragteſt ihn halblaut:
O ſage mir, mein Spiegel,
Wie bin ich denn gebaut?

Er nennt mich eine Hebe,
Ich glaub', er ſchmeichelt mir,
O ſage mir, mein Spiegel,
Gefall' ich denn auch Dir?

Er ſchwört, ich ſei ein Engel
Aus himmelblauen Höh'n,
O ſage mir, mein Spiegel,
Bin ich denn wirklich ſchön?

Drauf ſprach der treue Spiegel:
„Ich bin fürwahr nicht blind,
Du biſt, ſo wahr ich lebe,
Ein wunderſüßes Kind!"

Dann küßteſt Du den Spiegel
Und ſchrieeſt laut erſchreckt:
Es hatte ſich dahinter
Dein Troubadour verſteckt!

Achtundzwanzigſtes Lied.

Du ſtand'ſt vor Deinem Spiegel,
Und neben Dir ſtand ich;
Ich hielt Dich feſt umſchlungen
Und lachend küßt' ich Dich.

Wir neckten uns wie Kinder
Und ſtritten hin und her,
Und Keiner wollte ſagen,
Wer von uns ſchöner wär'.

Da ſahſt Du in mein Auge
Und küßteſt weinend mich;
Wohl, Engel, biſt Du ſchöner,
Doch glücklicher bin ich!

Neunundzwanzigſtes Lied.

Ich kann Dich wirklich nicht verſtehen,
Du ſagſt mir ſtets, ich ſei nicht ſchön;
Drauf hab' ich in Dein Aug' geſehen,
O Gott, wie bin ich dort ſo ſchön!

O ſprich, mein Kind, was ſoll ich glauben?
Du ſagſt: ich ſei ein Narr, ein Thor!
Ich darf Dir ſüße Küſſe rauben,
Und willig leihſt Du mir Dein Ohr?

O laſſe täglich mich berauſchen
An Deines Auges Sonnenglanz,
Ich möchte dann fürwahr nicht tauſchen
Mit allen Weiſen Griechenlands!

Dreißigſtes Lied.

Ich lag zu Deinen Füßen
  Und ſah zu Dir empor;
Ich küßte Deine Kleider,
  Drauf nanntеſt Du mich „Thor!“

Was nützt mir alle Weisheit,
  Wenn Deine Lieb' mir fehlt?
Was nützt mir alle Klugheit,
  Wenn Eiferſucht mich quält?

Ich ſeh' den Nebenbuhler
Im Schatten an der Wand,
Ich fürchte, ich verliere
Zuletzt gar den Verſtand.

Doch lächelſt Du mir wieder
Mit liebeſüßem Blick,
Dann kehrt mit Deiner Liebe
Auch mein Verſtand zurück.

Du biſt das Buch der Bücher
Und gern ſtudir' ich Dich;
Ich möcht' Dich ewig leſen
Und bitten: „Liebe mich!“

Einunddreißigſtes Lied.

Ich küßte Deinen kleinen Finger
Und biß ins ſüße Fleiſch hinein,
Dann fragte ich: Du kleiner Finger,
Sprich, willſt Du einmal ehrlich ſein?

Dann ſage mir, Du ſüßer Teufel,
Ob Deine Herrin mich wohl liebt,
Geſtehe, ob ſie keinem Andern
Dich lieben kleinen Finger gibt.

Der kleine Schelm, der wurde böſe
Und ſchlug mir keck ins Angeſicht:
Er hatte Recht, auf mich zu zürnen,
Denn wahre Liebe zweifelt nicht!

Zweiunddreißigſtes Lied.

Ich raubte einſt Dein Strumpfband Dir
Und bat: O Holde, laß' es mir,
Ich trage es mit ſtolzer Luſt
Als Ordensband auf meiner Bruſt.

Und lächelnd ſprach Dein Mund zu mir:
Gewährt ſei Deine Bitte Dir,
Du biſt mein Ritter erſten Rangs,
„Honny soit qui mal y pense!“

Drauf küßte ich das weiße Band
Und drückte Deine roſ'ge Hand
Voll ſeligſüßem Liebesſchmerz
An mein Dir treu ergeb'nes Herz.

Ich ſank zu Deinen Füßen hin
Und jauchzte laut: O Königin,
Ich ſchwöre Dir den heil'gen Eid,
Für Dich zu ſterben jederzeit!

Erhebe Dich, ſprachſt Du, Vaſall,
Und überlege Dir den Fall:
O ſterbe nicht, ich bitte Dich,
O leb', doch lebe nur für mich!

Ich trag' ſeitdem Dein Ordensband
Und küſſe Deine roſ'ge Hand
Und flehe ſtets: O liebe mich,
Dann leb' und ſterb' ich gern für Dich!

Dreiunddreißigſtes Lied.

Ich denke Dein, ich denke Dein
Bei Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein.
Du biſt mein Mond, mein Sonnenſchein,
Ich lieb' Dich heiß, ich lieb' Dich rein,
Denn Du nur biſt mein einzig Glück,
Ich denke ſtets an Dich zurück,
Ich denk', ich denk', ich denk' an Dich zurück,
Und nie mein Herz, mein Herz vergißt,
Daß Du ſein Alles, Alles biſt,
Daß Du, nur Du, nur Du ſein Alles biſt!

*) Impromptü zu ſingen nach der Melodie der „Hamburger Polka" von Auguſt Herzog.

Vergiß mein nicht, vergiß mein nicht,
Fleht ſtets mein Lied, fleht mein Gedicht.
Du lieber, ſüßer Sonnenbrand,
Ich bin Dein Knecht, bin Dein Trabant;
Ich dreh' mich ſtets um Deinen Kreis,
Ich lieb' Dich rein, ich lieb' Dich heiß,
Ich lieb', ich lieb', ich lieb' Dich rein und heiß;
Und willſt Du hold und gnädig ſein,
Dann denke mein, dann denke mein,
Gedenk', gedenk', gedenke dann auch mein!

Vierunddreißigſtes Lied.

Ich hab' von Dir geträumet...
Doch was? Das frag' mich nicht!
Ich hab' vor Luſt geſchäumet...
Warum? Das ſag' ich nicht!

Ich hab' mit Dir geplaudert...
Wovon? Das frag' mich nicht!
Zuerſt haſt Du gezaudert...
Weßhalb? Das ſag' ich nicht!

Dann haſt Du mir gegeben...
Wieviel? Das frag' mich nicht!
Ich fühlte ſüßes Beben...
Warum? Das ſag' ich nicht!

Darauf ſank ich in Schlummer...
Doch wo? Das frag' mich nicht!
Geſtillt war all' mein Kummer...
Wodurch? Das ſag' ich nicht!

Ich hab' auf weichem Flaume
An Dich, an Dich gedacht
Und ſchnell im kurzen Traume
Dies kleine Lied gemacht!

† Fünfunddreißigſtes Lied.

Liebchen ſchläft in ſtiller Kammer
Auf dem Pfühle hingeſtreckt;
Meine Sehnſucht iſt der Hammer,
Der ſie aus dem Schlafe weckt.
Rauſche, rauſche, Mandoline,
Rauſche durch die ſtille Nacht,
Kling' ſo lange, Mandoline,
Bis mein Liebchen iſt erwacht!

Singend harr' ich vor dem Fenſter,
Singend denk' ich ſtets an ſie;
Feſt verſchloſſen iſt das Fenſter,
Offen iſt die Jalouſie!
Rauſche, rauſche, Mandoline,
Rauſche durch die ſtille Nacht,
Kling' ſo lange, Mandoline,
Bis mein Liebchen iſt erwacht!

Ach wie gerne möcht' ich küſſen
Ihrer Stirne Mondenlicht,
Ach wie gerne möcht' ich wiſſen,
Was ſie leis im Traume ſpricht!
Rauſche, rauſche, Mandoline,
Rauſche durch die ſtille Nacht,
Kling' ſo lange, Mandoline,
Bis mein Liebchen iſt erwacht!

O wie gerne möcht' ich lauſchen,
Leiſe lauſchen dort und hier,
Nicht mit Göttern möcht' ich tauſchen,
Träumte einmal ſie von mir!
Rauſche, rauſche, Mandoline,
Rauſche durch die ſtille Nacht,
Schweige, ſchweige, Mandoline,
Denn Hold-Liebchen iſt erwacht!

Sechsunddreißigſtes Lied.

Ich hab' in kalter Winternacht
Vor Deiner Thüre einſt gewacht;
Ich lauſchte lang' und hörte nur
Das Tiktak Deiner kleinen Uhr.

Ich zählte die Minuten leis,
Mir ward ſo bang, mir ward ſo heiß;
Ich dachte, ach, bei jedem Schlag:
Ob Sie wohl Dein gedenken mag?

Da tönte Deiner Stimme Klang,
Die wie Muſik ins Herz mir drang;
Du ſangeſt, wie ich bald errieth,
Ein fromm Gebet, ein kleines Lied.

Dies kleine Lied — es war von mir,
Hold-Liebchen mein, ich danke Dir!
Du dachteſt mein, Du ſüße Braut,
Ich lauſchte ſtill und — weinte laut.

Siebenunddreißigſtes Lied.

Schon ſeit Monden fleht Dein Ritter
Um ein Zeichen Deiner Huld,
Nächtlich weilet er am Gitter
Deiner Thür voll Ungeduld.
Nächtlich ſingt er: Ach gewähre,
Was Dein Ritter ſich erfleht,
Holde Herrin, ach, erhöre
Seiner Liebe ſtill Gebet!

Und ſo ſingt er, bis die Sonne
Aus dem Oſten kehrt zurück;
Singen iſt der Liebe Wonne,
Singen iſt der Liebe Glück!
Täglich ſingt er: Ach gewähre,
Was Dein Ritter ſich erfleht;
Holde Herrin, ach, erhöre
Seiner Liebe ſtill Gebet!

Dann verläßt er Deine Klauſe
Und fängt laut zu weinen an;
Traurig kehret er nach Hauſe,
Weil er Dich nicht ſehen kann!
Einſam ſingt er: Ach gewähre,
Was Dein Ritter ſich erfleht,
Holde Herrin, ach, erhöre
Seiner Liebe ſtill Gebet!

Und ſo zählet er die Stunden,
Bis die Sonne untergeht,
Bis er dann mit tauſend Wunden
Wieder vor dem Gitter ſteht.
Zitternd ſingt er: Ach gewähre,
Was Dein Ritter ſich erfleht;
Holde Herrin, ach, erhöre
Seiner Liebe ſtill Gebet!

Und ſo ſingt er, ach, ſo lange,
Bis ſein heißes Blut noch fließt,
Und ſo fleht er, ach, ſo bange,
Bis der Tod ſein Auge ſchließt.
Sterbend ſingt er: Ach gewähre,
Was Dein Ritter ſich erfleht,
Holde Herrin, ach, erhöre
Seiner Liebe letzt' Gebet!

Achtunddreißigſtes Lied.

Kind, Du zürneſt und ich frage
Dich umſonſt um einen Grund?
Feſt verſchloſſen iſt die Klage,
Naß Dein Auge, ſtumm Dein Mund!
Ob Dein Herz auch noch ſo grolle,
Wendet ſich's auch ab von mir,
Mag geſchehen, was da wolle,
Mache keinen Vorwurf Dir!

Kind, Du weineſt, und ich flehe,
„Sage mir weshalb? warum?
Siehſt Du nicht, wie ich vergehe?“
Doch Du bleibeſt kalt und ſtumm!
Ob Dein Herz auch noch ſo grolle,
Wendet ſich's auch ab von mir,
Mag geſchehen, was da wolle,
Mache keinen Vorwurf Dir!

Kind, Du ſchweigeſt; hab' Erbarmen,
Höre meiner Liebe Fleh'n,
Laß den Aermſten aller Armen
Ohne Troſt nicht von Dir geh'n!
Ob Dein Herz auch noch ſo grolle,
Wendet ſich's auch ab von mir,
Mag geſchehen, was da wolle,
Mache keinen Vorwurf Dir!

Neununddreißigſtes Lied.

Du glaubſt, ich ſänge meine Lieder
Für And're nur und nicht für Dich;
Betrübt ſchlag' ich das Auge nieder,
Denn Deine Zweifel kränken mich.
O lies in jedem meiner Züge,
Daß Du der Lieder Abglanz biſt,
Und zeihſt Du länger mich der Lüge,
Dann weißt Du nicht, was Wahrheit iſt!

Was könnte And'res mich begeiſtern,
Als Deines Auges keuſches Blau;
Was könnte And'res ich bewundern,
Als Deiner Formen zarten Bau?
O lies in jedem meiner Züge,
Daß Du, nur Du, mein Abgott biſt,
Und zeihſt Du länger mich der Lüge,
Dann weißt Du nicht, was Wahrheit iſt!

Was könnte And'res mich entflammen,
Als Deiner Lippen Purpurblut;
Was könnte And'res mich entzücken,
Als Deiner Küſſe Traubengluth?
O lies in jedem meiner Züge
Daß Du nur meine Muſe biſt,
Und zeihſt Du länger mich der Lüge,
Dann weißt Du nicht, was Wahrheit iſt!

Vierzigſtes Lied.

Erröthend klagen meine Lieder:
Ich habe oftmals Dich gekränkt;
Doch hat Dein Auge immer wieder
Verzeihung mir und Troſt geſchenkt.
Ich ſegne Deine Huld und Milde
Und preiſe ſtill Dein frommes Herz;
Ich ſtehe oft vor Deinem Bilde
Und fühl' der Reue friſchen Schmerz.

Du haſt ſo viel von mir erduldet,
Ich hab' Dir oft gegrollt, mein Stern;
Ich habe Manches wohl verſchuldet,
Doch wahre Lieb' verzeiht ſo gern!
Ich ſegne Deine Huld und Milde
Und preiſe ſtill Dein frommes Herz;
Ich ſtehe oft vor Deinem Bilde
Und fühl' der Reue tiefen Schmerz.

Dein armes Herz hat oft geblutet,
Sich tauſendmal den Tod gewünſcht;
Ich hab' Dir Manches zugemuthet,
Was meine Reue jetzt verwünſcht.
Ich ſegne Deine Huld und Milde
Und preiſe ſtill Dein frommes Herz;
Ich ſtehe oft vor Deinem Bilde
Und fühl' der Reue hellen Schmerz.

Aus jeder Thrän', die Du vergoſſen,
Wenn Dich beleidigt hat mein Zorn,
Iſt wild für mich emporgeſchoſſen
Der Reue giftgetränkter Dorn.
Ich ſegne Deine Huld und Milde
Und preiſe ſtill Dein frommes Herz;
Ich ſtehe oft vor Deinem Bilde
Und fühl' der Reue ew'gen Schmerz.

Einundvierzigſtes Lied.

In der Sylveſternacht
Haſt einſam Du gewacht
Und mein, nur mein gedacht:
Geweint, geweint haſt Du
Und ſangſt ein Lied dazu
Auf die verlor'ne Ruh..

Dann ſankſt Du auf die Knie
Und batſt: „Jungfrau Marie,
Verlaß, verlaß mich nie!
Nimm mich in Deinen Schooß,
Mein Schmerz iſt rieſengroß,
Mein Herz iſt hoffnungslos!“

Vernimm, was Liebe ſpricht:
„„Wenn auch das Herz Dir bricht,
Verzag', verzage nicht!
Du thränenreiche Fee,
Mehr lieb' ich Dich als je,
Seit ich Dich leiden ſeh'!““

Zweiundvierzigſtes Lied.

Dein Auge ſchwimmt in tauſend Thränen,
Du klagſt mich laut des Treubruchs an;
Selbſtquälerin, wie kannſt Du wähnen,
Daß ich Dich je vergeſſen kann?
O frage nicht, wie ſoll dies enden?
Ich ſelber, ſelber weiß es nicht;
Ich ſtehe mit gebund'nen Händen
Vor Deinem bleichen Angeſicht.

Dein Auge blickt mit bangem Grauen
In meines Herzens dunkle Schlucht;
Verloren hab' ich Dein Vertrauen,
Du marterſt mich durch Eiferſucht.
O frage nicht, wie ſoll dies enden?
Ich ſelber, ſelber weiß es nicht;
Ich ſtehe mit gebund'nen Händen
Vor Deinem bleichen Angeſicht.

Dein blutend Herz kann nie geſunden,
Du ſinkſt zum Schattenbild herab;
Du ſelber ſchlägſt Dir tauſend Wunden,
Du ſelber gräbſt Dein frühes Grab.
O frage nicht, wann wird dies enden?
Ich ſelber, ſelber weiß es nicht;
Ich ſtehe mit gebund'nen Händen
Vor Deinem bleichen Angeſicht.

Laſſ' fahren dieſen ew'gen Zweifel,
Verſuch' zu ſtillen Deine Qual:
Verbanne jenen wilden Teufel,
Der Deinem Aug' den Schlummer ſtahl.
Dann wird der Himmel Heilung ſenden,
Neu glänzen wird der Liebe Licht;
Dann ſtehe ich mit freien Händen
Vor Deinem heitern Angeſicht.

Dreiundvierzigſtes Lied.

Schon wieder ſo blaß?
Wie deute ich das?
Bin ich nicht Dein?
Schon wieder ſo ſtumm?
O ſage warum?
Biſt Du nicht mein?

Dein Herz iſt Dir ſchwer!
O weine nicht mehr!
Ich bin ja Dein!
Drum lache geſchwind,
Du herziges Kind!
Du biſt ja mein!

O komm' an mein Herz!
Vergiß Deinen Schmerz!
Ich bin ja Dein!
Wie biſt Du ſo bleich!
Wie bin ich ſo reich!
Du biſt ja mein!

Vierundvierzigſtes Lied.

Traurig ſchweift gar oft mein Auge
Hin zu Deiner Augen Licht,
Ewig ſeh' ich eine Thräne
Rinnen auf Dein Angeſicht.
Engel, ach, verzage nicht!
Sende bald mir einen Hoffnungsſtrahl,
Ende meiner Seele bange Qual!

Troſtlos blickt mich an Dein Auge,
Heillos, ſagſt Du, ſei Dein Schmerz;
Ewig fließen Deine Thränen,
Ruhlos pocht Dein krankes Herz.
Engel, blicke himmelwärts!
Sende bald uns einen Hoffnungsſtrahl,
Ende unſ'rer Seelen ſtille Qual!

Träumend blick' ich auf zum Himmel,
Hell erglänzt der Sterne Flor,
Eben ſeh' ich eine Schnuppe
Rollen aus der Sterne Chor.
Engel, blick' auch Du empor!
Send' uns, Himmel, einen Hoffnungs
ſtrahl,
Ende unſ'rer Seelen heiße Qual!

Fünfundvierzigſtes Lied.

Dein Blick fragt, ob ich ſchmolle,
Weil Du ſo traurig ſcheinſt;
Dein Aug' forſcht, ob ich grolle,
Weil Alles Du verneinſt.
Du kannſt den Schmerz nicht faſſen,
Der mir das Herz zerbricht;
Ich kann Dich glühend haſſen,
Doch Dich vergeſſen nicht!

Könnt' ich mein Leid Dir malen,
Du würdeſt mir verzeih'n
Und meinen tauſend Qualen
Des Mitleids Thräne weih'n.
Du kannſt den Schmerz nicht faſſen,
Der mir das Herz zerbricht;
Ich kann Dich glühend haſſen,
Doch Dich vergeſſen nicht!

Ein endlos bitt'res Bangen
Zerreißt die Seele mir:
Bald möcht' ich für Dich beten,
Bald möcht' ich fluchen Dir.
Du kannſt den Schmerz nicht faſſen,
Der mir das Herz zerbricht;
Ich kann Dich glühend haſſen,
Doch Dich vergeſſen nicht!

Sechsundvierzigſtes Lied.

Wenn Dein Geſicht, gebleicht von Kummer,
Ergründen möchte, was mich quält,
Wenn Du mich fragſt, warum der Schlummer
Seit Monden ſchon dem Auge fehlt;
Wenn Du mich fragſt, was mich verſtimmet,
Was meinen Geiſt gefeſſelt hält?
Ach, wenn Dein Aug' in Thränen ſchwimmet,
Fühl' ich den Schmerz der ganzen Welt.

Dann möcht' ich hin zu Deinen Füßen ſinken
Und küſſen Deines Kleides Saum
Und Balſam ſchöpfen, Lethe trinken
Und träumen, ach, den alten Traum!
O ſieh', wie meine Gluth verglimmet
Und wie mein Herz zuſammenfällt!
Denn wenn Dein Aug' in Thränen ſchwimmet,
Fühl' ich den Schmerz der ganzen Welt.

O kann denn nichts die Wunde heilen,
Die Dich mit tiefem Gram erfüllt?
O kann denn nichts die Wolke theilen,
Die Deines Auges Glanz umhüllt?
O ſieh', wie meine Gluth verglimmet
Und wie mein Herz zuſammenfällt!
So lang' Dein Aug' in Thränen ſchwimmet,
Fühl' ich den Schmerz der ganzen Welt!

Du nur allein vermagſt zu ſtillen,
Den großen Schmerz, der mich erfaßt,
Denn nur um Dich und Deinetwillen
Iſt meines Lebens Stern erblaßt.
Wenn Deine Sonne wieder ſcheinet,
Wenn Deine Ruhe hergeſtellt,
Und wenn Dein Auge nicht mehr weinet,
Fühl' ich das Glück der ganzen Welt!

Siebenundvierzigſtes Lied.

Schon dreimal wollt' ich Dich beſuchen,
Doch fand ich niemals Dich zu Haus;
Ich wollte meinem Sterne fluchen:
Mir ging vor Schreck der Athem aus.
O wüßteſt Du, wie gern ich warte
Vor Deiner Thür', mein einzig Glück...
Ich laſſe als Viſitenkarte
Dir mein gequältes Herz zurück!

Die Zofe ſpricht: Du ſeiſt im Bade,
Ich glaub' es nicht und weiß warum;
Verſcherzet hab' ich Deine Gnade,
Dein Zürnen macht mich bleich und ſtumm.
O wüßteſt Du, wie gern ich warte
An Deiner Thür', mein einzig Glück...
Ich laſſe als Viſitenkarte
Dir mein geknicktes Herz zurück!

Doch willſt Du niemals mehr mich ſprechen
Und willſt Du niemals mir verzeih'n,
Dann wird der Gram das Herz mir brechen,
Dann wird der Himmel gnädig ſein!
O wüßteſt Du, wie gern ich warte
An Deiner Thür', mein einzig Glück...
Ich laſſe als Viſitenkarte
Dir mein gebroch'nes Herz zurück!

Achtundvierzigſtes Lied.

Lieblos willſt Du mich verlaſſen
Und in weite Ferne geh'n,
Willſt mich meiden, willſt mich haſſen,
Willſt mich niemals wiederſeh'n...
Bleibe bei mir, holdes Weſen,
Mein Gebet hält Dich zurück;
In dem Auge kannſt Du leſen:
Du nur biſt mein einzig Glück!

Gern entſag' ich allen Freuden,
Gern ertrag' ich jede Pein,
Dulden will ich gern und leiden,
Kann ich ſtets nur bei Dir ſein...
Bleibe bei mir, holdes Weſen,
Mein Gebet hält Dich zurück;
In dem Auge kannſt Du leſen:
Du nur biſt mein einzig Glück!

Niemals könnt' ich überwinden
Dieſer Trennung ew'gen Schmerz,
Nie und nirgends wirſt Du finden
Solche Liebe, ſolch' ein Herz!
Bleibe bei mir, holdes Weſen,
Mein Gebet hält Dich zurück;
In dem Auge kannſt Du leſen:
Du nur biſt mein einzig Glück!

Neunundvierzigſtes Lied.

Zwei Vögelein ſitzen beiſammen
Und haben einander ſo lieb,
Im Herzen erglühen zwei Flammen,
Die Gott in das Herz ihnen ſchrieb.

Sie ſitzen betrübt auf dem Zweige;
Das Eine ſingt düſter und ſchwer:
Hold-Vögelein, Vögelein neige
Noch einmal Dein Haupt zu mir her!

Das And're verzweifelt und weinet,
Es weint, weil die Wunde ſo brennt:
Der Himmel, der hat ſie vereinet,
Der Himmel, der hat ſie getrennt!

Sie flogen vernichtet von dannen
Und kehrten nie wieder zurück.
Die Thränen, ſie floſſen und rannen:
Sie fanden im Leide ihr Glück!

† Fünfzigſtes Lied.

Zwei Schmetterlinge flogen
Im Garten, leicht und keck,
Und Beide, Beide naſchten
Der Blüthen Honig weg.

Der Weiße ſprach zum Schwarzen:
Ich weiß ein Sprüchelein:
„Genieße und vergeſſe,
Dann wirſt Du glücklich ſein.“

Der Schwarze ſprach zum Weißen:
Dies iſt ein ſchlimmer Rath;
Es folgt gar ſchnell die Reue
Der bitterböſen That.

Wohl will auch ich genießen,
Doch, ach, vergeſſen nicht,
Wenn einſt in ſtillem Grame
Der Kelch der Roſe bricht.

Du liebſt der Liebe Freuden
Auf kurze, kurze Zeit;
Ich lieb' der Liebe Leiden
Bis in die Ewigkeit.

Du kannſt Dein' Lieb' vergeſſen,
Doch ich, ich kann es nie:
Ich liebe und ich leide
Und trau're ſtets um Sie!

† Einundfünfzigſtes Lied.

Zwei Schwäne ſchwammen hin und her
In nächtlich ſtiller Zeit,
Denn Beiden war das Herz ſo ſchwer,
Sie klagten ſich ihr Leid.

Der Eine liebte, ach, ſo ſehr
Ein treues Röſelein;
Das Röslein blüht ſchon längſt nicht mehr,
Doch immer denkt er ſein.

Der And're liebte bang und ſtill
Ein Veilchen jung und zart;
Das arme Herz ihm brechen will,
Weil es ihm untreu ward.

Die Schwäne ſchwammen hin und her
Und fanden nirgends Ruh';
Der kalte Mond rief: Quel malheur!
Und lachte frech dazu.

Der bleiche Spötter ahnet nicht,
Wie Beide troſtlos ſind...
Wenn mir vor Gram die Seele bricht,
Ich klage nicht, mein Kind!

† Zweiundfünfzigſtes Lied.

Auf dem Schachbrett ſagt die Dame zu dem König:
„Herr, ich liebe einen Deiner Läufer mehr als Dich!
Viele Jahre war ich treu Dir unterthänig,
Drum verzeihe mir, Gebieter, oder köpfe mich!“

Und der König ſprach voll Huld zu ſeiner Dame:
„Schwer geſündigt haſt Du zwar, doch gern' vergeb' ich Dir;
Liebe, Liebe iſt ein gottgeſandter Same,
Der da kommt und geht, wie Gott es will, o glaub' es mir!“

Eines Tages ſagt der König zu der Dame:
„Ach, ich liebe einen meiner Steine mehr als Dich!“
„„Falſcher, ſpricht die Dame, ſag', wie iſt ſein Name?
Ihn erwürge ich zuerſt und dann erwürg' ich mich!““

Doch der König fleht und bittet: „Laß ihn leben!
Herz und Seele hängen innig an dem Edelſtein!
Einſtens hatt' ich Deine Untreu' Dir vergeben,
Willſt Du grollen, Dame, oder huldreich mir verzeih'n?“

„Wir ſind quitt, Gebieter,“ ſpricht die kluge Dame;
Heiße Thränen rollen auf ihr bleiches Angeſicht;
„Liebe, Liebe iſt ein gottgeſandter Same,
Ich verzeihe, denn Verzeihen iſt der Liebe Pflicht!“

† Dreiundfünfzigſtes Lied.

Zwei Fiſchelein ſchwammen im Teiche
Und raunten ſich Manches ins Ohr:
Sie liebten einander ſo lange,
So innig und heiß, bis es fror.

Dann ſtarben ſie Beide zuſammen
Und ſanken hinab in das Moor:
Hell leuchtend ſtiegen zwei Flammen
Zum nächtlichen Himmel empor.

Dort ragen die liebenden Seelen
Wie leuchtende Perlen hervor;
Allnächtlich blicket mein Auge
Zu dieſen zwei Sternen empor!

† Vierundfünfzigſtes Lied.

Willſt Du Eis in Gluth verwandeln,
O dann merke Dir geſchwind:
Mußt mich en canaille behandeln,
Und dann lieb' ich Dich, mein Kind!

Willſt Du Gluth in Eis erſticken,
O dann merke Dir geſchwind:
Mußt mit Liebe mich erdrücken,
Und dann haß' ich Dich, mein Kind!

Willſt Du ſiegen, o dann ſcheine
Nie zu warm und nie zu kalt;
Heute lache, morgen weine,
Eis und Gluth zerſchmelzen bald!

† Fünfundfünfzigſtes Lied.

Liebe läßt ſich nicht erzwingen,
Liebe achtet kein Gebot;
Liebe läßt ſich nicht erheucheln,
Heute roth und morgen todt!

Kannſt dem Herzen Du gebieten,
Lieb' nur mich und Jene nicht?
Kannſt dem Herzen Du verargen,
Wenn es dann vor Kummer bricht?

Liebe bleibt ein dunkles Räthſel,
Das ſo Mancher nicht verſteht;
Liebe läßt ſich nie nicht feſſeln,
Liebe kommt und Liebe geht!

Liebe läßt durch nichts ſich hemmen,
Frei ſein iſt ihr höchſtes Glück;
Laſſe ruhig ſie gewähren,
Liebe kehrt von ſelbſt zurück!

† Sechsundfünfzigſtes Lied.

Ich ſitze im Kerker alleine
Und träume und träume von Dir:
Ich denke, ich glaube, ich meine,
Du, Engel, Du ſäßeſt bei mir.

Dein Lächeln verklärt meine Zelle,
Dein Auge erhellt meine Nacht;
Dein Mund iſt die murmelnde Quelle,
Die ruhig und heiter mich macht.

Dein Blick vergoldet die Wände,
Dein Zauber verleiht ihnen Licht;
Ich drücke zwei roſige Hände
Und träume ein Feengedicht.

Ich ſinge und bete und weine,
Du küſſeſt die Lippen mir wund;
So küſſen, wie Du, kann wohl Keine,
Dein Küſſen macht Kranke geſund.

Ich ſinke, von Küſſen berauſchet,
Aufs ärmliche Lager dahin,
O Wonne, kein Horcher belauſchet,
Wie ſelig im Kerker ich bin!

† Siebenundfünfzigſtes Lied.

In die feuchte Kerkermauer
Grub ich Deinen Namen ein:
Mich durchzuckte Wonneſchauer,
Mich erquickte Sonnenſchein.

Süße Sonne, o wie milde
Blickſt Du Deinen Träumer an,
Der ſich, ach, von Deinem Bilde
Tag und Nacht nicht trennen kann!

Morgens kniet er vor Dir nieder,
Abends küßt er Dich und ſpricht:
Gieb mir meinen Frieden wieder,
Holde Gottheit, zürne nicht!

Und ich weine laut vor Wonne,
Denn Dein Name lacht mich an,
Und ich ſegne meine Sonne,
Die mir niemals zürnen kann!

† Achtundfünfzigſtes Lied.

Mir wird die Zeit ſo lang,
Mir wird ſo angſt und bang,
  Ich bin ſo ganz allein!
Mein Aug' iſt thränenleer,
Mir iſt das Herz ſo ſchwer ...
  O könnt' ich bei Dir ſein!

Wohl weiß ich, was mich quält,
Wohl weiß ich, was mir fehlt,
Ich bin ſo ganz allein!
Mir fehlt ein lieber Stern,
Er iſt ſo fern, ſo fern...
O könnt' ich bei ihm ſein!

Wie iſt der Tag ſo ſchwül,
Wie iſt die Nacht ſo kühl,
Ich bin ſo ganz allein!
Ich ſehne mich nach Dir,
Du ſehneſt Dich nach mir...
O könnt' ich bei Dir ſein!

† Neunundfünfzigſtes Lied.

Es klingt mir im Ohre...
O denkſt Du an mich?
Ich weile am Thore
Und denke an Dich!

Jetzt bin ich im Garten...
O denkſt Du an mich?
Wie gern will ich warten
Und denken an Dich!

Ich frag' die Mimoſe:
O denkſt Du an mich?
Ich küß' eine Roſe
Und denke an Dich!

Ich harr' in der Laube...
O denkſt Du an mich?
Ich ſeh' eine Taube
Und denke an Dich!

Ich frage ſo gerne:
O denkſt Du an mich?
Ich grüße die Sterne
Und denke an Dich!

† Sechszigſtes Lied.

In meines Kerkers öder Zelle
Entzückte mich ein holder Traum:
An meines Kerkers kalter Schwelle
Erhob ſich leis ein Epheubaum.

Der frühlingsfriſche Epheu neigte
Sich hin zu mir, ſo traut und mild,
Und jedes ſeiner Blätter zeigte
Dem Träumer Dein geliebtes Bild.

Ich pflückte ſeine holden Blätter
Und ſchmückte mit dem friſchen Grün
Der öden Zelle nackte Schwelle,
Und ringsum fing es an zu blüh'n.

Mein Kerker wurde bald zur Laube:
Aus Roſen, Flieder und Jasmin
Erhob ſich eine weiße Taube
Und flog zu meinem Lager hin.

Du ſelber warſt die ſüße Taube,
Du haſt den Oelzweig mir gebracht:
Du theilteſt meine ſtille Laube
Und bliebſt bei mir die ganze Nacht.

Dann hörte ich den Riegel knarren,
Der Wärter brachte mir den Thee;
Und ſchnell verſchwunden war die Laube,
Und ſchnell verſchwunden war die Fee!

Erblaßt ſind meines Kerkers Sterne,
O ſchöner Traum, kehr' bald zurück!
Ich träum' und träume ach ſo gerne,
Denn Träumen iſt der Liebe Glück!

† Einundſechszigſtes Lied.

Still und ſchwül iſt meine Zelle,
Traurig ſcheint der Lampe Licht;
Zitternd horch' ich an der Schwelle:
Kommſt Du oder kommſt Du nicht?

Oftmals hör' ich leiſe Tritte,
O dann ahn' ich Deine Näh';
Bebend lauſche ich und bitte:
Komm', o komme, holde Fee!

Und ſo hoff' ich Stund' auf Stunde,
Bis die Sonne untergeht;
Schließe meiner Sehnſucht Wunde,
Komm', o komme nicht zu ſpät!

Was iſt peinlicher als Warten,
Wenn im Herzen Sehnſucht hallt?
Stündlich frag' ich meine Karten:
Kommt, o kommt ſie denn nicht bald?

Wieder hör' ich leiſes Rauſchen,
Wieder täuſchet mich mein Sinn;
Matt vom Horchen, matt vom Lauſchen,
Sink' ich auf mein Lager hin.

Wachend träum' ich auf dem Pfühle,
Da erliſcht der Lampe Licht;
Mich erdrückt die bange Schwüle,
Träumend frag' ich: kommſt Du nicht?

Hin iſt meine Epheu-Laube,
Hin iſt meines Traumes Glück:
Meine kleine reine Taube,
Ach, ſie kehrt nicht mehr zurück!

† Zweiundſechszigſtes Lied.

In der Ecke ſteht ein Beſen,
Dieſer Beſen iſt behext;
Träumer, fragt er, kannſt Du leſen,
Was dort auf der Thür geklext?

Zitternd ſchaute ich die Thüre
Meines finſtern Kerkers an:
„Baue nicht auf Weiberſchwüre,
Biſt ſonſt ein verlor'ner Mann!"

Und da dacht' ich jener Schwüre,
Die ich nie vergeſſen kann...
Weinend ſtarrte ich die Thüre
Und den klugen Beſen an.

Dreiundſechszigſtes Lied.

Ich weiß eine Schmiede,
Wo's hämmert und ziſcht;
Drin glühet ein Feuer,
Das nie nicht erliſcht.
Der Schmied und ſein Hammer
Hat Raſt nicht noch Ruh...
Sein Herz iſt der Hammer,
Der Ambos biſt Du!

Er hämmert und ſchmiedet
Jahr aus und Jahr ein,
Kann Alles, kann Alles,
Nur fröhlich nicht ſein!
Er liebt eine Kohle,
Die lächelt dazu ...
Sein Herz glüht voll Feuer,
Die Kohle biſt Du!

Er ſchmiedet ſich Pfeile,
Nur Pfeile für ſich,
Er wachet und träumet
Und betet für Dich!
Dann drückt er die Pfeile
Ins Herz ſich hinein ...
Sein Herz iſt verwundet,
Dein Herz iſt von Stein!

Vierundſechszigſtes Lied.

Für eine Sonnenblume glühte
Der bleiche Mond in reiner Gluth;
Die Blume ſtand in voller Blüthe,
Dem armen Monde ſank der Muth.

Er ſprach zur Blume: „Deine Kälte
Erhört mein heißes Flehen nicht,
Du ſpotteſt meiner ſtillen Seufzer
Und wendeſt ab Dein Angeſicht.

Hohnlächelnd ſiehſt Du meine Leiden
Und kehrſt Dich ſtets der Sonne zu,
Selbſt meinen Anblick willſt Du meiden ...
Das raubt dem armen Mond' die Ruh'!"

Die Blume ſprach: „„Wozu die Qualen?
Ich lache, wenn das Herz Dir bricht;
Ich lieb' der Sonne heiße Strahlen,
Mich ennuirt Dein keuſches Licht!""

Der Mond verkroch ſich hinter Wolken,
Er wurde ſtill und leichenblaß ...
Vergolten haſt Du meine Liebe
Mit kaltem Hohn und heißem Haß!

Fünfundſechszigſtes Lied.

Gedenkſt Du noch des Ringes,
Den einſt Du mir geſchenkt?
Es war an ſeiner Kette
Ein Herzlein angehängt.

Es ſtand im Reif' des Ringes:
„Mein Schatz, ich liebe Dich!"
Drum war dies Angedenken
Ein Talisman für mich.

Gar oft las ich die Inſchrift
Und ſchöpfte Troſt aus ihr;
Der Ring — er war mein Alles,
Der Ring — er war von Dir!

Ich küßte ihn beſtändig
Und legte nie ihn ab;
Ich wollte mit ihn nehmen
Ins ſtillverſchwieg'ne Grab.

Du fragſt, warum mein Auge
Umflort von tiefem Schmerz?
Das Ringlein iſt zerſprungen,
Gebrochen iſt mein Herz!

Sechsundſechzigſtes Lied.

Du gabſt mir eine Roſe,
Sie war ſo friſch wie Du;
Ich pflegte Deine Roſe,
Sie gab mir Glück und Ruh.

Du gabſt mir eine Nelke,
Ihr Duft entzückte mich;
O, daß ſie nie verwelke!
Bat ich und — dacht' an Dich.

Auch gabſt Du mir ein Veilchen,
So blau, wie keins ich ſah;
Ich küßte oft Dein Veilchen
Und war dem Himmel nah'.

Doch Roſ' und Nelk' und Veilchen,
Sie blühen längſt nicht mehr!
Drum iſt mein Aug' ſo trübe,
Drum iſt mein Herz ſo ſchwer!

Siebenundſechszigſtes Lied.

Wenn die Roſe noch ſo blühet,
Wenn die Sonne noch ſo ſcheint,
Wenn die Kohle noch ſo glühet,
Wenn das Auge noch ſo weint...
Glaube mir — ich ſag's mit Beben,
Was die bange Seele ſpricht:
Alles, Alles welkt im Leben,
Meine Lieb' nur welket nicht!

Wenn die Sterne noch ſo ſchimmern,
Wenn das Veilchen noch ſo prangt,
Wenn die Flocken noch ſo flimmern,
Wenn das Lied auch noch ſo bangt...
Glaube mir — ich ſag's mit Beben,
Was die bange Seele ſpricht:
Alles, Alles welkt im Leben,
Meine Lieb' nur welket nicht!

Wenn die Glocken noch ſo klingen,
Wenn die Lerche noch ſo ſchwirrt,
Wenn die Vöglein noch ſo ſingen,
Wenn die Taube noch ſo girrt...
Glaube mir — ich ſag's mit Beben
Was die bange Seele ſpricht:
Alles, Alles welkt im Leben,
Meine Lieb' nur welket nicht!

Achtundſechszigſtes Lied.

Wohl gibt's der Blumen viele
Im ird'ſchen Paradies,
Die laut beim Zitherſpiele
Das Lied des Sängers pries;
Wohl gibt es mehr als Eine,
Die ſchön und üppig blüht,
Doch Keine, Keine, Keine,
Die nur für mich erglüht!

Wohl gibt es viele Sterne
Am dunkeln Firmament,
Die, wenn auch noch ſo ferne,
Mein ſehnend Aug' erkennt;
Wohl gibt es mehr als Einen
In glanzumfloſſ'ner Nacht,
Doch Keinen, Keinen, Keinen,
Der auf mich niederlacht!

Wohl kenn' ich viele Frauen
In dieſem Erdenſchacht,
Gar lieblich anzuſchauen
Iſt ihrer Reize Pracht;
Wohl gibt es mehr als Eine,
Die gut es mit mir meint,
Doch Keine, Keine, Keine,
Die an mich denkt und — weint!

Neunundſechzigſtes Lied.

Ich kann die Welt durchwandern,
Viel tauſend Meilen weit,
Von einem Pol' zum andern
Mit meinem Herzeleid —
Wohl werd' ich wiederfinden
Manch' holdes Angeſicht ...
Es gibt der Augen Viele,
Doch ſolche Augen nicht!

Dort, wo die Sterne thronen,
In tagesheller Nacht,
Dort, wo die Engel wohnen,
In göttlich ſchöner Pracht,
Dort werd' ich Seelen finden,
So keuſch wie Mondenlicht...
Es gibt der Seelen viele,
Doch ſolche Seelen nicht!

Ich kann den Himmel meſſen
Mit meines Auges Maaß,
Doch nie, ach, nie vergeſſen,
Was hier ich einſt beſaß!
Wohl werd' ich wiederfinden,
Manch' liebes Angeſicht...
Vielleicht auch Liebe finden,
Doch ſolche Liebe nicht!

Siebzigſtes Lied.

Mein Herz — Du gleichſt der Trauerweide,
Die einſam und verlaſſen weint
In nächtlich ſtiller Winterhalde,
Die nie ein Sonnenſtrahl beſcheint.

Kein Vöglein ſingt in Deinen Zweigen,
Die, ewig-düſter bang und ſchwer,
Wehmüthig ſich herniederneigen
In meiner Thränen ſtilles Meer.

Kein neuer Frühling kann verjüngen
Die längſt verwelkte Jugendkraft;
Kein Zauber kann die Macht bezwingen,
Die Deinen Lebensmuth erſchlafft.

Du armes Herz kannſt nie geſunden:
Dein tiefer Gram iſt uferlos,
Du bluteſt ſtill aus tauſend Wunden,
Dein Schmerz, mein Herz, iſt rieſengroß!

Du krankes Herz, hör' auf zu klagen,
Ertrage muthig Deine Qual,
Denn Keinem, Keinem darfſt Du ſagen,
Was Ruhe Dir und Frieden ſtahl!

Einundſiebzigſtes Lied.

Ich gab Dir eine Blume,
Du flocht'ſt ſie in Dein Haar.
Das weicher noch wie Seide
Und fein geringelt war.

Und meine Blume ſchwelgte
In Deiner Himmelsluft;
Dein Athem lieh der Blume
Der Roſe keuſchen Duft.

Sie athmete, ganz Wonne,
Dein ſüßes Lächeln ein
Und träumte ja wahrhaftig
Im Paradies zu ſein.

Da kam ein ſchmucker Laffe
Und lud zum Tanz Dich ein;
Du tanzteſt eine Polka,
Ich ſtand ſo ganz allein.

Urplötzlich fiel die Blume
Aus Deiner Haare Knauf;
Es trat Dein flotter Tänzer
Mit ſeinem Fuß darauf.

Dein ſchmucker Laffe ſaugte
Dein ſüßes Lächeln ein;
Er träumte dann im Himmel,
Ich in der Höll' zu ſein.

Ich war ſo tief betrübet
Und hätte faſt geweint;
Ich bin ſeit jenem Abend'
Der größte Polkafeind!

Und hör' ich jene Polka,
Dann blutet mir das Herz:
Ich denk' an meine Blume
Und lache laut ... vor Schmerz!

† Zweiundſiebzigſtes Lied.

Es gibt einen Walzer,
Der Manchen entzückt;
Von Strauß iſt der Walzer,
Mich macht er verrückt.

Denn hör' ich den Walzer,
Dann glüht mir der Kopf;
Ich möchte zermalmen
Den geigenden Tropf.

Ja hör' ich den Walzer,
Dann kocht mir das Blut;
Ich möchte zerfleiſchen
Die tanzende Brut.

Ich höre Euch fragen:
„O thörichter Wahn!
Was hat dieſer Walzer
Zu Leid Dir gethan?"

Ich will es Euch ſagen,
Ihr Leute, o hört!
Es hat dieſer Walzer
Mein Glück mir zerſtört.

Ich hatte ein Liebchen,
Das liebt' ich ſo ſehr!
Es wurde mir untreu
Und liebt mich nicht mehr!

Sie liebt einen Laffen ...
O weinet um mich!
Sie tanzten den Walzer,
Dann ... küßten ſie ſich.

Dann war ſie verſchwunden;
Ich ſuchte umher
Und hörte den Walzer
Und fand ſie nicht mehr.

Drum haß' ich den Walzer,
Drum haß' ich den Strauß,
Und hör' ich den Walzer,
Dann halt' ich's nicht aus.

Ertönt dieſer Walzer,
Verſtopf' ich mein Ohr
Und blicke mit Thränen
Zum Himmel empor.

Ja hör' ich den Walzer,
Dann renne ich fort;
Ich ſuche die Falſche
Und lechze nach Mord!

Ich kann ſie nicht finden,
Wo mag ſie wohl ſein?
Ich ſtürz' in den Keller
Und ſchreie ... nach Wein!

Dreiundſiebzigſtes Lied.

Ich trage tief im Herzen
Ein Leid mit mir herum,
Das macht mir tauſend Schmerzen,
Das macht mich bleich und ſtumm.

Es kommt von einer Spinne,
Die Manchen ſchon bethört;
Sie hat mein Herz vergiftet
Und all' mein Glück zerſtört.

Sie hat ein Netz geſponnen
Von Fäden fein und feſt,
Ein Netz, das ſich durchſchauen,
Doch nicht zerreißen läßt.

Sie martert eine Fliege —
Die Flieg' iſt meine Ruh —
Sie martert ſie zu Tode —
Die Spinne, die biſt Du!

Du falſche Spinne ſchlinge
Dein Netz noch feſter zu;
Ich bete, weine, ſinge
Und finde nirgends Ruh'!

Vierundſiebzigſtes Lied.

Ihr fragt mich, was mir fehlet,
Warum ich traurig bin?
Ihr wißt nicht, was mich quälet,
Warum mein Glück dahin!

Ihr hört mein ſtilles Klagen
Und faſſet nicht den Sinn;
Ich will es gern Euch ſagen,
Warum ich traurig bin.

Mein Herz kann nie geneſen,
Denn niemals es vergißt,
Was Sie mir einſt geweſen
Und was Sie jetzt mir iſt.

Ich leide tauſend Leiden,
Mein Aug' blickt himmelwärts;
Ich gönn' Euch Eure Freuden,
O gönnt mir meinen Schmerz!

Fünfundſiebzigſtes Lied.

Es wühlt in meinem Hirne
Ein treulos Schlangenpaar;
Es glühet meine Stirne,
Empor ſträubt ſich mein Haar.

Die beiden Schlangen impften
Ein ſüßes Gift mir ein;
Ich kann ſeitdem nicht ſchlafen
Und nicht mehr ruhig ſein.

Es ſind zwei falſche Augen,
Die ich, gequälter Mann,
So innig, innig liebe
Und nie vergeſſen kann!

Sechsundſiebzigſtes Lied.

Ihr fragt, warum ich weine,
  Warum mein Herz ſo kalt,
Warum ich ſo alleine
  Durchſchweife Flur und Wald?
Ich lieb' das wilde Toſen,
  Das abgemähte Korn...
Verblüht ſind meine Roſen,
  Ich fühle nur den Dorn!

Für mich gibt's keinen Frühling,
Für mich gibts keinen Mai,
Für mich gibts keinen Frieden,
Mein Lenz iſt längſt vorbei!
Wenn laue Winde koſen,
Fühl' ich des Sturmes Zorn...
Für mich gibts keine Roſen,
Ich fühle nur den Dorn!

Drum wandl' ich ſo alleine
Durch Berge, Wald und Flur;
Ich ſinge, ach, und weine
Und ſuche Ihre Spur!
Geſchwellt vom Sturmestoſen
Iſt meiner Thränen Born...
Zerpflückt ſind meine Roſen,
Ich fühle nur den Dorn!

Siebenundſiebzigſtes Lied.

Ich jag' bei Nacht und Nebel,
Durch Wirbelwind und Schnee,
Durch grabesſtille Wälder,
Wie ein gehetztes Reh.

Für mich gibts keinen Schlummer,
Ich ſchließ' kein Auge zu;
Mich peitſcht ein wilder Kummer,
Er gönnt mir nirgends Ruh.

Ich jag' durch öde Haiden,
Durch Moor und Sumpf und Bach
Und ſuch' für meine Leiden
Ein friedlich-ſtilles Dach.

Es folgen mir Geſpenſter
Durch Nebelluft und Nacht;
Ich ſuch' zwei lichte Fenſter,
Die einſtens mir gelacht.

Ich kann ſie nirgends finden,
Ich weiß nicht, wo ſie ſind...
Ich ſuche Deine Augen,
Du, mein verlor'nes Kind!

Achtundſiebzigſtes Lied.

Niemals wird mein Herz vergeſſen —
Schlüg' es auch viel tauſend Jahr' —
Was es einſtens hat beſeſſen,
Was ſo ganz ſein Eigen war.
Rinnet Thränen, fließet Zähren,
Bis der Tod mein Auge ſchließt...
Niemand, Niemand kann's Euch wehren,
Daß Ihr Oel ins Feuer gießt!

Einſt beſaß ich ihre Liebe,
Dieſe Liebe war mein Stolz;
Von dem frühlingsgrünen Triebe
Blieb mir nichts als morſches Holz!
Fließet Thränen, rinnet Zähren,
Bis der Tod mein Auge ſchließt...
Niemand, Niemand kann's Euch wehren,
Daß Ihr Oel ins Feuer gießt!

Niemals werd' ich ſie vergeſſen,
War ſie doch ſo ſchön und jung!
Von dem Schatz, den ich beſeſſen,
Blieb mir nur ... Erinnerung!
Rinnet Thränen, fließet Zähren,
Bis der Tod mein Auge ſchließt...
Niemand, Niemand kann's Euch wehren,
Daß Ihr Oel ins Feuer gießt!

Neunundſiebzigſtes Lied.

Das Herz kann viel, ſehr viel verſchmerzen,
Die Zeit, ſie heilt ſo manches Leid;
Ich trag' ein Leid in meinem Herzen,
Das heilet weder Gott noch Zeit!
Ja, niemals kann mein Schmerz geſunden,
Ich glaube ſelbſt im Jenſeits nicht...
Die Zeit, ſie heilt wohl manche Wunden,
Doch dieſe Eine heilt ſie nicht!

Einſt hatt' ich einen Schatz gefunden,
Ich war ſo reich, ſo überreich!
Mein ganzer Reichthum iſt geſchwunden,
Jetzt bin ich nur dem Bettler gleich.
Nichts will dem armen Sünder munden,
Er ſteht zerknirſcht am Hochgericht...
Die Zeit, ſie heilt ſo manche Wunden,
Doch dieſe Eine heilt ſie nicht!

Ich hatte einſt in ſchönen Stunden
Geſchwelgt in ihres Auges Licht;
Das Auge iſt für mich verſchwunden,
Ich ſuch' und ſuch' und find' es nicht.
Ich war an dieſen Stern gebunden,
Er ſchien ſo hold dem armen Wicht...
Die Zeit, ſie heilt ſo manche Wunden,
Doch dieſe Eine heilt ſie nicht!

Ich leide Millionen Qualen
Und weine mir die Augen blind;
Ich ſuche meiner Sonne Strahlen,
Ich ſuch' Dein Aug', verlor'nes Kind!
Ja, niemals kann mein Schmerz geſunden,
Mir ſchimmert keines Troſtes Licht...
Die Zeit, ſie heilt ſo manche Wunden,
Doch dieſe Eine heilt ſie nicht!

Achtzigſtes Lied.

Ich kann Dich nirgends finden,
Ich ſuch' Dich allerwärts,
Ich kann Dich nicht ergründen,
Drum blutet mir mein Herz!

Ich ſuche Dich ſeit Jahren,
Weiß Niemand wo Du biſt?
Ich kann es nicht erfahren,
Wo meine Taube iſt.

Du biſt und bleibſt verſchwunden,
Wie iſt mein Herz ſo ſchwer!
Gezählt ſind meine Stunden,
Bald trifft Du mich nicht mehr!

Einundachtzigſtes Lied.

Ich hab' geträumt von einer Fee,
Sie wär', ſo rein wie friſcher Schnee,
Geſtiegen aus des Himmels Höh,
Zu heilen all' mein ſtilles Weh.

Sie hatte liebreich mir genickt,
Mich innig an ihr Herz gedrückt;
Ich fühlte froh mich und beglückt,
Ich war bezaubert und entzückt!

Die Holde lag wie unbewußt
An ihres Sklaven treuer Bruſt;
Sie fühlte ſtill dieſelbe Luſt
Und war des Sieges ſich bewußt.

An Sie, an Sie hab' ich gedacht
Den ganzen Tag, die ganze Nacht;
Ich hab' geweint, ich hab' gelacht,
Ich hab' geträumt und — bin erwacht!

Du ſchöner Traum, Du böſer Traum,
Du ahneſt nicht, Du glaubſt es kaum:
Zerronnen iſt der Liebe Schaum,
Gebrochen iſt mein Lebensbaum!

Jetzt bin ich, ach, ein kranker Mann,
Der ſingen nur und weinen kann;
Doch denk' ich ſtill noch dann und wann
An ihrer Liebe Talisman.

O holde Fee, wo weileſt Du?
Ich hab' nicht Raſt, ich hab' nicht Ruh;
O komme bald, mein Alles Du,
Und ſchließe mir die Augen zu!

Zweiundachtzigſtes Lied.

Befreit bin ich von allen Banden,
Zerſchellt iſt meiner Liebe Schiff,
Ich ſah die letzte Hoffnung ſtranden
An Deines Herzens Felſenriff.
Wie oft wähnt' ich den Hafen offen,
Mein Segeltuch war neu geſchwellt ...
Jetzt hab' ich aufgehört zu hoffen
Und fürchte nichts mehr in der Welt!

Dein Name war die Kompaßnadel,
Sie führte mich durchs off'ne Meer;
Ich folgte ohne Furcht und Tadel
Dir durch der Wogen wildes Heer.
Wie oft wähnt' ich den Hafen offen,
Mein Segeltuch war neu geſchwellt ...
Jetzt hab' ich aufgehört zu hoffen
Und fürchte nichts mehr auf der Welt!

Dein Auge war mir lieb und theuer,
Ich ſah in ihm den Leuchtthurm nur;
Einſt brannte drin ein ſtilles Feuer,
Ich folgte ſeiner hellen Spur.
Wie oft wähnt' ich den Hafen offen,
Mein Segeltuch war neu geſchwellt...
Jetzt hab' ich aufgehört zu hoffen
Und fürchte nichts mehr von der Welt!

Erloſchen iſt der letzte Schimmer,
Ich bin ein armer Schiffersmann,
Ich denk' an meines Schiffes Trümmer
Und wein', ſo lang' ich weinen kann.
Von wilder Stürme Wuth getroffen,
Hab' ich mein ſtilles Haus beſtellt...
Ich habe aufgehört zu hoffen
Und fürchte nichts mehr in der Welt!

Dreiundachtzigſtes Lied.

In Ovid's Metamorphoſen leſe
Ich gar oft in langer, banger Nacht;
Doch erſt geſtern habe ich mit Beben
Ueber ſeine Hölle nachgedacht.

Um des Orkus Tiefe zu ergründen,
Braucht ein Hammer, wie Ovid erzählt,
Volle dreißig Tag' und dreißig Nächte,
Bis zum Grund' er endlich niederfällt.

Meines Herzens bodenlose Hölle
Außer mir und Dir nur Gott noch kennt!
Fällt der Hammer, braucht er so viel Jahre,
Als Ovid dort Tag' und Nächte nennt!

Vierundachtzigſtes Lied.

Nun lebe wohl, Du liebe Feder,
Mit der ich dieſe Lieder ſchrieb;
Mit heißem Dank küß' ich die Fahne,
Die bis zum Ende treu mir blieb.

Du haſt mit mir ſo treu getheilet
Der Liebe Luſt, der Liebe Leid;
Geſchloſſen iſt das Buch der Liebe,
Nun iſt es Nacht und Schlafenszeit!

Drum nimm, Geliebte, Buch und Feder,
Denn Beide ſind nur Dir geweiht;
O lies die Lieder und erkenne
Der Liebe Luſt, der Liebe Leid!

Buch des Scherzes und der Ironie.

Fünfundachtzigſtes Lied.

Will ein Märchen Euch erzählen
Aus der holden Blumenwelt;
Mögt dann ſelbſt die Rolle wählen,
Die am beſten Euch gefällt.
Bei der ſchmucken Roſe ſtellen
Sich drei junge Feier ein:
Willſt Du Nachtigall, mein Lieber,
Zeiſig oder Gimpel ſein???

Die Nachtigall zur Roſe ſpricht:
„Schön-Röschen, ich begreif' Dich nicht,
Du blühſt ſo roth und biſt ſo kalt,
Dein Buhle, ach! verzweifelt bald!
Er klagt Dir traurig ſeine Noth:
Du biſt ſo kalt und blühſt ſo roth,
Du hörſt ſein banges Klagen nicht,
Sieh, Roſe, wie das Herz ihm bricht!"

Schön-Röschen ſpricht zur Nachtigall:
„„Mich rührt nicht Deiner Lieder Schall.
Du biſt ſo traurig, biſt ſo ſtill,
Weil ich Dich nicht erhören will.
Ich zieh' den kecken Zeiſig vor,
Der iſt kein Schwärmer, iſt kein Thor,
Der ſingt ein lebensfrohes Lied,
Das mehr und mehr mich zu ihm zieht.

Noch lieber iſt der Gimpel mir,
O nimm den Kauz zum Vorbild' Dir!
Der fragt nicht, ob er mir gefällt,
Als wär' ich gar nicht auf der Welt;
Er macht auf dieſer Blumenflur
Nicht einer Einzigen die Cour;
Drum lieb' ich ihn ſeit langer Zeit
Aus ſchwer verletzter Eitelkeit!""

Goethe'ſche Moral.

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort;
Und wem wenig dran gelegen,
Ob er reizet, ob er rührt,
Kommt die Liebe ſchnell entgegen,
Der beleidigt, der verführt!"

Sechsundachtzigſtes Lied.

Wir ſtanden in dem Garten —
Der Winter war vorbei —
Es blühten alle Bäume —
Es war im Monat Mai.

Zu Deinen Füßen lagen
Im friſchen Frühlingsgrün
Viel wunderholde Veilchen,
Die fingen an zu blüh'n.

Der Himmel war ſo heiter,
Die Luft ſo rein und warm!
Du ſankſt berauſcht vom Flieder,
Entzückt in meinen Arm.

Es hielt Dich feſt umſchlungen
Ein holder Maientraum;
Ich pflückte eine Blüthe
Vom nahen Pfirſichbaum.

Ich legte dieſe Blüthe
Auf Deine weiße Bruſt;
Sie pochte laut vor Freude,
Sie pochte laut vor Luſt!

Ich gab Dir ſchnell drei Küſſe,
Dann war der Traum vorbei...
Du ſchrieſt: „Hinweg, Sie Lümmel!“
Das war im Monat Mai!

Siebenundachtzigſtes Lied.

Warum ſollt' ichs verhehlen?
Ich bin ein Böſewicht:
Ich hab' ein Paar Geliebte
Und liebe Beide nicht.

Die Eine heißt Babette,
Ein liebes, gutes Kind,
Die And're heißt Roſette,
Ein Kind, wie viele ſind.

Babett' hat blaue Augen
Und rabenſchwarzes Haar;
Roſett' hat ſchwarze Augen
Und goldgelocktes Haar.

An Woch- und Werkeltagen
Erheitert mich Roſett';
An Sonn- und Feiertagen
Da ſchwärm' ich für Babett'.

Was ſagt dazu die Dritte,
Die Dritte, die ſo nett?
Auch die muß ich Euch nennen,
Sie heißt, ſie heißt ... Minett'.

Minette iſt mein Alles,
Die lieb' ich treu und wahr,
Viel mehr noch als mich ſelber,
Auf ewig, immerdar!

Achtundachtzigſtes Lied.

O bleib', Babettchen, bleibe,
Geh, laß das O und Ach
Und ſpiel' zum Zeitvertreibe
Noch Eine Partie Schach.
Kannſt Du den Mann verdammen,
Weil er beſiegt Dich hat? ...
Babett', nimm Dich zuſammen,
Sonſt mach' ich Dich ſchachmatt!

Damit Du leichter ſiegeſt,
Schenk gern ich Dir Geduld;
Wenn dann Du unterliegeſt,
So iſt's nicht meine Schuld.
Dein Auge ſetzt in Flammen
Mein Herz, das nimmer ſatt...
Babett', nimm Dich zuſammen,
Sonſt mach' ich Dich ſchachmatt!

Rochiren nützt Dir wenig;
Ich bau' auf meinen Thurm
Und ſage: „Schach dem König!"
Und rücke vor mit Sturm.
Schon ſteht in hellen Flammen
Dein Heer und Deine Stadt...
Du nimmſt Dich nicht zuſammen,
Drum mach' ich Dich ſchachmatt.

Neunundachtzigſtes Lied.

Hold-Liebchen iſt eine Cythere,
Wie Elfenbein glänzet ihr Zahn,
Der Kuß ihres Mundes — auf Ehre! —
Iſt ſüßer ſelbſt als Marcipan.
Wie ſchön iſt die ſchalkhafte Miene,
Wohl Keine der ihrigen glich...
Wie reizend, mon dieu, iſt Zerline,
Wie häßlich, per dio, bin ich!

Hold-Liebchen iſt ſchöner als Hebe,
Ein Engel aus himmliſchen Höh'n;
Ich habe, ſo wahr als ich lebe,
Noch nie ſo was Schönes geſeh'n!
Ihr Blick gleicht der naſchenden Biene,
Gar ſchmerzlich verwundet ihr Stich...
Wie reizend, mon dieu, iſt Zerline,
Wie häßlich, per dio, bin ich!

Ihr Herren, ich bin zu beneiden,
Ich habe mehr Glück als Verſtand!
Zerline, ſie kann mich auch leiden
Und ſchenkt mir, zu Pfingſten, die Hand.
Sie iſt es, der ewig ich diene,
Ach, weil mich die Liebe beſchlich...
Wie reizend, mon dieu, iſt Zerline,
Wie häßlich, per dio, bin ich!

Neunzigſtes Lied.

Es ſchwärmte einſt ein Apfel
In wilder Liebesgluth
Für eine friſche Birne,
Voll Saft und Uebermuth.

Er war ein alter Burſche,
Sie war ein junges Blut;
Er hatte einen Höker
Und war ihr äußerſt gut.

„Mein Fräulein, ſprach der Apfel,
Ein Küßchen ganz geſchwind,
Sie wiſſen, daß wir Aepfel
Durchaus nicht ſpröde ſind.“

„„Herr Apfel, ſprach die Birne,
Ich küſſe Sie nicht gern;
Sie haben dralle Warzen,
Doch einen faulen Kern.““

Der Apfel ſprach: „Frau Baſe,
Du haſt verſchmäht Dein Glück!“
Er zog mit langer Naſe
Ins Kloſter ſich zurück.

Die Birne lacht ins Fäuſtchen
Gar ſchelmiſch und kokett;
Sie ging zur großen Oper
Und tanzt jetzt im Ballet.

Einundneunzigſtes Lied.

Es liebt ein junger Zobel
Ein Fräulein Hermelin;
Das Fräulein ſind ſehr nobel,
Gebürtig aus Berlin.

Das Fräulein iſt Comteſſe,
Der Zobel Literat,
Er ſchwärmt für freie Preſſe,
Sie ſchwärmt für Geld und Staat.

Er dichtet für ſie Lieder
Und preiſet ſein Geſchick;
Sie lächelt auf ihn nieder,
Er ſchwelgt in ihrem Blick.

Er preiſ't der Reize Flitter
Und ſingt, ſo gut es geht:
„Erhör' den armen Ritter,
Der, ach, um Liebe fleht!“

Sie ſchaut mit der Lorgnette
Den armen Zobel an;
Drauf lispelt die Kokette,
Daß er's nur hören kann:

„„O Ritter ſonder Tadel,
Ihr ſeid ein wack'rer Held,
Doch leider nicht von Adel
Und habet nie nicht Geld!

Es fehlet Euch ein Titel
Und auch ein Ordensſtern,
Drum nehme ich viel lieber
Den alten Kammerherrn.““

Drauf ſprach der arme Zobel:
„Ich räume gern das Feld,
Mein Fräulein, das iſt nobel
Und ganz der Lauf der Welt!“

Zweiundneunzigſtes Lied.

Es war einmal ein Gänschen,
Ein Gänschen comme il faut,
Das hatte einen Schnabel
Und der war nicht von Stroh.

Auch war einmal ein Truthahn,
Ein Truthahn comme il faut,
Er hatte einen Koller;
Ihn ſtach der Liebe Floh.

Der Truthahn liebt das Gänschen,
Er liebt es comme il faut,
Er pries den lieben Schnabel,
Die Bruſt und den Popo.

Lieb' Gänschen, ſprach der Truthahn,
Mein Herz iſt noch vacant;
Drum reich mir Deinen Schnabel,
Drum reich mir Deine Hand.

Herr Truthahn, ſprach das Gänschen,
Sie ſind wohl nicht geſcheidt?
Faſan heißt meine Flamme —
Es thut mir herzlich leid!

Der Truthahn ſchlich zur Ente;
Die war ihm äußerſt gut,
Sie küßte ihren Liebſten
Und ſtillte ſeine Gluth.

Das Gänschen ward betrogen
Und weinte bitterlich;
Ihr Schatz hat ſie verlaſſen,
Sie nahm das Leben ſich.

Der Truthahn war gerühret
Und weinte, ach, ſo ſehr!
Faſan, der ſie verführet,
Sein Aug' blieb thränenleer.

Das hat, ihr armen Gänſe,
Schon mancher Mann gethan,
Drum traut nicht jedem Schwure
Und jedem Don Juan!

Dreiundneunzigſtes Lied.

Ein Stockfiſch erſter Klaſſe —
Poet und Schmetterling —
Verliebt ſich auf der Gaſſe
In ein Sardellending.

Sardellchen war fein niedlich,
Nicht blond und nicht brünett,
Ihr Fleiſch war appetitlich,
Nicht mager und nicht fett.

Der Stockfiſch läßt ſich rühren
Von ihrem Liebesblick,
Er glaubet ihren Schwüren
Und preiſet ſein Geſchick.

Oft ſeufzt er an der Schwelle:
Bei Gott, ich liebe Dich!
Sardelle, ach, Sardelle,
Sprich, liebſt Du denn auch mich?

Sie ſpielet die Kokette,
Sagt weder Ja noch Nein —
Der Stockfiſch macht Sonette
Und träumt ein Gott zu ſein!

Dies währte vierzehn Tage —
Der Stockfiſch war berauſcht
Und hätt' nach ſeiner Sage
Mit Rothſchild nicht getauſcht.

Da kam ein friſcher Häring,
Verwegen, ach, und keck;
Der ſchnappt dem alten Stockfiſch
Den jungen Backfiſch weg!

Der grämte ſich auf Ehre
Ein ganzes langes Jahr:
Es ſchmerzte ihn ſo ſehre,
Daß er vergeſſen war.

Das Ende der Novelle
Verſteht von ſelber ſich —
Babett' war die Sardelle,
Der Stockfiſch — der war ich!

Doch nun kommt erſt die Spitze,
Des Liedes letzter Ton:
Der Häring war ein Schütze
Vom dritten Bataillon.

Vierundneunzigſtes Lied.

Ihr wißt es, ſie war mir entſchwunden,
Und Niemand erfuhr, wo ſie war,
Da hatt' ich ſie endlich gefunden
Mit fahlem Aug' und bleichem Haar.

Nach Jahren erſt ſah ich ſie wieder
Mit ſchlapper Bruſt und dickem Leib;
Da fielen mir ein meine Lieder
Und vor mir ſtand ... ein Prätzelweib!

Ich kaufte ihr ab alle Präzel,
Denn immer noch war ich ihr gut;
Ich ſchenkte ihr ſchnell meine Börſe
Und lachte wie Satan ... aus Wuth!

Dicht neben mir ſchrie jetzt ein Burſche:
„Kauf' Veilchen, kauf' Veilchen, Patron!"
Ich kaufte ihm ab alle Veilchen;
Es war die Mutter und ... ihr Sohn!

Und hinter mir ſpielte die Orgel
Den Walzer, den ich nicht hören kann,
Und wüthend begann ich zu fluchen ...
Es war die Hexe und ... ihr Mann!

Fünfundneunzigſtes Lied.

Ihr fragt mich: „Was iſt Liebe?“
Und ſeht mich höhniſch an;
„Erklär' den Trieb der Triebe,
Du ſchmerzzerriſſ'ner Mann!“

Sie gleichet der Cigarre,
Die fein gewickelt iſt,
Das Deckblatt iſt Havannah,
Das Inn're — purer Miſt.

Man rauchet ein Paar Züge,
Sie brennet lichterloh,
Dann wird ſie melancholiſch,
Und bald verkohlt das Stroh.

Dann merkt man, daß der Gaumen
Sie nicht vertragen kann,
Man wirft ſie raſch bei Seite
Und — ſteckt 'ne And're an!

Buch des Weins.

Sechsundneunzigſtes Lied.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein,
Ich kenne gar vielerlei Arten;
Hier folget die Karte, ein ſchöner Verein
Von ſüßen und herben und zarten.
Man wähle und ſtimme dann fröhlich mit ein:
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Dorette, ſie dünkt mir Burgunder zu ſein,
Zart duftet die Blume der Jugend;
Sie liebt den Geliebten ſo keuſch und ſo rein,
Liebt Wahrheit und Treue und Tugend.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Angelica gleichet dem ſpaniſchen Sect,
Gezeuget von gluthvollen Reben;
Der Kelch ihrer Lippen beut Roſen-Confect,
Ruft Todte zurück in das Leben.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Babette, ſie gleicht dem Champagner fürwahr,
Süß lockend, doch leicht nur und flüchtig,
Und wird er gekitzelt, mouſſirt er ſogar
Und ſprudelt und brauſet ganz tüchtig.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Roſette, die gleichet dem Ofener Wein,
Iſt ſchwer zwar, doch kräftig, voll Feuer;
Kann, mäßig genoſſen, ſehr wohlthuend ſein
Und iſt, wiewohl gut, doch nicht theuer.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Jeannette die gleichet dem Grünberger ſehr
Aus tauſend und mehrfachen Gründen;
Denn Beide ſind billig und gar nicht weit her,
Der Himmel verzeih' ihre Sünden.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Minette, Minette, ſo lieblich und mild,
So ſelig erquicken kann Keine,
Sie bleibt der Liebfrauenmilch köſtliches Bild,
Du weißt es, mein Herz, wen ich meine.
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Siebenundneunzigſtes Lied.

Der Luther pries die Weiber,
Den Wein und den Geſang:
„Wer ſie nicht liebt, der bleibet
Ein Narr ſein Lebelang!“
Verſieget ſind die Triebe
Der ſüßen Herzenspein ...
Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

Der Wein, ſprach König David,
Erfreut des Menſchen Herz;
Die Lieb', ſagt Jeſus Sirach,
Erfüllt das Herz mit Schmerz
Durchlöchert ſind die Siebe
Der ſtillen Seelenpein ...
Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

Die Lieb', ſagt Vater Goethe,
Die Liebe gibt uns Leid;
Der Wein beut ſüße Lethe
Und bringt Vergeſſenheit.
Die ſtillt den Trieb der Triebe
Lullt alle Leiden ein...
Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

Drum will ich freudig leeren
Was aus dem Becher ſchaut,
Und Papa Noah ehren,
Der für uns Wein gebaut.
Verwelkt ſind alle Triebe
Der grünen Liebespein...
Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

Und ſingen will ich, ſingen,
So lang' ich trinken kann,
Und Gruß und Grüße bringen
Jedwedem Trinkcumpan.
O daß es ſtets ſo bliebe,
O möcht' es ſtets ſo ſein:
Der Teufel hol' die Liebe,
Es lebe hoch der Wein!

Achtundneunzigſtes Lied.

Ich ſaß im dunkeln Keller
Und ſchaute ſtumm ins Glas;
Ich wollte wild betäuben
Der Liebe heißen Haß.

Ich wollte trinkend denken
An die Vergangenheit
Und in des Weines Fluthen
Verſenken all' mein Leid.

Ich hörte jene Stimme,
Die einſt ins Herz mir drang;
Da ward mit einem Male
Mir kannibaliſch bang.

Ich dachte Deiner Schwüre
Bei meinem Glaſe Wein,
Da fiel ein heißer Tropfen
Still in das Glas hinein.

Ich nahm den vollen Becher
In meine kalte Hand
Und warf ihn zornentflammet,
Zähnknirſchend an die Wand.

Dann ſchlich ich krank nach Hauſe
Mit aufgeknöpftem Rock;
Ich warf mich auf mein Lager
Und ... las den Paul de Kock.

Neunundneunzigſtes Lied.

Und wiederum ſaß ich im Keller,
Und wiederum war ich allein;
Ich trommelte ſtill auf den Teller
Und forderte ſchäumenden Wein.

Ich leerte in Eile drei Becher,
Da fielen vier Verſe mir ein,
Die einſtmals ein fröhlicher Zecher
Geſungen beim perlenden Wein.

„Hier ſitz' ich und träume und ſpinne
In liebe Gedanken mich ein,
Ich lächle, ich ſeufze, ich ſinne
Und ſchlürfe den kühlenden Wein.“ *)

Da trank ich noch einmal drei Becher
Und dachte dabei an die Zeit,
In der ich, wie Jener, ein Zecher,
Beim Weine vergaß all' mein Leid.

Jetzt bin ich traurig geworden,
Wie kann es auch anders wohl ſein?
Es fallen die ſchwärmenden Horden
Gebrochener Schwüre mir ein.

*) Dieſe vier Verſe ſang einſt Eduard Ferrand.

Jetzt bin ich ein trauriger Becher,
Wie kann es auch anders wohl ſein?
Vergiftet ſind all' dieſe Becher,
Vergällt, wie mein Herz, iſt der Wein!

Ich denke an ſeelige Stunden
Und leere den ſchäumenden Wein;
Ich denke an blutige Wunden,
Drum kann ich nicht ſeelig mehr ſein.

Vergänglich iſt Alles im Leben:
Die Lieb' iſt ein flüchtiger Traum,
Zerronnen ſind all' jene Schwüre
So ſchnell wie der perlende Schaum.

Ich ſitze im Keller und trinke
Und bleibe ſo ſtumm wie ein Fiſch;
Ich trinke ſo lang', bis ich ſinke
Betrunken hin unter den Tiſch.

Und bin ich nach dieſer Blamage
Früh Morgens vom Rauſche erwacht,
Gleich wird dann mit neuer Courage
Ein kleiner Spazierritt gemacht.

Hunderttes Lied.

Und wieder saß im Keller ich,
Doch dies Mal nicht allein,
Denn eben trat — ich freute mich —
Ein Harfenmädchen ein.
Sie grüßte mich fein zimperlich
Und ich, ich dankte ihr.
Dann sang sie froh ein kleines Lied,
Dies Liedchen war von mir.

„Mein Schatz ist eine Alplerin,
Gebürtig aus Tyrol,
Sie trägt, wenn ich nicht irrig bin,
Ein schwarzes Kamisol;
Doch schwärzer als ihr Kamisol
Ist ihrer Augen Nacht;
Mir wird so weh, mir wird so wohl,
Schau' ich der Sterne Pracht."

Da dacht' ich an die Alpierin,
Um deren Lieb' ich warb;
Da kam's mir plötzlich in den Sinn,
Daß ſie aus Kummer ſtarb.
Sie ruht jetzt in der Erde Schoos
Und Niemand weint um ſie...
Dies iſt der Schönen häßlich Loos,
Du arme Emmely!

Ich ſchwelgte in vergang'nem Glück,
Da kam die Sängerin;
Schnell warf ich ein Achtgroſchenſtück
Auf ihren Teller hin.
Dann weinte ſtill mein krankes Herz,
Von Reue angeſteckt;
Zu lindern meinen wilden Schmerz
Schrie laut ich auf — nach Sect!

† Letztes Lied.

Ich trinke ſchon das eilfte Glas,
Noch immer grollt der alte Haß!

Ich ſchlürfe haſtig meinen Sect,
Der hat die alte Lieb' geweckt.

Und grollend ſteht Dein Bild vor mir,
Dein Schweigen ſpricht: „Ich fluche Dir!

Geſtohlen haſt Du meine Ruh',
Du ſchweigſt und lachſt und trinkſt dazu.

Ich gab Dir Alles, Alles hin,
O ſieh, wie elend ich jetzt bin!

O kehr' zu mir, zu mir zurück,
Du warſt mein Stolz, Du warſt mein Glück!

Jetzt bin ich ein verlor'nes Kind,
O rette, rette mich geſchwind!"

„„Geſpenſt, Geſpenſt, verlaſſe mich,
Du brachſt den Eid, ich haſſe Dich!

Du bleiches Weib, geh' fort von mir,
Du brachſt mein Herz, ich fluche Dir!""

„O zürne nicht, o zürne nicht,
Verzeihen iſt der Liebe Pflicht!"

Da trank ich ſchnell das zwölfte Glas,
Erloſchen war der alte Haß.

Dann zog ich auf den Schoos geſchwind
Das ſchmucke braune Harfenkind.

Zerronnen war der böſe Traum,
Ich ſchlürfte meines Sectes Schaum.

Dann küßt' ich meine Loreley,
Der Katzenjammer war vorbei!

Inhalts-Verzeichniß.

Seite
Auf dem Schachbrett ſagt die Dame zu dem König 107
Befreit bin ich von allen Banden 169
Das Herz kann viel, ſehr viel verſchmerzen . . 163
Dein Auge ſchwimmt in tauſend Thränen . . . 87
Dein Blick fragt, ob ich ſchmolle 93
Dem Bienenkorbe gleicht mein Herz 39
Der Luther pries die Weiber 205
Du biſt mein Buch der Liebe 19
Du biſt, mein Kind, ein Notenblatt 21
Du gabſt mir eine Roſe 135
Du glaubſt, ich ſänge meine Lieder 81
Du ſtand'ſt vor Deinem Spiegel 57
Du ſtand'ſt vor Deinem Spiegel 59
Du ſteheſt einſam unter Bäumen 51
Ein Stockfiſch erſter Klaſſe 193
Einſt blühte eine Myrthe 3
Einſt ſchrieb ich Deinen Namen 15
Erröthend klagen meine Lieder 83
Es flog im Juni eine Biene 31
Es gibt einen Walzer 147
Es klingt mir im Ohre 121
Es leben die Weiber, es lebe der Wein 203
Es liebt ein junger Zobel 189
Es ſchwärmte einſt ein Apfel 187

Seite
Es war einmal ein Gänschen 191
Es wühlt in meinem Hirne 155
Für eine Sonnenblume glühte 131
Gedenkst Du noch der blauen Blume 53
Gedenkst Du noch des Ringes 133
Hold-Liebchen ist eine Cythere 185
Ich denke Dein, ich denke Dein 69
Ich gab Dir eine Blume 145
Ich hab' geträumt von einer Fee 167
Ich hab' in kalter Winternacht 75
Ich hab' in traulich stiller Stunde 49
Ich hab' von Dir geträumet 71
Ich jag' bei Nacht und Nebel 159
Ich kann Dich nirgends finden 165
Ich kann Dich wirklich nicht verstehen 61
Ich kann die Welt durchwandern 141
Ich kenn' ein Auge, das, so mild 27
Ich kenne ein Fenster 33
Ich kenne eine Perle 17
Ich küßte Deinen kleinen Finger 65
Ich lag zu Deinen Füßen 63
Ich lese oft im Koran 13
Ich möcht' so gern Dich fragen 23
Ich möchte tausendmal in jeder Stunde 47
Ich raubte einst Dein Strumpfband Dir 67
Ich sitze im Kerker alleine 115

Seite

Ich trage tief im Herzen 151
Ich weiß eine Schmiede 129
Ich werd' es nie vergessen 55
Ihr fragt mich, was mir fehlet 153
Ihr fragt, warum ich weine 157
In der Ecke steht ein Besen 127
In der Sylvesternacht 85
In die feuchte Kerkermauer 117
In meines Herzens Wüste 37
In meines Kerkers öder Zelle 123
In Ovid's Metamorphosen lese 171
Ihr wißt es, sie war mir entschwunden 197
Ihr fragt mich: „Was ist Liebe?“ 199
Ich saß im dunkeln Keller 207
Ich trinke schon das eilfte Glas 215
Kind, Du zürnest und ich frage 79
Liebchen schläft in stiller Kammer 73
Liebe läßt sich nicht erzwingen 113
Lieblos willst Du mich verlassen 99
Madonna schlief in einer Fliederlaube 7
Mein Herz gleicht einem Taubenschlag' 41
Mein Herz gleicht einer Kohle 43
Mein Herz — Du gleichst der Trauerweide . . 143
Meine Seele gleicht der Blume 45
Mir ist, als ob ein längst verklung'nes Märchen 1
Mir wird die Zeit so lang 119

Seite
Niemals wird mein Herz vergeſſen 161
Nun lebe wohl, Du liebe Feder 173
O bleib', Babettchen, bleibe 183
Schon dreimal wollt' ich Dich beſuchen 97
Schon ſeit Monden fleht Dein Ritter 77
Schon wieder ſo blaß 89
Sprich, kennſt Du die Orange 35
Still und ſchwül iſt meine Zelle 125
Traurig ſchweift gar oft mein Auge 91
Träumend ſtehe ich am Strome 9
Und wieder ſaß im Keller ich 213
Und wiederum ſaß ich im Keller 209
Warum ſollt' ichs verhehlen 181
Wär' ich ein Vöglein, ſüße Maid 25
Wenn Dein Geſicht, gebleicht von Kummer . . 95
Wenn die Roſe noch ſo blühet 137
Wenn düſt're Wolken mich umhüllen 29
Will ein Märchen Euch erzählen 177
Willſt Du Eis in Gluth verwandeln 111
Wir ſtanden in dem Garten 179
Wohl gibt's der Blumen viele 139
Zwei Fiſchelein ſchwammen im Teiche 109
Zwei Schmetterlinge flogen 103
Zwei Schwäne ſchwammen hin und her 105
Zwei Vögelein ſitzen beiſammen 101

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Dessau.

Helene.

Ein

Fehdebrief an die Gesellschaft.

Aus den Papieren einer Dame.

Herausgegeben

von

Eduard Maria Oettinger.

Leipzig, 1843.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Ex
Bibliotheca
Bonifacii

1. Kapitel.

Für die, die Dich nicht sahen, red' ich zu schlicht;
Für die, die Dich gesehen, an Worten es gebricht.

Byron.

Am ersten Mai, dessen Abend der Schwede, als Gruß des Frühlings, mit einem Feste zu feiern pflegt, hielt noch spät in dem Norrmalm auf der Drottningstraße in Stockholm, vor dem glänzenderleuchteten Palaste der Gräfin Hilleström, eine Carosse. Ein junger Mann sprang aus dem Wagen und stürmte die Treppe hinauf.

Bald erschien er im Ballsaale, in welchem Pracht, Lust und Leben herrschte. Auf die venetianischen Spiegel und die vergoldeten Säulen fiel, blitzend wie Strahlen der untergehenden Sonne, der Glanz von tausend Kerzen. Doch daß das Auge gleichsam nicht geblendet wurde von dem zu großen Schimmer, stiegen an verschiedenen Seiten des Saales terrassenförmig Blumen und Gewächse in die Höhe und aus einem solchen Walde erklangen die Töne der Musik. Das Deckengemälde zeigte den Olymp. Jupiter sah lächelnd hernieder auf das bunte Treiben, aber verstohlen schien auch sein Auge sich an irdischer Schönheit zu weiden. Juno stand mit boshaft lauerndem Blicke

neben ihm. Venus, von Amoretten umgeben, hielt den Zaubergürtel hoch in der Hand und sah fragend hernieder, ob er begehrt werde. Amor nahm Pfeile aus seinem Köcher und schien schelmisch lächelnd Opfer für sie zu suchen. Hebe hielt den schäumenden Nectarbecher und Eris den goldenen Apfel in der Hand. Aber wenn jetzt Eris den Apfel unter die versammelten Schönen geworfen und man unsern Freund als Preis erkoren, er hätte nicht gewußt, welcher Göttin er hier den Apfel reichen solle, denn die, welche er verehrte, schien er nicht zu finden. Aengstlich suchte sein Blick im Saale und keine der schönen Schwedinnen, deren glänzende Augen allen Glanz überstrahlten, vermochte ihm auch nur einen Augenblick Interesse einzuflößen, obwohl manche von ihnen verstohlene Blicke nach dem schönen Fremden warf. Er verließ den Saal und durcheilte die daranstoßenden Zimmer, nur flüchtig die an ihm Vorübergehenden grüßend.

„Eine interessante Erscheinung, dieser Lord Lesley," sagte, ihm begegnend, Frau von Sternhielm zu ihrer Begleiterin, einer jungen Wittwe, der Marquise d'Estanges.

„Unsre jungen Damen sind sehr für ihn eingenommen," fuhr sie fort, „und ich muß ihnen recht geben: in seinem dunkeln, schwermüthigen Auge liegt etwas unnennbar Anziehendes."

„Nein, er ist zu bleich," erwiderte die Marquise erröthend; „aus seinen Augen spricht zwar Geist, aber nicht die mindeste Lebenslust, er blickt immer so stolz herab, als dünke er sich über Alles erhaben."

„Ach nein!“ sagte Frau von Sternhielm, „das scheint nur; ich habe ihn schon sehr freundlich und heiter gesehen; er ist überhaupt seit einiger Zeit gar nicht mehr so düster, wie im Anfange seines Hierseins. Und gewiß, Liebe, seine ganze Erscheinung ist doch höchst imponirend. Mit der Elasticität der Jugend verbindet er alle Kraft und Hoheit des männlichen Alters.“

„Ei!“ sagte die Marquise spöttisch lachend, „Lord Lesley findet ja warme Anerkennung.“

Sie traten in den Ballsaal und begaben sich zu mehreren Damen, in deren Mitte der Baron Brahe, der kürzlich von einer großen Reise zurückgekehrt war, stand.

„Nun, lieber Baron, wie geht's in Frankreich und in Deutschland?“ fragte Frau von Sternhielm.

Mit wichtiger Miene erwiederte Jener: „In Frankreich? Nun wenn die Franzosen von Schweden hören, da denken sie gleich an Bären, Schnee und Eis, fangen an zu frieren und lenken das Gespräch schnell auf ihr Frankreich. Und in Deutschland? Hm,“ sagte er achselzuckend, „die Deutschen äffen wie immer den Franzosen und den Engländern nach.“

„C'est tout comme chez nous, setzen Sie da wenigstens hinzu,“ entgegnete Frau von Sternhielm; „denn es ist nicht an den Schweden, sich über der Deutschen Nachahmungssucht lustig zu machen, die selbst schon längst fast alles Nationelle hingaben, und denen es die angenehmste Schmeichelei ist, wenn sie »die Franzosen des Nordens« genannt werden.“

„Und was thaten Sie denn?" fragte ironisch die Marquise d'Estanges, indem sie Brahe's Kleidung musterte, die der eines vollendeten Pariser Lions glich.

„Ich?" fragte er, indem er bemerkte, daß die übrigen Damen sich entfernten, „ich lächelte über die Eitelkeit der Damen, die ich überall fand, und gedachte der nordischen Schönheit, sehnte mich fort und kehrte wieder zurück zu Ihren Füßen, gnädige Frau." Er warf einen glühenden Blick auf die Marquise, deren Augen ihm begegneten, und bemerkte, daß sie nicht unzufrieden zu der groben Schmeichelei sahen. Dreister flüsterte er: „Ihr Blick, meine Gnädige, wirkt mächtig, wie der der Medusa, nur mit dem Unterschiede, daß jener, den er trifft, zu Stein verwandelt, der Ihre aber selbst den Stein beleben könnte."

„Den Vergleich fände ich treffender," entgegnete sie, sarkastisch lächelnd, „wenn er auf Sie, Herr von Brahe, angewendet worden wäre, denn die Wirkung Ihres Blickes und der der Medusa — ist gleich."

Brahe biß sich auf die Lippen und — reichte ihr die Hand zum Tanze. Leicht, wie eine Sylphide, schwebte sie dahin.

Lesley war unterdessen bis in das Zimmer gelangt, wo die Gräfin Hilleström, die Dame des Hauses, residirte. Sie war von ihren vertrautesten Freundinnen umgeben, und mit ihnen in tiefem Gespräche. In demselben Zimmer, ziemlich im Hintergrunde, saß ein Brautpaar, Eugenie, die Tochter des Staatsministers von Terby,

und der Gardehauptmann Oskar von Helsjör. Erst seit wenig Tagen hatte der Minister, nach langem Sträuben, in die Verbindung seiner Tochter mit dem unbemittelten Officier gewilligt.

Wer kennt nicht den besondern Reiz, den für Liebende ein Alleinsein hat, mitten unter dem Gewühle einer Gesellschaft, beim Rauschen der Musik. Sie athmeten Beide Seligkeit. Vor Oskar's Blicken, versunken in der Geliebten Anschauen, schwand Himmel und Erde, und Eugenie senkte verlegen die Augen, aber süße Hoffnung erfüllte ihre Brust.

In einer Fensternische, unbeachtet, stand Clarence Lesley in Träumen versunken. Bei dem Geräusch eines Eintretenden fuhr er freudig auf; doch das Ersehnte schien er nicht zu finden und unmuthig fiel sein Blick auf die plaudernden Damen, als wünsche er ihr Gespräch beendet. Endlich erhoben sich mehrere derselben und gingen nach dem Tanzsaale. Lesley begab sich in die Nähe der Gräfin und diese wandte sich freundlich zu ihm.

„Guten Abend, Mylord; zurückgekehrt von Ihren Gütern? Fast fürchtete ich, daß wir heute Ihre liebe Gegenwart würden entbehren müssen; ich glaubte Sie zu beschäftigt."

„Seit einer Stunde bin ich auch erst zurückgekehrt, Frau Gräfin; ich konnte mir nicht das Glück versagen, diesen Abend hier zuzubringen. In einigen Tagen kehre ich wieder auf Laria zurück. Verschiedene Veränderungen, die dort vorgenommen werden müssen, machen jetzt oft

meine Gegenwart nöthig. Es ist Alles etwas verwildert; die lange Krankheit und der Tod meines Oheims haben den Mechanismus ins Stocken gebracht."

„Aber wo ist denn Comtesse Markenstern? Ich habe sie heute noch nicht gesehen," fragte der Lord nach einer kurzen Pause, scheinbar gleichgiltig.

„Ich fürchte, sie ist krank," erwiderte die Gräfin. „Vor ein paar Tagen war ich bei ihr, sie war so bleich, so traurig und zerstreut, ich entsinne mich nicht, sie je so gesehen zu haben, und zuletzt führte sie ganz geheimnißvolle Reden, ich konnte sie nicht begreifen. Ueberhaupt schon seit einiger Zeit finde ich sie sehr ernst, — sehr verändert," setzte sie, den Lord forschend anblickend, hinzu.

„Es ist ein eignes Mädchen," sagte eine neben der Gräfin sitzende Dame, die Baronin Nilsjerna, — eine Frau von ungefähr sechsunddreißig Jahren und angenehmem, noch ziemlich jugendlichen Aeußern. „Sie flößt mir sehr viel Interesse ein; es gewährt mir Vergnügen, sie in verschiedenen Situationen zu beobachten; doch ich muß bekennen, ich bin über sie noch nicht au fait. In größerer Gesellschaft ist sie stets ernst, sinnend und zurückhaltend, in kleinern Zirkeln erscheint sie heiter und lebenslustig. Einmal halte ich sie für offen und hingebend, dann wieder für schroff und verschlossen; einmal für sanft und biegsam und dann wieder für stolz und fest, ich möchte sagen, starrsinnig; einmal für kalt und ruhig und ein ander Mal für lebhaft und feurig. Ihre Freundinnen muß sie ganz zu umstricken verstehen;

ſie hängen mit enthuſiaſtiſcher Liebe an ihr. Sie iſt die Vertraute ihrer Freundinnen; doch ich glaube, keine von ihnen iſt die ihre."

„Nun ſie hat wohl auch keine Geheimniſſe," entgegnete die Gräfin. „Soviel iſt ſicher, ein unendlicher Liebreiz umgiebt ihr ganzes Weſen, ſie iſt reich an Geiſt, wie an Gemüth. Ich liebe ſie wie eine Tochter; doch oft bangt mir für ſie. Ihr Vater hat Unrecht gethan, ſie im Kloſter erziehen zu laſſen, ſie kann ſich nun in das wirkliche Leben nicht ganz finden."

„Aber wie iſt der General auch auf den ſeltſamen Gedanken gekommen?" fragte die Baronin.

„Es war die letzte Bitte ſeiner ſterbenden Gattin," erwiderte die Gräfin. „Die Markenſtern war eine Schweizerin und ihre Schweſter in einem dortigen Kloſter Aebtiſſin. Sie war ſehr unglücklich, obgleich ſie einen Gatten, der ſie wahrhaft liebte, und ein reizendes Kind beſaß; aber ſie hatte eine zarte, weiche Natur, das rauhe Klima hier ſagte ihr nicht zu, und eine ewige Sehnſucht nach ihrem Vaterlande zehrte an ihr. Unendlich reich an Liebe und tiefem Gefühl war ſie, verlangte aber auch ſehr viel aufopfernde Liebe und zarte Aufmerkſamkeit von ihrem Gemahl, der, ein echter, biedrer Schwede, genug gethan zu haben glaubte, wenn er ihr mit einfachen Worten ſeine treue Liebe verſicherte. So traten denn häufig Mißverſtändniſſe zwiſchen ſie, und der Graf befand ſich bald nicht mehr wohl bei ſeiner kränkelnden, traurigen Gattin. Sie verfiel in eine Bruſtkrankheit und es äng-

ſtete ſie unendlich, ihr zwölfjähriges Kind bald mutterlos zu wiſſen. Sie wünſchte Helenen entfernt von der großen Welt, die ſie haßte, weil ſie von ihren Schroffheiten ſich verletzt fühlte, und beſtürmte den Grafen fortwährend mit Bitten um das Verſprechen, nach ihrem Tode das Kind zu ihrer Schweſter in das Kloſter St..... zu bringen. Der Graf, der das Ende ſeiner einſt ſo geliebten Gemahlin immer näher rücken ſah, und bekümmert, daß ſie der frohen Stunden ſo wenige genoſſen an ſeiner Seite, wünſchte ſehnlich, ihre letzten Lebensſtunden zu erheitern, kannte auch die Vortrefflichkeit ſeiner Schwägerin und gab ſeiner Gattin jenes Verſprechen. Von dieſem Augenblick an ertrug ſie alle ihre Schmerzen und Leiden mit bewunderungswürdiger Ergebung und ſah mit Ruhe und Freudigkeit der Stunde ihres Todes entgegen. Der Markenſtern Tod zeigte mir zum erſten Male, welche große Seele in Helenen wohnt. Ich wußte, daß ſie mit ſchwärmeriſcher Liebe an ihrer Mutter hing, nur ungern verließ ſie dieſe auf wenige Stunden, ich glaubte ſie daher troſtlos über deren Verluſt. Ich ging zu ihr und traf ſie knieend an der Leiche ihrer Mutter. Ich erſchrak über ihr blaſſes Ausſehen. Als ſie mich aber ſah, erhob ſie ſich ruhig, blickte mich mit himmliſcher Freundlichkeit an, reichte mir ihre kleinen Hände und ſagte mit unausſprechlichem Ausdrucke: „Sie wird nicht mehr weinen!“ Ich glaubte, ihr Schmerz würde, wenn ſie erſt ihren ganzen Verluſt begreifen gelernt, ausbrechen — aber ſie blieb ruhig. Und doch hatte jener Tag einen unend-

lich tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht, ich habe sie nie wieder so harmlos fröhlich wie früher gesehen. Sie selbst sagte auch einmal zu mir: ihrer Mutter Tod habe für immer einen Schein der Trauer über ihr Leben geworfen."

Lord Lesley hatte mit ungetheilter Aufmerksamkeit der Gräfin zugehört und hätte gern noch länger sie sprechen hören, aber Helsjör und Eugenie hatten sich ihnen genähert und der Hauptmann fragte ihn, ob er ihn nicht nach dem Ballsaale begleiten wolle. Er lehnte es zwar für jetzt noch ab; doch die Gräfin war für ihn verloren, sie sprach mit Eugenien; und er ging nun mit dem Hauptmann im Zimmer auf und ab.

„Haben Sie nichts von Helenen gehört, Frau Gräfin?" fragte ängstlich Eugenie; „ihr Nichterscheinen heute Abend verwundert mich."

Die Gräfin verneinte, worauf Eugenie erzählte: sie habe vor mehreren Tagen gehört, Helene würde sich in Kurzem mit dem Oberstatthalter, Grafen Löwenhjelm, vermählen.

„Dieses Gerücht ist sonderbar," erwiderte die Gräfin befremdet, „besonders jetzt, wo es doch schien, als habe Lord Lesley ihr stolzes Herz bezwungen. Vor einem halben Jahre ungefähr, es war vor der Ankunft des Lords in Stockholm, erzählte mir Helene allerdings, ihr Vater wünsche sehr eine Verbindung zwischen ihr und dem Oberstatthalter; sie sprach sich aber weder für, noch gegen ihn aus, und lenkte bald die Conversation auf ein anderes Thema. Sie wissen, liebe Eugenie, es kostet Helenen

ſtets Ueberwindung, von der Möglichkeit ihrer einſtigen Verheirathung zu ſprechen."

In demſelben Augenblick ging die Thüre auf. Noch einmal wandte ſich der arme getäuſchte Lord Lesley voll Hoffnung nach ihr hin. Ein Diener trat ein und übergab der Gräfin ein Billet.

„Das iſt Helenens Handſchrift," ſagte dieſe; „nun da werden wir ja endlich erfahren, was ſie abhielt, uns ihre Gegenwart zu ſchenken."

Sie entfaltete den Brief und las — und las. Sie wurde immer bleicher und Thränen fielen auf das Papier; endlich las ſie mit halblauter Stimme:

„Als Du mich an jenem Morgen, wo ich Dich zum letzten Male ſah, verließeſt, da fragte ich Dich, ob Du mir jemals zürnen, ob Du jemals an mir irre werden könnteſt? Da bat ich Dich, nie, niemals an meiner Liebe, an meiner Verehrung, an meinem Vertrauen zu Dir zu zweifeln, wenn auch meine Handlungsweiſe ſcheinbar dagegen zeugen ſollte. Du verſprachſt es mir, und der Augenblick iſt gekommen, Dich an jenes Verſprechen zu mahnen. — Vor einer Stunde reichte ich am Altare meine Hand dem Oberſtatthalter Grafen von Löwenhjelm, und noch dieſe Nacht verlaſſen wir Stockholm und reiſen nach Edmonsholm, auf die Güter meines Gatten.

, Freundin meiner verklärten Mutter, gieb mir Deinen Segen!

Helene."

Alles war todtenſtill, Entſetzen und Verwunderung ſprach aus Aller Zügen. Niemand wagte den Lord anzublicken; er ſelbſt aber lenkte die Aufmerkſamkeit auf ſich; er brach das Schweigen und ſagte ruhig wie immer: „Gnädiges Fräulein und Sie, Herr Hauptmann, wollten nach dem Ballſaale; iſt's Ihnen vielleicht jetzt gefällig, ich werde Sie begleiten."

Eugenie blickte ihn verwundert an und ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. „Nein," ſagte ſie, und Thränen füllten ihre ſchönen, blauen Augen, „ich bleibe hier."

Mehre Herren traten jetzt in's Zimmer und boten der Gräfin und der Baronin Karten an, doch dieſe ſchlugen ſie aus; aber als dem Lord eine Karte geboten wurde, nahm er ſie an, begleitete die Herren in das Spielzimmer und ſetzte ſich an den Boſtontiſch. Voll Erſtaunen ſah ihm die Gräfin nach. „Die Welt hat ſich geändert und verwandelt," ſagte ſie tonlos .....

---

2. Kapitel.

Vorüber iſt Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe!

Heine.

Die Glocke auf der Katharinenkirche verkündete ernſt und dumpf die zweite Stunde. Es war eine finſtre, ſtürmiſche Nacht. Der Mond war verhüllt, nur ſelten

brach ein Schein durch die Wolken und warf ein mattes Streiflicht über die dunkle Landschaft. Auf den Felsen des Södermalm schwankte eine hohe Mannesgestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, ohne Hut auf dem Kopfe, die dunkeln Haare flatterten wild um das Haupt.

Da dröhnt durch die Todtenstille der Nacht ein furchtbares Gelächter, das im tausendfachen Echo wiederhallt. Jene Gestalt steht jetzt still, wirft den Mantel wild von sich, erhebt das gesenkte Haupt und richtet sich auf. Das Mondlicht fällt auf sie, und gespenstisch, von Grauen und Finsterniß umgeben, erkennen wir Lord Lesley in ihr!

„Ha Schlange!" rief er fürchterlich, „Dein Plan war gut ersonnen, mich auf einmal zu zermalmen. Ich eile hin, von Sehnsucht meine Brust erfüllt, von Liebe alle meine Pulse schlagend! Paradiesisch schön, erhellt von tausend Sonnen sah ich die Zukunft vor mir liegen und in derselben Stunde wurdest Du eines Andern Weib! Und klüglich hast Du's eingerichtet, daß mir dort erst die Kunde von Deinem Verrathe wird; teuflisch willst Du Dich noch an meinem Schmerze weiden; willst, daß Alle Zeugen Deines Triumphes werden. Ha!" schrie er, von Neuem lachend, „der Triumph ist Dir nicht geworden! Kein Zucken meines Mundes hat das brennende Weh meines Herzens verrathen, kein Wort den Wahnsinn, der in meinem Hirne tobt. Und der Triumph, er soll Dir niemals werden! Nie soll eine Seele ahnen, daß ich Dich geliebt! — noch lebt mein Stolz! Doch" — sprach er

leiser, „was ist Stolz? Ein armer Wahn! Helene ist verloren! Warum berührt mich's noch, als ob Schlangenzungen zischen?"

Er lief jetzt an die oberste Felsspitze, lehnte sich vorwärts, starrte hinab in den Mälarsee, breitete die Arme aus und rief: „Helene ruht in eines Andern Armen, — so nimm du mich auf, du kaltes Bett!" — Aber er wich entsetzt zurück und sprach mit hohlem Ton: „Ich sollte hier einsam sterben — und Helene schwelgen? Nein, mit meinem Leben soll auch ihr Friede fliehen. Mit der Todeswaffe in den Händen will ich zu Dir dringen. Ich schwöre es, ich werde Dich aufdonnern aus Deiner Ruhe, und wenn Dein Gewissen im Todesschlafe ruht, es soll erwachen. Mit meinem Sterberöcheln will ich Dich aus Deines Gatten Armen scheuchen!" — —

Er sank erschöpft zu Boden und lag lange regungslos. Dann richtete er sich langsam auf und ging noch einmal auf die oberste Felsspitze, setzte sich nieder, stützte das müde Haupt auf seine Hand und blickte nach dem wogenden See.

„Von hier," sprach er schmerzlich bewegt, „sah ich sie zum ersten Male. Hier auf diesem See, unter diesen Felsen segelte auch ich so oft auf meinem Boote und träumte von Helenen, gedachte jedes ihrer Worte und sagte mir mit Entzücken, daß ich in ihr das Wesen gefunden, das mich verstehe, mich, der ich noch nie verstanden wurde! Ich war nicht einsam mehr, nicht verlassen! Seit ich sie gesehen, seit ich sie liebte, fing erst mein

wahres inneres Leben an. Kein Schickſal hätte mich gebeugt, keine finſtere Macht hätte mehr Gewalt über mich geübt, wäre dieſer Engel mit ſeinem heiligen Frieden mir zur Seite geſtanden. Ach, wie weit blieb das Ideal, das in meinen Träumen mir erſchienen, hinter jenem Götterbild zurück!"

Er hielt beide Hände vor das Geſicht und weinte und zitterte vor Froſt und Schmerz ſo heftig, daß er in Gefahr ſtand, in die Tiefe zu ſtürzen.

„Helene!" rief er mit herzzerreißender Stimme, „wenn Du mich nicht lieben konnteſt, wenn Du eines andern Mannes Bild in Deinem Herzen trugſt, ich hätte Dir Deinen Himmel nicht getrübt, und hätte, ob auch die Todeswunde im Herzen, klaglos Dich geflohen! Aber Dein Blick verrieth mir Liebe, und ſelbſt im Grabe kann ich ihn nicht vergeſſen. Dieſes Auge, es konnte lügen, dieſe Stimme, ſie konnte täuſchen, die wie Klänge aus einer beſſern Welt zu mir herübertönte? — — — Geliebt habe ich ſie nicht wie ein irdiſch Weib — angebetet habe ich ſie wie eine Gottheit! Helene, ich will Dich fliehen, nur gieb mir meinen Glauben an Dich wieder, gieb meinem Herzen ſein Heiligthum zurück!"

Er ſchwieg einen Augenblick, dann rief er plötzlich: „Nein, dieſes Engelantlitz konnte ſo nicht lügen! Helene, ich will an Dich glauben, ob auch Alles gegen Dich zeuge!"

Jetzt ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirn; eine dunkle Erinnerung durchzuckte ſeine Seele. Als er dieſen

Abend von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, hatte er auf ſeinem Schreibtiſch einen neu angekommenen Brief geſehen, ihn aber unbeachtet liegen laſſen, um ſchnell zur Gräfin zu eilen. Er fühlte ſich jetzt nicht mehr matt, er ſtand auf, hüllte ſich wieder in ſeinen Mantel und ſtürmte die Felſen hinab, nach dem Södermalm .....

Clarence, Graf von Lesley, in London geboren, hatte eine düſtere, traurige Jugend verlebt. Seine Mutter verlor er in ſeiner früheſten Kindheit; ſein Vater, Lord Lesley, war einer der Führer der Tory's, und mit glühendem Eifer vertrat er ſeine Partei, die damals am Staatsruder ſtand. Die Whigs aber verdrängten jene bald, er ſah alle ſeine ehrgeizigen Pläne ſcheitern. Dieſe und noch manche andere bittere Erfahrungen, die theils ſein früheres zügelloſes Leben, theils die Verhältniſſe ihm bereitet, erfüllten ihn mit Bitterkeit, Haß und Verachtung gegen die Menſchen. Er zog ſich von den Geſchäften und der großen Welt zurück, verließ mit ſeinem fünfjährigen Sohne London und ging auf ſeine Güter, wo er einſam, ohne Freunde und ohne Frieden lebte. Um ſeinen Sohn kümmerte er ſich wenig. Clarence ſah ſo ſelten, wie jeder Andere, ein freundliches Geſicht von ihm; oft vergingen lange Tage, während welcher er, eingeſchloſſen in ſeinen Zimmern, gar nicht nach ſeinem Kinde fragte. So war denn Clarence faſt einzig nur auf ſeinen Erzieher beſchränkt, der, ein ernſter, gelehrter Pedant, ſich es zwar angelegen ſein ließ, den Knaben zu unterrichten; aber an Liebe und zarter Sorge, deren die Kinder ſo ſehr zu ihrem Gedeihen

bedürfen, gebrach es dem armen Clarence gar sehr. Ein alter, treuer Diener des Hauses war der Einzige, bei welchem er sich heimisch fühlte; zu ihm floh er in unbewachten Augenblicken, und dieser erzählte ihm dann von seiner schönen, sanften Mutter und von einer Schwester, die das Ebenbild der Mutter war, die aber starb, noch ehe er geboren.

Oft fühlte er in sich eine unnennbare Leere; er sehnte sich hinaus in die unbekannte Welt. Je dunkler man sie ihm vor die Augen führte, je glänzender malte er sie aus. Stolze Träume, einst in ihr zu wirken und zu nützen, erhellten seine Einsamkeit. Voll heißer Sehnsucht harrte er der Stunde, wo er das Vaterhaus verlassen und nach Cambridge gehen sollte, die Hochschule zu besuchen. Und als sie endlich genaht war — da stürmte er voll Freude, Jugendmuth und stolzer Hoffnung hinaus in die Welt.

Felicium multi cognati. Dem reichen Grafen konnte es nicht an Freunden fehlen und er war in ihnen unaussprechlich glücklich, da er noch niemals einen Freund gehabt. Doch er, noch nicht vom Gifthauche der Welt angeweht, noch rein und unverdorben, glaubte auch seine Freunde so und gab sich ihnen mit unbegrenztem Vertrauen, mit ganzer Seele hin. Aber Keiner verstand ihn. Der Eine derselben nannte ihn langweilig, ein Andrer einen Schwärmer, ein Dritter lachte ihn aus. Gar bald sah Leoley, daß in der Brust keines seiner Freunde für seine Stimme ein Echo lebe. Sein Vertrauen sah er

gemißbraucht, seine Liebe nicht wahrhaft erwiedert. Da gedachte er seines Vaters, wie er so oft vom Undanke und vom Verrathe der Menschen gesprochen, und geängstet floh er aus seiner Genossen Mitte. Nach diesen wenigen Erfahrungen beurtheilte er alle Menschen und hielt es nicht der Mühe werth, andere kennen zu lernen. Er selbst erschien sich und war wohl auch besser, als alle Jene, die er kannte, und ungeheurer Stolz, den früher schon sein Vater bemüht gewesen war ihm einzupflanzen, bemächtigte sich seine Seele.

Er lebte ganz den Wissenschaften, doch bei all' seiner rastlosen Thätigkeit kam er sich so müßig vor, so unnütz in der Welt, so fern von jenem Traume. Diese Unzufriedenheit mit sich selbst stand in ewigem Kampfe mit seinem Stolze und störte seinen Frieden.

Er suchte die Hütten der Armuth auf und trocknete tausend Thränen des Elends, aber die erwärmenden, tröstenden Gefühle, die man nach edeln Thaten empfindet, kehrten nicht ein in seine Brust.

Er sah zurück auf seine freudlose Kindheit, wie auf ein verlorenes Paradies. Er lebte jetzt einsam wie damals; aber damals erleuchtete ein heller Stern seine Nacht, die Hoffnung! Da gab es vor seinen Augen eine Zukunft, die ihm winkte, wie dem Schiffer auf dunklem Meere der leuchtende Pharus. Aber die Hoffnung war entflohen, und entschwunden gleich einem Phantome der Leuchtthurm!

Als er nach vollendeten Studien Cambridge verlassen

und zu seiner weitern Ausbildung sich nach London verfügt hatte, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Es hatte nie zwischen ihnen ein zärtliches Verhältniß stattgefunden, und dennoch ergriff ihn ein unendlicher Schmerz bei dieser Nachricht. Das Gefühl, nun kein geliebtes Wesen mehr sein zu nennen, bemächtigte sich seiner mit der ganzen Kraft seines heißen Herzens. Aber er trauerte nicht um seinen Verlust allein, er trauerte auch über das freudlose Leben, das seinem Vater beschieden gewesen. Jetzt erst konnte er ja seinen Menschenhaß begreifen. Statt dem armen Müden seine Ruhe zu gönnen, wünschte er ihn zurück in's traurige Leben; hätte doch da, seufzte er, mein Leben einen Zweck, ihn erfreute es ja.

Bei diesem immerwährenden, schrecklichen Selbstquälen war es wohl natürlich, daß Lesley's Gesundheit litt und den Aerzten zu schlimmen Befürchtungen Anlaß gab. Sie drangen in ihn, sich zu zerstreuen.

Er fühlte selbst, daß er dessen bedürfe; er wollte entfliehen den Nachtgebilden seiner kranken Phantasie, und verließ England, das Nebelland, und reiste nach Paris. Er stürzte sich in den Strudel der Zerstreuungen. Seine Sinne wurden berauscht, seine Phantasie erhitzt und so lebte er eine kurze Zeit im Taumel. Aber dieses wüste Leben widersprach zu sehr seinen Grundsätzen, das bessere Selbst regte sich in ihm, die Illusion verschwand und er erwachte. Er war zu stolz, sich Vorwürfe zu machen und suchte durch Sophisterei sich zu betäuben. Aber immer finsterer wurde es in ihm und immer öder, böse

Zweifel drangen durch den Nebel, der ihn umgab, ein in ſeine Seele.

Eines Tages, als er planlos durch die Straßen von Paris irrte, ging er an Nôtre Dame vorüber. Die Kirche ſtand offen, er erinnerte ſich ihrer Kunſtſchätze und trat ein, ſie näher zu betrachten. Sein Auge fiel zuerſt auf ein Madonnenbild, das ihn mit magiſcher Gewalt anzog. Es war ihm, als durchdringe Friede ihn, als fiele ein Strahl von Hoffnung in ſeine öde Bruſt, als er der Madonna Züge ſah. — Mit ihren Augen, die in mildem Himmelsglanze leuchteten, ſah ſie ſo tröſtend zu ihm nieder. — Von dieſer Stunde an wurde es ruhiger in ihm, und wenn es ſtürmte, da floh er zu der Madonna in Nôtre Dame. Der Friede, der auf ihrer Stirne thronte, kam über ihn.

Er war wohl ſchon ein Jahr in Paris, als er die Nachricht empfing, daß ein entfernter Verwandter von ihm, der engliſche Geſandte am ſchwediſchen Hofe, geſtorben ſei und ihn zum Erben ſeiner bedeutenden Beſitzungen bei Stockholm eingeſetzt habe.

Er verließ Paris und reiſte nach Stockholm, um die Erbſchaft anzutreten.

Die nordiſch reine Seeluft, das freundlich offene Entgegenkommen der Schweden wirkten heilend auf ſein krankes Gemüth.

Es war an einem der ſchönen Tage des Auguſt's, als er mit einiger Begleitung jene Södermalm-Felſen, wo wir ihm ſchon begegnet, beſuchte. Er blickte hinunter

auf die prächtige Felsenstadt und den schönen Mälarsee, da kam von der Stadt herüber nach dem Södermalm ein Boot, das seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Am Ende der Gondel stand ein Mädchen in einem weißen Gewande. Sie hielt den Hut in der Hand und ihr Blick schien in die Ferne zu schweifen. Die Erscheinung war so einfach, die Entfernung zu groß, um sie genau zu erkennen, und doch weckte sie wunderbar fremde Gefühle in ihm. Ihr Gesicht gleiche, glaubte er, jenem Bilde der Madonna in Nôtre Dame.

Seine Begleiter erkannten an der Flagge, daß es die Gondel des Grafen Markenstern, jene Dame wahrscheinlich dessen Tochter sei.

Bei der großen Zuvorkommenheit und Gastfreiheit der Schweden gegen Fremde wurde es Lesley nicht schwer, in des Grafen Haus eingeführt zu werden.

Hoffend, ahnend trat er ein. Er sah sie, jene zauberische Fremde, und lebend stand vor ihm, die er als Bild geliebt!

Es schien ihm, als sei nun über sein Leben Licht und Glanz verbreitet. Das Gebäude seines Stolzes und seiner Verschlossenheit brach zusammen. Vor Helenens Blicken breitete er den Inhalt seiner ganzen Seele aus. Und sie verstand ihn, sie fühlte in so Vielem gleich mit ihm. Ihre Charaktere, ihre Seelen, ihr Streben nach dem höchsten Ziele, Alles sympathisirte. Nur hatte sich in ihn etwas Feindliches, Dämonisches eingeschlichen, während über sie heiliger Friede ausgegossen war. An

Helenens Wiege hatte Mutterliebe, an der seinen nur des Miethlings sorgloses Auge gewacht. Helene war im Kloster erzogen und im Gebet zu Gott; doch Clarence an der Seite eines Misanthropen, welcher Stolz und Menschenhaß ihm einflößte.

Doch sie bannte in Clarence den wilden Geist, die düstre Melancholie. An ihrer Seite verlebte er Tage des reinsten, schönsten Glückes. Doch diese dauern nicht auf dieser Erde! Geschäfte riefen ihn auf seine Güter. Er kehrte zurück und — fand sie verloren! —

3. Kapitel.

Ich mag mein Paradies nicht sehn,
Wenn ich darin nicht wohnen darf.
Byron.

Wer voll Unzufriedenheit mit der einfachen Stellung im Leben, die ihm das Schicksal angewiesen hat, mit Mißgunst auf Jene blickt, die nach seiner Meinung so hoch dastehen, daß sie des Schicksals Giftpfeile nicht erreichen, der gehe hin und sehe, wie oft ihr Glück, ihr Glanz nur zu existiren scheint, um den Kontrast zu bilden gegen die düstere Armuth, die in ihnen herrscht.

Als ein solcher erschien Lord Lesley den Tag nach jenem verhängnißvollen Abend. In seiner Wohnung

athmete Alles Reichthum und Pracht; Alles war mit dem höchsten Luxus arrangirt; Diener in Menge harrten seines Winkes. Er aber erschien, von diesem Glanze umgeben, wie die Leiche im Hause der Freude. Sein Gemach hatte er verriegelt; zurückgelehnt im Fauteuil saß er am Schreibtisch und sein Auge starrte hohl und unverwandt auf einen Brief, der vor ihm lag. Seine Wangen waren eingefallen, seine Züge verzerrt, alles Leben schien aus ihm entflohen. Der Schmerz hatte zu furchtbar in ihm gewüthet, er war keines klaren Gedankens mehr fähig. Er wußte, daß er unglücklich für immer, dieser Brief von Helenen und in ihm sein Glück begraben sei — aber weiter reichte seine Erinnerung nicht!

Helenens Brief.

„Noch nie hat ein Wesen außer Dir in mein Tiefinnerstes geblickt, noch nie hat ein Wesen außer Dir meine Gefühle und mein Denken errathen, und verschlossener als je muß ich nun in der Welt stehen. So laß mich noch einmal, ehe die eisige Wirklichkeit mich umfängt, mit aller Hingebung meiner Seele zu Dir reden."

„Clarence, Du liebst mich! Nie hat mir's Dein Mund bekannt; aber ich wußte es, als unsre Blicke zum ersten Male sich trafen, als Deine Stimme zum ersten Male in mein Ohr tönte. Und wenn mich auch nie wieder ein Zeichen Deines Andenkens erreicht, wenn Du auch an der Seite eines andern Weibes glücklich

biſt — was Menſchen glücklich nennen — ich weiß, daß Du mich ewig liebſt, daß Deine Seele ewig mir gehört, *denn die Seele zur Seele findet ſich nur ein Mal im Leben!*"

„Clarence, Du weißt auch, daß ich Dich liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele, vom erſten Tage an, wo Du vor mir erſchienſt! Und die Erinnerung an jene Stunden, in denen Deine Nähe mich beſeligte, wo Vergangenheit und Zukunft vor meinen Blicken ſchwand, wo Du, nur Du allein, vor meiner Seele lebteſt, wo jedes Wort von Dir in meinem Herzen wiedertönte, wo Du es ausſprachſt, was ich empfand, wo Du zum Daſein, zum Leben riefſt, was ſchlummernd in mir ruhte, wo Du die Kraft, den Muth zum wahren Wirken in mir weckteſt, und ich den Schatten, der Deinen hellen Geiſt umnachtet, bannte, wo tauſend Stimmen in mir riefen, daß ich in Dir zu mir das gleichgeſtimmte Weſen gefunden und unſre Seelen für immer ſich vereint — ſie wird mich begleiten durch mein ganzes Leben, ſie wird glänzend und himmliſch ſchön noch vor mir ſtehen, wenn ſich mein Auge im Tode ſchließt, ſie wird mit mir gehen in jene Ewigkeit! Clarence, ich könnte aus Liebe zu Dir mit Freuden ſterben, aber nimmer kann ich Dein Weib ſein. Die Leidenſchaft ſoll nicht mit ihren verſengenden Flügeln hinziehen über dieſe Himmelsliebe, ſie ſoll nicht untergehen in der Ehe, die einem Feuer gleicht, das Alles verzehrt und nur die Aſche läßt!"

„O, es gab auch einſt eine Zeit, wo ich es mir entzückend träumte, dem Manne meiner Liebe für immer zu gehören, ihm mein ganzes Sein zu weihen, nur für ihn zu leben, zu athmen, zu denken! An ſeiner Seite, wähnte ich, würde ich das Unglück nicht erkennen, den Schmerz nicht fühlen, in ſeinen Armen vergeſſen, daß es außer uns noch eine Welt giebt! Aber das war ein Traum, und der entſchwand, als ich die Mauern meines Kloſters verlaſſen hatte. Ich war damals ſechszehn Jahre, ein ſchüchternes Kind; ich fühlte das und ſah, daß man eine klägliche Rolle in der Welt ſpielt, wenn man fremd iſt in ihr und fremd mit ihrem Treiben. Mein ganzes Streben ging dahin, die Welt und ihre Verhältniſſe kennen zu lernen. Nur zu deutlich ſah ich das Bild des Lebens — und ich erſchrak."

„Da beſchloß ich, nie dem Manne meiner Liebe die Hand zu reichen, denn

in dem Rauſche irdiſcher Liebe geht die Sympathie der Seelen unter. Sollen die Seelen ſich gehören für hier und eine Ewigkeit, muß man irdiſchem Beſitz entſagen!"

„Aber ich fühlte, daß der Augenblick nahe, wo Du Deine Liebe mir bekennen, das Geſtändniß meiner Liebe mir entreißen und mich beſtürmen würdeſt, Dein Weib zu werden. Clarence, ich fühlte mich ſchwach,

ich fürchtete, Deinen bittenden Augen nicht widerstehen zu können, ich mußte die Unmöglichkeit zwischen uns wälzen; aber meine Kraft drohte zu brechen unter der furchtbaren Last, die ich auf mich nehmen wollte. Zum ersten Male in meinem Leben entfloh die Ruhe meiner Brust, schwieg meine innere Stimme! Ich floh zum Grabe meiner Mutter, von welchem ich noch niemals rathlos heimgegangen war. Ich saß lange weinend und betend dort, bis der Friede der Verklärten auch zu mir hernieder kam, und eine Mahnung mich durchbebte. Als ich das Kloster verließ, da gelobte ich mir, nie zu vergessen, was dort ich so tief empfinden gelernt: daß wir nur auf Erden sind zur Bildung für ein höheres, besseres Leben. Mein Wesen suchte ich der Welt anzupassen, aber jenen Vorsätzen treu zu bleiben, sollte mir es auch die größten Opfer kosten, das stand fest in mir. An dem Grabe meiner Mutter durchdrang mich, wie von Gott gesandt, die Kraft dazu. Schnell kam mir nun ein Entschluß."

„Es ist des Weibes Beruf, daß sie ihr Leben einem Manne weiht, ihr Wirkungskreis ist und bleibt, wenn sie allein steht, zu eng, zu beschränkt. Graf Löwenhjelm begehrt, schon seitdem ich aus dem Kloster zurück bin, meine Hand und wartet meiner Erklärung. Sie ihm zu reichen ist seit eben so langer Zeit meines Vaters Wunsch. Er fürchtet sein nahes Ende und will, wenn er von mir scheiden muß, mich nicht einsam und verlassen sehen, und an Löwenhjelms Seite

glaubt er mich wohl geborgen, er ist schon seit langen Jahren sein Freund."

„Auch ich kenne den Grafen Löwenhjelm genau, weiß, was er von einer Gattin begehrt, und weiß, daß ich ihm genügen kann. Er wird nicht glühende Liebe von mir verlangen, denn er ist fünfundzwanzig Jahre älter als ich. Er ist stolz und will, daß die Schönheit seiner Gattin mit dem Glanze seines Hauses harmonire — nun man sagt ja, ich sei schön."

„Er will, wenn er müde von den mühvollen Geschäften des Tages, in seinem Hause ein Wesen finden, das ihn erheitert — ich konnte bei meinem Vater jede trübe Wolke, die seine Stirn umdüsterte, verscheuchen, ich werde es ja auch bei ihm vermögen. Er verlangt von seinem Weibe in Krankheit und einst im Alter treue Pflege und Sorge, und das wird mir zum heiligen Berufe werden. Er will in der Gefährtin seines Lebens eine Freundin, die tröstend ihm zur Seite steht, und das kann und will ich ihm sein, denn ich achte ihn! Daß in meinem Herzen noch eine Saite tönt, die er nicht anzuschlagen versteht, wird ihn nicht schmerzen, denn er kennt und ahnt das Dasein zarterer Gefühle nicht. Und ich werde es nicht vermissen, denn vor meinen Blicken wird in einsamen Stunden Dein Bild erscheinen und mich beseligen, wie einst Deine Nähe. Das Verhältniß zwischen mir und Löwenhjelm, so ruhig und leidenschaftslos, wie es vom ersten Tage an zwischen uns bestehen wird, kann dauern

bis zum letzten; es wird daher nie der Gedanke unſer Leben trüben, daß es einſt anders zwiſchen uns war!"

„Doch, ſollte Löwenhjelm dennoch nicht der Mann ſein, den ich in ihm ſchätze und achte, ſollte er launen- und wechſelhaft ſein und mir einſt ſeine Liebe entziehen — nun dann wird, wenn es mich auch wahrhaft ſchmerzen würde, doch nicht jene lebenverzehrende Qual in mir wüthen, die unfähig macht zum Wirken und Handeln. Und wie ein Bote des Himmels, mit himmliſchem Troſte, ſteht dann der Glaube an Deine Liebe mir zur Seite."

„So iſt's denn nun entſchieden, theurer Clarence! Wenn Du dieſe Zeilen empfängſt, bin ich Löwenhjelms Gattin. Geliebter, noch eine Bitte! Laß mich erſt heimiſch werden in dem Gebiete meiner neuen Pflichten, läutere Du erſt Deine Liebe von allem Irdiſchen, ehe Du mich wieder ſiehſt."

„Doch, Clarence, fürchteſt Du in meiner Nähe Deine Ruhe zu gefährden — nun, ſo ſieh mich niemals wieder, ſo lebe wohl für dieſes Leben!"

„Zürne mir nicht, Clarence, daß ich Dir wehe thue. Der Geliebte reißt ſich aus ſeines Mädchens weichen Armen und ſtürmt hinaus in's kalte Leben und müht und ſorget ſich, damit es einſtens ihm ganz gehören kann! Sieh, Clarence, ſo reiße ich mit blutendem, zerriſſenem Herzen von Dir mich los, damit wir uns einſt für immer angehören! . . . ."

Die ſchmerzlichen Aufregungen und eine Erkältung in jener Nacht zogen Lesley ein hitziges Fieber zu, welches ihn mehrere Wochen an das Lager feſſelte. Einmal war er ſchon wieder zum Bewußtſein zurückgekehrt, und einer ſeiner Diener mühte ſich ab, ihn zu unterhalten, zu erheitern, und erzählte ihm auch, wie von allen Seiten ſeine Krankheit Theilnahme gefunden. „Auch die Gräfin Löwenhjelm," ſetzte er hinzu, „hat oft von Edmonsholm herein geſendet und ſich nach Ihrem Befinden erkundigen laſſen." Da tauchte das ganze Bild ſeines Unglücks vor ſeiner Seele auf. Es tagte vor ſeinen Augen, nur um wieder zu dunkeln. Die Beſinnung entfloh ihm von Neuem!

Lange währte es, ehe er ſich nur einigermaßen wieder erholen konnte, aber bleich und leidend blieb er. Er fühlte nur zu ſehr, wie er nimmer geneſen könne, hier, wo tauſend Erinnerungen ihn an ſein einſtiges Glück, an ſeine frühere Hoffnungen mahnten.

Helenen wiederzuſehen gab er auf; er fühlte ſich zu ſchwach; er glaubte nicht, den Anblick ertragen zu können, ſie als das Weib eines Andern zu ſehen, wenigſtens jetzt vermochte er es nicht, wo ſeine ganze Lebenskraft ihm gebrochen ſchien und jeder leiſe Eindruck ihn zu erdrücken drohte.

Ach, wie beklagte er, daß er nicht früher Helenens Schwärmerei kennen gelernt, daß es ihm nicht möglich geworden, ſie von der Unhaltbarkeit ihrer Ideen zu überzeugen, ehe ſie ſchon für immer über ihr Leben und über das ſeine entſchieden. Ach, wie trauerte er um das

herrliche Weib, das, ſo reich an Fähigkeit und an Willen, Andere zu beglücken, von einem Wahne beherrſcht wurde, von dieſem getrieben den Weg hineilte, der nur Täuſchungen bietet. Und er, — ach, er ſtand mit gebundenen Händen da, — er konnte ſie nicht mehr retten!

Yes Leonora! it shall be our fate
Te be entwined for ever — but too late!

Er beſchloß, Stockholm zu verlaſſen. Seine Güter übergab er der Obhut eines Bevollmächtigten.

„Aber Helene ſoll nicht glauben, daß ich ihr zürne," ſprach er, „ſie, die vielleicht jetzt ſchon einſieht, wie ſehr ſie ſich ſelbſt getäuſcht. Und vermöchte ich es denn? Ach, auch in ihrem Irthume, ihrer Schwärmerei kann ich ſie nur anbeten, die arme, ſüße Märtyrerin!"

Er ſchrieb ihr:

„Lebe wohl, meine Helene, Du mein heiliger Engel! Ich muß Dich fliehen, denn meine Liebe iſt noch nicht geläutert, wie Du ſie verlangſt. Du haſt Recht, die Seele zur Seele findet ſich nur ein Mal im Leben, drum kann kein Verhältniß, keine Macht von Dir mich reißen!"

„Lebe wohl, Helene! Vielleicht darf ich einſt meine Heilige wiederſehen!"

4. Kapitel.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein ſchönes Weib, königlich ſchön!
Heine.

„Biſt im Norden, biſt im Süden —
Wohin wend' ich meinen Blick?
Wohnt bei Dir des Himmels Frieden —
Zürnſt nicht mir und dem Geſchick?"

„Weiß ich auch nicht, wo Du weileſt,
Meine Seele iſt bei Dir —
Ob Du auch mein Loos nicht theileſt,
Biſt doch mein, gehöreſt mir."

„Mögen Länder uns auch trennen,
Liegt auch zwiſchen uns ein Meer,
Mag auch Niemand mich Dir nennen,
Scheiden wir doch nimmermehr!"

Helenens Geſang verſtummte und ſie lehnte ihre Harfe hin, denn Madame Adelaide Denis, einſt ihre Erzieherin, jetzt ihre Geſellſchafterin, trat in's Zimmer.

Geſchäftig ordnend ging dieſe hier umher, doch ſchweigend, obgleich ſie ſo gern plauderte. Sie konnte nicht mehr, wie ſonſt, unbefangen zu Helenen reden, denn dieſe war jetzt immer ernſt und ſtill, ſie war ihr fremd geworden, denn ſie begriff ſie nicht mehr.

„Wie iſt hier Alles ſo ſchön, ſo anmuthig," dachte

ſie, „wie Alles ſo freundliches Leben athmet!“ indem ſie rings im glänzenden Gemach umherſchaute, deſſen Boden, nach der alten Sitte Schwedens, mit friſchen Blumen beſtreut war. „Und doch kommt es mir jetzt ſo drückend, ſo todt und öde vor.“ Da ſtörte ſie der Ruf des Papagei's aus ihren Gedanken auf, der mit lauter, vernehmlicher Stimme „Clarence, Clarence“ rief.

„Ach, da kannſt du lange rufen, Cocco,“ ſprach ſie, „der kommt nicht, der iſt fort! Aber du ſollſt Zuckerbrot haben, wie der Lord mir aufgetragen hat dir zu geben, ſo oft du ſeinen Namen rufen wirſt. Wie hat er ſich abgemüht, ehe er auf ſeine Güter reiſte, dir ſeinen Namen ſprechen zu lehren, du ſollteſt ihn rufen in ſeiner Abweſenheit, ſagte er, damit er nicht vergeſſen werde. Der arme Lord, als er wiederkam — wurde er krank — nun iſt er fort und wir haben ihn nicht wieder geſehen; und wenn du nicht manchmal an ihn erinnerteſt, ach, da wäre er längſt vergeſſen.“

Sie hatte trübe Gedanken beſchworen und quälte ſich, wie Alles anders und beſſer ſein könnte. Für ſich ſelbſt hoffte und wünſchte ſie längſt nichts mehr, die Jahre lagen hinter ihr. Sie hatte auch ſtets in früherer Zeit nur wenig verlangt, nur beſcheidene Anſprüche an's Leben gemacht. Aber Helenen, die ihr Alles war, da ſie allein, ohne Verwandte, in der Welt ſtand, Helenen erhob ſie über Alles und forderte für ſie des Himmels ſchönſtes Glück.

Sie nahm eine Arbeit zur Hand und ſetzte ſich nachdenkend, in einiger Entfernung, Helenen gegenüber.

Dieſe ſaß am offenen Fenſter, den Kopf auf die kleine, weiße Hand geſtützt, und ihr ſchwärmeriſches, dunkelblaues Auge ſchweifte in die graue Ferne. Die warme Juliluft hatte ihre Wangen geröthet, und das ſchöne Roth hob noch mehr die blendende Weiße des Teints. Der Wind koſ'te mit ihren blonden Locken und wehte ihr Blätter und Blüthen vom nahen Akazienbaume herüber. Ein einfach weißes Gewand umhüllte ihre ſchlanke Geſtalt und eine himmelblaue Schärpe ſchlang ſich maleriſch um ihren vollen Nacken.

„Wie iſt ſie doch ſo ſchön!" ſagte Madame Adelaide zu ſich ſelbſt, indem ſie Helenen betrachtete und ihr Auge mit Wohlgefallen auf dem echt griechiſchen Profil ruhen ließ, das jetzt ſchärfer hervortrat, indem ihr Geſicht mehr dem Fenſter zugewendet war, — „aber," fügte ſie hinzu, — „iſt ſie auch glücklich? — ach — nein!"

Sie wurde aber in ihren Betrachtungen geſtört, indem Helene ſich zu ihr wandte und mit lebhafter Freude rief: „Madame Adelaide, ich glaube, die Gräfin Hilleſtröm kommt, ſehen Sie ſchnell einmal zum Fenſter hinaus, nach der Schloßparkallee."

„Ja, ſie iſt es!" ſagte Madame Adelaide, die Gräfin erkennend.

Helene eilte die breite Schloßtreppe hinunter, die unmittelbar in den Park führte.

„Und Du zürneſt mir nicht," ſagte Helene, „Du kommſt freundlich, die Undankbare aufzuſuchen, die ſo

heimlich, ſo ganz ohne Dein Vorwiſſen, über ihr Leben entſchied?"

„Nein, Helene!" erwiderte die Gräfin, „ich könnte Dir niemals zürnen; aber ich kann es nicht läugnen, daß mich Dein ſchnelles Handeln erſchreckt und erſchüttert hat und daß noch oft der Gedanke mich beunruhigt, daß nur eine Schwärmerei Dich geleitet, daß Du deshalb Deine Plane mir verheimlicht, weil Du gefürchtet, ich möchte anderer Meinung ſein, als Du, ich möchte dem Bilde, das Deine lebhafte Phantaſie ſo ſchön Dir gezeigt, ſeine Reize nehmen und Dich verleiten, Deine Vorſätze aufzugeben, daher ließeſt Du mich Deine Wahl erſt erfahren, als es zum Rathe zu ſpät war. Helene, ſage mir, daß ich Unrecht habe, und ich will mich mit Dir freuen."

Helene ſah einen Augenblick ſchweigend nieder, dann ſagte ſie leiſe:

„Ich mußte dieſe Wahl treffen, ich konnte nicht anders. Es war meine Beſtimmung, gewiß keine Schwärmerei. Aber ich fühlte mich nicht ſtark genug, Deinen Einwendungen, die ich vorausſah, zu widerſtehen. Daher ſchwieg ich gegen Dich. Aber ſei ruhig," ſagte ſie traurig bittend, „ich werde glücklich ſein!"

Die Gräfin Hilleſtröm küßte ſie auf die Stirn und gab dem Geſpräch eine andere Wendung.

Helene, glücklich in der Nähe ihrer mütterlichen Freundin, gab ſich kindlich der Freude des Augenblicks hin und wurde wieder heiter.

„Nun komm," ſagte Helene, die Gräfin an's Fenſter führend, „ſieh die ſchöne Ausſicht, deren ich mich hier erfreue und deren Anblick mir die Einſamkeit ſo lieblich verſchönt."

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe; breite, große Treppen führen hinab in den Park, der einen reizenden Anblick bietet, mit ſeinen engliſchen Anlagen, Boskets, Statuen, chineſiſchen Pavillons, Alleen und gewundenen Gängen, die oft in kühnen Bogen einen Arm des reizenden Mälars überſpringen. Den weiten Schloßplatz umgeben hohe Orangeriebäume, in deren Mitte eine kunſtvolle Statue, Odin auf dem Throne darſtellend, ſich erhebt. Hinter dem Schloſſe ſteigen hohe Granitfelſen auf, die auf dieſer Seite das Schloß vom See trennen. Außerhalb des Parkes dacht ſich die Inſel nach dem Mälar hin ab, zu welchem unzählige Stege in den reizendſten Windungen, abwechſelnd ſich durch Blumengärten und große, dunkle Waldungen, weite Felder und Wieſen ſchlängelnd, führen, hinab zu dem ſchönen Mälar mit ſeinen Inſeln und Schlöſſern.

Ueber den See hinweg ſieht das Schloß nach Stockholm, der majeſtätiſchen Siebeninſelſtadt, die, als ſei ſie dem See entſtiegen, einen bezaubernden Anblick bietet. Aus ihrer Mitte ragt das ſtolze Königsſchloß mit ſeinem italieniſchen Dache empor. Berge, theils kahl, theils mit dunkeln Waldungen oder kleinen, rothen Häuſern bedeckt, und Felſen in den verſchiedenartigſten Geſtalten, die Klippen oft weit über den See hinaus hängend, wechſeln ab in

der Stadt mit den hohen Thürmen und ſchlanken Gebäuden, an denen vorbei das klare Gewäſſer des Mälars nach der Oſtſee fluthet. Von Norrmalm nach Kungsholm hin ſteigen die Felſen pittoresker und großartiger auf und bilden einen gigantiſchen Hintergrund zu dieſer ſchönen Landſchaft. —

„Der Graf," ſagte Helene nach einer Pauſe langſam, „iſt ſchon über vierzehn Tage abweſend, ſeine Geſchäfte riefen ihn nach Södermannland und in das öſtliche Upland; ich erwarte ihn aber täglich zurück."

„Es wird ihm ſchwer geworden ſein, ſeine junge Gattin zu verlaſſen," entgegnete die Gräfin.

„Ja, er reiſte ungern," ſagte Helene. „Er iſt aber ſeiner umfaſſenden Geſchäfte wegen oft genöthigt, mich zu verlaſſen; doch ſo ſchnell es ihm möglich iſt, kehrt er zu mir zurück. — Doch," fuhr Helene fort, „ich muß Dir von einer Erſcheinung erzählen, die mir begegnet iſt, und die, ſo einfach ſie auch war, mein höchſtes Intereſſe in Anſpruch nimmt."

„Vor ungefähr acht Tagen war ich Abends bei Frau von Quillenſtern, die jetzt das Landhaus am äußerſten Ende von Edmonsholm bewohnt. Es war ſchon ziemlich dunkel, als ich vom See her, doch noch etwas entfernt, melancholiſche Töne, ähnlich einem Geſange, vernahm. Sie drangen mir tief in's Herz, ich weiß nicht weshalb, aber es war mir, als ſprächen ſie zu mir. Ich eilte an's Fenſter und ſah eine Gondel, die längs der Inſel

auf den Wellen langsam dahin glitt und aus der jene Töne erklangen. Als sie mir nahte, sah ich auf ihr ein dunkel gekleidetes, kleines Mädchen, das Ruder in der Hand, und hörte, wie sie mit sehnsüchtig klagender Stimme immer die Worte wiederholte:

Es schwelget der Vater,
Es weinet das Kind.
Ach enge Hütte!
Du weites Haus!
Weißer Engel,
Leih' Flügel mir!

Die Gondel verschwand nach der Stadt hin in der Dunkelheit. Frau von Quillenstern erzählte mir, daß schon seit Anfang des Sommers fast jeden Abend diese Gondel vorüber komme und stets ein ähnlicher, unzusammenhängender Gesang von ihr herübertöne. Man habe das Mädchen auch schon angerufen und ihr gewinkt, sie sei dann aber verstummt und habe sich schnell nach der Stadt gerudert. Seit jenem Abend aber, wo ich sie erblickt, ist sie weder gesehen, noch ihr Gesang gehört worden. Aber ich kann Dir nicht sagen, wie viel sie mich noch beschäftigt; es ist mir, als müßte ich sie aufsuchen, doch weiß ich nicht wie und wo; aber daß ich sie noch einst finde, das weiß ich."

„Aus dieser Erzählung erkennt man Dich ganz, Helene," sagte lächelnd die Gräfin. „Da quälst Du Dich wieder und findest Wunderbares in einem ganz einfachen Ereigniß. Gondeln, von welchen Gesang ertönt, findet

man in Sommerabenden ſo viele auf dem Mälar, und da hier größtentheils Mädchen, oft ſehr jung noch, zu rudern pflegen, ſo iſt es natürlich, daß man auch kleine Geſtalten darunter findet, die Dir nur in der Dunkelheit in einem magiſchen Gewande erſchienen."

Helene ſchüttelte ungläubig mit dem Kopfe und ſchwieg.

Als die Gräfin nach einigen Tagen Helenen verließ, ſtieg zum erſten Male ein Gefühl des Allein- und Verlaſſenſeins in ihr auf, doch ſie gedachte des fernen Freundes und ſein Bild tauchte mit all ſeinem Zauber und all ſeinen Erinnerungen vor ihr auf; es war ihr, als fühle ſie die Nähe ſeines Geiſtes.

Es war ein herrlicher Abend, die Strahlen der untergehenden Sonne brachen ſich an den Granitfelſen und warfen einen Purpurſchein über die reizende Landſchaft.

Helene ſtand am offenen Fenſter, verſunken im Anſchauen der vor ihr ausgebreiteten Herrlichkeit, als ſie plötzlich, wie von einem Schauder erfaßt, erbebte und zurückfuhr.

Graf Löwenhjelm kam die Schloßtreppe herauf.

Doch ſchnell richtete ſich Helene wieder auf, ſtrich wie unwillig mit der Hand über das Geſicht, als zürne ſie dem Unmuth, der ſich dort gelagert, und eilte ihrem Gatten entgegen.

„Guten Abend, Helene," ſagte er, ſie herzlich in ſeine Arme ſchließend. „Wie iſt Dir's gegangen, mein Kind? Wohl beſſer, als mir. In Stockholms Län giebt es Aergerniß genug und ein Volk, das Neues und immer Neues verlangt. —

Doch genug davon, erzähle Du mir lieber von Dir, Helene. War Dein Vater bei Dir?"

„Ja, lieber Löwenhjelm," ſagte Helene ſanft, „er war mehre Tage auf Edmonsholm und hat das Verſprechen zurückgelaſſen, dieſen Sommer noch ein Mal ſeinen Beſuch zu wiederholen und zwar, wenn auch Du hier biſt. Ich allein ſcheine ihm nicht mehr zu genügen," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

Löwenhjelm erheiterte ſich nach und nach in der Nähe einer ſo lieblichen Gattin, welche durch das Beſtreben, ſeinen Unmuth zu verſcheuchen, ſich allmälig ſelbſt erheiterte.

Fröhlich koſend wandelten ſie im Park umher, wo ſie ihm hier eine Blume zeigte, die ſie während ſeiner Abweſenheit gepflanzt, dort eine Laube, die ſie hatte anlegen laſſen, dort einen Denkſpruch, den ſie unter eine Büſte geſchrieben, bis ſie ermüdet nach dem Zimmer zurückkehrten.

„Wie Du ſo heiter biſt," ſagte Löwenhjelm, indem er behaglich an ihrer Seite Platz nahm und ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf dem ſchönen, zwanzigjährigen Weibe weilen ließ, „und wahrlich, blühender ſiehſt Du und munterer aus als jemals, meine ſüße Taube!"

Da erblaßte Helene, floh erſchrocken auf einen Augenblick aus dem Zimmer und rang nach Faſſung!

5. Kapitel.

Der Menſchen Kenntniß, bitter, aber wahr,
Macht zum Burlesken, was romantiſch war.
Byron.

Tugend! Ein Schaum!
Shakeſpeare.

„Ich beſchwöre Dich, Eugenie, dulde nicht, daß Dein Bräutigam vor Dir kniet, das iſt ein entſetzlicher Anblick," ſagte die eintretende Gräfin Löwenhjelm zu Eugenien von Terby, zu deren Füßen der Hauptmann von Helſjöre lag.

„Was findeſt Du denn dabei Entſetzliches?" fragte Eugenie mißmuthig, indem ſie Helenen die Hand zur Begrüßung reichte.

„Weil es Dir einſt bittere Stunden und ſchwere Opfer koſten wird," erwiderte Helene, „Denjenigen als Deinen Gebieter zu erkennen, der einſt zu Deinen Füßen lag."

Nach dieſen Worten trat der Miniſter, den ſie bis jetzt noch nicht bemerkt hatte, ihr entgegen.

„Wollen Sie ſich unſterbliches Verdienſt gründen, meine Gnädige?" fragte der Miniſter Helenen, nachdem ſie an ſeiner Seite Platz genommen, „ſo ſtiften Sie Friede zwiſchen dem unglücklichen Brautpaare dort."

„Herrſcht denn Unfriede?" fragte ſie lächelnd.

„Erlauben Sie mir, Frau Gräfin, daß ich Sie mit dem status quo bekannt mache: Helſjöre, der eine

halbe Stunde ſpäter gekommen iſt, als er ſeiner Braut verſprochen hatte, ſieht nun wohl eigentlich das Verbrechen, was er dadurch begangen, nicht ganz ein; aber als demüthiger Bräutigam hat er bereits fußfällig um Pardon gebeten. Eugenie, im Herzen überglücklich, daß der Geliebte da iſt, ſtirbt faſt vor Sehnſucht nach ſeinen Umarmungen, will aber nicht vor der Zeit das Heft aus den Händen geben, und hält es, ihr künftiges Beſtes im Auge habend, für angemeſſen, zu ſchmollen."

„Nein, Vater," ſagte Eugenie, gegen ihren Willen lachend, „Deine Erzählung iſt falſch. Ich habe mich gekränkt gefühlt, aber keineswegs habe ich geſchmollt." Mit den freundlichſten Blicken reichte ſie dem Hauptmann ausgeſöhnt die Hand.

In dieſem Augenblicke trat die Marquiſe Aurora d'Eſtanges ein, die ſich förmlich, aber anmuthig verneigte.

Als ſie Helenen erblickte, überflog eine helle Röthe ihr Geſicht, die jedoch bald wieder dem Ausdruck des Spottes wich. Aurora war eine vollendete Schönheit, die aber mehr bewundert, als geliebt wurde. Zu dem Feuer, das in ihren dunkeln Augen brannte, contraſtirte verletzend die ſchneidende Kälte, die in dem Ton ihrer Stimme lag; ihren ſchönen Mund entſtellte ein ewig ſpöttelndes Lächeln.

„Haben Sie Nachricht von Lord Lesley, Herr von Helſjöre?" fragte Aurora, indem ſie Helenen ſcharf beobachtete, in deren Zügen aber keine Theilnahme ſichtbar

war; „ich denke, Sie waren befreundet mit ihm? Wo ist er denn hin mit seinem Spleen?“

„Er ist jetzt in Italien,“ erwiderte Helsjöre. „Mir hat er nicht geschrieben, aber der Graf Markenstern hat vor ein paar Tagen einen Brief von ihm aus Mailand erhalten.“

„Nun da werden Sie uns von ihm erzählen können, Gräfin,“ sagte Aurora, Helenen fixirend.

„Ich bedaure, nein, denn ich habe den Brief nicht gelesen,“ entgegnete Helene; „aber mein Vater würde es sich zum Vergnügen machen, Ihnen denselben mitzutheilen, wenn er von Ihrer Theilnahme wüßte.“

Aurora, die stets angenehmer wurde, wenn sie sah, daß ihre Pfeile nicht trafen, oder fürchtete, daß dieselben auf sie selbst zurückprallen möchten, begann mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit von verschiedenen Gegenständen zu erzählen.

„Helsjöre,“ sagte der Minister, „wir Beide fangen an hier überflüssig zu werden. Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer, wir haben ja ohnedies noch mit einander zu sprechen. Die beiden jungen Frauen werden unterdessen Ihrer Braut aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen gute Lehren angedeihen lassen.“

„Gut!“ sagte Aurora, als die Herren sich entfernt hatten. „Wenn Du heiratheſt,“ parodirte sie, „gebe ich Dir diesen Rath zur Aussteuer: liebe Nichts, und sei niemals unglücklich!“

„O das klingt gräßlich!“ rief Eugenie.

„Warum, Kind?" fragte kalt die Marquiſe. „Wer liebt, wird zertreten, wer unglücklich iſt, wird verhöhnt! Was meinen Sie dazu, Frau Gräfin?"

„Daß ſolcher Rath jedenfalls nicht angewendet ſei," entgegnete dieſe. „Eugenie liebt und wird glücklich ſein, ſo lange ihre Liebe erwiedert wird."

„Gewiß, gewiß, meine Helene!" ſprach die Braut, der Freundin näher rückend, als wolle ſie ſich unter deren Schutz begeben und jenen finſtern Einflüſterungen entfliehen.

„Nun," fuhr Aurora fort, „ſo verbirg Deine Liebe, wie ein ſchwarzes Geheimniß, laß die Vernunft ſie bewachen, denn des Mannes Liebe ſtirbt, wenn die des Weibes an das Licht tritt!"

„Zu ſpät, zu ſpät!" rief die Gepeinigte mit ängſtlicher Haſt. „Oskar weiß, wie ich ihn liebe, er weiß, daß er meine Seligkeit iſt, und ich müßte ſterben, dürfte ich's ihm nicht ſagen!"

„So höre denn auf den zweiten Theil meines Rathes," ſprach die unbarmherzige Aurora weiter. „Glaube nicht an Unglück und es exiſtirt nicht für Dich! Wenn Deines Gatten Liebe von Dir gewichen iſt, wie nur zu bald geſchehen wird, dann denke, daß das, was Du verlorſt, nicht der Thränen werth iſt. Was iſt Liebe? Der zuckende Nerv, das wallende Blut — nichts weiter!"

„O Himmel! nichts weiter?" klagte Eugenie. „Helene!"

„Beruhige Dich," ſprach dieſe; „es giebt noch andere, höhere Liebe!"

„So," fragte ironiſch die Marquiſe, „glauben Sie vielleicht noch an die alte, verklungene Fabel einer platoniſchen Liebe? Doch, meine Damen, die Stunde zur Oper iſt da. Sie beſuchen ſie doch, es iſt ja heute der Theatertag für unſere diſtinguirte Welt," ſpöttelte ſie.

„In Aurorens Nähe iſt mir nie wohl," ſagte Eugenie zu Helenen, als ſie in der Loge neben ihr Platz genommen hatte. „Ich glaubte früher, ſie ſei unglücklich verheirathet geweſen, und hielt das für die Urſache ihrer Bitterkeit; aber ihr heutiges Geſpräch ſchien mir zu beweiſen, daß ihre Kälte und ihr ewiges Spötteln mehr Grundſatz ſei."

„Aurora flößt mir Mitleid ein," entgegnete Helene. „Sie dünkt ſich größer, als alles Unglück, — und iſt unglücklich. Sie will nur ein Verſtandesweſen ſein — und doch ſchlägt in ihr ein heißes Herz. Sie leugnet das Daſein edlerer Gefühle — und birgt daher die eigenen hinter Spott. Sie war ein einfaches Kind, wie mir die Gräfin Hilleſtröm erzählte, empfänglich für alle Eindrücke, noch nicht zum Bewußtſein ihrer Gefühle erwacht, als ſie ihrem Gatten nach Paris folgte, dem ſie nur auf das Zureden ihrer Mutter die Hand gereicht, ihm, den nur ihre blendende Schönheit gefeſſelt. An der Seite eines ungeliebten Gatten, hervorgeriſſen aus der Dunkelheit, in die glänzenden Salons von Paris verſetzt, wo Alles kalt und fremd ſie angeweht, hat auch ſie ein kaltes, fremdes Weſen

angenommen.“ — Beſuche in der Loge machten jetzt dem Geſpräche der Freundinnen ein Ende....

Der Baron Edwin von Brahe hatte nach beendeter Oper den Grafen Alfred von Cronſtett nach ſeiner Wohnung begleitet. Sie ſtreckten ſich behaglich in die Seſſel und ſprachen dem Champagner zu.

„Wer war denn das göttlich ſchöne Weib im Theater, neben Fräulein Terby?“ fragte Graf Alfred. „Bei Gott, die muß mein werden!“

„Kennen Sie die gefeierte Schönheit nicht?“ erwiderte Baron Brahe. „Es iſt die Oberſtatthalterin, Gräfin von Löwenhjelm, geborene Gräfin von Markenſtern.“

„O, der Name iſt mir ſehr wohl bekannt,“ ſagte der Graf; „aber das Geſchick iſt mir bis jetzt mit ihr nicht günſtig geweſen. Als ich Stockholm verließ, war ſie noch im Kloſter, und nun ich zurückkehre, iſt ſie verheirathet. Mais qu'importe, c'est encore mieux.“

„Ei, ei,“ ſagte der Baron, „Sie haben eine ſchlechte Meinung von unſern Frauen; wiſſen Sie nicht, daß die Schwedinnen durch ihre Treue berühmt ſind?“

„Das iſt eine verdammt langweilige Berühmtheit, und ich wette, ſie iſt den Frauen ebenſo langweilig, denn ihr Ruhm beſteht nicht in ihrer Tugend, ſondern in dem Phlegma der Männer hier. Ich glaube an die Tugend keiner Frau, wenn man ihr gegenüber nur klug agirt. Iſt ſie eine Tugendſchwärmerin, ſo muß man ſie erſt nur anbeten, dann ihr einen ewigen Kampf zwiſchen

Liebe und Pflicht zeigen und am Ende den Wahnsinnigen spielen, den sie allein retten kann. Ist sie eine Kokette, so muß man sie Anfangs durch Kälte und durch Vernachlässigung verletzen. Ist sie ein sinnliches Wesen, so muß man den Unschuldigen spielen. Was gilt die Wette, ich reüssire bei jeder Frau! — Doch erzählen Sie mir etwas von meiner schönen Löwenhjelm. Hat sie ihren Gemahl, so zu sagen, aus Neigung genommen?"

„Man sagt nein," entgegnete der Baron; „sie soll eine unglückliche Liebe gehabt haben."

„Wissen Sie," sagte der Graf, „eine unglückliche Liebe halten junge Frauen, die völlig interessant erscheinen wollen, für eben so nothwendig, wie die Parfümerien in einem Toilettentisch, der vollständig sein soll. Sind Sie bekannt in ihrem Hause, Herr von Brahe? Können Sie mich dort einführen?"

„Ja wohl," entgegnete dieser, „so bald Sie wollen, mit Vergnügen."

„Eh bien, je eher, je lieber!"

6. Kapitel.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn.
Schiller.

Stockholm hatte sich in sein nordisch weißes Zaubergewand gehüllt; aber die Sonne war neidisch über die Pracht, die ohne sie hier ausgegossen lag, sie wollte wieder die gefeierte Heldin des Tages sein und warf goldene Strahlen über die weißen Flächen hin, die wie auf einem Brennspiegel dort blitzten. Verführerisch lockend drang sie durch die Fenster in die Zimmer, und aus allen Theilen der Stadt flogen bunte Schlitten, mit prächtig geschmückten Rossen, pfeilgeschwind nach den Lustschlössern Rosendal und Hagn hin.

Auch Helene und Adelaide Denis lockte die schmeichelnde Sonne hinaus; doch sie erreichten das Ziel ihrer Fahrt nicht.

Der Schlitten fuhr über die große prächtige Nordenbrücke, welche Norrmalm von der Stadt trennt, nach dem schönen Gustav Adolphs-Platze, in dessen Mitte, grade vor der Brücke, die bronzene Reiterstatue Gustav Adolphs

ſteht. Der König iſt geharniſcht, das Haupt mit Lorbeer umwunden, nach dem Schloſſe gewendet, in ſeiner Rechten ein Kommandoſtab. Der Piedeſtal iſt von Marmor mit vier bronzenen Medaillons geſchmückt, den Bildniſſen der Feldherren Guſtavs. Helene betrachtete immer mit dem Stolze einer Schwedin die Statue des großen Königshelden; aber heute feſſelte dort ein anderes Bild ihre Aufmerkſamkeit. An das Fußgeſtell gelehnt ſtand ein Mädchen, geiſterbleich, mit großen verloſchenen, ſchwarzen Augen, um ihren Kopf ein ſchwarzes Tuch gewunden, unter dem blonde Locken hervorquollen.

Helene ſah, wie es ein paar Mal mit aufgehobenen Armen auf Vorübergehende zuflog, doch, als dieſe ſie anblickten, wie entzaubert die Arme ſinken ließ und mit gebeugtem Kopfe zur Statue zurückkehrte. Jetzt fuhr Helene vorüber und eben befahl ſie dem Kutſcher zu halten, als das Kind wie raſend zu ihr ſtürzte, mit dem Ausrufe: „Geld, Geld, Geld! meine Mutter ſtirbt!“

Der Schlitten hielt. Helene ließ das Mädchen hinein heben und fragte nach der Wohnung ihrer Mutter.

„Wir wohnen am äußerſten Ende des Ladugårdslandet,“ erwiderte das Kind leiſe und ſanft mit niedergeſchlagenen Augen, und Helene befahl dorthin zu fahren. Sie betrachtete jetzt das ſeltſame Kind, in deſſen Zügen zugleich Sanftmuth und Wildheit ausgedrückt war, deſſen blaſſe Geſichtsfarbe und die tiefliegenden braunen Tinten unter den Augen weniger Zeichen von Krankheit ſchienen, als Folge von Schmerz und Leidenſchaft, als es das

Auge aufſchlug und Helenen traf. Plötzlich belebte ſich des Kindes Geſicht, alle Züge veränderten ſich, aus ihren Augen ſprühte Feuer, es ſank zu Helenens Füßen und rief begeiſtert: „Du biſt der weiße Engel!“

Jetzt erkannte Helene die Stimme:

„Sage, Mädchen,“ ſprach ſie lebhaft, „biſt Du die ſingende Schifferin vom vorigen Sommer, auf dem Mälar, an Edmonsholm?“

„Ja,“ ſprach das Kind, „ich floh Abends aus der Mutter enger Hütte, deren Decke, ach! ſo niedrig, daß mir's immer iſt, als läge ſie auf meiner Bruſt, und wiegte mich auf dem See, auf dem weiten See! Da ſah ich eine Inſel, ſie ſieht nicht anders aus, als andere, auch weiß ich ihren Namen nicht; aber hin zu ihr zog mich's mit Geiſtergewalt, wie zu einer Heimath hin. Die arme Helga hat keine Heimath, die niedere Hütte iſt Helga's Heimath nicht!“

In dieſem Augenblick hielt der Schlitten vor der bezeichneten Wohnung. Helene trat, geleitet von Helga, in ein kleines düſteres Gemach. Es war eiſig kalt drinnen, an den Wänden glitzerte Schnee, Alles verrieth die bitterſte Armuth. Unordnung und Wildheit zeigten, daß ein Kind dort hauſe und herrſche. Auf Stroh, mit einem zerriſſenen wollenen Rocke bedeckt, lag eine abgezehrte Frau, die dem Tode verfallen ſchien. Als die Thüre ſich öffnete, wandte ſich das Weib mit ſtieren Blicken nach den Eintretenden und fragte mit zitternder Stimme: „Bringſt Du Geld, Helga?“

„Mutter," ſagte dieſe, „Du wirſt geſunden, ein Engel kommt mit mir!"

„Ach, Du unglücklich, abergläubiſch Kind, warum bringſt Du nicht Geld?" fragte ſie klagend.

Helene erſchien jetzt wirklich der armen Leidenden wie ein Engel des Troſtes, als ſie an deren Lager trat und ihr Hülfe verhieß. Die Arme riß die Augen weit auf und blickte ſie an, denn ſie fürchtete zu träumen.

Helene kehrte oft zu ihren Schützlingen zurück, ſorgte, half und tröſtete. Die Hütte des Elends und des Entſetzens geſtaltete ſich unter ihrem Schutze bald heiterer und wohnlicher. Die Mittel des Arztes, den Helene geſendet, wirkten lindernd und heilend, und nach mehreren Tagen hatte ſie die Freude, auf die Geneſung ihrer Kranken, deren Dankbarkeit grenzenlos war, hoffen zu können. Helenen zog es mit magnetiſcher Gewalt nach der Hütte hin. Die Leidende nahm all ihr Mitleid in Anſpruch und — Helga? Helga's ganzes Sein und Weſen zog ſie unwillkührlich an. Bei ihrem Erſcheinen belebte ſtets ein Ausdruck von Freude Helga's todte Züge, eine dunkle Röthe bedeckte für einen Augenblick ihr bleiches Geſicht. Sie ſank zu ihren Füßen, ſo oft es ihr auch Helene verwies, und küßte ihr Gewand; dann ſchlich ſie aber wieder in den dunkelſten Winkel des Gemachs, ſenkte das Köpfchen, faltete mechaniſch die Hände und ſaß ſchweigend und regungslos.

„Helga, warum biſt Du ſo traurig?" fragte ſie einſt

Helene. „Du solltest heiter sein, da Deine Mutter Dir wiedergegeben ist."

Helga blickte auf und sah sie verwundert an, als verstünde sie sie nicht.

„Die arme Helga ist müde," sagte die Mutter; „sie schläft noch immer keine Nacht aus Sorge um mich. Das gute Kind hat so viel gelitten; meinen Tod, glaube ich, hätte sie nicht überlebt. — Aber ach," seufzte sie, „sie macht mir auch viel Kummer, sie fühlt sich hier nicht heimisch, unsere Armuth, unser Elend ist ihr drückend."

Da horchte Helga auf und mit dem Ausdrucke des wildesten Schmerzes sprach sie: „Helga liebt das Licht und ist zur Finsterniß verdammt, Helga liebt die Freiheit und ist in Ketten geboren! Hört Ihr?" rief sie, indem sie mit den Händen schüttelte und ihre Augen wild rollten, „hört Ihr, wie sie klirren?"

„Helga," sprach Helene, „Du sollst frei werden, Deine Ketten sollen fallen."

„Das war meines Engels Stimme!" sprach das Kind begeistert. Helga's Züge, ihre Gestalt, ihr ganzes Wesen schien wie durch einen Zauberschlag verwandelt.

Aber die arme Mutter barg weinend ihr Gesicht in die Kissen und als Helene ihr nahte, sprach sie klagend: „Das Kind ist wieder von Sinnen. O Gott, meine Schuld ist mir zum Fluche geworden!"

Als Helene nach ein paar Tagen zu ihrer Leidenden kam, war Helga abwesend; sie war ausgeschickt. „Wir

ſind heute allein," ſagte ſie; „wollt Ihr mir nicht aus Eurem frühern Leben etwas mittheilen, gute Frau? Es ſchien mir ſchon neulich, als wünſchtet ihr Euch mir ganz zu vertrauen. Eurer Ausſprache nach ſeid Ihr eine Ausländerin?"

„Ich bin eine Isländerin," erwiderte die Frau. „Geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen beichten darf, gnädige Frau; es wird mir leichter werden."

„Nur ſchnell, Liebe, damit Ihr geendet, ehe Helga zurückkehrt," entgegnete Helene.

„Ich heiße Blanda Hörſing," begann ſie, „meine Geburtsſtadt iſt Reikewig. Mein Vater ſtarb frühzeitig und meine Mutter war ſehr arm. Seit meinem vierzehnten Jahre war ich als Dienerin im Hauſe des Stiftsammann und lebte dort vier Jahre ruhig und zufrieden. Ein junger Fiſcher, Namens Wlodo, liebte mich zärtlich und begehrte mich zum Weibe. Ich war nahe daran, ſeinen Wünſchen nachzugeben, als ein vornehmer Herr aus Schweden bei dem Stiftsammann einkehrte. Ach, gnädige Frau, der war ſo ſchön, ſo ganz anders, als alle Männer, die ich je geſehen, ach, jeder kleine Dienſt, den ich ihm leiſten durfte, machte mich glücklich und froh; aber wenn ich mit Wlodo zuſammen war, da wurde ich traurig, und wenn er mir etwas erzählte, überhörte ich es, denn immer, immer mußte ich an den ſchönen Fremden denken. Da wurde Wlodo ungehalten, manchmal gar heftig, da dachte ich, ſo garſtig könne jener Fremde niemals ſein."

„Eines Tages ſollte ich Etwas an ihn beſtellen. Als ich in ſein Zimmer kam, ſah er mich ſo freundlich an, daß mir ganz ſeltſam zu Muthe wurde. Ich fühlte, daß ich erröthete; was ich hatte beſtellen ſollen, wußte ich nicht mehr, und ich wollte fortlaufen. Da rief er: »Blanda!« Ach, ſo ſchön hatte mir mein Name noch nie geklungen. Ich blieb an der Thüre ſtehen, erwartend, was er von mir wolle, aber anſehen konnte ich ihn nicht. Da ſagte er: »Blanda, komm doch her zu mir, Du biſt ein liebes, ſanftes Mädchen, ich bin Dir gut.« Da glaubte ich, ich müſſe ſterben vor Entzücken. »Sie ſind mir gut,« rief ich, »Sie, der armen Blanda?« Er umarmte und küßte mich und hatte tauſend ſüße Worte für mich."

„Von dieſem Augenblicke an war ich ein ganz anderes Weſen geworden. Ich war in meinen eignen Augen geſtiegen, ſeitdem ich wußte, daß Er mir gut ſei. Das ganze Leben erſchien mir anders, ſchöner, ich hatte alle Menſchen lieber, als ſonſt."

„Nur in Wlodo's Nähe war mir nicht mehr wohl; da war mir's, als laſte Unrecht auf meinem Herzen, und doch dachte ich: es iſt nicht möglich, daß ich Unrecht that; denn wenn ich im Begriff war zu fehlen, da pochte ſtets mein Herz ſo ängſtlich, daß ich es laſſen mußte; aber als ich in ſeine Arme ſank, durchbebte mich Himmelsſeligkeit. Ich ſah Wlodo immer ſeltener, es war mir zu bange bei ihm und er wurde auch immer mürriſcher. Der fremde Herr aber wurde immer freundlicher. Einſt ſagte er: er wiſſe, ich liebe ihn, ich dürfe es nicht leugnen, ich habe mich

verrathen und meine Liebe allein könne ihm den Aufenthalt und seine Geschäfte auf unsrer traurigen Insel lieb machen. Das war zu viel Glück für mich; ich fiel zu seinen Füßen, bekannte ihm meine Liebe und sagte ihm, wie wachend und träumend ich nur an ihn denke. Er nahm mich in seine Arme und schien wahrhaft erfreut. Wlodo ist einmal nicht glücklich durch mich, dachte ich, so will ich Alles aufbieten, daß er es ist, der schöne Fremde. Aber für ihn, den vornehmen Mann, war ich so arm, so gering, so einfältig; für ihn mußte ich so wenig sein; aber ich wollte ihn heiter und froh sehen durch mich — und Blanda gab Alles, was sie hatte — Blanda konnte keiner seiner Bitten widerstehen!"

„So waren denn vier glückliche Wochen verstrichen, als er mir sagte, daß er nun abreisen werde. Da beschwor ich ihn, er solle mich mitnehmen, denn seiner Nähe bedürfe ich zu meinem Leben; ich sagte, ich wolle als Magd ihm dienen, nie solle ein Wort verrathen, was er mir sei. Er aber erwiderte: er müsse in zwei Monaten nach Island zurückkehren, ich möge so lange noch bleiben, dann wolle er mich mit nach Stockholm nehmen und wir würden dann wieder glücklich sein, wie wir es jetzt gewesen. Ich glaubte blind jedem seiner Worte und war nach diesem Versprechen getröstet. Ich sah ihn mit tiefstem Schmerze fortreisen; doch hoffend blickte ich nach der Zukunft."

„Es verging aber ein Monat nach dem andern und der Fremde kam nicht. Wlodo floh ich, denn sein bleiches

Geſicht peinigte mich. Ich fühlte mich Mutter und der Gedanke an die Schande, die meiner warte, brachte mich der Verzweiflung nahe. Ich fürchtete, meinen Zuſtand nicht lange mehr bergen zu können, und ſah mich ſchon im Geiſte verſtoßen und verachtet, mich, die ich einſt allen Mädchen zum Muſter aufgeſtellt worden war. Ich nahm das Geld, das ich mir zu meiner künftigen Ausſtattung mühſam erſpart hatte, verließ heimlich Reikewig und gelangte endlich nach den unſäglichſten Hinderniſſen nach Stockholm. Mit vieler Mühe ermittelte ich die Wohnung meines Geliebten, denn ich verſtand damals nur wenig die ſchwediſche Sprache. Er empfing mich anfangs mit Zorn; doch als er meine unglückliche Lage erfuhr und meine Reue ſah, gegen ſeine Wünſche Etwas unternommen zu haben, wurde er mild und mitleidig. Er miethete mir eine Wohnung, ſorgte für alle meine Bedürfniſſe und beſuchte mich recht oft, und ich vergaß auf eine kurze Zeit Unglück und — Schande."

„Nach meiner Helga Geburt wurden aber ſeine Beſuche immer ſeltener und endlich kam er gar nicht mehr. Als ich ihn faſt ein Jahr nicht geſehen, ging ich einmal zu ihm, und ach, nun begann die Strafe für meinen Leichtſinn. Er ſah mich mit finſterer, ſchrecklicher Miene an, ſchalt mich über mein Kommen, nannte mich eine leichtſinnige Dirne, die ſich ohne Beſinnen in ſeine Arme geworfen. Er gab mir dann eine, — wenigſtens für uns, — bedeutende Summe Geldes, ſagte, daß dieſe reichen müſſe bis zu Helga's achtem Jahre, dann wolle

er weiter für ſie ſorgen, befahl mir, ihn nie wieder in ſeiner Wohnung aufzuſuchen und meiner Helga nie den Namen ihres Vaters zu nennen. Nun, ich habe treulich ſeinen Befehlen gehorcht. Ich verließ ihn ohne Klage; aber im Herzen brannte der bitterſte Schmerz. Wenige Zeit darauf begegnete ich unerwartet einer Landsmännin, die erſt kürzlich hier angekommen war. Sie erzählte mir, daß meine Mutter über mein Verſchwinden troſtlos geweſen und nun ſchon lange krank und dem größten Elend verfallen ſei. Da zerfleiſchten die gräßlichſten Vorwürfe mein Innerſtes. Ich nahm faſt alles Geld, was ich noch erübrigt hatte, und ſchickte es meiner armen Mutter, bekannte ihr meinen Fehltritt und bat um ihre Verzeihung. Ich war nun etwas ruhiger; mein und Helga's Leben, dachte ich, würde ich ſchon friſten, ich bin ja noch jung und kann arbeiten."

„Ich miethete mir eine Gondel und wurde Schifferin; das Kind war ſtets um mich. Der Himmel weiß, wie mühevoll, wie elend mein Leben war! Aber Helga blieb immer meine erſte Sorge. Sie wurde anders, als alle übrigen Kinder. In der Gondel, auf dem See, befand ſie ſich wohl, ja oft war ſie bis zur Tollheit luſtig. Den Leuten, die wir fuhren, gefiel ſie, obwohl ſich Niemand eines freundlichen Blickes von ihr erfreuen konnte; ſie ſang aber immer hübſche Lieder und oft bekam ſie Geſchenke, die unſre Lage verbeſſern halfen. Aber im Winter war ſie traurig und ſeufzte immer; doch ſagte ſie nie weshalb; indeß fühlte ich wohl, daß unſre Armuth ſie

drückte. Ohne andere beſſere Verhältniſſe zu kennen, ſehnte ſie ſich doch nach ihnen. Etwas unheimlich Geheimnißvolles umgab ſie immer. Von andern Kindern wollte ſie durchaus nichts wiſſen; nie war ſie zu bewegen, mit ihnen zu ſpielen. Abends erzählte ich ihr häufig isländiſche Sagen; da hörte ſie aufmerkſam zu und verlangte immer mehr zu hören. Seit einem Jahre ungefähr hat ſie ſich ganz verändert; ſie wurde ſanfter und gewann die Einſamkeit lieb. Im vorigen Sommer ging ſie nicht mehr mit mir auf die Gondel, ſie blieb allein zu Hauſe oder ſtrich auf den Bergen umher; aber wenn ich Abends die Gondel verließ, da ſchiffte ſie noch allein auf dem See, und wenn ich es nicht dulden wollte, da bat ſie ſo rührend, mit einer Stimme, deren Töne mich an eine ſchöne Vergangenheit mahnten, daß ich ihren Bitten nicht widerſtehen konnte. Man muß ihr überhaupt leider immer nachgeben, ſie geberdet ſich ſonſt wie wahnſinnig."

„In der Mitte des vorigen Sommers wurde ich krank und unſer Elend wuchs von Tag zu Tag. Wir wurden zwar von einigen guten Menſchen unterſtützt; doch meine Krankheit währte zu lange. Wir verkauften Alles, was wir hatten, zuletzt auch unſere Betten. Wiederholte Erkältungen verſchlimmerten meine Krankheit immer mehr und mehr. Endlich als ſchon der Tod ſeine Hand nach mir ausgeſtreckt, da ging Helga aus, um milde Gaben zu erflehen, aber Gott hatte Erbarmen mit unſerm gräßlichen Unglück: er führte Sie, die engelgleiche Frau, an Helga

vorüber. Ich wurde gerettet, aber um so größer ward meine Sorge um Helga, denn vom ersten Tage meiner Krankheit an war sie fast nie von mir gewichen; sie gönnte sich nicht frische Luft und Erholung, so viel ich sie auch bat. Wie ich fürchtete, so geschah; sie wurde nun immer verstörter, menschenscheuer. Sie, gnädige Frau, sind die Erste, der sie Vertrauen und Liebe zeigt. Helga's Vater ließ sie, als sie etwa drei Jahr alt war, einige Male zu sich bringen; sie hatte dann, wie mir sein Diener erzählte, unendliche Freude gehabt über alle Pracht, die sie dort gesehen; doch, wenn ihr Vater sie angeredet, geweint und sich weggewendet. — Seitdem aber," sagte Blanda nach einer Pause, in der unaufhaltsam ihre Thränen flossen, „hat er nicht wieder nach ihr gefragt. Als Helga acht Jahr alt wurde, hoffte ich von Tag zu Tag auf Kunde von ihm, aber sie kam nicht. Ehe ich krank wurde, hörte ich einmal, er habe sich mit einem schönen, vornehmen Mädchen vermählt, und gab nun alle Hoffnung auf, daß er jemals der armen Helga und seines Versprechens gedenken werde. In meiner Krankheit, in unserm Elende, da schickte ich Helga lieber zu fremden Menschen betteln, als zu ihrem Vater."

Helene war von dieser einfachen, aber so traurigen Erzählung auf's Heftigste erschüttert. Sie versuchte Blanda zu trösten, versprach ihr, sie nie zu verlassen und für Helga zu sorgen. Blanda lebte auf bei diesen Worten.

„Schickt doch Eure Helga morgen früh zu mir.

Ich wohne im Oberſtatthalterhauſe. Ihr wißt es wohl? Auf dem Schloßhügel beim Obelisk," ſagte Helene; „laßt ſie dort nach der Gräfin Löwenhjelm fragen."

Da ſtieß Blanda einen lauten Schrei aus und hielt beide Hände vor's Geſicht. „O Gott!" rief ſie, „fliehen, fliehen Sie unſere Hütte; Sie werden der Stunde fluchen, wo Sie ſie betraten, Sie werden mir und Helga fluchen!"

„Klingt Euch mein Name ſo fürchterlich?" fragte lebhaft Helene, indem ſie erbleichte. Dann aber fuhr ſie mit ruhiger, ſanfter Stimme fort: „Ich weiß nur die Hälfte Eures Geheimniſſes, vollendet. Fürchtet nichts, arme Blanda, mir ahnt bereits Alles!"

„Nun ſo ſei's!" ſprach dieſe, noch immer ihr Geſicht verhüllend; „Helga's Vater — iſt Ihr Gemahl!"

Am Abend dieſes Tages ſaß Helene an der Seite ihres Gatten. „Löwenhjelm," ſagte ſie freundlich, „ich habe eine Bitte. Sieh, ich bin ſo viel allein, Deine Geſchäfte nöthigen Dich ſo oft, abweſend zu ſein. In meines Vaters Hauſe war Alleinſein zwar auch oft mein Loos; aber das Mädchen verſucht in der Zukunft verſchleierte Räume zu bringen, es träumt und hofft — nicht ſo die Frau. Sie verlangt Beſchäftigung. Ich kenne ein Mädchen, ein liebliches Kind, deren Mutter — eine Isländerin — durch Unglück dem bitterſten Elend verfallen iſt. Der Zufall führte mich zu ihr. Es zieht mich an, wie noch nie ein Anderes; ich liebe es, als wäre es mein Kind. Aber es iſt ein ſeltſames Weſen; es muß aus

seinen jetzigen Verhältnissen gerissen werden, oder es wird untergehen. — Das Mädchen heißt — Helga und ist neun Jahre alt. Löwenhjelm, laß mich ihre Mutter sein!"

Eine dunkle Röthe überzog des Oberstatthalters Antlitz, er schwieg einen Augenblick nachdenkend, dann fragte er rasch:

„Helene, kennst Du den Namen des Vaters jener Helga?"

„Ich kenne ihn!" erwiderte ruhig Helene.

„Nun dann," sagte er, „kannst Du nicht die Mutter dieses Kindes werden. Es soll aus seinen jetzigen Verhältnissen gerissen, in bessere versetzt werden; aber in unserm Hause darf es nicht leben, es würde Mißverständnisse über unsere glückliche Ehe heraufführen."

„Löwenhjelm," sagte Helene, „warum fürchtest Du, daß Helga unsern Frieden stören werde? Glaubst Du vielleicht, ich würde eifersüchtig sein, wenn Du das arme Kind liebgewännest? Löwenhjelm, Du kannst nur gewinnen in meinen Augen, wenn Du Helga Liebe erzeigst. Oder fürchtest Du eifersüchtig zu werden, wenn Du siehst, daß ich meine Zeit und meine Sorgfalt zwischen Dir und dem Kinde theile? Nein, das wirst Du nicht, dagegen spricht die Stimme der Natur in Dir! Und ich sagte Dir schon, es ist ein seltsam Mädchen. Es fürchtet die Menschen, aber in meiner Nähe weilt es gern: mich liebt es, von mir allein wird es sich lenken und leiten lassen. Eine tropische Pflanze gedeiht nicht im rauhen Norden. Sie ist erzeugt unter heißer Sonne, sie kann

nur unter dieſer erblühen. Helga iſt ein Kind der Liebe, ſie kann nur gedeihen in den Armen der Liebe. In dem rauhen Klima, das unter fremden Menſchen ſie umfangen, würde ſie verwelken, ehe ſie aufgeblüht. Laß mich Helga's Mutter ſein; laß das arme Kind, das verlaſſen war, noch ehe es geboren, das all' die Schmerzen, all' die Sehnſucht und Verzweiflung in ihrer Seele birgt, die in der Mutter einſt gewühlt, als es noch unter ihrem Herzen ruhte, — laß es erwachen zu einem neuen Leben an meinem liebewarmen Herzen!"

„Es ſei!" rief Löwenhjelm voll Unmuth; „es ſei, ſo thöricht es auch iſt."

---

7. Kapitel.

S'occuper c'est savoir jouir,
L'oisiveté pèse et tourmente,
L'âme est un feu, qu'il faut nourrir,
Et qui s'eteint, s'il ne s'augmente.
Voltaire.

„Heute kommt mein Gemahl. Er wird Dir Vater ſein. Freue Dich, mein Kind, auch einen Vater wirſt Du nun Dein nennen!" ſprach Helene zu Helga, die ſchon ſeit mehreren Tagen im Hauſe ihres Vaters weilte.

„O weh!" rief dieſe traurig.

„Du rufst Wehe?“ fragte verwundert Helene. „Ich glaubte, Du würdest Dich freuen.“

„Das Wort Vater hat, wenn es Menschen gilt, für Helga keinen süßen Klang! —“

„Weil Du niemals einen Vater Dein genannt, weil Du das Verhältniß zwischen Vater und Kind nicht kennst, noch nicht begreifen kannst. Doch nicht lange wird es währen und Du wirst nicht mehr Wehe rufen, wenn Du hörst, daß Dein Vater kommt; Du wirst jubelnd ihm entgegen eilen.“

„Das glaube ich nicht,“ sprach Helga leise; doch lebhaft fuhr sie fort: „Helga's Vater wohnt im Himmel; sie bedarf auf Erden eines Vaters nicht! Der himmlische Vater hat über der armen verlassenen Helga gewacht, hat ihren Engel ihr gesandt — nicht dieser Vater hier! Sie bedarf nun auch seiner nicht.“

„Helga, sei nicht undankbar,“ entgegnete Helene. „Weilst Du nicht in seinem Hause? Nur mit seinem Willen konntest Du hier aufgenommen werden. Sieh, ich könnte Dir ja nicht Mutter, wollte er Dir nicht Vater sein. Du bist ihm dieselbe Liebe schuldig, die Du mir giebst. —“

„Nein, undankbar will Helga niemals sein! Gewiß, ich will ihn lieb haben, weil Du es willst; denn Dein Wille ist heilig, — heilig wie der Wille Gottes! Aber ach,“ sprach sie weiter, „eine Bitte habe ich an Dich, die beängstigend auf mir lastet.“

„Nun so sprich, meine Helga.“

„Madame Adelaide hat mich erschreckt. Sie sagte

heute Morgen, ich ſolle oft Beſuch haben von andern Kindern und mit einigen Mädchen zuſammen Unterricht. Habe Mitleid, laß mich allein! Sieh, mein Auge blickt hinauf nach der Sonne — und ſie — ſie ſuchen die Würmer, die zu ihren Füßen kriechen!"

„Glaube mir, theure Helga, ich thue Dir nur, was Dir gut und heilſam iſt. Nur zu lange ſchon warſt Du allein. Gewiß wird Dir der Umgang mit Andern lieb werden, ſollte er Dir auch Anfangs läſtig ſein."

„Nein, nein!" rief Helga. „Einſam muß ich wandeln meine Bahn, damit ich vollbringe, warum man mich geſandt! Einſam iſt die Bahn des blaſſen Abendſterns unter tauſend Brüdern — aber ich bin der blaſſe Stern und Du die Sonne, um die ich wandle!"

Die Ankunft des Grafen Löwenhjelm unterbrach Helga. Als ſie ihn erblickte, ſtieß ſie einen lauten, durchdringenden Schrei aus, floh zu Helenen und barg ſich — wie ein erſchrecktes Vögelchen unter die Flügel ſeiner Mutter — hinter Helenens Gewand. Löwenhjelms Geſicht verfinſterte ſich bei dieſem Empfange ſeines Kindes. „Helga wird mir fremder, wenn ich ſie in meine Nähe ziehe," ſprach er mürriſch zu ſeiner Gemahlin. „Siehſt Du, ſo unſinnig geberdete ſie ſich ſchon in ihrem vierten Jahre, wo ich ſie manchmal zu mir kommen ließ, und wendete mein Herz von ſich ab."

„Habe Geduld mit ihr!" ſagte bittend Helene.

„Habe Geduld mit mir!" wiederholte Helga mit zitternder, leiſer Stimme, indem ſie aus ihrem Verſteck

hervortrat. Blaß wie ein Geiſt, heftig zitternd ſtand ſie da. Mit Ungeſtüm, als wüthe ein Kampf in ihr, hob und ſenkte ſich ihre Bruſt. Bittend hatte ſie ihre Hände erhoben, aber ihre Augen ſuchten den Boden. Doch im nächſten Augenblicke ſchlug ſie ſie auf, blickte frei und muthig den Grafen an, ſtürzte dann mit leidenſchaftlicher Geberde zu ſeinen Füßen und rief laut und beſtimmt: „Helga liebt Dich, Helga ſoll und muß Dich lieben!“

Der Graf war überraſcht über das ſeltſame Weſen ſeines Kindes. Die Liebe, die es ihm verheißen, konnte unmöglich Eindruck auf ſein Vaterherz hervorbringen; aber in der Beſtimmtheit, die aus ihm ſprach, glaubte er zu erkennen, daß in dem Kinde ein Charakter ſich entwickele, dem ſeinen ähnlich, und er beugte ſich freundlich zu Helga nieder, hob ſie auf und ſchloß ſie in ſeine Arme. Helga umſchlang ihn ſo glühend, als erwache Kindesliebe in ihr, aber ihr Auge blickte ängſtlich bittend nach Helenen, als erflehe ſie von ihr Befreiung aus dieſer Umarmung.

Nach und nach ſchien Helga wirklich eine gewiſſe Zuneigung zu ihrem Vater zu faſſen und dieſer ſchien ſie lieb zu gewinnen, obgleich ſie dennoch faſt immer ſchüchtern und unſtät in ſeiner Nähe blieb. Helenen war ſie mit einer Liebe, die an Anbetung grenzte, zugethan; ſtets war ſie ihr ein demüthiges, folgſames Kind. Blind gehorchte ſie ihrem Willen, ſelbſt dann, wenn er der Eigenthümlichkeit ihres Weſens entgegen war; obwohl ihr

dies faſt immer unendliche geiſtige Anſtrengung koſtete, die Anfangs ihren Geiſt ermattete und niederdrückte oder krankhaft erregte. Doch als ſie, wie aus einem Traume erwachend, ſich bewußt wurde, daß die wilde Sehnſucht ihres Herzens geſtillt, als ihre veränderte Lage, ihr neues Glück ſie mit der Behaglichkeit der Gewohnheit umſchloß, ſchien ſie ruhiger und einfacher zu werden. Doch nur wie der Mond die nächtliche Landſchaft erleuchtet, erleuchtete das Glück ihre myſtiſche Erſcheinung. Auf ihren Wangen erblühete ein ſanftes friſches Roth, aus ihren Augen ſtrahlte ein heller Glanz und ſeltener erſchienen jene nervöſen Aufregungen. Doch nur mit Unluſt gab ſie ſich dem Unterrichte hin. Sie wußte, es ſei Helenens Wunſch, daß ſie ihm die größte Aufmerkſamkeit weihe, und deshalb verſuchte ſie ihren Widerwillen zu bezwingen; ſie ließ ſich es ſichtlich die höchſte Anſtrengung koſten, in den Lehrſtunden aufmerkſam zu ſein; aber bei aller Mühe war es ihren Lehrern faſt unmöglich, ihr Etwas beizubringen; obgleich nicht zu verkennen war, daß ſie viel Geiſt beſaß. Manche trübe Sorge für Helga's Zukunft ſtieg in Helenen auf. „Aber ſie hat ſich in kurzer Zeit ſchon viel verändert," tröſtete ſie ſich; „ſie wird mit der Zeit immer natürlicher werden, bis endlich die letzte Spur ihrer erſten mangelhaften Erziehung verſchwindet. Ein ruhiges, dauerndes Glück, eine planmäßige, richtige Leitung wird das Seltſame und die Schroffheiten aus ihrer Seele wetzen." All ihr Denken und Sinnen ging dahin, Helga die ihrem Weſen geeignetſte Erziehung zu ertheilen und

ſo, ſich mühend und ſorgend, war ſie glücklich. Ach, in dem Willen, in dem Streben, in der Hoffnung, Gutes, Großes zu vollbringen, beruht ja meiſtens nur des Menſchen frohes Bewußtſein und ſein Glück — die Ausführung iſt ſelten, wenigſtens bleibt ſie ſtets weit hinter ſeinem Wunſche zurück.

Löwenhjelm flößte Helenens unermüdliche Sorgfalt Achtung ein. Doch wenn er ſah, wie ſie mit wahrhaft unbegrenzter, rührender Liebe dem Kinde zugethan war, ſo dachte er oft: „Es fehlt ihr an feinem Gefühl, ſie könnte ſonſt Helga, das Kind meiner Jugendverirrungen, nicht wirklich lieben.“

Gleichgültigkeit iſt zwiſchen Gatten unmöglich. Iſt die Ehe ohne Liebe geſchloſſen, ſo muß in ihnen entweder bald Zuneigung — mehr oder minder — erwachen, oder Abneigung aufkeimen. Helenens Pflichtgefühl war zu lebendig, ihr Wunſch ſo warm, den Gatten zu beglücken, ſo heiß ihr Streben, die Liebe unbeſchränkt ihm zu gewähren, die ſie als Gattin ihm ſchuldig war, als daß eine Neigung für ihn in ihrem Herzen nicht hätte Wurzel ſchlagen ſollen. Das Eis, das ihre Pflicht umhüllte, ſchmolz an ihrem heißen Willen; ſie wurde ihr lieb, ſie wurde ihr bald zur theuren Gewohnheit.

Beſchäftigung iſt der Engel des Himmels, der die Unglücklichen tröſtet, ſie vor Wahnſinn und Verzweiflung ſchützt, wie er den Glücklichen Mäßigung lehrt und mit ſanfter Hand abwehrt, daß ſie nicht mit zu vollen Zügen

die Nektarschaale leeren, um sie vor Uebersättigung zu bewahren. Beschäftigung waren ihr auch die Mühen und Sorgen, dem Gatten zu genügen, Helga für's Leben zu wecken, die den hellen Schimmer um Helenens Dasein webte, die es stützte, das Gebäude des so mühsam aufgeführten Glücks, die sie mit Täuschung, mit süßer Täuschung umgab.

Das Andenken an ihren Freund war und blieb das Heiligthum ihres Herzens. Mit rauschendem Flügelschlag zog die Erinnerung an ihr vorüber; aber immer reiner, idealer wurde ihre Liebe. Sie sehnte sich nicht nach ihm, sie wünschte seine Nähe nicht. Seine Seele, dachte sie, ist Eins mit mir, sein Geist ist mir nahe und weiter reichen meine Wünsche nicht. Nur in einsamen, begeisterten Stunden waren all' ihre Gedanken bei ihm. Dann träumte sie, sie höre es rauschen um sich und ihren Namen flüstern. Ihr Herz schlug dann leiser, ihr Blut rieselte langsamer durch die Adern; aber Seligkeit umfloß sie; sie glaubte sich der Erde entrückt — bis wieder der kalte Hauch der Wirklichkeit über sie hinstreifte und sie aus ihren süßen Träumen weckte! Aber diese seligen Stunden wurden seltener — immer seltener!....

Helga's Erscheinung im Hause des Grafen Löwenhjelm erregte Aufsehen und Neugierde. Man suchte ihr räthselhaftes Wesen zu lösen, man forschte, woher sie gekommen, und bald war das Geheimniß ihrer Herkunft errathen — verrathen. Aber Helenens Liebe zu dem Kinde war

Allen ein Räthſel, das Jeder nach ſeinen Anſichten zu deuten verſuchte.

„Sahen Sie ſchon das ſchöne, ſeltſame Kind des Grafen Löwenhjelm?“ fragte Graf Cronſtett den Miniſter Terby, der mit ihm und dem Baron Brahe auf dem Quais am Hafen luſtwandelte.

„Noch nicht,“ erwiederte dieſer. „Aber ein merkwürdiger Einfall bleibt es von der Gräfin, dieſes Kind in ihr Haus zu nehmen. Hingezogen kann ſie ſich doch in der That nicht zu ihm fühlen! Aber eine excentriſche Frau will nun einmal partout eine große Seele haben, einen ſtarken Geiſt zeigen; doch Narcissus nulli reddit depictus odorem und die Herrlichkeit wird nicht lange währen. — Wie nimmt ſich denn das Kind zur Gräfin?“ fragte der Miniſter den Grafen Cronſtett.

„Es ſcheint ſich ihr mit vieler Liebe hinzugeben,“ erwiederte dieſer; „nur kann ich nicht beſtimmt urtheilen, denn die kleine Helga iſt entſetzlich timide. Ueberhaupt iſt ſie ein drolliges Weſen. Vor einigen Tagen, als ich der Gräfin eine Viſite abſtattete, wollte die Kleine, als ſie mich erblickte, entſetzt entfliehen; aber auf den Ruf der Gräfin kehrte ſie ſtill und demüthig zurück, ſetzte ſich ihr zu Füßen auf den Teppich und erhob, gegen die Gräfin gewendet, bittend ihre Händchen. „Du bitteſt wohl vor,“ fragte dieſe lächelnd, „daß ich Dich nicht nöthige, auf einem Seſſel Platz zu nehmen?“ Die Gräfin erzählte mir dann, daß es zu Helga's Leidenſchaften gehöre, auf dem Fußboden, oder irgend einem niedrigen Kiſſen

zu ſitzen. Ich gab mir entſetzlich viel Mühe, mit Helga eine Converſation anzuknüpfen; aber ſie gab ſchlechterdings auf keine meiner Fragen eine Antwort; endlich, als die Gräfin eine Mahnung an ſie erließ, mit mir zu ſprechen, riß ſie die Augen weit auf und ſchien jetzt erſt zu bemerken, daß meine Worte an ſie gerichtet ſeien. Sie erwiderte nun prompt etwas auf jede meiner Fragen; aber in keiner einzigen Rede lag auch nur dunkel eine Antwort. Alles, was ſie ſprach, war verworren und ohne Sinn. Ich halte ſie geradezu für verrückt. Aber die Gräfin iſt gewiß dem Kinde ſehr zugethan, ich halte es auch dort für am Beſten etablirt." —

„Freund," lachte der Miniſter, „Graf Löwenhjelm denkt gewiß bald anders," und verabſchiedete ſich.

„Aber wie ſteht es mit Ihrer Liaiſon zwiſchen Ihnen und Gräfin Löwenhjelm?" fragte neugierig Baron Brahe. „Sie ſind verzweifelt ſchweigſam geworden."

„Diable, weil es nichts zu erzählen giebt," erwiderte Cronſtett. „Je vous assure, ich bin zum Raſendwerden verdrießlich. Ungewißheit iſt eine wahre Pönitenz, aber ich will ſie nicht lange mehr ertragen, ma foi! ich will eine Fackel in das Zwielicht werfen. Helene iſt anders als gewöhnliche Frauen, enfin, eben darum begehre ich ſie; aber alle Künſte ſcheitern an ihr. Elle n'est pas de l'étoffe dont on fait les grandes passions; mais, mort de ma vie, ich will der Pygmalion ſein, welcher Leben in dieſen Marmor haucht!"

„Scheint denn die Gräfin Ihre Leidenſchaft zu ahnen?“ fragte Brahe.

„Ich weiß nicht, was ich denken ſoll,“ entgegnete Cronſtett. „Sie iſt freundlich, aber hat ganz das Air, als halte ſie es für unmöglich, daß es Jemand wagen könne, ſie zu lieben. Wenn ich mich abgemüht habe und Tiraden gehalten, wo ich gewiß meinte, ſie müßten Eindruck hervorbringen, nimmt ſie die Miene an, als habe ſie mich gar nicht ſprechen hören, und beginnt dann ruhig und unbefangen über einen gleichgültigen Gegenſtand zu converſiren. Spiele ich ſtill-ſchmachtend den Unglücklichen, will ſie es nicht bemerken; trotze ich und vernachläſſige ſie, bemerkt ſie es wieder nicht, und doch ſoll eine Frau mich nicht glauben lehren, daß ſie es überſehe, wenn ein Mann in ſie verliebt iſt. Aber ein göttlich Weib iſt ſie doch, eine deliciöſe Frau. Und in ihrem ſchwärmeriſchen Auge liegt ein Etwas, das zum Verräther wird, daß ſie nicht ſo kalt und eiſig iſt, wie ſie ſich quält zu ſcheinen. Sanct Julian, eine Welt voll Seligkeit liegt in dieſem Auge! Ich muß Alles daran ſetzen, ſie zu einem Geſtändniſſe zu bringen; ihr Zorn ſelbſt wäre mir lieber als dieſe verdammte Gleichgültigkeit; er könnte eher zum Ziele führen. Meine letzte Hoffnung beruht auf dem morgenden Abend, auf dem bal masqué bei Frau von Derby. Man wird kühner in ſolchem Gewühl, das bunte Treiben, die allgemeine Freude erhitzt die Phantaſie, weckt Sehnſucht nach Luſt und Leben. — Vielleicht auch in Helenen, vielleicht giebt ſie ſich in der Maske — ohne Maske!“

„Wie finden Sie den Oberſtatthalter?“ fragte Brahe; „iſt er eiferſüchtig?“

„Stolz iſt er, wie Helene, und hält es nicht für möglich, daß man verſuchen könne, ihn aus dem Sattel zu heben. Es iſt aber ein trauriger Anblick, ihn als alleinigen Beſitzer von Helenen zu ſehen; er iſt gar nicht im Stande, all ihre Reize zu faſſen, zu begreifen. Uebrigens iſt er de l'ancien regime und ziemlich rigoriſtiſch. Er würde keinen Spaß verſtehen, und darum muß man vorſichtig ſein. Mais mon chèr, es wird ſpät und kalt, bon soir. Stellen Sie ſich morgen Abend recht zeitig, damit Sie mit mir die Masken kommen ſehen und mir die Heldin unſeres Romans ſuchen helfen.“

„Ich bedaure unendlich,“ erwiderte Brahe; „morgen Abend bin ich ſelbſt beſchäftigt.“

„Ah, — ah,“ — ſagte Cronſtett lächelnd. „Wollen auch Sie eine Feſtung erobern?“

„Mit Sturm einnehmen!“ entgegnete der Baron mit Pathos.

8. Kapitel.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt.
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Göthe.

Der Vorabend von Eugenie Derby's Hochzeitstag war erſchienen und das Hotel des Miniſters füllte ſich mit Gäſten. — Ein Feſt ſieht dem andern ſo ſehr ähnlich, daß eine genauere Beſchreibung von dieſem nur langweilen könnte, und werden wir nicht ſchon bei Bällen und Orgien, wenn wir uns nicht dem allgemeinen Rauſche des Vergnügens hingeben, nur als paſſive Beſchauer daſtehen, gleichſam wie ein Nüchterner unter lauter Trunkenen, von tödtlicher Langweile befallen? Erfaßt uns da nicht zuweilen eine ähnliche Verwunderung über die Art, ſich zu beluſtigen, wie jenen Amerikaner, als er zum erſten Male in Europa einen Ball beſuchte, — erſcheint ſie uns nicht ſogar entwürdigend für Gebildete, wie ihm, da er äußerte: „das Tanzen laſſe er von ſeinen Sklaven beſorgen!" Um wie vielmehr muß nicht — nach meiner Meinung — die Beſchreibung eines Feſtes ermüden, wo

es doch natürlich dem Hörer — dem völlig Neutralen — an der Illusion gebricht, die durchaus vorhanden sein muß, wenn man dergleichen rauschende Vergnügungen nicht abgeschmackt finden soll. Ich bemerke nur kurz, daß Alles elektrisirt war, das Brautpaar zu feiern. Das Fest begann mit indischen Tänzen, die mit der Vorzüglichkeit, wie man sie von Schwedinnen, den Meisterinnen der Tanzkunst, erwarten kann, aufgeführt wurden. Ihnen folgte ein Festspiel, in welchem die Musen und andere sanfte Göttinnen mit Polichinellen und Bouffons in holder Eintracht schäkerten und am Schlusse der Braut Geschenke überreichten. Als dies beendigt war, begann das gewöhnliche Maskengewühl. Denkend und rathend verfolgte, erkannte sich ein Theil der Masken, suchend durchdrang ein andrer die bunte Menge, und geheimnißvoll, ungekannt von Allen strichen Einige umher.

Die Damen, die bei den erwähnten Aufführungen nicht beschäftigt gewesen waren, trugen idealisirte Ballroben; die Herren erschienen in Dominos. Uebrigens glich dieses Fest jedem andern. Die Damen coquettirten und die Herren lorgnettirten; die Damen hatten falsche Hüften und falsche Flechten, die Herren falsche Schmeichelworte. Eins täuschte das Andere, aber Jedes amüsirte sich. —

Nur Urania — Helene — theilte nicht die allgemeine Lust; sie floh das Gewühl und eilte in einen Nebensalon, der noch leer, wohin noch keine Maske gedrungen war. — Erschöpft sank sie auf eine Ottomane. Wie Kassandra zürnend ihre Priesterbinde, warf sie ihre Maske hin, wie

Kaſſandra ſah ſie verzehrend Brände lodern — Untergang, wo Jene Hoffnung auf Hoffnung thürmten!

„Arme Eugenie," ſeufzte ſie leiſe, „all Dein Glück, all Dein Hoffen iſt nur ein ſüßer Wahn! Dieſe Hingebung, mit der Du Dich Deinem Oscar weihſt, dieſer ſchönſte Schmuck des Weibes, der Dir ſo himmliſch reizend ſteht, dies iſt das Giftgewand, das einſtens Dein Glück morden wird; und ach, all' die ſüßen Worte, womit Dein ſo heiß Geliebter jetzt Deinen Ohren ſchmeichelt — ſie ſind ſeiner Liebe Schwanengeſang! — Arme Eugenie! Du knieſt jetzt vor ihm und bieteſt ihm Deine Liebe, Deine Reize, Dein Alles, und jetzt hebt er Dich empor mit glühendem Entzücken; — aber höre auf zu knieen, oder es kommt eine Zeit, wo er Dich nicht empor heben wird! — Doch" — fuhr ſie nachdenklich nach einer Pauſe fort — „iſt es dies allein, daß ich wie entgeiſtet die Freude und den Frohſinn fliehe? Warum fühle ich mich ſo einſam unter Luſt und Leben? warum ſo einſam, wo die Liebe ſpricht? — Ich bin ja glücklich, ich verlange, ich entbehre nichts! Und doch, ach doch!" rief ſie wie vernichtet. „Ich bin verwandelt, ich finde mich ſelbſt nicht. Wo iſt mein ſüßer Friede hin? Was regt ſich jetzt ſo quälend in meiner Bruſt? War denn meine Ruhe und mein ſo mühſam errungenes Glück auch nur Täuſchung, auch nur Wahn? Bin ich zum Licht erwacht, um meines Lebens Nacht zu ſchauen? O was iſt denn Täuſchung im Leben, und was iſt Wirklichkeit?"

Und jetzt zog des Freundes Bild an ihrem Innern vorüber, matt und bleich, und ſie empfand nicht jene

ruhige Seligkeit bei ſeinem Anblick, wie ſonſt; ein brennender Schmerz loderte in ihr auf; eine verzehrende Sehnſucht, wie ſie ſie noch nie empfunden. „Vielleicht ſehen wir uns wieder!“ ſchrieb er ihr, als er Stockholm verließ; und all ihr Denken und Hoffen floh und floh immer von Neuem nach jenen Worten hin. Schon über ein Jahr war es, daß er ihr fern.

Noch einige Momente ſaß Helene in Nachdenken verſunken, als ſie ſich ſchnell erhob, haſtig ihre Thränen trocknete und die Maske wieder vor das Geſicht nahm, um zur Geſellſchaft zurückzukehren. Sie wollte nicht, daß man ſie hier allein weinend finde, denn wer würde ihren Schmerz begreifen, da ſie ihn ſelbſt nicht faßte?

Sie ſchritt nach der Thür, als plötzlich eine Zigeunerin mit einer ſcheußlichen, Grauen erregenden Maske vor ihr ſtand.

„Hold Täubchen,“ ſprach das Weib mit kreiſchend höhniſcher Stimme, „find' ich Dich endlich? Haſt aber Recht, Leni, daß Du Dich verbirgſt!“

Unangenehm berührt von der widrigen Erſcheinung, ging Helene, ohne ſie zu beachten, langſam an ihr vorüber und wollte den Salon verlaſſen; aber die Zigeunerin eilte ihr nach, hielt ſie am Kleide feſt und rief: „Hold Täubchen, hold Täubchen, bleib, bleib!“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Helene ruhig, indem ſie ſich umkehrte.

„Schatz, was willſt Du unter dem luſtigen Volke drinnen?“ kreiſchte das Zigeunerweib. „He? mit Deiner

Luſt iſt's doch aus! Täubchen, da iſt's für Dich nicht gut ſein, wo Alles ſich freut und liebt, da denkſt Du an die welkenden Arme, die Dich umſchlingen. Hu, hu, eiskalt wird Dich's durchrieſeln und das Herzblut Dir erſtarren!"

Helene wandte ſich unwillig ab und wollte forteilen; aber das Weib hielt ſie von Neuem zurück und ſprach weiter.

„Was ſoll Dein Unkenruf unterm Hochzeitsjubel? Geh, ſtell Dich auf einen Felſen und ſieh, ob da vielleicht ein mitleidiger Wind Deine Seufzer aufnimmt, fortträgt und in ein Ohr ſauſen läßt, das einſt gern Deinem Liebesgirren lauſchte. Würde aber auch nichts helfen, Schatz! Siehſt Du? Alles ſtirbt, Alles fährt zur Grube; alles Leben, alles Glück, alle Liebe wird zum kahlen, nackten Todtenſchädel, den der Todtengräber mit dem Fuße von ſich ſtößt! Und ſo bleich und jedes Schmuckes beraubt liegt hinter Deinem Schatze die Zeit, wo Du ihn liebteſt, und mühſam wehrt er den Gedanken ab, der jene Zeit berührt. Ja mit ſeinem Liebchen lachen, ſpötteln würde er, wenn ein Seufzer ihn von Dir erreichte. Ja, ja, mein Schatz! Du irrſt hier umher, wie eine arme, einſame Katze in der mondhellen Sommernacht; er aber ruht in warmen, weichen Armen und durchkoſtet jede Wolluſt der Liebe. Deine Qual aber kann und wird niemals enden. Weib, weißt Du, was das heißt: Niemals? — Wenn ich Dich nicht haßte, ich könnte Dich bedauern. Geh, einfältige Thörin, wirf Dich in

die Arme des Meeres, oder in die Arme eines Liebhabers!"

Helene ſtand wie vom Blitze berührt. Ob über den Inhalt dieſer Rede, oder über die Frechheit dieſes Weibes — ſie wußte es wohl ſelbſt nicht, aber bei den letzten Worten fuhr ſie auf und horchte überraſcht, doch in demſelben Augenblick verſchwand die Zigeunerin. „O Gott, was war das!" ſprach Helene, „in dieſen Worten lag Aurorens Stimme. Was treibt ſie zu ſolcher Bosheit? Hin zu ihr, zu ihr!"

Sie eilte in den Saal, der den Centralpunkt der Geſellſchaft bildete, und überflog die Masken; aber nirgends war die Zigeunerin zu erblicken. Sie ſuchte nach einer Begleitung, die Menge zu durchdringen, die andern Säle zu durchſtreifen, aber noch hatten ſich Wenige demaskirt, und ſie war theils zu aufgeregt, theils zu ſehr beſchäftigt, die Masken zu erkennen, um wirklich deren wahre Geſtalt zu errathen. Sie war nun im Begriff, ſelbſt die Maske abzunehmen, um von ihren Freundinnen geſehen und aufgeſucht zu werden, und ſo ſchnell die gewünſchte Begleitung zu finden, als Graf Cronſtett, in griechiſchem Koſtüm, ſich ihr näherte.

„Warum in Nacht gehüllt, da Du die Sonne biſt?" recitirte er mit ſchmachtender Stimme.

„Sie irren, Graf," erwiderte Helene ſtolz und ungeduldig, „wenn Sie meinen, daß ich die Sonne bin. Die Sonne ſtrahlt, lächelt Allen, zu ihr darf Jeder frei ſein

Auge erheben; aber ich — ich wende finſter zürnend mich von dem, der zu mir ſein Auge erhebt!"

Sie nahm die Maske ab und verließ ihn. In ihrer Nähe erſchien jetzt die Baronin Nilſtjerna, auf die ſie zueilte.

„O bitte, Liebe! leihen Sie mir Ihren Arm," ſprach Helene, „ich ſuche eine Maske, eine Zigeunerin, die mich tödtlich verletzt hat."

„Nun ſo kommen Sie, Gräfin," erwiderte die Baronin; „doch ich ſehe nicht ganz ein, was es Ihnen hilft, wenn Sie die Geſuchte aufgefunden; Sie ſetzen ſich nur neuen Beleidigungen aus."

„Alles, Alles liegt mir daran, zu wiſſen, wen dieſe Hülle barg. Dann nur kann ich errathen, aus welchen Motiven jene Schmähungen gefloſſen."

Sie durcheilten vergebens alle Säle — nirgends eine Spur von der Zigeunerin. Endlich drangen ſie bis in das letzte, kleinſte Cabinet.

Hier fanden ſie Auroren hingegoſſen auf ein Sopha in maleriſcher Attitüde, als Euterpe coſtümirt, noch die Flöte in der Hand, wie bei dem Feſtſpiel. Vor ihr ſtand Baron Brahe als Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Die demüthige Stellung, die er einnahm, contraſtirte lächerlich ſeltſam zu ſeiner Heldenmaske. Aurora ſchien in der beſten Laune.

„Baron! Sie ſind heute entzückend ſchön," rief ſie, „man kann nicht müde werden, Sie zu betrachten. Ich

will auch heute ganz geduldig ein Dutzend Liebeserklärungen und Fadaiſen von Ihnen anhören, um nur das Vergnügen zu haben, Sie zu ſehen. Baron, wenn ich einmal krank bin, oder verdrießlich, müſſen Sie in dieſem Coſtüme zu mir kommen, ich glaube, in meiner Sterbeſtunde würde ich dann noch lachen."

„O rufen Sie nur, Gnädigſte," ſprach der Baron, „ein Wink von Ihnen, und ich liege zu Ihren Füßen und hülle mich in die Form, die meine Königin gebietet. Ach laſſen Sie mich ewig Ihr Sclave ſein und ich beneide die Götter nicht, denn:

Dir gehört mein ganzes Ich:
Leben mein, ich liebe Dich!"

„Ha, triumphire nur! Du haſt gewonnen —
Jedoch um Alles möcht' ich Du nicht ſein!"

erwiderte verächtlich Aurora. Jetzt erblickte ſie Helenen, die mit der Baronin durch das Zimmer ſchritt.

„Eilen Sie nicht ſo ſchnell an mir vorüber, meine Damen," rief Aurora mit jener freundlichen Liebenswürdigkeit, der ſie immer ſo mächtig war. Sie erhob ſich von ihrem Sitze und trat den Damen entgegen.

Helene war einen Augenblick überraſcht und zweifelhaft, ob ſie ſich nicht getäuſcht und Auroren Unrecht gethan mit ihrem Verdachte.

„Ich habe mich zurückgezogen von der Geſellſchaft," ſprach Aurora weiter; „das Maskengewühl und das ſinnloſe Umhertreiben fatiguirt mich; überhaupt fand ich noch

nichts, was des Intereſſes werth geweſen. Sahen Sie intereſſante Masken, oder ſind Sie vielleicht noch im Begriff, welche zu ſuchen?" fragte ſie, indem ihr Blick forſchend auf die Gräfin fiel.

„Sie war es, nur ſie!" dachte jetzt Helene. „Ich ſuchte Sie, Frau Marquiſe, doch nicht in dieſer Geſtalt," erwiderte ſie freimüthig, Aurorens Blicken ſtolz begegnend.

„Nicht in dieſer Geſtalt?" fragte ſichtlich erſchreckt dieſe, doch ſchnell fügte ſie unbefangen hinzu: „Mein Gott, haben Sie denn vergeſſen, daß ich in dieſem Coſtüme ſchon neben Ihnen agirt habe; war es nicht das Natürlichſte, mich ſo zu vermuthen? Aber gleichwohl iſt es liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich aufſuchen. Erzählen Sie mir, was Sie mir mitzutheilen haben."

„Nichts, gar nichts," ſagte ruhig Helene. „Und wenn ich Sie in einer andern Maske fand, auch dann weiter nichts, als Ihnen ſagen, daß ich Sie erkannte." Sie verneigte ſich gegen die Marquiſe, bot der Baronin den Arm und verließ das Zimmer.

„Ha!" rief Aurora und ihre Augen blitzten in wildem Feuer und ihre Wangen überzog eine dunkle Röthe, „will dieſer Wurm meiner ſpotten? Baron, entfernen Sie ſich, ich will allein ſein."

In der heftigſten Bewegung, mit ſchnellen, großen Schritten eilte ſie im Zimmer auf und nieder. Plötzlich ſtand ſie ſtill. „Schon einmal," rief ſie, „trat Jene mir entgegen, meine Pläne durchſchneidend — und ein ewiger Haß faßte Raum in meiner Seele — jetzt naht

ſie mir mit giftigem Spotte, mit kaltem Stolze — und ſie hat Rachluſt in mir entzündet. Wehe der Armſeligen, wenn Aurorens Rache auf ihr Haupt niederſinkt!"

„Die Sphynx ſah erſtaunt ihr Räthſel gelöſt, das ſie für unbegreiflich hielt," ſprach lächelnd die Baronin Nilſtjerna zu der Gräfin, „und ſtürzte ſich in den Abgrund des Mißmuthes, dem Sie beſtimmt waren."

„Ach," erwiderte Helene, „ich bin ihm auch nicht ganz entronnen, obwohl Aurorens Räthſel ich zu errathen glaube; aber ich hielt es für unmöglich, gehaßt zu werden, wenn die eigene Seele keine Ahnung von Haß und Mißtrauen faßt, wenn man die ganze Welt mit warmer Liebe umfängt!"

Sich langweilend und mürriſch ſuchend irrte Graf Cronſtett in den Sälen umher. Helenen aufzufinden war fortwährend ſein Ziel. Er hatte ſich vorgenommen, an dieſem Abend ſeinen Wünſchen näher zu kommen, und deſto verdrießlicher ſtimmte es ihn, die ſchöne Zeit hinſtreichen zu ſehen, ohne daß er ſie benutzen konnte. Noch nie meinte er die Gräfin ſo ſchön geſehen zu haben, als an dieſem Abende; theils ihr Coſtüme, theils die leidenſchaftliche Bewegung, die ihm ſo neu an ihr war, ließen ſie ihm heute ſo beiſpiellos reizend erſcheinen. Er ſelbſt aber befand ſich in unendlicher Aufgeregtheit. Ihre Worte, ſo kalt und ſo ſtolz ſie auch geklungen, waren doch verſchieden von ihrem frühern, völligen Indifferentismus; es lag ein leiſer Widerſtand darin, ſie hatten ihn gereizt, erhitzt, und ihr Verſchwinden und ſein vergebliches Suchen

ſteigerte immer mehr ſeine ſehnſüchtige Ungeduld. — Jetzt erſchien Helene; aber begleitet vom Grafen Löwenhjelm, von Oskar und Eugenien. — Cronſtett hatte Recht: ſie war ſehr ſchön! Das ideale Coſtüme — das ſchwarze, mit Sternen beſäete Gewand und die Sternenkrone auf dem Haupte — verlieh ihrer Erſcheinung etwas Ueberirdiſches. Ihr ganzes Weſen zeigte ſtets die Dame, die heimiſch auf dem glatten Boden der höheren Geſellſchaft iſt; mit ariſtokratiſcher Sicherheit ſchritt ſie daher, doch ſchien ſie unbewußt ihrer Reize und der Bewunderung, die man ihr zollte; ihr Blick eilte unbeachtend über die meiſten Gegenſtände hin; ihr Auge ſchien ſich mehr zu eignen, gen Himmel zu ſchauen, als auf dem Tande der Erde zu weilen. — Ihre Begleitung verließ ſie, Andere nahten, die Männer huldigten ihr, die Frauen begrüßten ſie, ſie ſprach, ſie ſcherzte, ſie tanzte, endlich zog ſie ſich zurück, nahm Platz auf einem Seſſel und blickte theilnahmlos in das Gewirr ewig ſchwindender und wiederkehrender Geſtalten. Da trat Cronſtett zu ihr.

„Endlich, endlich," ſprach er ſeufzend, „finde ich die Langgeſuchte, endlich finde ich ſie allein! — Ich bin dem Blinden gleich, der auf einen Augenblick das Tageslicht geſchaut, von fern die ſchöne Welt geſehen, und in ſeiner Nacht nun ewig nach dem Tage ruft, und nimmer Ruh' noch Frieden findet. O laß es Licht vor meinen Augen werden, Helene, o ſprich ein Wort und laß dieſes Wortes Zauber die Binde ewiger Blindheit löſen!"

Helene ſah ſich entrüſtet um, und erhob ſich langſam.

„O fliehe nicht, Engel, ich beſchwöre Dich," flüſterte der Graf, „verſchließe nicht Dein Ohr den Worten des Verzweiflungsvollen, entfliehe nicht!"

„Gemach, gemach, Herr Graf," ſprach ſie mit Hoheit, „ich fliehe nicht, mein Ohr bedarf des Wachſes nicht, um nicht auf Sie zu hören; doch wo man ſich langweilt, pflegt man ſich zu entfernen."

„Unerhört! unerhört!" murrte der Graf, als Helene ſeinem Geſichte entſchwunden war, „das konnte mir begegnen? Doch ich war zu ſchnell; aber bei Gott! ſie iſt zu einzig, man vergißt alle Vorſicht, ihr gegenüber. Wo, zum Teufel! iſt mein guter Genius hin, der die nimmer fehlenden Pfeile ſchmiedet?"

Alle Welt amüſirte ſich, wenigſtens der größte Theil der Geſellſchaft; doch wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Gefeierten des Tages, die zu unterhalten, zu beluſtigen, Alles in Bewegung war, langweilten und ſehnten ſich nach einſamen Augenblicken. Oskar, endlich müde des Trubels, floh mit der Braut den Strudel der allgemeinen Luſt — und von ihren unzähligen Liebesſchwüren und Umarmungen und Küſſen und Liebesgeflüſter — davon warſt Du nur Zeuge, heilige Einſamkeit der Nacht — Freundin der Liebe! — — —

Es graute bereits der andere Morgen, als Helene die Geſellſchaft, die noch immer zahlreich verſammelt war, verließ.

„Urania, Urania," flüſterte eine Stimme dicht hinter der Gräfin. Sie wandte ſich um und ſah erſtaunt Graf Cronſtett vor ſich ſtehen.

„Engel, ſcheide nicht zürnend von mir!“ rief er. „Das Maskenſpiel iſt vorüber, o ſo wirf auch Du endlich die eherne Maske Deines Herzens ab!“

„Graf,“ erwiderte lachend Helene, „es tagt der Morgen und da pflegen Trunkene nüchtern zu werden.“

Ehe er ſie begriffen, war ſie verſchwunden.

---

9. Kapitel.

Ich bin ſehr ſtolz, rachſüchtig, ehrgeizig; mir ſtehen mehr Vergehungen zu Dienſt, als ich Gedanken habe ſie zu hegen, Einbildungskraft ihnen Geſtalt zu geben, oder Zeit ſie auszuführen.

Shakeſpeare.

Am folgenden Vormittag gegen ein Uhr begab ſich Brahe in Cronſtetts Wohnung, um von ihm die Erfolge des geſtrigen Abends zu hören. Der Diener meldete ihm im Vorzimmer: Seine Gnaden lägen noch im Bette. Und er, ſchon daran gewöhnt, ſeinem Freunde am Bette Beſuche abzuſtatten, trat in deſſen Schlafzimmer.

Es war jetzt ſchwer, im Grafen, auf deſſen Geſicht die grünſeidenen Bettvorhänge bleiche Schatten warfen, denſelben zu erkennen, der in den Salons mit ſeiner feinen Taille und ſeiner ächt ariſtokratiſchen Haltung eine

ſo angenehme Erſcheinung bildete, der ſo viel Glück bei den Damen machte. Sein farbloſes Auge, das nur hübſch ſchien, wenn es lebhaft war, wenn es die innere Aufregung zurückſtrahlte, war glanz- und ausdruckslos; die dunkeln Zirkel, die daſſelbe umgaben und die Abends beim Lichterglanz dem Geſichte einen poetiſchen Ausdruck verliehen, erzählten jetzt nur von ſeinem wüſten Leben; ſeine Züge zeigten Abſpannung; der Teint war fahl, ohne alle Jugendfriſche; die blonden Haare, die man immer nur kunſt- und modegerecht ſah, waren aufgewickelt und ließen eingefallene Schläfe ſehen; die ſchön gewölbte Stirn trat jetzt zu ſchroff hervor. Am Bette ſtand ein kleiner, mit chineſiſchen Figuren bemalter Kammerdiener mit einem Theeſervice, unweit deſſelben ein Badeſchrank, dann ein Toilettentiſch mit einer Menge Kryſtallflaſchen voll Eſſenzen, Porzellanbüchſen mit Salben, Bürſten u. ſ. w. Auf einem Lehnſeſſel an dem Bette lagen Bücher, ein Damenſhawl, ein Schlafrock von weißem Thibet mit eingewirkten bunten Palmen und einige Pfeifen in traulicher Eintracht beiſammen. Cronſtett hatte ein Buch in der Hand, las und ſang dazu halblaut:

Aux dames du cour
Laissons la morale,
Sans vivre à la cour
J'aime le scandale.
Bon!
La farira; dondaine,
Gai,
La farira; dondaine!

„Guten Morgen, Herr von Cronſtett," ſprach eintretend Brahe; „Sie ſcheinen ſehr guter Laune."

„Ja, ma foi, exquiſite Laune habe ich," erwiderte Jener, „ungefähr wie ſie ein Bettelſtudent haben mag, der ſeinen letzten Rock auf das Leihhaus geſchickt hat und nun gern ausgehen möchte. Nein, mir iſt ſehr übel: ich habe mir den Magen verdorben; aber nicht etwa an Süßigkeiten, die ich bei der Gräfin Löwenhjelm genoſſen; du tout, au contraire, an Bitterkeiten, die ſie mir gereicht, und das iſt bitter, geſtehen Sie?"

„Sehr bitter," ſagte der zu Allem bereitwillige Baron; „aber erzählen Sie!"

„Pah, was giebt es da zu erzählen; ich war ein Nigaud und habe vielleicht Alles verdorben. Dieſe Helene iſt aber ein wahres Original; ich glaube, ſie könnte ſich wie Kanut an das Meeresufer ſetzen und den Wellen gebieten wollen, nicht ihrem Throne zu nahen."

Sein Blick fiel jetzt unwillig auf den Shawl, der, wie ſchon erwähnt, auf dem Fauteuil lag. Er nahm ihn, rollte ihn zuſammen und warf ihn unter das Bett. „Sie ſehen," ſprach er lächelnd, „ich huldige dem ſchönen Spruch, man muß eine Liebſchaft nie eher auflöſen, als bis man eine neue angeknüpft hat."

„Haben Sie Ihren Wünſchen auf die Gräfin entſagt," fragte ſein Geſellſchafter, „oder haben Sie die Intention, neue Verſuche vorzunehmen?"

„Pourquoi non? Aber wie mir Zutritt zu Helenen zu erzwingen, that is the question. Denn wahrſcheinlich

wird ſie mir, wenn auch nicht zu ihren Salons, doch zu ihrem Boudoir die Thür verſchließen, und Sie wiſſen, in der Geſellſchaft läßt ſich, will man nicht die Aufmerkſamkeit Anderer auf ſich ziehen, wenig thun. Als ich noch nicht in Upſala ſtudirte, kannte ich eine junge Frau. Sie war ſehr hübſch, lebhaft, ziemlich genial, enfin ganz geeignet mir zu gefallen; aber ſie hatte die Grille, meine Huldigungen nicht anzunehmen und ſchloß auch damit, für mich nicht mehr zu Hauſe zu ſein. Hören Sie nun, wie ich mir wieder Zutritt verſchaffte. Ich traf ſie in einer Geſellſchaft, ging mit ſehr gleichgültigen Mienen zu ihr, ſprach ſehr ruhig von höchſt gleichgültigen Dingen und that, als habe ich ihr nie anders, als ganz indifferent gegenüber geſtanden. Auf dieſe Weiſe konnte ſie nicht anders, als höflich ſein. Ich fing dann an zu ſcherzen, nahm höchſt modeſt mich zur Zielſcheibe meines Witzes, rückte aber das Geſpräch peu à peu meinem Plane näher und erklärte endlich, tout bonnement, daß ich mich für unwiderſtehlich halte für alle Frauen. Sie war troſtlos über dieſe Erklärung, nannte mich einen eiteln Geck u. ſ. w. »Nun, gnädige Frau,« ſagte ich, immer noch in ſcherzhaftem Tone, »es ſcheint Ihnen daran zu liegen, mich des Gegentheils zu überzeugen; laſſen Sie uns eine Wette eingehen, ich behaupte, es dahin zu bringen, daß auch Sie binnen vier Wochen in mich verliebt ſind.«

»Sie ſind zu unverſchämt,« rief ſie; »aber gut, ich acceptire dieſe Wette, Sie ſollen Ihres Wahnes benommen

werden.« — »Nein, nein,« erwiderte ich, »wenn mir ernstlich daran liegt, die Liebe einer Frau zu gewinnen, so widersteht sie mir nicht.« — »Ah,« rief sie, »Sie lassen sich eine Hinterthür offen.« — »Gewiß nicht,« erkärte ich, »ich schwöre Ihnen, gnädige Frau, es gilt mir sehr viel, Ihre Liebe zu gewinnen.« Sie erröthete, mußte aber schweigen. Ecoutez, ich hatte nun schon viel erreicht: ich durfte wieder ihr Haus besuchen und sie hatte ruhig eine Liebeserklärung anhören müssen."

„Und weiter?" fragte Brahe.

„Ich war nun täglich bei ihr, stellte mich anfangs schüchtern, nur glücklich in ihrer Nähe weilen zu dürfen, nahm dann ein Wesen an, quasi als wachse meine Liebe, und unterhielt sie auch davon mit großer Leidenschaftlichkeit. Wollte sie das nicht dulden, waren ihr meine Besuche zu oft, dann erklärte ich ihr, daß zu diesem Allen mir die Wette Erlaubniß gäbe. Als drei Wochen verstrichen waren, spielte ich den Unglücklichen, klagte, daß ich nun bald wieder verbannt werden würde, und erzählte ihr mit scheinbar großer Aufrichtigkeit, daß ich in der Verzweiflung, als sie mir nicht mehr Zutritt in ihr Haus gestattet, zu der Wette meine Zuflucht genommen, um sie wiedersehen zu dürfen; enfin ich manövrirte, bis sie eines Tages ihren Arm um meinen Hals schlang und rief: »Ja, Sie sind unwiderstehlich!« Ich hätte lachen und ausrufen mögen: »Schwachheit, dein Name ist Weib!« aber ich zog es vor — sie zu küssen; enfin

„Auch Gräfin Löwenhjelm wird nicht immer unbeweglich bleiben. Beim Himmel, ſie intereſſirt mich, ich glaube, wie noch nie ein anderes Weib. Den Grafen, ſchwör' ich, liebt ſie nicht; es iſt unmöglich, dieſen Mann zu lieben, der einem Gladiator weit ähnlicher ſieht, als einem ſkandinaviſchen Potentaten; mich täuſcht ſie nicht, ſo viel Theilnahme ſie auch für ihn affektirt. Aber Helene iſt ſchwer zu faſſen, ſie zieht ſich, wenn man ſich ihr nähert, wie ein Igel in ſich ſelbſt zurück, und kehrt nur den Stolz nach außen, wie jener die Stacheln; aber auch an einem Stachel iſt er ja zu faſſen. Doch, Herr von Brahe, erzählen auch Sie mir nun, was Sie geſtern Abend für Geſchäfte gemacht haben."

„Ach," erwiderte dieſer kleinlaut, „Aurora iſt ein Chamäleon, das in jeder Stunde zehn Mal die Farben wechſelt."

„Wiſſen Sie," ſagte Cronſtett, „im Nothfalle muß man den Weibern eine Piſtole zeigen, da ſind ſie gleich zu beſiegen."

10. Kapitel.

L'hirondelle, en suivant les saisons dans les airs,
Voit, des bords qu'elle fait, l'autre rive des mers;
Le pilote que l'ombre entoure de ses voiles,
Suit un phare immobile au milieu des étoiles;
L'aigle vole au soleil, la colombe à son nid;
Sur l'abime orageux que sa proue applanit,
Sous des cieux inconnus guidé par sa boussole,
A travers l'horizon le vaisseau voit le pôle;
L'homme seul ne voit rien pour manquer son chemin,
Qu'hier et qu'aujourd'hui, semblables à demain,
Et changeant à toute heure et de but et de route
Marche, recule, avance, et se perd dans son doute.

Lamartine.

Oskar und Eugenie durchlebten jetzt jene Tage, welche die Menschen entzückend nennen, jene Zeit, wo sie das Glück nicht in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft suchen, wo sie es nur in der berauschenden Gegenwart finden.

Eugeniens ganzes Wesen versank in Oskar.

Sie hatte keinen eignen Willen und keine eigne Meinung mehr; sie lehnte sich an Oskar und lauschte seinen Worten, und was er sagte, glaubte sie, habe sie schon gedacht, und was er wollte, meinte sie, wünsche

sie auch. Oskars einziger Schmerz war, wenn er sich von der Geliebten trennen mußte; aber wenn er ging, erfreute er sich ihres traurigen Scheideblicks — so selbstsüchtig ist die Liebe — und freute sich des Wiedersehens. Wenn er kam, entzückte ihn ihre wartende Liebe, ihr leuchtendes Auge. Wenn Abends der Schlummer ihnen nahte, freuten sie sich des morgenden Tages, und wenn es tagte, war ihr Glück wieder so neu und so begeisternd!

Doch warum beschreiben diese Tage, die, nur der Liebe geweiht, der sichere Weg sind zu Gleichgültigkeit oder Schmerzen? Warum beschreiben die erste glühende Zeit der Ehe? Wer kannte ihn nicht oder hörte nicht von jenem wüthenden Rausche der Liebe, den, ach schon nach kurzer Zeit das Klappern der bleiernen Flügel der Gewohnheit verscheucht — und von dem doch der zitternde Greis noch mit leuchtenden Augen erzählt! . . . .

Helene, die arme Helene, auch sie war aus einem Rausche erwacht, — ihr schöner Traum war entschwunden, die Poesie, die ihr Leben überhaucht, war entflohen!

Sie erwachte spät, nach langen, schweren Träumen, am Morgen nach jener Ballnacht. Sie glaubte sich wieder ruhig und zufrieden; aber es war nur jene Abspannung der Nerven, die auf Aufregung folgt. Bald aber erwachte sie aus ihrer Apathie, und tausend widerstrebende Gedanken und widerstrebende Gefühle durchkreuzten sich in ihr. Nichts war anders, keines ihrer Verhältnisse hatte sich verändert, und doch erschien ihr Alles so umgestaltet. Ihr Mann liebte sie, nach seiner Weise

und ſo wie er ſie im Anfange geliebt, auch begehrte ſie nicht mehr von ihm; aber ſie fühlte ſich jetzt einſam an ſeiner Seite, ſo namenlos einſam, und die Schroffheit und Einſeitigkeit ſeines Charakters verletzten ſie jetzt empfindlicher als ſonſt. Helga hing noch mit derſelben Leidenſchaftlichkeit an ihr, wie einſt; aber dieſe Liebe war nicht tröſtend und ausſöhnend, wie die Liebe eines Kindes zur Mutter, dieſe Liebe war aufregend und beunruhigend. Obgleich Helga ſich viel verändert, war ſie doch noch immer ein wunderbar ſeltſames Weſen, und in Helenens Glück, ſie zu beſitzen, zu erziehen, in ihre Hoffnung, ſie nach ihren Wünſchen zu bilden, miſchten ſich jetzt finſtere Ahnungen für Helga's Zukunft. Helene floh in die Vergangenheit; ſie ſuchte Troſt in der Erinnerung, die ſie vor Kurzem noch ſo beſeligt, in der ſie für alle Zeiten Glück zu finden gehofft; aber ein ſtechender Schmerz durchzuckte ſie, ein unnennbares Weh erfaßte ihr ganzes Weſen. O das iſt Täuſchung, wenn man wähnt, von der Erinnerung leben zu können — der Wahn iſt kurz! — Die Erinnerung an Glück iſt nur ſüß, wenn die Gegenwart nicht öde, wenn es uns nahe geblieben, jenes Bild, das uns damals entzückt; aber iſt es uns fern, iſt es dahin, jeder Ton aus jenen Zeiten verklungen, und uns doch noch die Sehnſucht der Jugend geblieben, dann wird die Erinnerung zum Geſpenſt! An jedem Orte, an jeder Stätte, die unſer einſtiges Glück geſehen, ſteigen blutende Schatten auf, erklingen klagende Todtengeſänge! Die Hoffnung allein vermag ein einſames Leben zu

schmücken! Aber auf was sollte denn die arme Helene hoffen? Sie hatte sich, als sie sich ihr Leben so monoton gebildet, keine Hoffnung für die Zukunft hingestellt, nicht wähnend, sie je zu bedürfen bei der Erinnerung. Und nun, da sie sich anklammern wollte an die Hoffnung, umarmte sie nur ein Phantom, das in Dunst zerfloß. Sie gedachte der Zigeunerin auf dem Maskenballe und ihrer Worte. Sie sah ihre Gefühle errathen und erniedrigt; sie hatte Auroren geliebt und diese schien sie zu hassen; aber mehr noch barg jene Rede. Hatte die Zigeunerin ihr nicht mit Spott erzählt: Er, der Freund, sei in Liebe befangen zu einem andern Weibe? An diese Worte hefteten sich ihre Gedanken. Nichts bürgte für die Wahrheit dieser Erzählung, diese ganze Mummerei war nur eine Erfindung der Bosheit; aber warum konnte Clarence nicht einem Weibe gehören? Hatte sie nicht mit der größten Ruhe daran gedacht, als sie seinem Besitz entsagte? Aber Ahnung und Wirklichkeit sind himmelweit von einander verschieden! — Sie glaubte sich nicht von ihm vergessen; sie glaubte nicht, daß er eine Andere mehr lieben könne, als er sie geliebt, nein das war unmöglich, seine Seele mußte ihr nur gehören, ihre Seelen waren ja vermählt für ewig; sie konnte kein Verhältniß, keine Zeit von einander reißen, das hatten ja Beide tief empfunden. Aber dennoch, ohne daß sie sich es selbst bekennen wollte, legte die Eifersucht sich an ihr Herz.

Sie analysirte ihre frühere Handlungsweise. Als sie von Clarence schied und die Hand einem zwar geachteten,

aber ungeliebten Manne reichte, erschien ihr das Opfer so groß, — weil es ihr so schwer wurde. Sie hatte freiwillig resignirt auf eigenes irdisches Glück — und das Bewußtsein ihrer Stärke goß Frieden in ihr leidendes Herz. Aber jetzt, jetzt erschien ihr diese Handlungsweise so kleinlich, so selbstsüchtig. Sie hatte sich des Freundes ewige Liebe erkaufen wollen und deshalb seinem irdischen Besitze entsagt, ihn aber von Jammer und Schmerz zerrissen hinausgestoßen in die kalte, leere Welt, und zur Begleitung ihm das Wissen mitgegeben, daß eines andern Mannes Arme sie umfangen.

Sie wünschte ihn zurück mit glühender Sehnsucht, und dennoch verdammte sie sich ob dieses Wunsches. Sollte er kommen, um Löwenhjelm in ihrem Besitze zu sehen; sollte er kommen, um die vielleicht mühsam geheilten Wunden wieder aufzureißen? Warum begriff sie jetzt erst, wie wehe sie ihm gethan? Doch, möcht' sie wohl nun, wenn sie noch frei wäre, sein Weib werden? Nein, nein, vor dem Gedanken bebte sie noch immer zurück.

Was war sie aber ihrem Manne? Ja, sie genügte ihm, und füllte so den Platz aus, den sie sich angewiesen; doch mußte sie sich bekennen, daß eine gemeinere Natur ihrem Gatten eben sowohl genügen würde, vielleicht noch besser. Was war es hauptsächlich, das ihn an sie fesselte? Ihre physische Schönheit war es, ihre Jugend! Für die hochsinnige Helene, für das reine, seelenvolle Wesen, war das armselig, erniedrigend. Sie wollte zu dem Punkte zurückkehren, von welchem aus sie vor Kurzem ihr Leben

angeſehen; aber das Irrlicht, das ihr damals geleuchtet, war verſchwunden! — Sie ſuchte Troſt in dem Wirkungskreiſe, den ſie ſich gebildet in der Sorge für das Wohl der Einwohner von Edmonsholm; aber ach, ſie war läſſiger geworden in ihren Mühen; in ihrer Thätigkeit war eine Lähmung, aus der ſie vergeblich ſich aufzuringen verſuchte. — Gemüthskranke gleichen einem Scheintodten, der da weiß, daß ein Wort ihn vom Grabe erretten kann und es doch nicht auszuſprechen vermag — ſo wiſſen ſie, daß Beſchäftigung ſie von ihrem Trübſinn befreit, und dennoch vermögen ſie nicht ernſtlich darnach zu faſſen. —

Sie erinnerte ſich jetzt oft einer Nonne, die in dem Kloſter, wo ſie erzogen, ihre Freundin geweſen war, mit der ſie ſo oft geweint, ſo oft gebetet hatte. Dieſe war von einem Manne geliebt worden, deſſen Liebe ſie erwiedert mit aller Gluth ihres heißen Herzens. Sie war aber arm und ohne Ahnen, Jener war reich und von hoher Geburt. Der Zorn und die Drohungen ſeiner Verwandten hatten ihn vermocht, ſie zu verlaſſen und einer reichen Erbin ſeine Hand zu reichen. Die Welt war ihr nun troſtlos erſchienen, und in jugendlicher Uebereilung hatte ſie in ihrem ſiebenzehnten Jahre den Schleier genommen. Aber die Lebensluſt kehrte ihr wieder zurück, ſie ſehnte ſich hinaus aus den engen Mauern des Kloſters; doch für immer war ſchon die Kloſterpforte für ſie zugefallen.

Wenn nun Helene des Nachts nach tauſend Qualen eingeſchlummert war, erſchien ihr jene Nonne im Traume. Sie ſaß weinend hinter dem eiſernen Gitterfenſter, durch wel-

ches nur ſelten ein Sonnenſtrahl in die düſtere Zelle fiel, und blickte in den dumpfen Kloſterhof, der mit hohen Mauern umgeben war, über die hinaus es für ſie keine Fernſicht gab. Aber Helenens Träume verwirrten ſich und ſie ſelbſt war jene einſame Unglückliche!

Sie ſah die Nonne ſtumm und müſſig, ſich ſelbſt zur Laſt, hinſchreiten in den weiten Kreuzgängen. — Ein langer Zug Nonnen mit ſteinernen Geſichtern und eiskalten Herzen ſchritt an ihr vorüber; aber keine ſah ihr bleiches, verſtörtes Geſicht und keine wollte ſie tröſten! Aber Helene war die arme Unglückliche, für die Niemand Troſt hatte, die ſo unnütz, ſo elend war! Lange Abende ſaß ſie am Grabe ihrer Mutter, wo ihr ſonſt immer Rath oder Troſt geworden; aber es kam ihr dort nicht Freude zum Leben; ſie ſehnte ſich hinab zur theuern Entſchlafenen. Oft bebte Helene vor ſich ſelbſt zurück, oft entſetzte ſie ſich über die Zerriſſenheit ihres Innern und geängſtet floh ihre Seele zu Gott. Sie flehte um nichts, als um Ruhe, und gelobte mit krampfhaft gefalteten Händen: Zufriedenheit! Sie begriff nicht: ihr Leben war ja nicht unglücklich, warum ſollte ſie nicht zufrieden ſein? Und ſie hatte Unglück mit Faſſung und Ruhe ertragen, warum ſollte ſie jetzt nicht ruhig ſein? Unglück hätte ſie auch jetzt mit ihrem ſtarken Geiſte und ihrer frommen Ergebung mit Faſſung und Ruhe ertragen, für die Einförmigkeit ihres Lebens Troſt gefunden; aber der Engel war von ihr geſchieden, der bis jetzt in ihrem Herzen gethront. Sie gehörte zu den Naturen,

die, nach innen gekehrt, vor Allem das Gleichgewicht ihres innern Lebens zu behaupten ſtreben; ſie hatte immer nach eigener Klarheit getrachtet und ihre gewonnene innere Einigkeit hatte in allen Verhältniſſen Frieden über ihr ganzes Weſen verbreitet; aber jetzt zum erſten Male war Helene ſich ſelbſt nicht klar!

Wehe! wer nicht Klarheit der Seele beſitzt, er iſt dem ſchwankenden Boote gleich auf dem wogenden See, — und die Verhältniſſe herrſchen über ihn! . . . .

Helenens Geſundheit war jetzt oft ſehr leidend, und ſie ſchrieb endlich die geiſtigen Aufregungen dem phyſiſchen Unwohlſein zu; doch ſie verwechſelte hier Urſache und Wirkung.

Dem Grafen entging gänzlich der Wechſel, der in Helenens Innern vorgegangen war. Er bemerkte nicht, wenn ſie zu ſcherzen verſuchte, ihr trauriges Lächeln; — wenn ſie ihn zu unterhalten ſich bemühte, das ſchnelle Erröthen und Erbleichen ihrer Wangen, und wenn ſie tiefſinnig träumend ſaß — bemerkte er ſie größtentheils gar nicht, oder fragte ſie höchſtens ein Mal, ob ſie unwohl ſei; wartete aber nicht ihre Antwort ab. In Geſellſchaft ſah er nur, daß ſie gefeiert wurde, und war ſtolz auf ſie, wie ein eitles Mädchen auf ihr allgemein bewundertes Ballkleid. — Eugenie war zu viel mit ſich ſelbſt beſchäftigt; auch ſie fühlte nichts von der Freundin Kummer.

Madame Denis hielt Helenen für körperlich leidend, ſuchte Tag und Nacht ſie zu pflegen und wurde dadurch

getröſtet. Daß ihres Lieblings Seele leide, davon hatte ſie keine Ahnung. Im Anfange von Helenens Verheirathung hatte ſie zwar immer gefürchtet, daß dieſe unglücklich ſei; doch ſie hatte ſie ſpäter heiter und zufrieden geſehen, und konnte daher jetzt nicht begreifen, daß es anders ſei, da ſich doch nichts verändert hatte.

Die Gräfin Hilleſtröm ſah mit Betrübniß Helenens ſchwindende Geſundheit, und oft ſtieg in ihr die dunkle Ahnung auf, daß pſychiſche Leiden die Urſachen davon ſein möchten. Doch was man nicht gern glaubt, läßt man ſich leicht ausreden. Die Baronin Nilſtjerna, die, wie wir ſchon vom erſten Anfange an wiſſen, ſich ſehr für Helenen intereſſirte und hauptſächlich an ihrem innern Leben vielen Antheil nahm, verſicherte ihr immer, Helene ſei nicht unglücklich und könne es auch niemals werden. Sie ſprach mit Tegnèr:

„Ach Frithiof, Du biſt glücklich!
Keinem folgſt Du, gehſt Dir ſelbſt voran.“

So war denn Helga das Kind die Einzige, die es wirklich fühlte, daß Helene leide, die das erkannte, was nicht mütterliche Liebe, nicht das Auge der pſychologiſchen Beobachterin zu erſpähen vermochte. Doch den Begriff von „unglücklich“ verſtand ſie wohl eigentlich noch gar nicht; ihr ganzes Weſen war zu naiv, um ſich über das eigne Denken oder das eines Andern Rechenſchaft geben zu können, ſie fühlte und empfand nur! — Aber Helenens Schmerz zitterte wieder in ihrer Bruſt — unbewußt Beiden, theilte ſie ihr ganzes Weh.

Auroren hatte die Gräfin Löwenhjelm sehr bald nach jenem Abend wieder gesehen. Die Marquise war ihr sehr freundlich und völlig unbefangen entgegengetreten, und das Verhältniß der beiden Frauen, das zwar nie sehr innig gewesen, war doch dasselbe geblieben, wie vor jener Katastrophe. Von dieser Begebenheit selbst war natürlich nie die Rede zwischen ihnen; nicht ein Wort, was darauf hindeuten konnte, fiel auf der einen, oder der andern Seite.

Cronstetts Besuche nahm Helene, wie dieser vorausgesetzt, nicht mehr an. Bei ihren Soireen erschien er eine Zeit lang nicht, und schon hatte sie gehofft, er sei für sie nicht mehr verhanden, als sie ihn eines Abends in ihrem Salon erblickte, ihr gegenüber sie betrachtend. Helene erschrak. Bald darauf nahete er ihr mit großer Verlegenheit.

„Ich wollte," sprach er, „die Erlaubniß hier erscheinen zu dürfen, mir erst von Ihrer Gnade ertheilen lassen; aber ich fand nur verschlossene Thüren, und so — endlich siegte —"

Helene unterbrach ihn.

„Willkommen!" sprach sie mit jenem kalten, ausdruckslosen Tone, der, wenn die Worte auch noch so viel versprächen, sie doch nichtssagend erscheinen ließe, bewegte, wie zum Gruße, leise die Hand und wandte sich wieder zu den Damen, mit welchen sie sich vorher unterhalten hatte.

„Liebe Helene," sprach einige Tage darauf Löwenhjelm zu seiner Gattin, „ich habe mit Graf Cronstett einige wichtige Angelegenheiten zu besprechen, und er wird, denk'

ich, bald hier ſein; leider rufen mich aber unvorhergeſehene Geſchäfte ab, und ich kann nicht beſtimmen, wie lange ſie mich aufhalten werden. Ich will daher in meinem Vorzimmer beſtellen, daß man ihn zu Dir führe; habe Du die Güte, ihn einſtweilen zu unterhalten, und mich zu entſchuldigen, falls meine Geſchäfte mich ſo lange aufhalten ſollten, daß er mich nicht erwarten könnte."

„Dieſer Auftrag iſt mir nicht lieb," entgegnete Helene, „ich ſehe Cronſtett ungern bei mir; er iſt ſehr zudringlich."

„Zudringlich?" fragte auffahrend der Graf. „Daß man Dir huldigt, Helene, fuhr er ernſt fort, das will ich; aber Zudringlichkeiten, hoffe ich, wird mein Weib fern von ſich zu halten wiſſen!"

Helene war betroffen, der Graf aber entfernte ſich.

Es währte nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür und Cronſtett trat ein. Er war ſcheinbar ſehr überraſcht und verlegen, wollte ſich entſchuldigen, aber Helene nahm das Wort, verſicherte ſehr ruhig, es ſei an ihr, ihren Gemahl zu entſchuldigen, und ſie genüge dem ihr gewordenen Auftrage. Sie ſaßen eine kurze Zeit und unterhielten ſich von ſehr gleichgiltigen Gegenſtänden, aber Cronſtett wurde immer einſilbiger und zerſtreuter. Endlich ſprang er mit Leidenſchaftlichkeit auf, begab ſich an das von Helenen entfernteſte Fenſter und ſtarrte traurig vor ſich hin. Langſam kam er dann wieder an ſeinen vorigen Platz zurück und ſtand ſchweigend Helenen gegenüber. Dieſer

war das tête-à-tête so peinlich, daß sie kaum aufzusehen wagte, denn sie fühlte wie sein Auge auf ihr brannte.

Endlich sagte er tonlos: „Ich will gehen!"

Helene erschrak über diese geisterhafte Stimme.

„Gehen Sie," erwiderte sie sehr sanft. — Dieser weiche Ton machte ihn zittern und riesengroß wuchs seine Hoffnung an. In diesem Augenblicke war er in Helenens Achtung gestiegen, denn er wollte sie fliehen — und man sage was man wolle, die Liebe jedes Mannes, den man nicht verachtet, bewegt ein Weib, denn zwei Eigenschaften groß und gewaltig leben in ihr: Mitleid und Eitelkeit. Eine von beiden wird angeregt. Und welches junge Weib glaubt wohl an systematische Künste der Verführung?

Als Cronstett die Thür erreicht, schlug er sich vor die Stirn. „Ach, mein Gott," sprach er, „ich vergesse Alles, ich habe ja Geschäfte mit dem Grafen. Darf ich noch hier bleiben?" fragte er leise.

„Wenn Sie wollen, Herr Graf; aber ich bedauere, daß Löwenhjelm so lange auf sich warten läßt," erwiderte kalt Helene, die sich unangenehm berührt fühlte, als sie ihn zurückkehren sah. —

Cronstett nahm schweigend wieder den vorigen Platz am Fenster ein; er kämpfte mit einem Entschlusse. „Jetzt, oder nie!" dachte er; „wann werde ich wohl wieder so ungestört mit ihr allein sein?" — Er wußte nur zu wohl, daß der Graf noch nicht zurückkehren würde.

„Helene!" rief er, und stürzte ihr zu Füßen, „höre

mich! Ich habe furchtbar gekämpft; aber es bleibt mir nur die Wahl, Dich zu lieben oder zu ſterben."

„Genug, genug!" rief Helene entſetzt. „Fliehen Sie mich, damit der Wahnſinn, den Sie Liebe nennen, Sie flieht!"

„Ja, Engel, Du ſprichſt wahr, ich bin wahnſinnig; aber fliehen, nein, fliehen kann ich Dich nicht! Was dem Körper die Luft, das iſt meiner Seele Deine Nähe!"

„Ihre Seele," ſprach Helene ruhiger, „weiß nichts von mir, unſere Seelen ſind Antipoden."

„Daß Deine Seele nichts von mir weiß, das glaube ich, ach, das weiß ich!"

Helene ſtand auf und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Helene, Du eilſt von mir? Bleibe, ſüßer Engel, bleibe! Biſt Du kein Weib, haſt Du kein Mitleid? Sieh, ich will nichts von Dir, als Dein Mitleid!"

Helene ſah nicht, daß ein leiſer Spott ſeinen Mund verzog. „Mitleid?" fragte ſie leiſe, und ein ſchmerzlicher Ausdruck überflog ihr ſchönes Geſicht; aber ſchnell entfloh er, und Verachtung malte ſich dort.

„Schmach dem Manne," rief ſie, „der an des Weibes Mitleid appellirt."

Sie rauſchte an ihm vorüber und verließ das Zimmer.

Cronſtett knirſchte mit den Zähneen. „Es iſt gut," murmelte er diaboliſch lachend, als er das Palais verließ, „man wird ſich begnügen, zu beobachten, ob ſie ſtets und für Jeden die Spröde ſpielt."

11. Kapitel.

Die Kunſt, ſein Leben zu genießen, ſetzt eine genaue Bekanntſchaft mit allem dem, was ſich überhaupt genießen läßt, voraus. Werde alſo mit Dir ſelbſt, mit Deinem kunſtvollen Körper, mit Deinem unſterblichen Geiſte, mit Deinen herrlichen Anlagen und Kräften, mit Deinen ſchätzbaren Vorzügen, mit dem, was Du ſchon biſt und haſt, und was Du noch künftig ſein und erlangen willſt, genau bekannt. Marezoll.

Auf eines Pavillons bedecktem Balkon bei Athen lehnte auf türkiſchen Polſtern nachläſſig ein bleicher, ſchöner Mann. Die eine Hand war mit einem Dolche beſchäftigt, den ſie ſpielend in die Luft warf und wieder auffing; die andere hielt die unſterbliche Ilias. Doch geblendet, wie des Dichters, ſchien des Jünglings Auge; auf die Buchſtaben blickte es, aber es ſchien ſie nicht zu erkennen; über alle Gegenſtände, die ihn umringten, floh es hin, aber es ſchien ſie nicht wahrzunehmen. Und doch war es ſo hell, ſo glänzend um ihn; aber die alte, hohe Vergangenheit in ihrem magiſchen Zaubergewande war es, die um ihn aufblitzte, die hier mit ihren Erinnerungen ihn anwehte, und die arme Gegenwart in die

Dunkelheit ſcheuchte. Die Gräber ſah er ſich öffnen und Homers plaſtiſche Geſtalten an ſich vorüberziehen. Thaten waren ihr Gewand, der Ruhm ihr Scepter und die Unſterblichkeit ihre Krone! — Doch als Fremdlinge wandelten ſie daher: ſie fanden ſich nicht mehr und erkannten nicht ihr Reich und nicht ihr Blut. Und die Luft berührte ſie zu ſchwül und zu rauh, — zu Schatten ſchwanden ſie wieder hin und ſchlüpften in ihre Gräber; aber ihr Ruhm ſtieg zum Himmel und als glänzender Stern leuchtet er herab auf das große Zeitengrab.

Unſer Jüngling ſprang auf aus ſeinen Träumen und hin eilte ſein Blick nach dem alten Athen, dem Denkmale einſtiger Größe, hinweg über die unanſehnlichen Kirchen mit ihrem bizantiniſchen Kuppelbau, die neben den ſtattlichen Moſcheen den Stempel der Sklaverei tragen; hin nach der alten Akropolis, mit dem Parthenon — dem unſterblichen Tempel der ewigen Jungfrau — der in ſeinen Ueberreſten vielleicht noch alle Gebäude der Welt überſtrahlt; zu dem herrlichen Pantheon und all den Monumenten einer ruhmbekränzten Vorzeit, die in ihrer alten ſtolzen Majeſtät wie ſpottend herniederſchauen auf die armſelige Gegenwart! Und des Alterthums Größe, ſein eigenthümlicher Zauber übte wieder ſeine Macht an ihm, goß hohe Begeiſterung in ſeine Seele; doch zugleich ſtürzte brennend der Gedanke des eigenen Nichts auf ihn nieder und die doppelte Flamme gebar oder weckte die mächtige, unendliche Sehnſucht in ſeiner Bruſt nach Thaten, nach einem großen, reichen Leben.

Lange ſtand er ſinnend, und ein leuchtendes, erhabenes Ziel ſtellte er vor ſich auf. Sein Herz ſchlug höher bei deſſen Anblick, ſeine Seele jauchzte auf in ſtolzem Jugendmuth und breitete ihre Schwingen aus, in raſchem, kühnem Flug es zu erreichen.

„Armer Jüngling, halt' ein, Du ſtürzeſt herab! Noch flattert Dein Sehnen ruhelos umher, noch ſteht in Deinem Herzen ein Pantheon und Deine Gefühle ſind ſeine Prieſter und Deine Gedanken ihre Opfer!"

Die Nacht kam, und ſie bedeckte ringsum mit ihrem weiten Mantel das Leben der Gegenwart, wie die Träume der Vergangenheit. Sie iſt ein Weib, ein ſanftes Weib; ſie kennt nicht den Ehrgeiz — nur die Sehnſucht! nicht die Thatkraft — nur die Hingebung! nicht den Ruhm — nur die Liebe! Unſer Freund ging hinaus in den Garten, in den himmliſchen, griechiſchen Abend — und ſein Herz weinte. Ein Auge ſah er, in ſeinen Tiefen des Himmels Bild, ein ſüßes, bleiches Madonnenantlitz, hell durch die Dunkelheit ſtrahlen, eine zarte rührende Geſtalt hinwandeln durch die ganze Natur. Helene! flüſterten die Sterne, Helene! rauſchte es in den Zweigen, Helene! rief ſtürmiſch und ſchmerzlich ſeine eigne Stimme! „O Gott," ſeufzte er, „warum bin ich ſo einſam im Leben? Helene, warum biſt Du von mir geflohen, warum biſt Du mir ſo fern? Ach was bin ich ohne Dich?" Und er ging hin, trauernd und klagend; doch plötzlich blieb er ſtehen. „Ich will umkehren," rief er freudig, „zu Dir will ich heimkehren, Helene! Ich muß

ſie wiederſehen, ich muß, ich muß! Iſt ſie auch nicht mein," ſeufzte er — „will ich doch in ihrem Anblick mich ſtärken, in ihrem Wiederſehen mich tröſten und dann — — dann will ich hingehen und — — leben und wirken!"

Er kehrte nach ſeinen Zimmern zurück. Auf dem Schreibtiſch lag ein Brief. Haſtig riß er ihn auf; aber unbefriedigt irrte ſein Auge auf der Schrift umher, ſeine Stirn furchte ſich — doch endlich ſchien er zu finden, was er ſuchte, in einer Nachſchrift leuchtete ihm ein geliebter Name entgegen.

Er las:

„Faſt hätte ich vergeſſen, Ihre ſo theilnehmenden Erkundigungen nach dem Wohle meiner Tochter zu beantworten; nun dieſes Vergeſſen iſt ja ſchon ein Zeichen, daß ihr Befinden das erwünſchteſte ſein muß, im andern Falle würde ich ja wohl Ihrer Frage früher gedacht haben. Helene iſt geſund und glücklich; nicht ihre Verſicherungen allein, auch ihre ſtete Heiterkeit berechtigen mich zu dieſem frohen Schluſſe. Und ſo freue ich mich immer mehr der glücklichen Wahl, die ſie in ihrem Gatten traf. Mit einem Erben hat aber, zu meines Schwiegerſohnes großem Leidweſen, der Himmel ihre Ehe vor der Hand noch nicht geſegnet."

Wild lachte Lord Lesley auf, ſtreuete den Brief in tauſend kleinen Stücken umher, leerte haſtig eine Okka Wein und ſtürzte fort.

Schon war es bald ein Jahr, daß er Stockholm verlaſſen hatte. Deutſchland, die Schweiz und Italien hatte er durchzogen. In dumpfer Betäubung, ohne Schmerz, ohne Freude war er Anfangs dahin geeilt, nur aus Gewohnheit überall den Schätzen der Kunſt und der Wiſſenſchaft nachgeſpäht, nur mit Gleichgiltigkeit hatte er die Bilder des reichen Lebens, das ihn umfing, in ſich aufgenommen. Doch die Natur, die liebende Mutter, deren weiche, zärtliche Arme liebend ihn umfaßten, löſte die Starrheit, die ſeine Seele umſpannte. Doch mit dem Leben, das in ſein Herz zog, wachte auch ſein Schmerz wieder auf. Wohl ſinkt die eigne armſelige Gegenwart ſo oft in ein Nichts dahin, wenn auf geweihtem Boden die Manen einer hohen Vergangenheit uns entgegen treten; doch das ſüdliche Land mit ſeiner ſehnſüchtigen Luft hat nicht Heilkräfte für die Pein der Liebe. Umſonſt hatte Lesley's Ohr gelauſcht auf einen Ton aus der Ferne, hatte Briefe an Graf Markenſtern geſendet, daß ſeine Antworten Kunde von Ihr zu ihm trügen — umſonſt; aber da endlich — endlich ihr geliebter Name zu ihm herüber zitterte — ha, da gelobte er, er wolle ſie vergeſſen, wie ſie ihn vergaß!

Er ſtreifte umher bis tief in die Nacht; unſinnig immer weiter ſtürmend, als wolle er ſich ſelber entfliehen, hatte er ſich endlich verirrt; er übernachtete in einem elenden Wirthshauſe und kehrte erſt am ſpäten Morgen wieder heim. — Sein Vorzimmer fand er mit Malteſern gefüllt, die ihm ihre Dienſte anboten, eigentlich aber bettelten. Er

warf Geld unter ſie, und zugleich ſo drohende Worte, daß man von fern meinte, er züchtige ſie. Dann traten ihm ſeine Griechen entgegen, deren er eine große Anzahl unter ſeinem Gefolge hatte, ſeine Befehle erwartend. Auch ihnen warf er einige Hände voll Drachmen hin und ging ſchweigend an ihnen vorüber. Da bemerkte er zwei Jünglinge, deren edleres Weſen ihn ſchon oft angenehm überraſcht, wie ſie unbeweglich ſtanden, während die andern Griechen ſich bückten und gierig das hingeſtreuete Geld zuſammenlaſen.

„Ihr ſollt hinfort nicht mehr meine Diener ſein," rief er ihnen zu, „nehmt eins meiner eignen Zimmer in Beſchlag und beſchäftigt Euch nach Eurem Gefallen, bis ich weiter mit Euch ſprechen werde."

Er trat an das Fenſter — die ſchöne Olympia auf ihrem weißen Zelter kam wie gewöhnlich von ihrem Morgenritt an ſeinem Hauſe vorüber. Ein glühender Blick flog von ihr zu ihm auf — einen glühendern noch ſandte er hinab.

Auf ſeiner Fahrt von Malta nach Athen war die reizende Italienerin ſeine Reiſegefährtin geweſen; aber weder ihre Schönheit, noch ihre Koketterie hatte ſeine Aufmerkſamkeit gewonnen; doch heute feſſelte ſie ihn — noch heute flog er zu ihr.

Im idealen Gewande des Südens, nur nachläſſig die üppigen Reize verhüllt und die dunkle Lockenfülle wie einen weiten Schleier über ihren Nacken gebreitet, lag ſie

ſcheinbar ſchlummernd auf ihrem Divan. Zwei kleine Mohren ſtanden an ihrem Lager, die Mosquito's von ihr abwehrend, und am Fenſter ſaß eine ältliche Duenna, deren freundlich ſchlauer Blick, mit dem ſie Lesley begrüßte, ihm prophezeihte, daß er der Herrin willkommen ſein werde. Er aber wollte ſich entfernen, als er ſie im Arme des Schlummers erblickte; aber Olympia ſprang auf und trat ihm entgegen, — ſchön wie die Liebesgöttin, da ſie dem Meere entſtieg — und er gedachte nicht mehr zu fliehen. Schnell rauſchten an ihrer Seite die Stunden dahin und er hüllte ſich ängſtlich in den Zauber, der um ſie ausgebreitet lag. Des Morgens zogen ſie auf ihren Roſſen hinaus an den Korydallos und ſpähten nach einem Adlerhorſt, und des Abends wartete am Piräus eine Gondel ihrer und wiegte ſie in ſüßen Liebestaumel.

Aber zu früh frohlockte Olympia! Schon nach wenig Tagen ungetrübter Luſt wartete ſie oft vergeblich des Geliebten, durchdachte ſie mit Qual alle Möglichkeiten, die ihn von ihr entfernt halten könnten, während er — ihrer nicht mehr gedachte. In miſanthropiſchem Hinbrüten lag er daheim, zürnend dem ganzen Leben und der ganzen Menſchheit. Feſt verſchloſſen hatte er alle Fenſterläden, daß kein Lichtblick zu ihm dringe, ihm von der Welt zu erzählen. Und als er einmal länger als gewöhnlich gezögert, zu Olympia zurückzukehren und, nun endlich gekommen, mit ſchmeichelnden Worten, mit ſüßem Liebeständeln ſie verſöhnt und ſie ihn mit glühender Leidenſchaft an ihr ungeſtüm klopfendes Herz gepreßt hatte, — da

ſchleuderte er das ſchöne Weib wild und verächtlich von ſich und verließ ſie hohnlachend.

Aber die ſtolze Italienerin rief ihren Bruder, den wilden Carbonari, zur Rache auf. Wohl ahnte der Lord den Durſt nach Rache in dem leidenſchaftlichen Weibe, wohl kannte er den verwegenen Bruder mit den drohenden Augen und dem funkelnden Dolche. Doch unbekümmert ſuchte er in den Armen ſchöner Griechinnen das Glück, das er von Olympia verſchmäht, wandelte ſorglos des Abends auf dunkeln, einſamen Straßen, — aber wenige Tage nur. Als die Nacht einmal ſchon nahe und er die Schritte heimwärts gelenkt, fühlte er ſich plötzlich gefaßt von ſtarken Fäuſten, ſah er ſich umringt von drohenden Geſtalten und Dolche blitzten durch die Dunkelheit. Schnell ergriff er den eignen; da fühlte er aber ſchon einen Stoß in die Schulter und einen nach dem Herzen; doch ehe dieſer letzte tief genug zu dringen vermocht, ihn tödtlich zu verletzen, hatte er die Hand durchbohrt, die zu ſeinem Todesſtoße ſich erhoben, und ſchlaff fiel ſie ab von dem Dolche. Mit wüthender Macht ſuchte er nun die Mörder von ſich zu ſchleudern und getroffen von ſeinem Stahl ſank einer dahin; doch mit doppelter Wuth drangen nun die Andern auf ihn ein. Endlich bis zum Tode verwundet, wohl aber noch fähig, ſich zu erhalten, ſank er ſcheinbar, wie ſterbend nieder, indem er fühlte, daß ſeine Vertheidigung gegen die Macht der Feinde zu ſchwach ſei und wohl einſah, daß ſie nur ſeine Leiche verlaſſen würden. — Doch ſeine Berechnung

traf nicht ganz ein, denn ſie luden ihn auf, und ſchlepp-
ten ihn nach dem Kephiſſos und übergaben ihn deſſen
Fluthen. Zwar entflohen ſie dann ſchleunigſt; aber er,
aus vielen Wunden blutend, erſchöpft und der kleinſten
Anſtrengung faſt unfähig, vermochte kaum dieſem unbe-
deutenden Fluſſe zu entkommen. Vielmal tauchte er auf,
erklimmte das Ufer und immer wieder ſank er zurück;
doch endlich mit dem Aufwande der letzten Kräfte erreichte
er es. Sein Glück ſandte einen Wagen an ihm vorüber,
der ihn aufnahm; aber alle Lebensgeiſter ſchienen von ihm
geflohen, als man ihn endlich in ſeine Behauſung ge-
bracht.

Mehrere Wochen lang hielt ihn ſchwere Krankheit ge-
fangen; jede klare Beſinnung war ihm geraubt, Träume
und Wirklichkeit miſchten ſich bunt untereinander. Doch
eine Erſcheinung tauchte immer von Neuem wieder vor
ſeinen Blicken auf, ein liebliches reizendes Bild umgau-
kelte all' ſeine Sinne.

Wie mit himmliſchem Zauber umgürtet ſchwebte um
ihn eine holdſelige Geſtalt. Das blitzende Feß auf dem
Köpfchen dünkte ihm eine Krone; aber ſo klagend blickte
das helle Gazellenauge aus den dunkeln Wimpern zu ihm
hin, ſo träumend wand ſie im unſchuldigen Spiel die
langen Flechten um die bemalten Arme; doch ewig leben-
dig war ſie für ſeine Wünſche. Bald rückte ſie ihm die
Kiſſen, legte ihm friſches Eis auf den brennenden Kopf,
oder gab ihm die lindernden Tropfen, oder reichte ihm den
Becher mit Scherbet. „Helene, Helene," rief er oft ent-

zückt. Dann drückte ſie einen leiſen Kuß auf ſeine Stirn, doch wenn er ſehnend ſeine Arme ausſtreckte, ſie zu umfangen — verſchwand ſie. Und er glaubte ſie verſchwunden, entflohen für immer, als ſeine Phantaſien von ihm wichen; in banger Sorge blickte er um ſich, als er aus dem Fiebertaumel erwachte, ob dieſe ſüße Erſcheinung auch nur ein Traumbild geweſen. Da öffnete ſich leiſe die Thüre und jenes liebreizende Weſen ſtand vor ihm — ſchön wie die Roſe, die der Thau geküßt. „Jalaja," rief Lesley, und die helleniſche Jungfrau horchte hoch auf in Entzücken.

„Du kennſt mich?" ſtammelte ſie verwirrt, indem ſie ſeine Hände erfaßte, die er verlangend nach ihr ausgeſtreckt. „Du kennſt Jalaja, Du biſt nicht mehr krank?"

„Und Jalaja flieht nicht mehr vor mir?" fragte er ſie zärtlich, indem er ſie in ſeine Arme zog.

„Ach," flüſterte ſie leiſe und verbarg ihr erröthendes Antlitz an ſeiner Bruſt, „da ich Dich floh, wußte ich noch nicht, daß Du mein Leben biſt; erſt als Du krank wurdeſt, habe ich's erfahren."

„Süße Unſchuld!" ſeufzte Lesley und küßte ihre klare Stirn; dann aber drängte er ſie von ſich und ſprach wehmüthig: „Mädchen, ich liebe Dich nicht! Geh' Jalaja, geh'!"

Und Jalaja ging hin und weinte und klagte dem Himmel ſeine Grauſamkeit. — Sie ahnte nicht, daß er, trotz ſeiner Härte, edel an ihr gehandelt, daß er ihre Liebe nicht hinnahm, weil er ſie werth hielt. — Als der Lord

von Athen abreiſte, verſuchte er ſie zu tröſten durch eine reiche Ausſteuer, die er für ſie zurückließ.

Olympia und ihr Bruder waren verſchwunden.

Nicht ſo vergänglich wie für die Italienerin war Lesley's Gunſt für jene beiden Griechen geweſen, die ſie an demſelben Tage gewannen, an dem Olympia ſie errungen. Schon wenige Tage nach jenem Morgen hatte er ſich zu ihnen begeben, um ſie bei einer Beſchäftigung, die ſie, jetzt ſich ſelbſt überlaſſen, aus freier Wahl übernommen, zu überraſchen, und darnach ſie näher zu beurtheilen. Einen fand er zeichnend, bemüht, ein Conterfei ſeines Freundes herzuſtellen, und dieſen halb ernſt, halb ſcherzend auffordernd, ſein Geſicht in angenehmeren Mienen zu bewegen. Er aber, der als Modell dienen mußte, las eifrig in einem alten vaterländiſchen Schriftſteller; ſchon früher hatte er ſeine Freiſtunden benutzt, die alte griechiſche Sprache verſtehen zu lernen. Von nun an zog der Lord dieſe jungen Männer in ſeine Nähe, prüfte ſie genauer und wirklich fand er in erſterem viel Liebe und Talent zur Kunſt, bei dem zweiten im Allgemeinen reiche geiſtige Anlagen und ein reges Streben, ſie zu bilden. Er beſchloß Beide, wenn ſie weiter ſeinen Erwartungen entſprächen, dem Berufe zu übergeben, für den die Natur ſie gebildet zu haben ſchien.

Mit Lesley's Anſichten ſtimmte die moderne Bildungswuth, die Aufklärungsſucht, die auch die niedern Stände durch höhere Bildung zu erleuchten ſtrebt, ſehr wenig überein. „Welchen Nutzen kann ſie ihnen gewähren?“

fragte er. „Sie bedürfen ihrer nicht, um ihrem Berufe zu genügen, ſie fördert weder ihre Moralität, noch iſt ſie ihnen im Allgemeinen ein Bedürfniß; wohl aber erweckt ſie in ihnen eine Unzufriedenheit mit ihren äußern Verhältniſſen, Ueberſpannung und Abnormitäten. Doch," entſchied er „iſt es Pflicht der Reicheren, Mächtigern, wenn ſie unter jenen einen höhern Geiſt, der nach etwas Höherem ringt, entdecken, ihn aus der Dunkelheit zu reißen, ihn emporzuheben aus ſeiner niedern Sphäre, daß er nicht verdunſte und verſumpfe." Darum opferte er für die höhere Bildung Einzelner, in denen er Intelligenz, Adel der Seele zu entdecken glaubte, ungeheuere Summen, während er im Allgemeinen ein ſtoiſcher Ariſtokrat gegen die Aufklärung der niedern Stände war.

So war es auch mehr als ein jugendlicher Enthuſiasmus, mit welchem er ſich jener jungen Griechen annahm. Und ſie — ſie faßten mit glühender Freude nach dem Wechſel ihres Schickſals, den der Lord ihnen bot, den ſie ſchon früher ſo oft, aber ſo hoffnungslos, herbeigeſehnt; mit unendlichem Eifer und ausdauerndem Fleiße gaben ſie ſich der neuen Richtung ihres Lebens hin. Und Lesley verließ ſie nicht, als er Griechenland verließ. Später rief er den Maler nach Italien, den Studirenden nach Deutſchland, und mochte das Glück mit ſeinem berauſchenden Zauber, oder das Unglück mit ſeiner tödtenden Gewalt über ihn hinziehen, nie ſchwächte es in ihm das Gedächtniß für ſie. — Nach Jahren ſah er ſie wieder hier in Athen, und nie hatte der goldene Glanz des eignen

Ruhms ihm ſo hell in die Augen geblickt, als das Anſchauen ihrer glücklichen Leiſtungen und die Anerkennung, die ihnen, ſeinen Schützlingen, wurde.

Noch ſpät — als ſein eignes Glück ſchon längſt mit ſchwarzem Flor überzogen — warf ihr Glück und ihre Dankbarkeit einen lichten Schimmer über ſein Leben.

Dieſe beiden jungen Männer waren jetzt in Athen faſt die Einzigen, mit denen er nähern Umgang pflog. Er floh die Freundſchaft, denn er glaubte nicht an ſie; er drängte die Liebe von ſich, denn ſein Herz, meinte er, ſei ausgebrannt. Ach, er wußte nicht, daß er unempfindlich für die Liebe war, weil ſein Herz ganz Einer gehörte. Ach, auch ihr Bild glaubte er in ſeinem Herzen zertrümmert! So floh er nur in die Kreiſe der Männer, in die Arme der Weiber, um ſich zu berauſchen, um die Oede, die Zerriſſenheit ſeines Innern nicht zu empfinden. Aber einſam und allein ſtand er ewig unter ihnen, denn nur zu ſchnell ſchwand ſtets für ihn die Illuſion. Nüchtern, eiskalt ſchaute er hin auf Jene, der Saal der Luſt dünkte ihm ein Tollhaus, und die von Luſt und Wein berauſchten Männer ſeine Narren. Die Schönheit des Weibes wurde für ihn zur glitzernden Schlangenhaut und in ihr erblickte er den Teufel. Unglücklicher! warum ſuchſt Du die Menſchen dort, wo ſie angethan mit dem ſchmutzigen Gewande der Leidenſchaft? meinſt Du da zu geſunden? Ach! warum iſt der Menſch ewig dem Kinde gleich, das Gift genießt, wenn es ihm ſüß ſcheint?

Die vornehmen Fremden in Athen verzogen ſpöttiſch die Lippen, wenn ſie den ſtolzen Lord, um deſſen nähern Umgang ſie meiſt vergebens gebuhlt, der mitten unter ihnen ihnen fremd geblieben war, traulich mit jenen plebejiſchen Jünglingen wandeln ſahen. „Gut, daß dieſer unbequeme Menſch endlich abreiſt," ſprachen ſie, als er zuerſt die Stadt verließ, — „gut, gut, daß er geht," ſagten die Athenienſer, die ihn des frivolſten Leichtſinns anklagten. Ach! Niemand ahnte den tiefen Ernſt ſeiner Seele.

Bald nach ſeiner Geneſung verließ Lesley zeitweiſe Athen und durchreiſte das innere Land Hellas'. Nicht lange aber vermochte ein Ort ihn zu feſſeln; bald ſchwand die Begeiſterung und das Entzücken, mit welchem er ihn begrüßt, und das nächtliche Dunkel, das in ihm herrſchte, breitete überallhin ſeine Schatten aus. Fort, immer fort drängte ihn ſein unruhiger Geiſt, der jetzt nirgends einen Ruhepunkt fand; nach Thaten, meinte er, durſte die Seele, — ach, Betäubung ſuchte ſie nur! Abwechſelnd, wie das Land ſie bot, waren ſeine Beſchäftigungen. Heute, Alles um ſich vergeſſend, weilte er an klaſſiſchen Stellen, blickte ſein geiſtiges Auge in die weite Vergangenheit, in die märchenhafte Zauberwelt, umringte er ſich mit Büchern und Schriften aus alter und neuerer Zeit, und ſein Geiſt floh entzückt, als habe er ein Aſyl gefunden, in des Wiſſens erhabenes Reich. Aber bald ſpottete er wieder dieſes Treibens, ſpottete der Menſchen armſeligen Weisheit, die, wenn ſie geforſcht und ergründet, am Ende weiß, daß wir nichts wiſſen. Manchmal wurde er irre an ſich ſelbſt,

meinte ſein geiſtiges Sein in einer Ohnmacht befangen, aus der es nichts empor zu ringen vermöge — weil er nicht aufſtieg mit Adlerſchwingen zu der ſchwindelnden Höhe, die der Jüngling, der noch die Welt zu überflügeln hofft, ſich als Ziel geſtellt. So zog er weiter, — erklimmte tagelang Felſen und Ruinen, gab tauſend Mal ſein Leben preis, um einen Adler zu erlegen, oder barg ſich lange Nächte in Schluchten und lauerte dem Wolfe. Aber plötzlich wieder begeiſterte ihn eine Idee. Er verſammelte ſeine Griechen um ſich, lehrte ihnen Sophokles und auf Kolonos ſollte der wüthende Ajax in's Leben treten. Aber bald riß er ihnen den Dichterheros wieder aus den Händen, der todt für ſie blieb, und trauerte, daß er auch nicht die Spur eines Zuges ihrer hohen Ahnen in ihnen entdecke, und trauerte um die untergegangene Größe.

Ueberall hörte er von Verheerungen, die die Klephten geübt, und nun bewaffnete er ſein Gefolge, und zog gegen ſie — Ruhe ſuchend im Kampfe! Sie tödteten oder bemächtigten ſich einiger Häupter, ſie vertrieben ſie von vielen Orten, die Gegend wurde ſicherer und wirklicher Nutzen erwuchs aus Lesley's Maaßregeln.

Vielfach bewegt und immer thätig war ſein Leben, aber dennoch zog bei all' ſeiner Raſtloſigkeit durch ſeinen ganzen Tag jenes klappernde Todtengerippe — die Langeweile. — War es, weil er ſich überſättigt, oder nicht befriedigt fühlte? Wohl beides nicht. Aber ſein Leben war ohne Plan, ohne Ziel! ...

Es war eine himmliſche Nacht. Lesley weilte auf ſei-

nem Balkon. Seine alte Sehnſucht nach der Natur in ihrer griechiſchen nächtlichen Schönheit hatte ihn ſeit vielen Monden zum erſten Male wieder hinausgetrieben, ſie liebend zu umfangen. Nach langer brennender Sonnengluth hatte endlich ein ſchöner Regen die Luft erquickt, — auch ſein Herz ſchien erquickt, auch die Schwüle ſeines Innern löſte ſich in Thränen. Die Sterne lauſchten wieder hinter den Wolken hervor, als wollten ſie prüfen, ob die trübe Erde ihres Lichtes werth ſei — durch die Schatten ſeiner Seele leuchtete ein Bild wieder auf, das lange jetzt ſein Unmuth, ſeine Wildheit verdrängt, ſchüchtern und traurig blickte es ihn an, ob er ſein Anſchauen wohl verdiene? In ſeiner goldenen, ſüdlichen Gluth ſtieg der Mond aus dem Meere und die Nacht ſchwand — mit ihrer einſtigen unumſchränkten Macht brach die Liebe in ſeine Seele.

„O Du engherziger Egoiſt!“ ſchalt er ſich, „weil das himmliſche Weib mit Sanftmuth und Freude ſeine Feſſeln trägt, weil es nicht in gottloſem Schmerze um Dich vergeht, deshalb grollteſt Du ihr. O Helene, Helene!“ rief er leiſe, „vergieb mir! Du ſüße Märtyrerin, ſei wieder meine Heilige!“

Und die Glocken ſeiner Seele tönten leiſe andächtig, wie zum Gebet, als ob ſie zur Hora riefen....

12. Kapitel.

Die Lieb' hat Flügel —
Freundſchaft nicht.
Byron.

Es ſchlug Mitternacht. Eugenie ſtand am offenen Fenſter und blickte hinunter nach der Straße. Es war ſo finſter; nur Schellengeläute verrieth zuweilen einen Schlitten, deſſen Lampen der Sturmwind ausgelöſcht, und der knarrende Fußtritt einen Vorübergehenden. Der Wind peitſchte Eugenien Schneeflocken in's Geſicht, die mit ihren heißen Thränen ſich miſchten. „Hu, wie kalt!" ſprach ſie ſchauernd, und zog die Kapuze ihres Pelzes über den Kopf; aber es ſchien ihr, als höre ſie nahende Tritte, und ſie warf ſie wieder zurück, damit ihr Ohr beſſer unterſcheiden könne, ob es jene Schritte ſeien, die ihr ſo wohlbekannt. Doch ſie hüllte ſich wieder ein. „Noch nicht," ſeufzte ſie, lauſchte dann von Neuem und warf endlich das Fenſter zu. „Er kommt noch nicht," klagte ſie weinend. „Ach, er weiß, daß ich ihn erwarte, und weiß, daß ich der Ruhe bedarf. Wo mag er weilen, daß er mich ſo vergißt? O eine Hölle liegt in dieſem Gedanken!"

So lange dauerte es ſeit kurzer Zeit faſt allnächtlich. Eugenie war nun ungefähr ein Jahr verheirathet und

das Glück jener erſten Monate ſchien mehr und mehr zu ſchwinden.

Gegen zwei Uhr in dieſer Nacht erſchien der Erſehnte.

„Endlich, endlich, Oskar," rief ihm Eugenie entgegen, „ach, ſo eine Nacht iſt wie eine Ewigkeit!"

„Biſt Du noch wach, liebe Eugenie?" fragte dieſer mit ſanftem Vorwurfe; „Du weißt, daß dieſe Nachtwachen Dir ſchädlich ſind."

„Auch Du weißt es," klagte ſie, „aber Du haſt fern von mir keinen Gedanken mehr für mich."

„Sei nicht ungerecht, ſüße Eugenie," bat Helſjör. — „Geh' zur Ruhe, Du biſt müde, es iſt nicht gut, ſich mit ſchlaftrunknen Augen zu ſtreiten. Und morgen früh denke nichts weiter, als daß ich Dich liebe."

„Und wenn Du die nächſte Nacht mich und meine Sehnſucht wieder vergißt, was ſoll ich dann denken, Oskar?"

„Soll das heißen, wenn ich auch morgen erſt ſpät zurückkehre?" fragte er freundlich lächelnd. „Auch dann nichts weiter. Vernünftig ſollſt Du dann ſein und nicht weinen, wie ein eigenſinniges Kind, das die Wärterin ein Mal allein gelaſſen."

„O Du biſt fürchterlich grauſam, Oskar!" rief Eugenie. „Wäre Deine Liebe auch nur ein Schatten der meinen, Du könnteſt mich nicht ſo vernichten, Du könnteſt nicht außerhalb Deines Hauſes froh ſein, wenn Du daheim Dein Weib in Thränen weißt. Und liebteſt Du

mich noch, wie einſt, Du würdeſt nicht ſchelten, daß ich nur bei Dir glücklich und ohne Dich elend bin!"

Heftige Thränen unterbrachen ihre Rede.

„Meine liebe, einzige Eugenie," tröſtete Oskar, indem er ihre Thränen trocknete und ihr geſenktes Köpfchen aufzurichten verſuchte — „ſieh, Du würdeſt in meiner Abweſenheit nicht ſo traurig ſein, wenn Du den Gedanken verbannteſt, daß Mangel an Liebe ſie von meiner Seite veranlaßte. Sei nicht kindiſch und bedenke, daß ich viele Monate nur für Dich gelebt, und daß es natürlich iſt, wenn es mir nun auch wieder Freude gewährt, zuweilen einige Stunden unter meinen Freunden zuzubringen, daß auch dieſe Anſprüche an mich haben, ich aber deshalb nicht für Dich erkalte."

„Eugenie," fuhr er barſch fort, als dieſe immer von Neuem wieder in Thränen ausbrach. „Du verſtehſt es ſehr wenig, mir Deine Nähe angenehm zu machen; Deine Vorwürfe und Dein unverzeihliches Mißtrauen ſind nur geeignet, mich immer mehr von Dir zu entfernen...."

Eugenie verbarg ihr Geſicht. Lebhaft gedachte ſie jetzt Helenens und ihrer Worte, als ſie einſt den Bräutigam zu ihren Füßen ſah. — Es tagte ſchon, als endlich der Schlummer kam, ſie durch Vergeſſenheit zu tröſten.

Einem Manne, der für ſeine Gattin anfängt zu erkalten, iſt nichts läſtiger als deren übergroße Liebe; aber des Weibes Liebe facht nichts mächtiger an, als des Mannes erſte Vernachläſſigung. Dieſe beiden Contraſte, die

ſich nun gegenüber ſtehen, bekämpfen ſich fortwährend, und reiben das eheliche Glück faſt auf.

Helſjör, ſehr lebhaft Veränderungen liebend, von jeher gewöhnt ſeinen Neigungen zu folgen, fing an, ſich an Eugeniens Seite zu langweilen, nachdem die erſte Leidenſchaft vorüber war und die Gewohnheit ſein heißes Blut abgekühlt hatte. Ihre Hingebung, die ihn Anfangs ſo entzückt, war ihm ſo einförmig, ihre Worte ſchienen ihm nur das Echo der eignen zu ſein, es gab an ihrer Seite für ihn nichts Neues mehr, nichts Anregendes. Dazu war ſie oft unwohl. In den erſten Tagen beunruhigte ihn das zwar, dann gewöhnte er ſich daran und zuletzt vermehrte es nur die Langeweile, die ihn nur zu oft bei Eugenien befiel. Er fing an, ſich außerhalb ſeines Hauſes auch wieder recht wohl zu befinden, gefiel ſich ſehr in Geſellſchaft ſeiner Freunde, die er ſeit ſeiner Verheirathung etwas vernachläſſigt, und verbrachte bei ihnen die Nächte mit Spiel und Wein, während die liebende Eugenie trauernd und wartend daheim ſaß. Und wenn er endlich kam, und nun ſich freute ſie wieder zu ſehen, empfing ſie ihn mit Klagen und Thränen. Und für Oskar, der ſo bald Langeweile empfand und ſo ſchnell einem Herzen ſich entfremdet fühlte, war es der unglücklichſte Verſuch, ihn wieder ganz zu ſich zurückzuführen. So wurde ihr Verhältniß immer lauer, immer düſterer.

Helene gewahrte gar bald die Veränderung der Verhältniſſe ihrer Freundin. Sie hatte zwar im Voraus dieſen Wechſel gefürchtet; aber ſchmerzlicher noch als da-

mals dieſe Furcht ſie bewegt, erfüllte ſie jetzt die Gewißheit. Obgleich Helene wohl wußte, daß die Freundſchaft gewöhnlich nur ein ſehr mangelhafter Erſatz für die Liebe eines Gatten iſt, ſo verſuchte ſie dennoch die arme Leidende aufzurichten. Und in dieſem Bemühen, der Freundin Gemüthsſtimmung zu ändern, vergaß ſie oft ihr eignes Weh, und in dem Troſte, den ſie ihr gewährte, fühlte ſie ſich einigermaaßen ſelbſt getröſtet. So wurde das innige, trauliche Verhältniß, das durch Beider Verheirathung etwas geſtört worden war, wieder völlig zwiſchen ihnen hergeſtellt. Eugenie, der es an aller Selbſtſtändigkeit mangelte, lehnte ſich wieder an die Freundin, die in ihren Augen über Alles hoch, denn Helene war von jeher ihr Vorbild, ihr Ideal geweſen.

„Ach, Helene," ſprach ſie ein Mal, „daß Alle Dich ſo in Deiner ganzen Liebenswürdigkeit ſchon kennten, wie Du immer bemüht biſt zu helfen, zu tröſten und auszuſöhnen, ſie würden Dich nicht ſtolz und gefühllos nennen; doch Du haſt auch warme Vertheidiger; noch geſtern hörte ich ſagen: Du ſeieſt ſo erhaben über alles Gewöhnliche, daß Du oft das kleinliche Treiben der Welt nicht begreifeſt und blos deshalb kalt und fühllos ſcheineſt."

„Ich weiß," ſprach Helene lächelnd, „entweder man verkleinert, oder man überſchätzt mich, ich muß es nicht verſtehen, mich den Menſchen verſtändlich zu machen; doch," ſprach ſie weiter, „auch die Seele muß ja keuſch ſein. Das iſt ein gemeines, verworfenes Weſen, das ſeinen Leib Allen preisgiebt, und die Seele iſt doch

beſſer als der Leib. Sieh', das keuſche Weib giebt ganz ihr phyſiſches Weſen nur Einem, ihrem Gatten hin; aber ihre Kinder, ihre Freundin liebkoſt ſie, dem Freunde reicht ſie die Hand. So die Seele! Nur in eine einzige andere kann ſie ganz verſinken, nur eine andere kann ihr ganz gehören; aber Andern giebt ſie noch, inwiefern ſie ſich verſtanden glaubt und ſie ihr geiſtig nahe ſtehen, mehr oder weniger ihr Vertrauen. Das iſt — nach meiner Anſicht — eine geiſtige Courtiſane, die all' ihre Gedanken und all' ihre Gefühle nackt auf ihren Lippen trägt und kein geheimes Seelenleben kennt. — Aber viele Seelen, glaube ich, giebt es, die niemals jene Eine fanden, die ihnen ganz ſich hingegeben, in der ſie ganz verſinken konnten, und in denen viele ſchöne heilige Gefühle ſchlummern, aber nie zum Leben erwachen, weil es jener geiſtigen Vereinigung bedurfte, ſie zu entzünden, und die deshalb dieſe Anſichten nicht verſtehen würden. — —

Das Frühjahr trennte die beiden Freundinnen. Helene zog — nun ſchon zum dritten Male — nach Edmonsholm, und Eugenie auf den Landſitz ihres Vaters. Letztere bedurfte der Freundin für jetzt auch weniger, denn bei ihr war wieder die Freude und das Glück eingekehrt. Sie hatte einen Sohn geboren, ſein Leben aber faſt mit dem eignen bezahlt. — Erſt die Angſt, die Gattin zu verlieren, dann die Freude, ihr Leben gerettet zu ſehen, ihr neu entfalteter Liebreiz als ſorgende liebe Mutter, feſſelte Oskar mit neuen Banden an ſein Weib und riefen auf kurze Zeit das alte Glück zurück.

Er mußte die Gattin ſterbend ſehen, er mußte neue Reize an ihr finden, um wieder warme Liebe für ſie fühlen zu können.

Helenens Geſundheit beſſerte ſich auf dem ſchönen Edmonsholm. — War es der klare Himmel, war es der balſamiſche Frühlingshauch, oder die wärmende Sonne? Auch ihr Herz fing an zu geſunden, auch ihre Seele klärte ſich auf. War es die Stimme, die durch den Frühling verheißend ſpricht, die auch ihr Hoffnung zurief? Eine unbeſtimmte Hoffnung ging in ihr auf. Auch Helga lächelte wieder, ſie war wieder heiter nach ihrer Weiſe. Auf Edmonsholm gefiel es ihr überhaupt beſſer als in Stockholm, hier, wo Alles recht frei und weit, war es, als fühle ſie ſich heimiſcher. Nach Edmonsholm war es ja auch, wohin früher ihre Sehnſucht ſie getrieben, und von hier aus hatte Helene zuerſt ihre Stimme gehört. So ſehr drückend für Helga auch einſt der Mangel und die beſchränkten Verhältniſſe ihrer Mutter geweſen, ſo machte doch keineswegs der das kindiſche Auge ſo blendende Ueberfluß vielen Eindruck auf ſie. Den Reichthum und den Glanz, der ſie umgab, bemerkte ſie kaum; nur der Freiheit, die ſie gewähren, ſchien es zu bedürfen. Wenn Helga heiter und froh war, ſo war es doch nie die harmloſe Fröhlichkeit eines Kindes: ſie war excentriſch, oder wehmüthig, und jene Sehnſucht, die in ihrer Mutter Hauſe ſo wild und verzehrend in ihr geherrſcht, und die verſchwunden war, als Helene ſie in ihre Arme genommen hatte, ſchien jetzt, wenn auch ſanft, doch wieder in ihr aufzuleben.

Sie beſuchte ihre Mutter oft und ſehr gern und freuete ſich auf das Lebhafteſte, wenn ihr Helene ein Geſchenk gab, um es Jener zu überbringen. Beide, Blanda und Helga liebten ſich, obwohl ſie getrennt waren, noch ſo innig, wie ſonſt.

Es ſei hier beiläufig mit erwähnt, daß Blanda längſt ſchon, gepeinigt von Sehnſucht nach ihrer alten Mutter, die ſie damals ſo heimlich verließ, zum Ende dieſes Sommers, unterſtützt von Helenen, eine Reiſe nach ihrem Geburtslande antrat. Dort ſah ſie auch Wlodo wieder, jenen jungen Fiſcher, der ſie einſt geliebt. Nicht lange erſt hatte er ein Weib und ein Kind verloren, und Blanda erſchien ihm wie zum Troſte geſendet. Ihren Fehltritt hatte er ihr vergeben — ihr langes Unglück hatte ihn geſöhnt. Zum zweiten Male begehrte er ſie zum Weibe. Zu Helga rief Blanda keine Pflicht nach Stockholm zurück — ſie war wohl geborgen; aber Wlodo konnte ſie nützlich ſein und ihm ſo einen Theil der Schuld abtragen, die ſie damals auf ſich geladen. Und das Glück, das ihnen vielleicht einſt in dem gegenſeitigen Beſitze verſagt geblieben wäre, wurde ihnen nun!

Helene erfreute ſich innig an der freundlichen Geſtaltung des Schickſals der armen Blanda. Helga aber weinte bitterlich, daß die Mutter nicht wieder zurückkehre; doch Helenes Verſicherungen, ſie ſei glücklich in Island, beruhigten ſie. Die ſchwärmeriſche Liebe, die das Kind für Helenen gefaßt, that Blanda nie Abbruch. Letztere liebte ſie, wie das Kind die Mutter; aber Helenen, ich möchte

ſagen, wie der Liebhaber ſeine Geliebte, nur ohne Eiferſucht. Die Perſonen, denen Helene am meiſten zugethan war, zeichnete auch ſie aus, und wenn Löwenhjelm mit Helenen freundlich und herzlich war, dann liebkoſte ſie ihn und war ſo glücklich. Begegnete er aber Helenen unfreundlich, ſo zitterte ſie heftig, wurde todtenbleich und ihre Augen ſprühten Haß, und mit ſichtbarem Widerwillen wandte ſie ſich ab von ihrem Vater, wenn er ſie anblickte oder anredete. So oft ihr Helene auch dieſes Betragen verwieſen und ſie von ihrem Unrecht zu überzeugen geſucht, ſo konnte ſie ſich doch in ſolchen Augenblicken nicht beherrſchen. Sie liebte nur wenige Menſchen, das bekannte ſie auch offen, und fand es unbegreiflich, wie es anders ſein könne. „Wollte man Viele lieben," meinte ſie, „dann könne man ja Niemanden ſehr lieben." Gegen Auroren hegte ſie förmlichen Haß, und ſo lange ſie ſich in deren Nähe befand, war ſie in einem aufgeregten Zuſtande. Sie bat Helenen immer dringend, Aurorens Beſuch nicht mehr anzunehmen. Von ſocialen Verhältniſſen und Rückſichten verſtand ſie durchaus auch die kleinſten nicht.

Löwenhjelms Geſchäfte riefen ihn oft nach Stockholm, aber wenn er auf Edmonsholm zurückkehrte, freute er ſich, wenn er das Schloß mit Beſuch angefüllt fand. Theils war er ſehr gaſtfrei, und theils liebte er Geſellſchaft in ſeinem Hauſe, weil er Alles liebte, was dieſem Glanz verleihen konnte. Dieſe Eigenſchaften von ſeiner Seite wären ſchon allein hinreichend geweſen, immer Gäſte

auf Edmonsholm zu verſammeln. Doch da der Aufenthalt hier wirklich ſehr angenehm, ſo war es natürlich, daß das Schloß ſtets ſehr beſucht war, und Helene ſehnte ſich oft vergeblich nach Einſamkeit.

Die Sonne ſank, als Helene wie gewöhnlich des Abends im Park luſtwandelte, begleitet von mehreren Damen.

„Aber, liebe Gräfin," ſprach Frau von H..., „warum wollen Sie uns morgen auf unſrer Waſſerfahrt nicht begleiten? Wir verſprechen Ihnen, nicht ſpät zurückzukehren, wenn Sie vielleicht fürchten, daß es Ihnen nachtheilig werden könne, den ſpäten Abend auf dem Waſſer zuzubringen. Doch Sie ſind ſo munter jetzt, und wenn ich nicht irre, waren Sie noch geſtern entſchloſſen mit von der Partie zu ſein?"

„Gewiß," erwiderte Helene, „und ſobald Löwenhjelm noch, wie ich es erwarte, heute zurückkehrt, kann mich nichts abhalten, Sie morgen zu begleiten; doch ich fürchte nun faſt, daß er dieſen Abend nicht kommt."

„Aber Liebe, wird ſich denn der Graf durchaus nicht zufrieden ſtellen laſſen, wenn er Sie ein Mal bei ſeiner Ankunft nicht findet, und er Sie erſt den Abend wiederſieht? —"

„O das glaube ich wohl," erwiderte lächelnd Helene; „doch mein Vater und wahrſcheinlich noch einige andere Gäſte werden mit ihm kommen, da möchte ich doch wohl zu Hauſe ſein, ſie zu empfangen."

„Wenn das iſt, dann allerdings; aber Schade, Schade, es iſt ſo reizend auf J....holm. Wir könnten auch

füglich dieſe Waſſerfahrt auf einen andern Tag verſchieben, wenn nicht unglücklicher Weiſe Gräfin J.... von unſerm beabſichtigten Beſuche ſchon unterrichtet wäre."

So plauderten die Damen fort, während Helga mit großer Wildheit im Park umherflatterte. Bald ſah man ihr Gewand durch das dunkle Taxusgebüſch leuchten, bald wieder am andern Ende des Parks auf einer Allee hin ihren zahmen, weißen Hirſch jagen, dann erkletterte ſie behend Statuen, die überall aufgerichtet waren, und ſtand auf denſelben mit verſchränkten Armen zum allgemeinen Schrecken; aber ſchnell flog ſie wieder herab und im nächſten Augenblicke ſah man ihr Gewand auf den Brücken flattern, die über den Mälararm, der den Park durchkreuzt, geſpannt waren, dann hörte man ſie am Schwanenhauſe die Schwäne aufrufen; dann ſchauete ſie ſtaunend und bewundernd in die Wellen und plötzlich rief ihre Stimme vom Söller eines italieniſchen Pavillons herab:

„Mama, Mama, das Dampfſchiff! Komm herauf, man ſieht es heute ſo deutlich!"

Warum war Helene heute ſo bewegt, als ſie die aufſteigende Rauchſäule des Dampfſchiffes ſah?

13. Kapitel.

Iſt er willkommen?
Man wird von Liebe, wie von Furcht beſtrickt,
Es ſchwärmt das Herz in lang verronn'nen Jahren
Und kehrt zum Punkt, wo es einſt ausgefahren.
Byron.

Die Geſellſchaft auf Edmonsholm war ſchon am frühen Morgen nach J....holm aufgebrochen, nur Helene, da Löwenhjelm mit ſeiner Begleitung nicht angekommen, war zurückgeblieben. — Es war ſchon Nachmittag — ſie ſaß im einſamen Zimmer. Das Haupt ruhte in ihrer Hand und ihr Auge, tiefblau wie der ſüdliche Himmel, blickte wie träumend vor ſich hin.

Löwenhjelm war noch immer nicht zurück; doch ſein Außenbleiben konnte Helenen nicht beunruhigen, da er oft mehrere Tage ſpäter kam, als ſie erwartet, und er auch niemals im Voraus mit Gewißheit den Tag ſeiner Rückkehr beſtimmte, indem er in ſeinen Geſchäften höchſt exact war. Aber dennoch bemächtigte ſich Helenens eine gewiſſe, nicht zu bemeiſternde Unruhe, ob ſie ſich gleich von dem Warum keine Rechenſchaft zu geben wußte.

Die ganze Vergangenheit zog an ihrem Innern vorüber und ihre Gedanken blieben immer haften an jenem Einen Bilde, das mit ihrem ganzen Sein verwebt, das

mit ihrer Seele verwachſen war. Und ſie wußte nicht, wo er weilte, wußte nicht, ob er fröhlich war, ob er Thränen vergoß, wußte nicht, wo ſein Fuß wandelte, er, den ſie im Geiſte durch alle Gefahren, durch alle Leiden und Freuden, durch Länder, über Meere gefolgt war, — ach, und eine unendliche Sehnſucht erfüllte ihr Herz. Schon ſeit einem Jahre hatte ſie nichts mehr von ihm gehört.

„Werde ich," ſprach ſie endlich, „werde ich jemals wieder von ihm hören? werde ich ihn in dieſem Leben wiederſehen?" Da öffnete ſich die Thür und herein trat — Clarence Lesley?

„Clarence!" rief Helene mit begeiſterter Stimme, und ſprang auf mit erhobenen Armen. — Nur als Clarence, als geliebter, nächſter, einziger Freund war er ihr in ihren Träumen ſtets erſchienen, es war ihr jetzt, als ſei es noch das Bild der Phantaſie, das ſie ſo oft umarmt. Aber es war die Wirklichkeit, — und in der Wirklichkeit ſtand Pflicht und Etiquette zwiſchen ihr und ihm! Ihre Arme ſanken herab, ſie hielt beide Hände vor das Geſicht und ſank, einer Ohnmacht nahe, wieder zurück auf ihren Seſſel.

Clarence, der es wußte, daß ihn das Wiederſehen der Geliebten erwarte, war vorbereitet, ſein Herz zu beherrſchen; er hatte es gewaffnet mit Faſſung und Ruhe; doch als er von ihr ſo freudig ſeinen Namen rufen hörte, als er dieſe weißen Arme nach ſich ausgeſtreckt ſah, da verließen ihn auf einen Augenblick all' ſeine Vorſätze und

er wollte ſich niederwerfen zu ihren Füßen; aber als er ſie erbleichend ſinken ſah, da kehrte ſeine Faſſung wieder. Er näherte ſich ihr und ſprach mit bewegter Stimme: „Gräfin Löwenhjelm!“ aber dieſe zwei Worte erzählten ganz die traurige Geſchichte ſeines Lebens.

Helene raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf.

„Lesley, mein Freund!“ ſprach ſie ausdrucksvoll und reichte ihm die Hand. Lesley zog dieſe Hand an ſeine Lippen und drückte einen leiſen Kuß darauf.

Sie ſaßen nun ſchweigend einander gegenüber, aber dies Schweigen war ſo beredt, und Clarence dachte wenigſtens nicht daran es zu brechen, denn er wußte es gar nicht, daß ſie ſchwiegen. Er ſah Sie — und ach, es war noch daſſelbe Madonnenbild, es war noch dieſelbe weiße, klare Stirn, ſie ſenkte die langen Wimpern noch ſo mädchenhaft, ſo ſanft wie damals; aber ihr Geſicht ſprach noch mehr die geiſtige Schönheit aus, ihre ganze Erſcheinung, glaubte er, ſei überirdiſcher als je. Jeder Schatten wich jetzt von ſeiner Seele, er war ausgeſöhnt mit der ganzen Welt, mit allen Schickſalen; er dachte es nicht, denn er dachte nichts, als Helene; aber er fühlte es unbewußt. — Er wußte nicht, was er gelitten, er wußte nicht, was er verloren, er wähnte, Alles zu beſitzen, was er je gewünſcht, geträumt, denn er war Ihr nahe, er durfte Sie ſehen! Und in dieſen Augenblicken der reinſten heiligſten Liebe gab es für ihn auch keine Ahnung anderer Gefühle!

Auch Helenen beſeligte Anfangs dieſes Schweigen, wie

noch niemals Worte es vermocht; doch endlich wurde es ihr drückend, ſie wollte ſprechen; aber jedes Wort erſchien ihr ſo unbedeutend und dieſe Stille war ſo heilig. Da hörte man nahende Schritte auf dem Corridor. „Wer iſt's?" rief Clarence, aus ſeinem Himmel ſtürzend.

Ein Schmerz durchzuckte Helenen. Sie errieth, weſſen Erſcheinen er fürchte, und ſie fühlte, wie viel er bald leiden würde. —

Jetzt öffnete ſich die Thür und Graf Löwenhjelm erſchien, begleitet von ſeinem Schwiegervater. (Beide hatten den Lord am Abend vorher ſchon in Stockholm geſehen.) Sie begrüßten ihn höchſt zuvorkommend und freundlich. — Löwenhjelm näherte ſich jetzt Helenen — Lesley zitterte — Jener küßte ihr achtungsvoll die Hand und erzählte ihr, daß noch mehrere Herren mit ihm gekommen, daß ſie aber, beſtäubt wie ſie wären, erſt Toilette machten, ehe ſie es wagten, vor ihr zu erſcheinen. Dann wandte er ſich wieder zu Lesley, unterhielt ſich mit ihm, bis Markenſtern einen Spaziergang nach dem Parke vorſchlug, wo Jener, ſich entſchuldigend, zurückblieb.

„Nun, Helene?" fragte ihr Vater, „freuteſt Du Dich nicht ſehr, als der Lord ſo unerwartet vor Dir erſchien?"

Der gute Graf hatte nie geahnet, daß zwiſchen dieſen eine Liebe beſtehe; er hatte nur geglaubt, daß ſie Freundſchaft für einander hegten, ungefähr ſo, wie er ſelbſt für den Lord. Es iſt unbegreiflich, wie oft das Alter die

Gefühle der Jugend gar nicht mehr zu beurtheilen und zu begreifen vermag, wie eine Blindheit für alle die Merkmale, welche Jugendneigungen verrathen, sie befällt. Doch allerdings konnte auch Markenſtern damals nicht annehmen, daß ſeine Tochter Lesley liebe, denn warum ſollte ſie das verſchwiegen und Löwenhjelm gewählt haben? Sie kannte ja ihres Vaters große Liebe zu ihr und wußte wohl, daß er, obwohl er ungern den Plan mit Löwenhjelm aufgegeben, doch eingewilligt haben würde, da er auch an Lesley's Seite Glück für ſie gehofft hätte. Den wahren Grund konnte er freilich nicht errathen. —

Helene antwortete munter auf des Vaters Fragen und Erzählungen. Ach, für ſie war nun Alles licht und hell!

„Biſt Du wieder ganz wohl, meine liebe Helene?“ fragte der Graf. „Ich war, als Du im vorigen Monat Stockholm verließeſt, recht in Sorge um Dich: Du warſt ſehr matt.“

„Ich bin wieder ganz wohl, mein Vater, und heute Abend bin ich ſo glücklich. Sieh', da gehen wir Drei wieder zuſammen, wie ſonſt.“

„Ja,“ ſprach Markenſtern, „auch mich erinnert dieſes Zuſammenſein recht lebhabt an die letzte ſchöne Zeit, wo Du nur mein Kind warſt.“ Jetzt, wo ich mich nur wenig noch beſchäftigen kann, und ſo ſchwach werde an Geiſt und Körper, da komme ich mir recht verlaſſen vor. Helene, Du könnteſt wohl auch ein Mal Edmonsholm auf ein paar Wochen verlaſſen und zu mir auf mein

Landhaus nach Drottningholm kommen. Du biſt jung, Dir kann es nicht ſo ſchwer werden, wie mir kränklichem alten Manne, Dein Haus und Deine Gewohnheiten zu verlaſſen."

„Mein lieber theurer Vater," erwiderte Helene, ihm die Hand küſſend. „Gewiß, ich komme bald."

„Dann kommen auch Sie oft zu mir, lieber Lord, nicht wahr?" bat Markenſtern, „und wir können dann wie heute denken, daß es wie ſonſt ſei."

„Ja, dort wollen wir das Sonſt feiern," fiel Lesley mit dumpfer Stimme ein.

Sie gingen und ſprachen noch eine Zeit lang, als ſie die Geſellſchaft, die auf J....holm geweſen war, ankommen ſahen.

„Gehen wir ihnen entgegen," ſprach Helene.

„Laſſen Sie mich zurück im Park," bat Lesley.

„Nun gut," erwiderte ſie; „aber vergeſſen Sie uns nicht, folgen Sie uns bald."

Lesley war nun allein — allein zum erſten Mal, ſeit er ſie wiederſah. Er trat in eine Laube, warf ſich auf eine Bank und hielt die Hände vor das Geſicht, um nichts, gar nichts zu ſehen, als die Erinnerung an die letzte Stunde. Er war ſo namenlos glücklich — und doch hätte er vor Schmerz weinen mögen. Er konnte nicht begreifen, wie er fern von ihr hatte leben können — und doch war es ihm, als müſſe er ſie fliehen. Seine Liebe war rein, die Geliebte ihm ſo heilig, er wähnte, in

Helenens Nähe zu athmen, ſie zu ſehen, ihre Stimme zu hören, das würde ihm für eine Ewigkeit genügen; aber ſie als das Eigenthum eines andern Mannes zu erblicken, ja nur ſeinen Namen von ihr nennen zu hören, erſchütterte all' ſeine Nerven, trieb alles Blut nach ſeinem Herzen. — Sie liebte ihn noch mit jener Größe, jener Begeiſterung, wie einſt ihr Abſchiedsbrief ihm erzählt, — das hatte der erſte Augenblick ihres Wiederſehens verrathen, das zeigte ihr ganzes Weſen, das Entzücken, mit welchem ſie es ausgeſprochen: „es ſei wieder wie ſonſt." Ja ſie war noch ganz dieſelbe für ihn, ſo natürlich, ſo freundlich und wahr; — aber einem Andern war ſie mehr — o welch ein Höllengedanke! — Nicht die Trennung, nicht die Zeit hatte den Stachel dieſes Gedankens abzuſtumpfen vermocht.

Doch er beſann ſich, daß er nun wohl zur Geſellſchaft zurückkehren müſſe. Da ſtieg aber ſein Stolz auf und er empörte ſich nach der lächerlichen Rolle zu faſſen, die er nun zu ſpielen genöthigt ſei. „Weg mit der Maske!" rief er. „Nicht blos als treuer, ſchmachtender Schäfer kann ich erſcheinen, der wie der Hund nach dem Hauſe zurückkehrt, aus dem man ihn geworfen, — die Welt muß wiſſen, daß ſie mich liebt und meine Liebe duldet — mag daraus entſtehen, was da will! —" „Wie, ſie beſchimpfen?" fuhr er auf, nach einer Pauſe. „Die Ehre dieſes Weibes, das ſo rein und tadellos daſteht vor aller Welt, den reinen Hauch vergiften, der wie ein Heiligenſchein ſie umgiebt? O Himmel!" rief er

und warf ihn entsetzt von sich, diesen hölliſchen Gedanken. „Sollte ich es nicht vermögen, um ihrer Ehre, ihrer Liebe willen meinen Stolz zu bezwingen?“ So sprach er und gelobte sich, nie den reinen Klang ihres Namens zu trüben, nie ihre Ruhe und ihr Glück zu gefährden. „Sie soll es nicht wissen, wenn ich leide,“ dachte er, „ich will zufrieden sein mit jedem freundlichen Blicke, jedem einfachen Worte, das sie mir giebt — das Edelste ihres Wesens ist ja doch mein, gehört nicht ihm, — was gilt es, wenn Narren mich verhöhnen!“

„Clarence, Clarence!“ rief jetzt im Parke Helga's Stimme. Lesley, verwundert über dieses Rufen, erhob sich und wandte sich nach der Richtung, von wo aus es erklungen war. Da näherte sich ihm Helga, blickte ihn mit ihren großen, schwarzen Augen durchdringend an und fragte lebhaft:

„Bist Du Clarence, sage, bist Du Clarence?“

„Bist Du Helga?“ entgegnete der Lord; „siehe, so errathen wir uns Beide.“

„Cocco, Cocco,“ rief jubelnd das Kind und klatschte freudig in die Hände, „freue Dich, Clarence ist da, nach dem Du immer so vergeblich riefst.“

„Ruft der Papagei wirklich noch meinen Namen?“ fragte Lesley.

„Gewiß!“ erwiderte Helga; „aber,“ fuhr sie fort, mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit, „Madame Adelaide sagte immer, wenn Cocco »Clarence« rief: rufe nicht, Cocco, er kommt doch nicht; aber da wurde Helga so böse auf

Madame Denis und tröſtete das arme Thier. Rufe immer, ſagte ich, rufe ihn, armer Cocco, er wird kommen, Clarence muß kommen!"

„Du kleine ſüße Prophetin!" ſprach Lesley lächelnd; „aber komm und führe mich zur Geſellſchaft zurück!"

Von Helga geleitet erſchien Lord Lesley im Speiſeſaale. Graf Löwenhjelm trat zu ihm und ſtellte ihn der Geſellſchaft vor, und ſogleich umringten ihn mehrere Herren.

„Lord Lesley," wiederholten im Chorus einige beiſammenſtehende Damen.

„Was heißt das, daß er wieder da iſt und zwar hier?" fragte die Eine.

„Sehen Sie doch," ſprach eine Andere, „wie freundlich Graf Markenſtern mit ihm ſpricht, vielleicht iſt es ihm lieber, wenn er bei Stockholm der Liebhaber ſeiner Tochter iſt, als in London der Mann derſelben."

„Der alte Narr," ſprach eine Dritte, „er hätte ja ſeine Tochter nach London begleiten können, da er doch wohl hier abkommen konnte?"

„Wiſſen Sie," ſprach Frau von H..., dieſelbe, die geſtern Abend Helenen ſo zugeredet hatte, ſie auf der Waſſerfahrt zu begleiten, „nun iſt es klar, warum die Gräfin ſich darauf fixirte, zu Hauſe zu bleiben."

„Nun iſt es klar," ſprachen die Damen wieder unisono, bis auf eine ältere, die begütigend darauf aufmerkſam machte, daß ja die Urſache, welche Gräfin Löwenhjelm als Entſchuldigung ihres Zuhauſebleibens angegeben, ſich

als wahr erwiesen habe. „Ueberhaupt," setzte sie hinzu, „flößt der Gräfin ganzes Wesen so viel Achtung und so viel Vertrauen ein, daß ich sie auch nicht des kleinsten Unrechtes fähig halte."

„Ah," sagte eine Dame von ziemlich freiem Benehmen, „das Wesen, das Ihnen so imponirt, hasse ich, es ist so oft nur der Flitterstaat, hinter welchem Schwächen und Gebrechen sich verstecken. Dieser kalte Stolz an der Gräfin Löwenhjelm, mit dem sie jeden Zweifel gegen sich erdrücken will, ist mir höchst zuwider."

Helene war liebenswürdiger, heiterer, als jemals. Das Chaos in ihrer Seele hatte sich zu einer Welt voll Seligkeit verklärt und spiegelte sich ab auf ihrem ganzen Wesen. Lesley näherte sich ihr den Abend hindurch nicht, beim Abschiede wechselten sie das erste Wort wieder; doch sie dachte gar nicht daran, sie wußte es nicht einmal, daß sie sich, seitdem sie sich im Park getrennt, nicht wieder gesprochen hatten; es war ihr, als sei jedes seiner Worte, als sei er selbst nur für sie. Doch zuweilen zog ein Mißton durch die Harmonie ihrer Seele. Wenn ein melancholischer Blick des Freundes sie traf, dann zitterte sie, daß er wohl nicht ganz so glücklich sei, wie sie selbst. Sie sah ihn freundlich und unbefangen mit Löwenhjelm sprechen, sie sah ihn mit Lebhaftigkeit erzählen, scherzen und lachen; zuweilen aber schien es ihr, als schrille mitten durch den Scherz ein greller Ton hin und verriethe das Weh seines Innern. O, was war ihre Seligkeit, wenn er sie nicht theilte? — Nur ein Phantom! Dann

hätte ſie lieber zurückkehren mögen in ihre Einöde, ihre Nacht! Aber ein Weib, das ſelbſt durch die Liebe ſo beſeligt und begeiſtert wird, meint, daß es ihrer Liebe möglich ſein muß, den Freund alles Weh vergeſſen zu machen, und damit tröſtete ſich auch Helene.

Lesley trat in die Geſellſchaft, ſah die Geliebte in all' ihrer Herrlichkeit, umſtrahlt von einer heiligen Freude, und erzitterte vor Entzücken.

Da trat ihm aber die Convenienz entgegen und ſtellte ihn fremd unter Fremde, und Liebe und Schmerz rangen in ſeiner wunden Bruſt. Er gab ſich den Begrüßenden, den Fragenden hin und ſprach und erzählte mit Lebhaftigkeit, um ſeinen Blick von ihr abzuwenden; er ſcherzte und lachte, um ſich zu betäuben. Aber es lag ein gräßlicher Hohn in dieſem Scherze. War nicht ſein Hierſein für ihn, den Verſchmähten, in Aller Augen ſchmachvoll? Und er, der ernſte Mann, der ſeit zwei langen Jahren nicht mehr geſcherzt, er ſcherzte heute Abend, da er das Weib ſeiner Liebe als das Eigenthum eines Andern wiederſah. Die Geſellſchaft lachte über einen Witz, den er unbewußt gemacht, und er lachte mit, er lachte laut auf, aus bitterer, furchtbarer Ironie! Er ſah aber jetzt Helenens ſanfte Züge und ſah wie ein Schmerz darüber hinzuckte, da legte ſich in ihm der Sturm. Er fand nichts Schmähliches mehr in ſeiner Lage, er fand es begeiſternd, für ſie zu kämpfen mit den wilden Gewalten, die in ihm tobten. Bald aber ſah er wieder, wie ſie ihr Alle nahten, wie alle Männer mit ihr ſprachen, ihr

huldigten; — nur er ſtand fern und ſcheinbar achtlos, nur er wagte kein Wort an ſie zu richten. Sie ſcherzte, ſie lächelte — nur er durfte kein Lächeln begehren, er ſtand fremder als Alle da. Aber jeder Geck ſprach unbefangen mit ihr, warum ſollte er es nicht? „Nein," dachte er, „nicht unter dieſe Wichte werde ich mich miſchen, die ſie umgeben, wie die Hofnarren eine Königin!" — So ſaß er, und nahete ihr nicht, und ſprach nicht zu ihr, obwohl er ſich ſo glühend nach einem Worte von ihr ſehnte, bis es endlich ſpät wurde und er ihr Lebewohl ſagte.

„Sie wollen fort?" fragte ſie überraſcht. „Auf Edmonsholm wird ſo ſchnell Niemand entlaſſen."

„Aber ich," bat Lesley, und bemühte ſich, ihr zu erklären, daß er wirklich noch in dieſer Nacht nach Stockholm zurückkehren müſſe, indem er für morgen eine Conferenz mit ſeinem Bevollmächtigten feſtgeſetzt habe, in deſſen Begleitung er ſich ſodann auf ſeine vernachläſſigten Beſitzungen begeben wolle. Der Oberſtatthalter trat zu ihnen, und auch er war überraſcht von des Lords ſchneller Abreiſe. Lesley verſprach, von ſeinen Gütern aus, die nicht fern von Edmonsholm lagen, bald herüber zu kommen, und ſchied.

Helga weinte bitterlich, als ſie am nächſten Morgen hörte, daß Clarence wieder abgereiſt ſei, und die Geſellſchaft erging ſich in Vermuthungen darüber.

„Vielleicht gefällt ihm die Löwenhjelm nicht mehr; überhaupt bekümmerte er ſich geſtern den ganzen Abend

nicht um ſie," ſagte ein alterndes Mädchen, mit dem ſich Lesley bei Tiſche aus Verzweiflung unterhalten, als er bemerkt hatte, daß ſie ſeinen Blicken, die mit Sehnſucht an Helenen hingen, gefolgt war.

„Gräfin Löwenhjelm ſchien aber, ungeachtet deſſen, recht heiter zu ſein," ſprach ein junger Mann, „und ebenſo heute, trotz dem, daß der Lord geſtern Abend wieder abgereiſt iſt. Ich bin überzeugt, daß ſie ihn nie geliebt hat."

„Und ich bin der Meinung," erklärte Frau von H..., „daß das gerade der ſicherſte Beweis iſt, daß zwiſchen Beiden ein geheimes Verhältniß beſteht, daß er ſich ſcheinbar den ganzen Abend nicht um ſie bekümmert, und daß weder dieſes, noch ſeine ſchnelle Abreiſe ihre Heiterkeit zerſtört hat."

---

14. Kapitel.

Parle moi; que ta voix me touche!
Chaque parole sur ta bouche
Est un écho melodieux.
Quand ta voix meurt dans mon oreille,
Mon âme résonne et s'éveille,
Comme un temple à la voix des dieux.

Lamartine.

Eine Landſchaft, die wir nur bei trübem Himmel, umhüllt von neblichter Atmoſphäre ſehen, erſcheint uns

ganz anders, wir glauben kaum, daß es dieſelbe ſei, wenn wir ſie im Sonnenſchein erglänzend wiederſehen. Auch wenn ſie flach iſt und ohne vorzügliche Reize, erſcheint ſie dennoch jetzt freundlich und angenehm; ſelbſt die Punkte des Gräuels ſind mit einem goldenen Schein übertüncht.

So war es mit Helenens Leben. Es hatte in der That eine ganz neue Färbung erhalten, ſeitdem der Freund vor ihr erſchienen war. Die innere Freude, der Glanz des Glückes, das vor ihr aufgegangen, warf Lichtſtrahlen auf alle ihre Umgebungen. Verſchwunden war ihre Einöde und verſchwunden die Eintönigkeit ihres Lebens! Ihre Ehe erſchien ihr glücklicher; ſie glaubte ſich Löwenhjelm herzlicher zugethan, — theils wohl, weil ſie, einem fröhlichen Kinde gleich, alle Welt mit doppelter Liebe umfaßte, theils weil ſie ſeine Schwächen und Fehler jetzt weniger bemerkte, die ſie, weil ſie ihrem Weſen ſo entgegen waren, ſo tief verletzten. Durch die Art ſeiner Liebe fühlte ſie ſich jetzt weniger erniedrigt, als ſonſt, denn es war ein anderes Weſen ihr nahe, das ihr edleres Selbſt verſtand und liebte.

Ihre Traurigkeit war dem Grafen nicht aufgefallen, wohl aber bemerkte er nun ihre zunehmende Heiterkeit, da ſie ihn ſelbſt ſo oft zerſtreute und aufmunterte und die Geſellſchaft ſeines Hauſes mehr als je belebte und ſchmückte. Und dieſes Letztere war ihm hauptſächlich über Alles werth. Helene hatte zwar auch in der Zeit ihres Trübſinns Andern gegenüber verſucht, heiter zu ſein, in-

dem ſie es wohl wußte, daß ihre Lebhaftigkeit in Löwenhjelms Augen ihre beſte Eigenſchaft war, da er theils von ihr ſich unterhalten, und theils mit ihr zu glänzen wünſchte; doch wir werden immer finden, daß erzwungene Heiterkeit, auch wenn man es durchaus nicht bemerkt, daß ſie nicht natürlich iſt, wenig Eindruck hervorbringt.

Mit doppelter Freude eilte Helene jetzt auf Edmonsholm, zu ſorgen, zu ſchützen, zu helfen. Ihr Geiſt, nicht mehr niedergedrückt, gewann an Energie; ſie erkannte klarer und ſchneller, wo es mangelte, und wie dem Mangel und der Noth am zweckmäßigſten abzuhelfen ſei, welche Beſtimmungen und Einrichtungen das allgemeine Wohl auf Edmonsholm am nützlichſten förderten. Löwenhjelm gehörte zu jenen Menſchen, die es durchaus nicht aus Böswilligkeit unterlaſſen, Gutes zu thun und Andern zu nützen, ſondern — weil es ihnen von jeher an Trieb, an Intelligenz und einer gewiſſen Geſchicklichkeit dazu gefehlt, die aber, wenn es Andere an ihrer Statt in ihrem Namen thun, ſich über die Ausführung freuen und am Ende noch die wohlthuende Behaglichkeit dabei empfinden, als hätten ſie es ſelbſt vollbracht. So war Löwenhjelm ſehr wohl zufrieden mit der treuen Sorge, die Helene für die Einwohner auf Edmonsholm hatte, freute ſich, wie ſo manche neue Einrichtung dort das allgemeine Beſte förderte; obgleich es ihm bis jetzt nie eingefallen war, Etwas in ſeinen uralten Beſtimmungen zu ändern, und das Wohl Einzelner ihn nie intereſſirt, noch er es

seiner Berücksichtigung werth gehalten. Mit Wohlbehagen hörte er die Segnungen von so Vielen, mit Stolz sah er die allgemeine Verehrung für die Herrin auf Edmonsholm!

Auch für Helga hoffte Helene jetzt mehr, auch auf sie glaubte sie besser wirken zu können, da sie selbst wieder ruhig und glücklich war.

So schien ihr jetzt realisirt, was sie einst geträumt, ihr Leben in Wahrheit gestaltet, wie sie sich es einst gemalt und in jenem Briefe an Lesley bezeichnet. Nur in einem Punkte, meinte sie, habe sie geirrt. Fern von dem Freunde breche ihre Intention, — sei sie Nichts!

Anders waren Lesley's Gefühle. Zwar hatte Helenens Anblick alle sanfteren, edleren Regungen seines Herzens geweckt; doch ein Blick auf die Verhältnisse, die ihn von ihr entfernt hielten, hatte seine wilden Leidenschaften aufgerüttelt. Als er Edmonsholm verlassen und ein Kahn ihn hinüber nach Stockholm trug, entschlief er, doch nur sein Körper war ermattet, seine Phantasie noch erhitzt; sie führte einen lebhaften Traum vor seine Sinne.

Er sah die Geliebte, nicht fern von ihm stand sie — schön wie er sie gestern gesehen, umhüllt von demselben Gewande und von demselben Liebreiz. Was konnte ihn hindern, zu ihr zu eilen; aber sie winkte, daß er bleiben solle, und zeigte mit der schneeweißen Hand nach dem Boden. Da sah er entsetzt eine tiefe Kluft, einen unabsehbaren Abgrund, der zwischen ihnen sich hinzog und sie trennte. Ein Krächzen und Flattern zog seinen

Blick wieder aufwärts; da kam ein schwarzer Rabe und flog auf Helenens weiße Schulter, und Krähen und Elstern setzten sich auf ihre Füße. Er verwünschte den Abgrund, der ihn hinderte, sie zu beschützen und von diesen Zudringlichen zu befreien. Aber sie lächelte ob seiner Verzweiflung, wehte leise mit dem Tuche, und verschwunden war die lästige Gesellschaft; nur der Rabe kam zuweilen noch zurück und krächzte und schwirrte um sie herum. Er sah aber bald nicht mehr auf den Raben; der Himmelsblick der Geliebten fesselte ihn ganz — er hörte nicht mehr das heisere Gekrächz vor dem lauten Pochen seines Herzens. Er wollte enden diese gräßlichen Tantalusqualen, sterben, oder bei ihr sein, und kühn über den Abgrund springen. Doch die Geliebte stand so ruhig da, ohne jede Ahnung seiner Sehnsucht, ohne jeden Wunsch, daß er ihr nahen möge, und ihre unerschütterliche Ruhe hielt Wacht, daß er den Sprung nicht wage. Jetzt aber wurde ein dumpfes Getöse, ähnlich dem fernen Donnerrollen, hörbar, und eine dunkle Masse wälzte sich nach Helenen hin. Im nächsten Augenblicke stand bei der bis zum Tode Erbleichten ein scheußliches Ungeheuer. Auf seinem Kopfe wandten sich Nattern, die raubgierig züngelten; die Tatzen, mit langen, krummen Krallen, hatte es ausgestreckt, Helenen zu erfassen, und der furchtbare Rachen öffnete sich weit und zeigte große, spitzige Zähne; ein schwarzer Geifer entquoll ihm und das Gift spritzte bis auf Lesley herüber, betäubte ihn, und besinnungslos sank er zurück in das hohe Gras.

Bald aber erwachte er — o Himmel! verſchwunden war das Ungeheuer, über die Kluft eine Brücke geſchlagen und drüben ſtand leuchtend, wie eine Himmelserſcheinung, die Geliebte. Er betrat die Brücke. Schon war er ihr ganz nahe, ſchon ſtreckte er die Arme aus, ſie zu umfangen — da war ſie verſchwunden!

Lesley ſchrie laut auf, und er erwachte über ſein eigenes Schreien.

Er entſann ſich nie einen ſo lebhaften Traum gehabt zu haben; aber nie hatte auch einer ihm einen ſo unangenehmen Eindruck hinterlaſſen, wie dieſer.

Noch an dieſem Tage fuhr er nach Lavia. Ein Schwarm ſcheuer Vögel flog kreiſchend auf, als ſich das große Thor der alten Laviaburg aufthat. Ein Schauder überlief ihn, als er eintrat — ein dumpfer Geruch, eine kalte Kellerluft ſtrömte ihm entgegen, die Spinnen hatten unter dem Portal hin große Netze gezogen, überall lag hoher Staub, die Motten flatterten auf und ſelbſt das Wiederhallen jedes Schrittes verkündete, daß das Schloß unbewohnt war. Ein mürriſcher Kaſtellan ſchritt mit dem klirrenden Schlüſſelbunde vor Lesley her; jedes Schloß war verroſtet, jede Thür knarrte, Alles erſchien ſo öde und unheimlich. Er trat in das Studierzimmer ſeines Oheims, und dieſes bot zuerſt einen Anblick, der vom Leben erzählte und ihn weniger abſtieß. Es ſtand hier noch Alles, wie vor des alten Grafen Tode. Lesley hatte vor zwei Jahren, als er die Güter in Beſitz genommen, dieſes Zimmer aus Pietät für den Verſtorbenen

ganz unberührt gelaſſen, und ſeit ſeiner Abreiſe hatte Niemand wieder das Schloß betreten. Ueber dem Schreibtiſche hing das Bruſtbild einer jungen Dame. Lesley wollte es betrachten, aber Moder bedeckte das ganze Portrait. „Gewiß," dachte er, „war es einſt meinem Oheim über Alles theuer; der Platz, den es einnimmt, beweiſt es, und nun ſcheint es, als ſei es einzig und allein ausgehängt zur Zerſtörung für Motten und Moder. Doch warum verlange ich für das Bild ein anderes Loos, da doch der Menſch ſelbſt, und wenn er noch ſo ſchön war und noch ſo ſehr geliebt wurde und Andere entzückte, einſt Nahrung wird für die Würmer?"

Er verließ das Zimmer; das Unbehagen, das ihn befallen, ſo wie er die Burg betreten, kam auch hier wieder über ihn. Er ging in den daranſtoßenden Saal. Sein erſter Blick fiel auf das Portrait ſeines Vaters, und noch viele andere ihm bekannte Geſichter aus dem Ahnenſaale auf Lesley-Court hatten ihre Augen auf ihn gerichtet. Da wurde ihm ſo bange um das Herz, ſo namenlos wehe.

Mit Zärtlichkeit, mit heiliger Liebe ſtand er vor dem Bilde ſeines Vaters; — aber es blickte ihn finſter und mürriſch an, wie einſt ſein Vater ſelbſt, wenn er liebkoſend ſich ihm genähert. Da gedachte er, wie das Leben ihn ſo finſter angeblickt von ſeiner früheſten Jugend an, und Thränen rannen über das männliche Antlitz. Er trat vor die Portraits ſeiner Groß- und Urgroßväter, die theils in ſtolzer, kriegeriſcher Rüſtung, theils in Hof-

kleidern, die Bruſt mit Orden bedeckt, abgebildet waren. Es fiel ihm ein, wie er als Knabe ſo oft daheim im weiten Ahnenſaale voll kindiſchen Entzückens vor dieſen Bildern geſtanden, wie er im Geiſte ſich ihnen ähnlich geſehen, geſchmückt mit Ehrenzeichen, wie ihr Anblick ſeine Bruſt mit Sehnſucht nach Ruhm geſchwellt!

Und wie ſie nun auf ihn, den Letzten des Stammes, herniederſchauten, gleichſam als wollten ſie ihn auffordern, ihren Ruhm fortzupflanzen, der Jahrhunderte hindurch gedauert, da erfüllte ihn eine unendliche Bitterkeit und Verachtung gegen ſich ſelbſt.

„Hört," rief er, „ihr alten Väter, im Ruhme ergraut, der letzte Sprößling euers ſtolzen Geſchlechts träumt von keinem andern Ruhme, als aus dieſem alten Schloſſe den Uhu zu ſcheuchen, es von Motten zu ſäubern und — nach dem Blick eines Weibes zu ſchmachten!"

Er warf ſich voll Unmuth auf ein Sopha, — ſah nicht die Staubwolke, die dieſem entſtieg — und beklagte ſein verfehltes Leben.

Es währte aber nicht lange, da erſchienen, benachrichtigt von ſeiner Ankunft, Beamte und Intendanten mit langen Rechnungen und langen Geſichtern, mit wenig Einkünften und vielen Entſchuldigungen, und zeigten ihm, daß ihm auch hier ein weites Feld zum Wirken offen ſei. — So langweilig auch hauptſächlich für den Anfang all' die Geſchäfte waren, welche Leslen auf Lavia erwarteten, ſo gab er ſich ihnen doch mit großer Genauigkeit und

vielem Eifer hin. Er arbeitete den ganzen Tag, machte Pläne zu Verbesserungen und traf Anstalten zu Neuerungen auf seinen Gütern. Aber ungeachtet seiner anhaltenden Beschäftigungen verließ ihn doch nicht eine trübe Stimmung. Schon nach dem ersten Tage seines Aufenthaltes auf Lavia wollte er wieder nach Edmonsholm fahren, um Helenen zu sehen und sich in ihrem Anblick zu trösten; doch er fürchtete, sein schnelles Wiederkehren möchte dort Verwunderung erregen, und — er blieb. Aber nach mehreren Tagen konnte er nicht länger seine Sehnsucht bezwingen. An einem schönen Abend kam er auf Edmonsholm an und durch eine kleine Pforte am untern Ende des Parkes trat er ein, um diesen zuerst zu durchstreifen, hoffend, hier Helenen zu begegnen. Aber ach, er hörte viele Stimmen, er hörte Gelächter, und auf dem Schloßplatze unter den Orangeriebäumen saß Helene, umgeben von vielen Herren und Damen.

Er verbarg sich in einem Bosket, sah durch das Gebüsch und betrachtete einen Augenblick die Geliebte, dann kehrte er wieder zurück nach Lavia, auf sein einsames Schloß, das ihm gegen die Freude, die auf Edmonsholm herrschte, wie eine Leichenkammer erschien, wo ihm nur das theilnahmlose Auge des Miethlings begegnete.

„Sie muß mich allein sehen," sprach er, doch er gedachte seines Schwures; aber es schien ihm, als habe er mit jenem Gelübde das Todesurtheil alles Glückes unterzeichnet, als habe er mit ihm resignirt auf jede Freude des Lebens.

Nach einigen Tagen begab er ſich wieder auf Edmonsholm, und wie er gefürchtet, ſo war es: er fand Helenen wieder von Beſuch umgeben. Es war ihm nicht ſo ſtörend, Löwenhjelm an ihrer Seite zu ſehen, als jene läſtige Geſellſchaft. Seit zwei Jahren hatte er ſie ſich nie anders gedacht, als die Gattin von Löwenhjelm, und ihn als einen zärtlichen, verliebten Ehemann; er ſah ihn aber nur als einen galanten Gatten, nach der Mode der großen Welt, der ſeiner Frau nichts mehr ſein will als quasi ein Sonnenſchirm oder ſo etwas, und der ſie nur als erſte Zierath ſeines Hauſes betrachtet. Beide zuſammen zu ſehen alterirte ihn nur das erſte Mal, eben weil es das erſte Mal war. Aber an Geſellſchaft, die neugierig lauernd und immer trennend zwiſchen ihnen ſtehen würde, hatte er nie gedacht; darum war ſie ihm jetzt ſo unendlich läſtig, ſo ſehr ſtörend. Er wechſelte nur wenig Worte mit Helenen, wagte aber diesmal ſie mehr zu betrachten, da er ſelbſt weniger als das erſte Mal ein Gegenſtand der Beobachtung zu ſein glaubte, indem ſeine Erſcheinung nicht mehr ſo neu war. Eine Blume, heimiſch unter einer ſüdlichen Zone, verſetzt unter die ärmlichen Gewächſe des Nordens — ſo vor Allen hoch und glänzend erſchien ihm Helene. Ihr ganzes Weſen umgab die Hoheit eines energiſchen Geiſtes und alle ihre Bewegungen waren begleitet von dem Anſtande und der Anmuth einer reinen, kindlichen Seele. Doch es befremdete ihn, wie Helene, die ſo erhaben über alles kleinliche Treiben der Welt, dennoch den geſellſchaftlichen Thorheiten huldigte, wie ſie,

deren eigentlichem Weſen, wie nur er es kannte, aller Zwang widerſtand, ſich einengte in alle Rückſichten der Etikette.

Nach wenig Stunden verließ er Edmonsholm und vergrub ſich wieder in ſeine Einſamkeit und in ſeine langweiligen Geſchäfte. Aber er erſchien ſich wie ein lebendig Begrabener, der noch Leben in ſich fühlt, welchen mitten unter Gräbern und Moder glühende Sehnſucht nach dem Leben erfaßt, den nur ein dünnes Bret von der ſchönen Welt trennt, das aber dennoch eine ewige Scheidewand iſt!

Er überlegte, wie es wohl zu ermöglichen ſein könnte, Helenen allein zu ſehen.

Da zuckte ein Lichtſtrahl zu ihm nieder. Er entſann ſich, zufällig gehört zu haben, daß ſie faſt täglich ſehr früh, wenn im Schloſſe noch Alles der Ruhe pflege, im Parke luſtwandle, und es kam ihm der Gedanke, des Nachts nach Edmonsholm zu fahren und ihr früh im Parke zu begegnen. Sie muß mir dieſe Kühnheit verzeihen, dachte er, ſo ſehr ſie auch den Formen zu huldigen ſcheint, wenn ich ihr ſage, daß ich ſo traurig bin und ihres Troſtes bedarf. Sie bringt ſolchen mit Aufopferung dem Fremdeſten, dem Geringſten, warum ſollte ſie ihn mir nicht gewähren? Aber es fiel ihm ein, wie ſehr er dabei Helenens Ruf auf das Spiel ſetzen würde, — und er blieb daheim. Jeden Abend befand er ſich in der heftigſten Aufregung, fühlte ſich verſucht, hinüber nach Edmonsholm zu fahren, um am nächſten Morgen

die Geliebte zu ſehen; aber jeden Abend widerſtand er der glühenden Sehnſucht, die er ihrer Ehre opferte. — Jeder Mann vermag wohl für das Weib ſeiner Liebe Opfer zu bringen, bringt ſie wohl auch mit Freuden; die Anerkennung der Geliebten, ihre doppelte Liebe machen ſie ihm leicht. Solche Opfer aber, — wie ſie Clarence beſtimmt, Helenen zu bringen, — von denen die Geliebte keine Ahnung hat, von denen er nicht denken kann, daß ſie je etwas erfährt, — ſolche Opfer ſind nur das Erzeugniß einer großen Seele.

Endlich, als Lesley ſah, daß er keinen Weg zu erſinnen vermochte, Helenen allein, und ohne daß es ihre Ehre gefährde, zu ſehen, beſchloß er, ſie abermals vor der Geſellſchaft, die, wie er gehört, immer auf Edmonsholm verſammelt ſei, wiederzuſehen. Als er aber ankam, erfuhr er zu ſeinem höchſten Entzücken, daß ſeit geſtern kein einziger Gaſt ſich mehr auf Edmonsholm befinde. Leicht ließ er ſich diesmal bereden, auf einige Tage ſein Quartier hier aufzuſchlagen. Doch die Nacht führte quälende Gedanken, böſe Träume zu ſeinem Lager nieder; aber als die Sonne ſein Gemach erleuchtete, ſprang er entzückt auf und eilte an's Fenſter. Und ſiehe — es währte nicht lange, da erblickte er Helenen, wie ſie im weißen Morgengewande, einen runden, italieniſchen Strohhut auf die Locken gedrückt, die Terraſſe nach dem Parke herniederſtieg. — Im nächſten Augenblicke war er bei ihr — und wie die Morgenröthe die Nacht verſcheucht, ſo ſcheuchte ihr Anblick alles Dunkel aus ſeiner Seele! . . .

„Es freut mich," ſprach Helene, „daß Sie meine Neigung, die friſche, belebende Morgenluft zu athmen, theilen. Man nennt oft mein Frühaufſtehen barok; ich dagegen halte die Lethargie an einem himmliſchen Morgen für Sünde."

„Wenn der Zauber eines Sommermorgens über uns ausgegoſſen," erwiederte Clarence, „dann allerdings begreift man nicht, wie man ſeinen Genuß entbehren kann; doch wie oft iſt das Gemüth in einer Stumpfheit befangen, wo es weder Sehnſucht darnach empfindet, noch ihn begreift."

„Dieſe Stumpfheit aber iſt es, die ich haſſe," rief Helene, „und in die man nicht verſinken darf. Sie iſt es, die, wenn ſie ihre welken Arme um das Herz des Menſchen preßt, das Heilige nicht mehr heilig und das Gemeine nicht mehr abſtoßend erſcheinen läßt."

„Wer aber," fragte Lesley, „kann ſie abwehren, dieſe Stumpfheit? Iſt ſie zuweilen nicht ſogar wohlthätig für ein armes, gepeinigtes Herz, das getäuſcht wurde in allen Erwartungen und Verzicht leiſten mußte auf alles Glück?"

„Ich glaube nicht," entgegnete die Gräfin, „daß in Stumpfheit ein Troſt liegt."

„Ein Troſt wohl nicht; aber ſie iſt der leidenden Seele daſſelbe, was dem kranken Körper der Schlaf iſt, freilich ein Schlaf, in dem man ſich ſeiner Krankheit bewußt iſt."

„Ich mag ſie nicht, dieſe Stumpfheit," ſprach Helene, „das volle Bewußtſein des Unglücks wäre mir lieber. Das

iſt auch das Einzige, warum ich das Alter fürchte, weil es Stumpfheit mit ſich führt."

„Glückliches Kind!" ſprach der Lord, „Sie wurden noch nie beherrſcht von Leidenſchaft oder Schmerz, noch nie war Ihre Stirn ſo verdüſtert, daß nicht Sonnenſchein ſie zu verklären vermochte. Sie haben keine Ahnung von der Qual ſolch eines Schmerzes, wo endlich eine Ohnmacht Wohlthat wird. Sie begreifen nicht ein Gemüth, das ſo zerriſſen iſt, daß ſelbſt die Natur, wenn ſie von Glanz und Herrlichkeit ſtrahlt, ihm nur den ſchreienden Kontraſt bildet für ſein Elend!"

„O Lesley!" antwortete Helene traurig, „wenn ein Bettler den Palaſt betritt, und er entſetzt vor deſſen Reichthum, deſſen Glanze flieht, weil ſeine Lumpen zu grell mit dieſem Glanze kontraſtiren, iſt er nicht ein Thor? Iſt's nicht dieſer Reichthum, der ihn retten kann? Und doch kann der arme Bettler zagen, da er wohl oft im Marmorhauſe auch eine Marmorbruſt gefunden; doch nie der Menſch im weiten Hauſe Gottes! Ach Lesley, niemals ſollte man kleinmüthig zagen; der Gott der Liebe hat ewig Troſt und Glück für uns — mehr als wir verdienen."

„Ja!" ſprach feierlich der Lord, „nur der Menſch mit ſeiner Blindheit ſieht zu oft nicht jenen Troſt und jenes Glück und ſucht es fern von da, wo Gott es hingeſtellt!"

Sie gingen nun Beide einige Augenblicke ſchweigend und in Nachdenken verſunken neben einander. Lesley be-

geiſtert von Helenen — Helene aber bekümmert um ihn. Endlich, wie ermüdet nahm ſie Platz auf einer Raſenbank und Lesley ſtand vor ihr; aber er erſchrak, als er ſah, wie freudlos ihr Auge blickte, wie ihre Wangen erbleicht, und er fragte beſorgt: „Sind Sie unwohl, theure Gräfin?“

Helene erhob ſich, blickte ihn ernſt und feſt an und ſprach mit ſanfter, trauriger Stimme: „Sie ſind unglücklich, Lesley!“

„Ich war es,“ erwiederte dieſer überraſcht, „weil ich Sie floh! Ich ſuchte fern von Ihnen, was einzig nur Ihre Nähe mir gewähren kann. Fragen Sie nicht nach meiner Vergangenheit, fragen Sie nicht nach meiner Zukunft — die Gegenwart iſt ſo himmliſch beglückend!“

„Warum nicht nach der Zukunft, Lesley? denn was könnte unſere Freundſchaft trennen? welche Erdenmacht ſollte dieſe Himmelsblume brechen?“

„Theure Heilige!“ rief Lesley — —

„Nicht dieſe Sprache!“ fiel ihm Helene in's Wort.

„Läſtige Formenwelt,“ ſeufzte er; doch in Begeiſterung löſte ſich ſein Unmuth, als ſein Blick auf die Freundin fiel, deren Züge, obgleich ihr Auge geſenkt, doch alle Seligkeit verrieth, die wieder ihre Bruſt erfüllte.

Langſam näherten ſie ſich dem Schloſſe; in der großen Säulenhalle trennten ſie ſich und verſchiedene Richtungen führten Jedes nach ſeinen Gemächern. Auch in ſein einſames Zimmer begleiteten Lesley diesmal Freude und Friede,

und ſchmückten es mit ſüßer Erinnerung an die letzte Stunde, mit der entzückenden Hoffnung, daß ſolche ſich noch oft erneuen würde. Bald darauf begab er ſich nach dem Frühſtückszimmer, wo er bereits den Oberſtatthalter, die Gräfin, Madame Denis und Helga fand. Letztere, die ihn geſtern Abend nicht geſehen und vor wenig Augenblicken erſt ſein Hierſein erfahren, ſtürzte mit der lebhafteſten Freude zu ihm. Während er den Grafen begrüßte, hielt ſie ſeine Hände und küßte ſie fortwährend, und als ſich endlich Lesley zu ihr neigte, umſchlang ſie ihn heftig mit ihren Armen und rief: „Clarence, Clarence, biſt Du endlich wieder da?"

„Biſt Du von Sinnen, Mädchen?" eiferte der Graf.

Helga's Arme ſanken herab bei des Vaters mißbilligenden Worten; ſie warf einen ſcheuen Blick nach ihm und ſetzte ſich ſtill zu Helenen.

„Helga," ſprach dieſe freundlich, „es wehrt Dir Niemand, dem Lord Deine Liebe und Freude zu bezeigen, nur nicht ſo unbändig mußt Du ſein, damit erſchreckſt Du Andere. Sieh, Du biſt ja ſo außer Dir; wenn Du Jemand heftig ſiehſt, ſei es aus Zorn oder Freude, möchteſt Du da nicht zuerſt ſelbſt ſanft ſein?"

„Ich will ſanft ſein, Mama, wie Du, wie das Mondlicht!" verſprach Helga mit zitternder Stimme.

Nach dem Dejeuner zog ſich die Gräfin mit Helga nach ihren Zimmern zurück und der Graf fuhr mit dem Lord nach ſeinen Gütern und Beſitzungen, ihn mit dem In-

nern von Edmonsholm bekannt machend, während ihm Lesley seinerseits von den Veränderungen erzählte, die er auf Lavia beabsichtige, und von seinen ärgerlichen Geschäften daselbst.

„Zum Ueberfluß," fuhr er lachend fort, „empörten sich auch noch die Bauern gegen mich, und täglich brachte man mir neue Botschaft von ihrem Unwillen. Einmal hieß es, man wolle gegen mich an das Storthing appelliren — dann wieder, man wolle das Schloß anzünden und mich umbringen."

„Aber, mein Gott, wie ist das möglich," fragte Löwenhjelm, „daß eine solche Verschwörung unter Ihren Bauern ausbrechen konnte?"

„Das ist sehr einfach," erwiederte Lesley. „Leider hatte ich die Vollmacht über meine Güter einem sehr saumseligen Manne übergeben, und die Intendanten sind meist alte Leute; so hat dort während meiner Abwesenheit weder Aufsicht noch Ordnung geherrscht, aller Herrendienst war gänzlich in Vergessenheit gekommen, und nun ich ihn verlangte, weil sie sich freiwillig dessen enthoben, entstand Aufruhr in den Gemüthern."

„Aber sie beruhigten sich," fragte der Graf, „als sie sahen, daß die Drohungen erfolglos bleiben würden?"

„Allerdings," erwiederte Lesley. „Aber die Sache war in der That spaßhaft. Am Abend vor dem zum Herrendienste festgesetzten Tage erschien eine Deputation Bauern bei mir. In ziemlich kurzem, herrischem Tone fragten sie mich, ob ich noch immer die Zwangsarbeit

von ihnen begehre? Als ich mit »ja« antwortete, versicherten sie mich mit Ungestüm, sie seien im Auftrage aller Uebrigen hier, mir anzukündigen, daß kein Einziger von ihnen meinen Befehlen nachkommen würde, daß sie sich schon Freiheit würden zu verschaffen wissen! Ich behielt diese guten Leute auf dem Schlosse und am andern Morgen befahl ich ihnen, mir zu folgen, begab mich mit ihnen auf den Arbeitsplatz und hieß ihnen etwas unfreundlich, anzufangen, falls sie nicht wünschen sollten, daß ich sie sogleich nach Stockholm auf das Gericht spediren ließe. Die Andern hatte ich schon am Abend vorher wissen lassen, daß ich früh zu der und der Stunde mich auf den Arbeitsplatz begeben würde, und wenn ich sie nicht dort schon beschäftigt fände, so solle die Bevåring sie hinbegleiten. So fanden sie sich denn langsam ein, und unter vielem Murren begann der Dienst. Ich leistete ihnen aber in den ersten Tagen sehr getreulich Gesellschaft, und das schien sehr beruhigend auf sie zu wirken, denn unter dem Heere der Unzufriedenen wurde es immer stiller."

„Diese Hunde!" eiferte der Graf, „sie sollten froh sein, wenn Sie ihnen die Strafe für ihre lange Nachlässigkeit erspart haben; ich glaube, ich würde sie an Ihrer Stelle nicht dieser entzogen haben, denn jede Milde bezahlt dieses Volk mit doppelten Pflichtverletzungen."

„Nun," erwiederte Lesley, „so werde ich sehr wenig in Ihrem Sinne gehandelt haben, Herr Graf; denn als meine Leute vorgestern für diesen Sommer ihre Zwangsarbeit pünktlich vollendet hatten, kündigte ich ihnen an,

daß ſie nun, da ſie gehorcht, auf Lavia des Herrendienſtes für immer enthoben ſein ſollten, und ſtellte ihnen dieſes Verſprechen in aller Rechtsform aus."

„Mylord, das war voreilig."

„Warum?" entgegnete Lesley lachend; „nein, ich finde es billig. Dieſer Herrendienſt erinnert überhaupt ſo ſehr an den Deſpotismus der Vorzeit — und ich wünſche, daß mein Aufenthalt auf Lavia nicht allein für meine Beſitzungen ſelbſt, ſondern auch für ihre Einwohner nützlich wird. Warum da nicht aufheben, was ihnen ungerecht und drückend erſcheint und es zum Theil auch iſt, da es mir in jeder Beziehung möglich iſt?"

„Aber es verdirbt dieſe Leute im Allgemeinen," ſprach der Graf, ſie werden immer indolenter und träger, ſie müſſen unter Druck leben, das gehört zu ihren Bedürfniſſen."

„Ich gebe zu," erwiederte Lesley, „daß ſie dann fleißiger ſind; aber ſie werden dem Thiere gleich, ſie werden immer roher und ſinken immer tiefer herab; alles Menſchliche, alles Edlere wird in ihnen erdrückt. Und ſo ſcheint mir doch von zwei Uebeln dies letzte das ſchlimmſte . . . ."

Der Abend begann ſeine ſüß melancholiſchen Schleier auszubreiten; nur einzelne Wolken umſäumte noch der Gluthſchein der Sonne, und der See ſtrahlte ihn zurück. Da ſtieß ein Kahn vom Ufer und leiſe plätſchernd und liebkoſend ſich um ihn ſchmiegend trugen ihn ſanft die Wellen dahin. In der Kajüte war es aber ſtill; Alles

ſchwieg; doch in Jedem regten ſich andere Gefühle. Graf Löwenhjelm gedachte mit Unruhe ſeiner Geſchäfte in Stockholm. Briefe, die er an dieſem Abend erhalten, riefen ihn dorthin, und die müßige Ruhe, die hier ihn umgab, drückte ihn, erfüllte ihn mit Mißmuth; zudem liebte er die Waſſerfahrten nicht ſehr.

In Helenen herrſchte eine ſtille, ſelige Freude. Was ſie gewünſcht, was ſie gehofft, es war erfüllt, und zu dem Himmel ſtieg ihr heißer Dank. Die einzige Sorge, die noch bisweilen in ihr aufgeſtiegen, — ob Lesley wohl ganz ihr Glück theile — war verſchwunden, der heutige Morgen hatte ſie verſcheucht. Sie ſcheute das Wort, denn ſie glaubte zu träumen; zu paradieſiſch erſchien ihr das Leben; ſie wagte kaum zu athmen, weil ſie fürchtete zu erwachen. Doch als ſie auf Löwenhjelm blickte und ſeinen Mißmuth ſah, durchzuckte Mitleid ihre Seele. Bemitleidete ſie ihn, daß er eines Glückes, wie ſie es jetzt empfand, nicht fähig, oder daß er es nicht war, der ſie beglückte, oder bedauerte ſie ihn, weil Unmuth ſeine Stirn verfinſterte? Sie wußte es wohl ſelbſt nicht; ſie fühlte nur, daß ſie Mitleid für ihn empfand. „Theurer Löwenhjelm," dachte ſie, „Dein Weib will nicht allein glücklich, auch Du mußt es ſein; ich will Dich doppelt lieb haben und doppelt bemüht ſein, Dir das Leben zu ſchmücken nach Deiner Weiſe."

Glückliche Frauen mit eurer unſchuldigen Eitelkeit! Wie das Kind, wenn es erſchreckt die Mutter in Thränen ſieht, ſie zärtlich küßt und meint, all' ihr Schmerz

müſſe entfliehen, ſo glaubt ihr mit eurer Liebe alle Sorgen des Mannes zu verſcheuchen, wie der Oſtwind die Wolken!

Lesley ſaß gleichſam wie in einem wachen Schlummer. Der verfloſſene Tag lag vor ihm, wie ein wundervolles Gemälde vor einem Laien, deſſen Totalſchönheit ſeine Macht über ihn übt, aber deſſen einzelne Vollkommenheiten er nicht herauszufinden vermag. Helenens Nähe, des Abends Dunkel und Stille, das Plätſchern des Waſſers wirkten auf ihn, wie eine von ſtarken Wohlgerüchen erfüllte Luft, halb aufregend und halb betäubend. Die Ruhe nach einem Genuſſe und die Sehnſucht der Erwartung beherrſchten ihn zugleich; er fühlte ſich matt und doch erquickt; er wünſchte nichts und doch klopfte ſein Herz ſo mächtig; er dachte nichts und doch zitterten ſeine Nerven wie die Saiten der Aeolsharfe im Sturme.

Aber endlich erwachte er aus dieſer aufgeregten Atonie; und da er es nicht liebte, Andern gegenüber wie ein Träumer zu ſitzen, unterbrach er die Stille und knüpfte mit dem Grafen ein Geſpräch an, als Helga, die am obern Ende des Bootes ſtand, nach ihrer Weiſe zu ſingen begann:

„Es woget das Meer,
Die Brandung iſt nahe,
Der Vogel des Sturmes
Umflattert das Schiff.
Suchſt, Armer, du Schutz
Auf brauſenden Wogen?

Dein ſind die Lüfte —
Was fliehſt du zum Fahrzeug?
Dein iſt die Freiheit —
Was lähmt dir die Schwingen?
Doch bleibe, ach bleibe!
Tönt's durch den Orkan.
Die ſcheidende Sonne
Wirft grüßend auf dich
Die goldene Gluth
Der ſinkenden Pracht.
O bleibe und leuchte
Dem einſamen Schiffer!"

Als Helga verſtummt war, ſtand ſie noch einige Augenblicke unbeweglich, dann näherte ſie ſich langſam Helenen, ſetzte ſich zu ihren Füßen, legte den Kopf auf ihren Schooß und entſchlummerte.

„Der Abend ſcheint Sie nicht zu begeiſtern, wie der Morgen?" ſprach Lesley nach einer Pauſe zu Helenen.

„Warum nicht?" erwiderte ſie. „Aber der Morgen iſt mittheilend und der Abend ſtill, der Abend führt auch leicht eine Wehmuth unter die Freude."

„O nein!" widerſprach der Lord, „der Abend iſt ausſöhnend, der Abend kühlt die ſchwüle Luft ab und gießt einen geheimen Zauber über jedes Glück."

„Des Morgens iſt Alles hell, nirgends Täuſchung," ſprach Helene, „ſeine Freuden ſind klar und rein, wie die Morgenluft; aber das, welches der Abend heraufführt, betäubt die Sinne und beſteht oft nur aus Illuſion."

„O brechen Sie nicht den Stab über die Täuſchung," rief der Lord; „was wäre das Leben ohne Täuſchung?"

„Aber wehe dem Erwachenden!“ erwiderte Jene und brach dieſes Geſpräch ab, da ſie wußte, daß Unterhaltungen der Art den Grafen langweilten.

„Lieber Löwenhjelm,“ fragte ſie, „Du haſt doch nicht unangenehme Nachrichten erhalten? Du ſcheinſt ſo ernſt.“

„Allerdings unangenehme,“ antwortete er, „inſofern ſie mich morgen nach Stockholm rufen. „Mylord,“ wandte er ſich zu Lesley, „ich vertraue Ihrer Nachſicht und bitte dringend, mich zu entſchuldigen, daß ich Ihnen gegenüber ſo ſehr meine Pflichten verletze. Indeſſen ſchon übermorgen kehre ich zurück; auch hoffe ich, daß die Gräfin Alles aufbieten wird, Ihnen den Aufenthalt auf Edmonsholm, ſoweit es möglich iſt, angenehm zu machen.“

Lord Lesley, der nicht hoffte, daß es in Helenens Meinung liege, wenn er auch in des Grafen Abweſenheit bei ihr bleibe, erklärte, daß er den Grafen nach Stockholm begleiten werde, da er ohnedies dort wegen des Baues und der zu treffenden neuen Einrichtungen auf Lavia verſchiedene Anordnungen zu erlaſſen habe.

„Ach,“ ſagte der Graf, „Sie hoffen nur durch meine Reiſe abermals von Ihrem Beſuche bei uns ſo ſchnell loszukommen, wie die erſten Male; allerdings kann auch ich gerade diesmal weniger auf Verlängerung deſſelben dringen, da es ſo ungewöhnlich einſam bei uns iſt. Doch,“ ſetzte er ſcherzend hinzu, „auf die Ungnade der Gräfin müſſen Sie ſich gefaßt machen; ſie iſt daran gewöhnt, daß man

ihre Geſellſchaft ſucht, aber nicht ihr ausweicht, und überhaupt erwarten wir ſtündlich längſt angekündigte Gäſte."

„Herr Graf," entgegnete Lesley ſehr verbindlich, „der Umſtand, daß ich Sie allein fand, veranlaßte mich, Ihrer ſo gütigen Einladung, bei Ihnen zu bleiben, Folge zu leiſten, und wenn ich nicht fürchten darf, Sie, gnädige Gräfin, unzufrieden zu ſehen, ſo würde ich es mir zur angenehmſten Aufgabe ſtellen, Ihnen die Zeit der Abweſenheit des Herrn Grafen verkürzen zu helfen."

Helene verſchmähte die Wahrheit hinter dem Tone ſocialer Höflichkeit zu verbergen und erwiderte freimüthig: „Warum dieſen Zweifel, Lesley? Sie wiſſen, daß Ihre Nähe mir angenehm iſt; bleiben Sie, wenn Sie können."

Daß Lesley ſich bereden ließ, die Aufforderung des Grafen anzunehmen, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Es ſtand ein Gewitter am Himmel, und man beeilte ſich, das Schloß zu erreichen, doch noch ehe ſie daſelbſt angelangt waren, floß der Regen in Strömen herab. „Ach, wie kühl iſt es," ſprach zitternd Helene, als ſie aus dem Boote ſtiegen, und als ſie durch den ausgemauerten Gang des Felſens ſchritten, der das Schloß vom Mälar trennte, zeigten die Windlichter, mit denen Diener dort ihrer harrten, ihre erbleichten Wangen . . . .

15. Kapitel.

Dürft' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Göthe.

Am nächſten Morgen war es noch rauh und regneriſch und nicht geeignet zu einem Spaziergange. Lesley begab ſich etwas früher als gewöhnlich nach dem Frühſtückszimmer, fand aber außer dem Haushofmeiſter Niemand, und auch dieſer entfernte ſich bald. Er wartete — keine Seele erſchien; jetzt erſt fiel es ihm ein, daß Herr Lars — eben jener Haushofmeiſter — bei ſeinem Eintreten etwas mehr geſprochen, als ein Gruß erfordert, er aber, der ſchwediſchen Sprache noch nicht ſehr mächtig und nichts weiter von ihm erwartend, als einen Gruß, ſeinen Worten nicht die gehörige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, deren es von ſeiner Seite bedurfte, um das Schwediſche zu verſtehen. Endlich bemerkte er an dem Service, daß das Frühſtück nur für eine Perſon berechnet ſei, und er entſchloß ſich, allein zu frühſtücken. Mit Verdruß ſah er die Zeit verſtreichen und ſich eines Theiles jenes Glückes beraubt, das er für heute geträumt, als Madame Denis erſchien.

„Ach, meine Beſte, was hat mich denn zu dieſer Einſamkeit verdammt?" fragte er nun dieſe.

„Mylord, hat Ihnen Herr Lars nicht geſagt, daß die gnädige Gräfin krank ſei?"

„Krank?" rief Lesley beſtürzt.

„Leider ja," ſagte die Denis. „Schon ſeit vorigem Winter kränkelt meine arme Gräfin an einem Bruſtleiden. In neuerer Zeit ſchien ſie zwar für gewöhnlich davon befreit; doch bei der kleinſten Erkältung oder Alteration zeigt es ſich. Dieſe Nacht hat ſie ſehr leidend zugebracht; nun hat ſie aber eine Stunde geſchlafen und iſt etwas geſtärkt und weniger unwohl erwacht. Sie ſchickt mich zu Ihnen, Mylord, Sie um Ihre Gegenwart zu erſuchen."

Das Gemach Helenens, welches uns jetzt aufnimmt, war weit und frei, nicht einem Möbelmagazine oder Bazar ähnlich, wie man ſie jetzt ſo häufig findet; doch geſchmückt mit allen jenen liebenswürdigen Kleinigkeiten, die, durchduftet von zarten Wohlgerüchen, das Boudoir einer Dame zu verrathen pflegen. Die Wände, mit rothem Atlas ausgeſchlagen, waren rings abwechſelnd mit Portraits und Landſchaften verziert, die Niſchen bargen koſtbare Marmorbüſten von Sergell, und die Gardinen, welche, die Sonnenſtrahlen abzuwehren, über die Fenſter herabgezogen waren, warfen über das Ganze einen geheimnißvollen, dem Auge wohlthuenden Schatten. Eine hohe Glasthüre führte hinaus auf eine Eſtrade, wo Orangerie- und Granatbäume blühten.

In halb liegender Stellung nahm Helene eine Chaiſelongue ein. Ihre Wangen waren dunkel geröthet, ihre Augen ſtrahlten in fieberhafter Schönheit, ein langes, ſchwarzes Sammtkleid, das ſie bis unter das Kinn einhüllte, hob noch das glänzende Kolorit und den Ausdruck der Züge, und das heute glattgeſcheitelte Haar zeigte deutlicher als je das ſchöne Oval des Geſichtes; doch die raſchen, krampfhaften Bewegungen verliehen ihr einen ängſtlichen Zauber.

„Ich bin troſtlos, Mylord," rief ſie ihm entgegen, „daß ich ſo ſchlecht meinen Obliegenheiten für Sie genügen kann, und, um Sie wenigſtens nicht ganz einſam zu laſſen, Sie in mein Krankenzimmer bitten muß."

„Und ich bin troſtlos, daß Sie krank ſind," ſprach Lesley mit bewegter Stimme, ließ ſich auf einen Seſſel neben ihr nieder und betrachtete beſorgt die Gluth auf ihrem Antlitz. „Wie freue ich mich aber," fuhr er fort, „daß ich nicht mit nach Stockholm gefahren bin! So wird mir doch wenigſtens der ſüße Troſt, in Ihrem leidenden Zuſtande Ihnen Geſellſchaft leiſten zu dürfen."

„Aber der Graf," ſagte Helene, „war heute Morgen ſehr beſtürzt, daß wir Sie zum Hierbleiben veranlaßt. Nur die Erfahrung, daß dergleichen Erkrankungen bei mir oft ſchon in einigen Stunden wieder vorübergehen, beruhigte ihn einigermaßen."

Lesley brachte den ganzen Vormittag bei Helenen zu. Immer wollte er ſie auf kurze Zeit verlaſſen, damit ſie ruhen könne, doch immer blieb er, immer bat er ſie,

nicht zu ſprechen, da es ſie gewiß anſtrenge, und immer lauſchte er wieder ihrer Stimme und glaubte nur zu gern ihrer Verſicherung, daß eine geiſtige Aufregung wohlthätig auf ihren Zuſtand wirke, indem er ſonſt nur zu leicht in Trübſinn ausarte.

„Es iſt doch erbärmlich," ſagte ſie, „wie der Körper ewig die Herrſchaft über den Geiſt behauptet! Sollte es nicht möglich ſein," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „mit ſtarkem Willen es endlich dahin zu bringen, ihn frei zu erhalten bei rein phyſiſchen Leiden? ihn unabhängig zu machen von der Materie? Wir ſollten alle Kräfte daran ſetzen, dies zu erlangen; es wäre wenigſtens eine würdige Vorbereitung für unſer künftiges, rein geiſtiges Leben."

„Ach," ſprach Lesley, „unumſchränkte Freiheit des Geiſtes iſt ein ſchöner Gedanke; aber doch am Ende ein Irrwahn, wie alle irdiſche Freiheit. Doch warum, Gräfin, wollen Sie immer den ewigen Geſetzen der Natur entgegen treten? Es iſt ein eigener Contraſt in Ihrem Weſen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Sie, die Sie ganz nach geiſtiger Freiheit ſtreben, Sie, die ſich ſelbſtſtändig eigne Meinungen, eigne Anſichten gründeten und von dem Gewöhnlichen, Hergebrachten losriſſen, Sie ketten ſich auf der andern Seite wieder ängſtlich an die Form, zwängen ſich in alle Feſſeln der Etikette und Convenienz — dieſen Mißgeburten der Geſellſchaft. Es bleibt uns allerdings nicht viel übrig, als, — ſo wie in jedem Staate nach ſeinen Geſetzen — ſo auch in der Geſellſchaft nach ihren Formen zu leben, nur gerade in Ihrem Weſen ſcheint

mir dieſe ſorgfältige Beobachtung aller kleinlichen, ſocialen Rückſichten eine Inconſequenz."

„Aber ich weiß," antwortete Helene, „wollte ich meinem Weſen die Selbſtſtändigkeit gönnen, die meinen Meinungen eigen iſt, wollte ich die Sitte verachten, wie ich ſo viele Anſichten der Menſchen verachte, dann würde man mich eine Abenteurerin nennen."

„Traurig," erwiderte Lesley, „daß die beſten Anſichten und Geſinnungen oft nur deßhalb verachtet werden, weil ſie der einmal vorgefaßten Meinung der Menge zuwiderlaufen, traurig, daß Seelengröße mit Gemeinheit ſo oft verwechſelt wird!"

„Und," fuhr Helene fort, „wenn der Name einer Abenteurerin mich brandmarkte, dann würde mein Gemahl mich verachten, ich würde ihm nichts ſein, und Helga nichts. Meine Freundinnen würden Troſt und Liebe von mir verſchmähen, und vielleicht die Armen und Unglücklichen, die gewöhnlich auch abergläubiſch ſind, meine Unterſtützungen."

„Sie entwerfen da ein trauriges Bild," ſagte lächelnd Lesley.

„Aber ein wahres," mein Freund. „Doch ich bin überzeugt, daß ich oft, ohne es zu wiſſen, ſehr gegen die Formen verſtoße, vielleicht aber auch zuweilen mich zu ängſtlich daran binde, aber das iſt, weil ſie mir nicht natürlich ſind. Ich gleiche dem Fremden in einem fernen Lande, der deſſen Sitten und Gebräuche annimmt, um nicht verfolgt zu werden, der aber, weil er ihren Zweck

und ihre Urſachen nicht kennt, ſich oft an zufällige Kleinigkeiten bindet und zuweilen Hauptſachen überſieht. Man nennt mich kalt und ſtolz, aber dieſe für mich fremden Gebräuche ſind es, die meinem eigentlichen Weſen dieſen fremden Schein verleihen. Gälte es indeſſen, einen nützlichen Zweck zu erreichen, ſo würde ich mich nicht ſcheuen, vor Aller Augen die Schranken, die das gewöhnliche Leben umzäunen, zu überſchreiten. — Werfe ich aber jene Feſſeln auch da nicht ab, wo ich dem Blicke der Welt nicht ausgeſetzt bin, ſo geſchieht es, weil ich verſchmähe, im Finſtern das zu thun, was das Licht muß ſcheuen. Zum Beiſpiel," ſagte ſie ganz unbefangen, „ich würde es gern hören und ich fände auch nicht das kleinſte Unrecht darin, wenn Sie Helene und Du zu mir ſagten; aber es müßte doch eingeſtellt werden in der Gegenwart Anderer, und ich würde erröthen, wenn der Zufall es an Jemand verriethe; deßhalb iſt es unmöglich, einzig nur deßhalb!"

Bei dieſen letzten Worten wurde Lesley ernſt und ſeine Stirn verdüſterte ſich, wie ſtets, wenn Helene ſo überaus hold und freundlich ſich zu ihm neigte. Ach, dann empfand er ja am tiefſten, was ſie ihm ſein könnte, und fühlte es am weheſten, wie er dennoch ſo fern ihr ſtand.

Da trat Helga ein und ihre Theilnahme und Zärtlichkeit nahm Helenen jetzt ganz in Anſpruch. Ach, mit beiſpielloſer Geduld überließ ſich die Gräfin dem Kinde — nicht aus gewöhnlicher mütterlicher Schwachheit,

— aus Ueberzeugung, daß man Helga's Neigungen meiſt frei walten laſſen müſſe, daß für ſie ſelbſt bemerkbare Beſchränkung ihrer Gefühle und Eigenheiten ſehr gefährlich auf ihren Charakter und ihr ganzes Weſen wirken müſſe. Ueberhaupt bedurfte ihre Bildung ſo vieler Aufmerkſamkeit und ſo vieler Rückſichten, wie nur die Liebe ſie zu gewähren vermag; daher beſchäftigte ſich Helene, ſoviel es ihr nur möglich war, ſelbſt mit ihr. Und o gewiß, dies war doppelt wohlthätig, denn für Helenens Wünſche, für Helenens Willen kannte Helga keinen Widerſpruch: ihr pflichtete ſie blind in Allem bei, ihr gehorchte ſie mit Begeiſterung; doch Andern oft gar nicht, oder nur mit Widerwillen, wie der Sklave dem Herrn, aus Furcht, vielleicht auch aus Gefühl der Pflicht; doch ihr ganzes Innere ſchien ſich dagegen zu empören, man ſah dabei ihre Aufregung, ihre geiſtige Anſtrengung, und dieſer folgte eine Abſpannung, die dem Blödſinn glich.

Oft ſcheuchte des Nachts die Sorge um Helga von Helenen den Schlaf, und ſinnend, wie dieſes Kindes Eigenheiten zu bezwingen, fand ſie oft noch der Morgen...

Faſt den ganzen Tag weilte der Lord bei ſeiner geliebten Helene, obgleich dieſe ihn immer bat, das Krankenzimmer zu verlaſſen und irgend eine Partie zu unternehmen. „Was wird der Graf ſagen," fuhr ſie fort, „wenn er hört, daß ich nichts zu Ihrer Zerſtreuung erſann?"

„Der Graf," antwortete der Lord, „wird zufrieden mit Ihnen und auch mit mir ſein, wenn ich ihm ſage, daß ich nur in Ihrer Nähe Unterhaltung und Zerſtreuung fand."

Helene erröthete und ſchämte ſich der ſchwachen Eitelkeit ihres Gatten, die man ſo leicht wahrnehmen konnte ...

Erſt als es anfing zu dunkeln, verließ Lesley Helenen, ſie der Ruhe und dem Schlafe zu gönnen und von ihnen Heil für die über Alles Geliebte hoffend. — Er aber eilte hinab nach dem Parke, im Abend den Tag noch einmal durchträumend.

Pfeilſchnell wie die Jugend, aber unvergeßlich wie deren Glück eilte Beiden auch der nächſte Tag dahin, in ſüßem Beiſammenſein, in traulichem Koſen. Lesley erzählte Helenen viel von ſeinen Reiſen, und ſie lauſchte wie das Kind, dem man das erſte Märchen erzählt. Er las ihr vor aus ſeinen Lieblingsſchriftſtellern, und ſie horchte auf, als ſei ihr Alles ſo fremd; aber es erſchien ihr Alles ſo neu, was ſie von ihm hörte. Sie fühlte ſich heute wohler als geſtern, und ſie war ſo fröhlich, ſo harmlos glücklich und ſcherzte ſo muthwillig, wie ein Mädchen, dem die Mutter noch jede Sorge abwehrt, das nur Licht in der Zukunft erblickt. Lesley betrachtete ſie mit ſtaunender Freude.

„O Sie ſind unverändert geblieben," ſprach er zu ihr, „ſo himmliſch, ſo ganz noch jene Helene, deren Bild mich in die fernen Länder begleitete; aber ich," fuhr er ernſt fort, „ich fühle es deutlich Ihnen gegenüber, wie viel anders ich geworden, ich erſcheine mir oft ſchon geiſtig abgelebt."

„Von mir ſprechen wir nicht," erwiderte Helene, „das letzte Jahr iſt auch über mich ſehr verheerend hingezogen; doch was Sie betrifft, ſo glaube ich, Sie ſind

überhaupt mit zu vielen Erwartungen in die Welt getreten; wer auf viel hofft, wird viel getäuscht, und jede Täuschung, jede Erfahrung hinterläßt im Herzen eine tiefe Furche. Und dann glaube ich, so sehr Sie auch den äußern Ausdruck der Gefühle beherrschen, so wenig beherrschen Sie die Gefühle selbst, Sie lassen sie zur Leidenschaft reifen! Jeder Freude und jedem Schmerze, jeder Hoffnung und jeder Sehnsucht geben Sie sich ganz mit Wollust hin, bis sie sich zur höchsten Aufregung steigert, — und auf Aufregung folgt Mattigkeit."

„Ich glaube, Ihr Urtheil ist zum Theil richtig," antwortete Lord Lesley, „und es überrascht mich, da Ihnen selbst Leidenschaft so fremd ist."

Der Abend erschien, nicht aber der Graf, wie er verheißen, und so ging ihnen noch ein dritter Tag ungestörten Beisammenseins auf. Helene war fast ganz wieder hergestellt. Beide unternahmen, begleitet von Madame Denis und Helga, eine Spazierfahrt; sie weilten im Parke, und die balsamische Luft und die Freude, die geliebte Helene der Genesung so nahe zu sehen, verlieh ihrem Zusammensein noch einen erhöhten Reiz. — Wie ein Vögelein, das bei den ersten wärmenden Sonnenstrahlen gleichsam zu neuem Leben erwacht, so richtete sich auch Helga nun wieder auf und umschwärmte fröhlich die Geliebte. Madame Adelaide, die fast immer in Helenens Nähe war, konnte aber nur eine stumme Gesellschafterin abgeben, da sie der englischen Sprache nicht mächtig war.

Lesley meinte noch nie so selige Tage durchlebt zu

haben, wie dieſe drei letzten. Das ganze Leben, das vor Kurzem ihm noch ſo todt und öde geweſen, erſchien ihm ein glänzendes, lachendes Paradies. Zwar hatte auch die Sorge für der Geliebten Geſundheit ihn beherrſcht; doch ein Gemälde kann nicht ſchön ſein ohne Schatten, die den Reiz erhöhen; ſo wird auch ein Glück noch verſchönert, wenn leiſe die Sorge darüber hinſchwebt! Noch ſpät, als ſchon längſt Zeit und Schickſal ſein Gefühl abgeſtumpft, ſtanden noch ſchneeweiß und leuchtend dieſe drei Tage vor ſeiner Seele!

Gegen Abend kam Graf Löwenhjelm an und nun bildete er zwar den Mittelpunkt Helenens hauptſächlicher Berückſichtigung, nun bewegten ſich größtentheils die Geſpräche in ſeiner Sphäre, doch ſie blieb deßhalb ewig unverändert hold und freundlich gegen Lesley, und des Grafen ganzes Weſen war durchaus nicht geeignet, ſeine Nähe drückend und beklemmend erſcheinen zu laſſen. Er hatte nicht vielfältige kleine Eigenheiten, ſondern nur ein paar große, und erſtere ſind es, die den Umgang erſchweren, letztere aber, wenn man ſie kennt, kann man mit leichter Mühe ſchonen. Zwar flüſterte Lesley in deſſen Nähe noch zuweilen ſein Stolz zu: er lebe von der Gnade ſeines Nebenbuhlers; doch Helenens Erſcheinen verſcheuchte all' ſeine düſtern Gedanken und gewöhnlich war Löwenhjelms Nähe nicht ſtörender mehr, als in früherer Zeit die des Grafen Markenſtern.

16. Kapitel.

Zu ſeh'n wie And're ſeine Frucht genießen,
O Eiferſucht, du immer lodernd Feuer,
Dich löſcht nicht Waſſer; was dich tödten ſollte,
Gibt Nahrung dir: ſo ſchlepp' ich ewig fort
Die ew'ge Qual. — Der Wahnſinn iſt im Glimmen —
Weh, wenn er lodert! —

Am folgenden Nachmittag, als Graf Löwenhjelm und Lord Lesley von einem Spazierritt zurückkehrten und ſich nach dem Park begaben, um Helenen aufzuſuchen, erblickten ſie, zu Lesley's höchſtem Verdruſſe, mehrere Herren und Damen an deren Seite. Er näherte ſich ſehr langſam der Geſellſchaft, die er am liebſten geflohen, noch ehe ſie ihn geſehen. Zuerſt erkannte er die Gräfin Hilleſtröm und ihr Anblick wirkte anfangs ausſöhnend auf ihn, denn ſowohl ihrer Perſönlichkeit, als auch wegen ihrer großen Liebe zu Helenen war er ihr herzlich zugethan, und auch ſie hatte ihn vor zwei Jahren ſehr ausgezeichnet. Er eilte, ſie zu begrüßen; doch ſie ſprach nicht mit jener Herzlichkeit zu ihm, an die er von ihr gewöhnt war; ihr Auge ruhte vorwurfsvoll auf ihm. Es wurde ihm klar, ſie klagte ihn an über ſeine Rückkehr, ſie fürchtete, er möchte die Ruhe ihres Lieblings gefährden, und er ſelbſt vermochte eines unangenehmen, ſchmerzlichen Gefühles

ſich nicht zu erwehren. Indem er noch mit der Gräfin ſprach, blickte er ſeitwärts, und ſiehe, die ſchwarzen Augen der Marquiſe d'Eſtanges lagen brennend auf ihm. Ihr Anblick war ihm — er wußte nicht warum — unangenehm! Aurora aber mußte ſeinen Unmuth nicht wahrnehmen, denn ſie redete ihn mit höchſt freundlichen Worten an, und ohne jenen verletzend ſchneidenden Ton in ihrer Stimme. Der Graf äußerte ſeine Freude über die Ankunft der Gäſte und zugleich die Verwunderung über ihr Verſpäten.

„Wir wußten Sie in Stockholm, Herr Graf," ſagte einer der anweſenden Herren, „und glaubten Ihren Aufenthalt dort von längerer Dauer."

„Ach," rief Aurora ſpottend, „dieſe Entſchuldigung iſt hinkend. Wiſſen Sie nicht, daß des Grafen Gaſtfreiheit der der Dalecarlier gleichkommt, die, wenn ſie ausgehen, eine Schreibtafel an die Thür hängen, mit der Bemerkung, wo der Schlüſſel zur Speiſekammer liegt?"

„Sie ſind göttlich," ſprach lachend Löwenhjelm, den Aurorens Spöttereien immer ſehr amüſirten, ſelbſt wenn ſie gegen ihn ſelbſt gerichtet waren, nicht weil er eben ſehr genial war, ſondern weil er ſehr ſtarke Nerven beſaß und unſanfte Berührungen ſo leicht nicht fühlte.

„Ich habe den Lord bedauert," fuhr er fort, „der eine ſo ungünſtige Zeit getroffen zu ſeinem Beſuche auf Edmonsholm, dem es gerade an jedem Schmucke mangelte."

„O," ſprach die Marquiſe mit hervorbrechender Bitterkeit, „Sie brauchten ihm ja dann nur die Gräfin, wie einſt Corneilla ihre Kinder, als Ihren erſten und ſchönſten Schmuck vorzuſtellen, und, parole d'honneur, Mylord würde gewiß vollkommen befriedigt geweſen ſein."

„Aber wie nun, da die Gräfin krank war?" erwiderte lächelnd der Graf.

„Krank oder geſund, allein oder unter tauſend Andern," ſagte Lesley, kalt auf Auroren blickend, „ewig iſt die Gräfin die ſchönſte Zierde auf Edmonsholm."

Eine dunkle Röthe überflog das Geſicht der Marquiſe, und ſie ſprach lange kein Wort. An Helenen, die mit einigen Damen voranging, war nicht zu bemerken, ob ſie die letzte Wendung dieſes Geſprächs gehört habe. Doch auch ſie war ſchon über die Ankunft der Marquiſe erſchrocken. Es fiel ihr ein, daß Aurora ihre Liebe zu Lesley muthmaße; ſie wußte, daß ſie von ihr gehaßt wurde, denn ſie ſelbſt hatte es ihr unter der Maske der Zigeunerin geſagt, und von Neuem drängte ſich ihr der Gedanke auf, wie ſchon damals auf dem Maskenballe, daß die Marquiſe wohl ſelbſt den Lord liebe. Sie fürchtete und ahnete unter dem Eiſe, das ihr eigentliches Weſen ſtets verhüllte, eine furchtbare Leidenſchaft, und zum erſten Male, ſeitdem ſie den Lord wiedergeſehen, bemächtigten ſich ihrer trübe Gedanken, weil ſie einen finſtern Schatten zwiſchen ſich und Lesley aufſteigen ſah.

Des Abends bei Tiſche hatte der Zufall Auroren den

Platz Lesley gegenüber angewieſen. Er hatte keinen Blick für ſie, deſto mehr aber wurde er von ihr betrachtet. Der Süden hatte ſeinen Teint gebräunt, und die Bläſſe des Geſichtes war nicht mehr ſo auffallend wie damals; ſeine Züge waren ſchärfer marquirt, und jene unbeſtimmte Ruheloſigkeit flatterte nicht mehr in ihnen; der ganze Ausdruck war männlicher, feſter, und ſein ſchönes Auge, geiſtreich und melancholiſch zugleich, erſchien nicht mehr ſo troſtlos, da die Farbe des Geſichtes nicht mehr ſo geiſterhaft bleich hervortrat; nur die hohe, edle Stirn erzählte noch wie ſonſt von ſeiner ariſtokratiſchen Abkunft und von ſeinem Stolze.

„Ihrer Rückkehr, Mylord, ein Skäld," rief Aurora zu Lesley gewendet, und erhob das Glas.

Lesley verneigte ſich und ſprach einige artige Worte zu ihr, und bald wußte ihn Aurora in ein Geſpräch zu ziehen. Sie redete von ſeinen Reiſen, von der Schönheit der Frauen des Südens.

„Who noand the North for paler dames would seek?
How poorlheir forms appear! how languid, wan,
andweak"

(Wer die glühende Schönheit von Griechenland geſehen, muß ſich langweilen im Norden.)

„Bis jetzt," erwiderte Lesley kalt, „habe ich mich weder nach den ſüdlichen Ländern, noch nach deren Frauen geſehnt."

„O die kalten, undankbaren Engländer!" rief Aurora, Lesley und Helenen ſcharf in's Auge faſſend.

„Wiſſen Sie aber, daß die griechiſchen Frauen mächtiger Leidenſchaften fähig ſind? Vielleicht ſind ſie von Ihnen nicht vergeſſen, wie Sie von jenen; vielleicht weint man um Sie blutige Thränen und windet ſich die Hände wund.“

„Ah,“ erwiderte Lesley, ſcheinbar ganz unbefangen.

„Love has nogiſt sograteful as his vings.

Aber, meine Gnädige, habe ich Ihnen denn ſchon erzählt, daß ich in Athen Ihren Herrn Oheim, den Profeſſor Z., ſehr oft geſehen habe? Bald wird er ein Werk über Alterthümer ſeinem Vaterlande überſenden und ſpäter ſelbſt nach Skandinavien zurückkehren. Er iſt ſehr liebenswürdig, durchaus nicht ſo einſeitig, wie man gewöhnlich die Gelehrten findet, theilnehmend an allen Verhältniſſen.“

Nur mit Mühe vermochte Aurora einigermaßen ihre große Verlegenheit zu verbergen, und Lesley bekümmerte ſich nicht weiter um ſie. So gern hätte er mit Helenen einige Worte allein gewechſelt; ſie erſchien ihm niedergeſchlagen; doch es war nicht zu ermöglichen, ſie an dieſem Abende noch zu ſprechen, um ihretwillen fürchtete er Aurora's Achtſamkeit und ihr Mißtrauen. Endlich am andern Morgen, als die Geſellſchaft einen Ausflug zu Pferde unternahm, ritt Lesley eine kurze Strecke Weges an Helenens Seite, die, indem ſie noch ſchwach und angegriffen war, oft hinter den Uebrigen zurückblieb.

„Theure Gräfin,“ ſprach er, nachdem ſie nur wenige Worte gewechſelt, „dulden Sie die Marquiſe d'Eſtanges nicht mehr in Ihrem Hauſe; ihre lauernden Augen ver-

ſprechen nicht viel Gutes. Ich weiß nicht, warum ſchon geſtern ihr erſter Anblick einen ſo widrigen Eindruck auf mich hervorgebracht, da ich ſie früher in Paris und in Stockholm ſo oft und mit ſo viel Gleichgültigkeit geſehen habe."

„Aurorens Anblick," erwiderte Helene, „erinnert mich immer an die Worte der Lady Morgan beim Anblick des Portraits der Madame Sevigné: In dem Antlitze ruht ein zarter Schmerz, der ein verhöhntes Gefühl verräth, verhöhnt in dem Augenblicke, wo das Herz alle ſeine Hoffnungen geſammelt hat. Doch ich muß Ihnen bekennen, daß auch mich Aurorens Erſcheinen geſtern alterirt hat."

„Aber Gräfin, warum reißen Sie ſich nicht von ihr los?"

„Hoffen Sie," fragte Helene, „daß eine ſolche Beleidigung ſie freundlicher für mich ſtimmen würde? Doch das wäre gleich. Soll ich aber ihr, der Stolzen, zeigen, daß ſie mich beleidigte, daß ich ſie fürchte?"

„Nein!" erwiderte Lesley. „Aber dann will ich verſuchen, ſie von Edmonsholm zu verſcheuchen, ich will ſie beleidigen."

„O," entgegnete Helene, „ich fürchte, das iſt ſchon längſt geſchehen, und gerade das mag es ſein, was ſie mir zur Feindin machte."

„So?" fragte Lesley erſtaunt. „Aber ſoll man ruhig den Marder um die weiße Taube ſchwirren ſehen? Soll es mir nur vergönnt ſein, an Ihrer Seite den Hamlet zu ſpielen, der viel will und nichts thut?"

„Zu ſchweigen und unthätig zu ſein, wo man ſo gern reden und handeln möchte," ſprach Helene, „kann oft die höchſte Seelengröße ſein."

„Möglich," erwiderte der Lord, „aber nach meinem Geſchmacke iſt dieſe Größe nicht."

„Uebrigens nehmen Sie Auroren auch ſchlimmer, als ſie wirklich iſt," entgegnete die Gräfin; „ſie ſpottet aus Gewohnheit, aber nicht aus Bosheit."

„Nun, ſo hat ſie ſehr üble Gewohnheiten," ſprach Lesley. So gern wäre er, Auroren zum Trotze, Helenen zum Schutze an ihrer Seite geblieben; aber eingedenk ſeiner Vorſätze verließ er ſie, ſah einen Andern zu ihrem Ritter ſich erheben, und verlor ſich mißmuthig unter der Menge, hier und dort freundliche Worte den Damen ſpendend, um endlich auch an Helenen wieder welche richten zu dürfen. Aurorens Weſen war an dieſem Vormittage verändert: ſie war freundlicher und zuvorkommender gegen Gräfin Löwenhjelm, zurückhaltender gegen Lesley, und angenehmer für Alle. Helenens Haltung, Lesley gegenüber, war unverändert. Sie ſuchte ihn nie, ſie rief ihn nie, ſein Daſein genügte ihr, ſie wußte von ihm, auch wenn ſie ihn nicht ſah, ſie verſtand ihn, auch wenn ſeine Worte nicht deutlich ihr Ohr erreichten; aber wenn er ihr nahete, dann war ſie ihm dieſelbe wie im einſamen Zimmer, freundlich und hingebend; durch kein Wort verläugnete ſie es, daß er ihr Freund war; ſelbſt Aurorens Nähe vermochte nicht ſie einzuſchüchtern. Sie war zu ſtolz, um ſich zu fürchten, und zu rein, um ſich zu verſtellen.

Der Abend, der kühl und unfreundlich war, verſammelte die jüngern Herren und Damen im Salon am Kamine, und die ältern am Spieltiſche. Helga war ſehr unglücklich; ſie ſuchte Helenens und Lesley's Nähe, und hier verſcheuchten ſie des Oberſtatthalters düſtere Blicke und dort Aurorens freundliche.

„Ich weiß kein Kind," ſprach die Marquiſe, „das mir je ſo anziehend erſchien, wie die kleine Helga, obgleich ich mich nicht großer Freundlichkeit von ihr rühmen kann; aber gerade dieſes offene Bekennen, daß ich ihr nicht gefalle, gefällt mir; die Kinder ſind mir zuwider, denen ſchon Falſchheit und Koketterie eingeimpft iſt. Man laſſe die Kinder ſich entwickeln, damit ſie das werden, wozu ſie beſtimmt ſind. Die ſogenannte Erziehung, inſofern ſie weiter geht, als den Geiſt zu bilden, haſſe ich ſehr. Nicht ſie beſtimmt, was wir werden, ſondern die Beſchaffenheit jedes Individuums. Wie oft ſieht man nicht in Familien, wo die Kinder ganz gleich erzogen werden, daß eines derſelben als ein Krüppel an Seele und Herz daraus hervorgeht, während die andern tadellos erſcheinen!"

„Darin liegt eben der Fehler, wenn die Kinder gleich erzogen werden," erwiderte Helene; „die Behandlung, die dem einen nützlich iſt, kann dem andern ſchädlich ſein; die Erziehung eines jeden ſollte nur ſeiner Individualität angepaßt werden, und traurig, daß dies nicht immer möglich iſt. Nach meinen Begriffen entſcheidet größtentheils die Erziehung über unſer ganzes künftiges Leben, ſie

bildet nicht allein unſern moraliſchen Werth, ſondern beſtimmt auch unſer einſtiges Glück oder Unglück, indem dieſes weniger in den Verhältniſſen begründet iſt, als in uns ſelbſt, in unſern Begriffen, in unſerm Gemüthe. Man denke über ſich ſelbſt nach, und jeden Urſprung unſerer Denkweiſe werden wir in einem Ereigniſſe unſerer Jugend oder in dem Weſen unſerer Erziehung finden, jede Abnormität in der verfehlten Leitung unſerer Kindheit."

„Gewiß!" ſprach Lesley. „Und überhaupt zerfallen unſere ganzen Theorien über Tugend in nichts, wenn wir die Erziehung als unnütz erklären, wenn wir annehmen, daß man das Gemüth jedes Kindes frei und ohne fremde Einwirkung entwickeln laſſen müſſe. Es werden ſich dann nur gerade jene Triebe in dem Menſchen entwickeln, zu denen die Natur die ſtärkſten Keime in ihn gelegt, und thieriſch wird er dem Inſtinkte folgen. Jeder Antheil an dem, was er iſt, iſt ihm genommen, und er kann nicht verantwortlich ſein für das Böſe, das er thut, und das Gute iſt ihm nicht zuzurechnen."

„Allerdings, ſo iſt es," antwortete die Marquiſe. „Was iſt Tugend? Eine Einbildung! Wer Mitleid empfindet, hilft dem Unglücklichen. Iſt es ſein Verdienſt, daß er ein weiches Herz hat? Wer leidenſchaftslos iſt, widerſteht der Verführung. Iſt es ſein Verdienſt, daß er kaltes Blut hat? Wer zum Himmel ſich gezogen fühlt, der betet. Iſt es aber ſein Verdienſt, daß Gott ſich ihm verkündet? Der Geizige ſperrt ſein Geld ein —

wo iſt ſeine Schuld, da dieſe Sucht ihm in's Herz gepflanzt iſt? Der Hartherzige verſtößt den Elenden; wo iſt ſeine Schuld, da er kein Erbarmen fühlt? Der Gotteslängner erhebt nicht ſeine Hände zum Gebete; wo iſt ſeine Schuld, da Unglauben in ihm wohnt?"

„Alle Keime zum Guten und zum Böſen ruhen mehr oder weniger im Menſchen," entgegnete Helene, „und durch die Erziehung ſollen dieſe niedergedrückt und jene geweckt werden, der Wille, die Leidenſchaften zu beherrſchen, hervorgerufen und die Kraft dazu geſtählt werden."

„Gut," ſagte Aurora, „ich gebe zu, daß das möglich iſt; aber wo liegt dann, wenn man uns zu einem guten Menſchen herangebildet hat, unſer eigenes Verdienſt?"

„Eigenes Verdienſt," erwiderte Helene, „können wir eben blos erwerben, wenn man uns das Recht vom Unrecht unterſcheiden lehrt. Es konnte der Wille in uns zum Leben gerufen werden, das Gute zu vollbringen; aber nicht jene Stimme getödtet, die ſo oft zum Böſen räth; man hat Kraft in uns zu entwickeln geſucht, den Verführungen zu widerſtehen, aber die Verführungen nicht aus der Welt geräumt. Es iſt die Möglichkeit zur Tugend in uns gelegt, aber tugendhaft zu werden bleibt uns allein vorbehalten."

„Ich glaube an die feſte Beſtimmung eines jeden Menſchen," ſprach Aurora. „Alle Anlagen, alle Triebe in uns zeigen an, was wir ſein ſollen, alle Leitung Anderer, alles Streben von unſerer Seite gilt nur für den Staat, für die Welt; aber nicht weiter hinaus. Der

Wille beherrſcht die Leidenſchaften, ſoweit ſeine Kraft reicht — und dieſe Kraft iſt dem Einen mehr als dem Andern verliehen, oder durch Umſtände mehr geweckt worden. Ein Menſch iſt ſo gut oder ſo ſchlecht wie der andere, und vor Gottes Augen muß der Raubmörder auf derſelben Stufe ſtehen, wie der ſogenannte Tugendhafte, der ſein Leben in Entſagung hinbrachte und nichts als edle Werke that. Dieſer erſte hätte nicht geraubt und gemordet, wenn er nicht durch Umſtände nach und nach dazu verleitet, und die Begierde ihn dazu getrieben hätte, er hätte ſie beherrſcht, wenn er Kraft dazu gehabt. Der Tugendhafte hätte nicht ſo vieler Luſt entſagt, wenn er heftige Begierde darnach empfunden, oder wenn er nicht Kraft genug beſeſſen hätte, ſie zu bekämpfen; er hätte nicht edle Werke vollbracht, hätte er nicht ſeine Wolluſt darin gefunden. Die Buhlſchweſter iſt nicht ſchlechter als das reinſte, keuſcheſte Weib. Sie wäre nicht herabgeſunken auf dieſe tiefe Stufe, wäre ihr nicht eine flammende Sinnlichkeit verliehen; ſie hätte ſie bezähmen lernen, hätte man es ihr gelehrt oder hätte ſie einen Funken Energie beſeſſen. Das reine Weib iſt rein, vielleicht weil ihm nie die Verſuchung genaht, vielleicht auch nur in Folge der Organiſation ihres Körpers."

„Dieſer Glaube iſt bequem," ſagte Lesley verächtlich, „aber ziemlich gefährlich."

„Er iſt natürlich," ſprach Helene; „wir müſſen verſchieden gerichtet werden, denn verſchieden ſind unſere Anlagen und verſchieden unſere Schickſale."

Drum wenn Einer iſt gefallen,
Mag der Andre weinen, aber
Nicht zu richten ſich erkühnen.

Aber wir ſelbſt dürfen für kein Unrecht Entſchuldigung für uns finden, wir müſſen mit feſtem, energiſchem Willen den ſündlichen Begierden und den verlockenden Umſtänden entgegen treten. In jedem Menſchen ruht ein freier Wille, und wenn die Leidenſchaften noch ſo heftig toben, er vermag es, ſie zu bezwingen; jeder beſitzt die Kraft, Opfer zu bringen für das Recht, jeder die Macht, ſie ſich anzueignen und Herr zu werden über all' ſein Thun und Handeln. Aber wenn man ſeine innere Kraft nicht benutzt, blind ſeinen Neigungen und Leidenſchaften folgt, dann muß ſie untergehen und man wird der Spielball des Augenblicks."

„Ich entſinne mich eines frühern Geſprächs mit Ihnen, Frau Marquiſe," ſprach Lesley. „Sie prieſen die Freiheit, und nannten es ſchmählich, unter der Herrſchaft eines Monarchen zu ſtehen; iſt es nicht noch ſchmählicher, abhängig zu ſein von ſeinen eigenen Begierden? Die Schuld alles Unrechts, das der Menſch thut, werfe ich ganz ihm ſelbſt zu!"

„Aber nicht ich!" erwiderte Aurora; „ich ſpreche ihn frei von aller Verantwortlichkeit. Wenn Sie es vermögen, Mylord, Ihre Leidenſchaften zu bezwingen, ſo iſt es Ihr Stolz, der Ihre Kraft ſtählt."

„Wohl," ſagte Lesley, „mag oft und häufig die Vollbringung des Rechten aus unreinen Motiven fließen; doch das gilt nicht als Norm."

„Nun, es iſt auch gleich," ſprach Aurora, „ſei es aus Stolz oder ſei es um des Guten ſelbſt willen, weßhalb wir es vollbringen, es iſt doch irgend ein Impuls dazu in uns gelegt, und wenn wir es laſſen, ſo fehlt er uns; wir ſelbſt können alſo weder für das Gute noch für das Böſe zurechnungsfähig ſein."

„Warum denn," fragte Helene, „fühlen wir uns ſüß durchwärmt, wenn wir recht handelten, und warum quält uns das Gewiſſen mit Vorwürfen, wenn wir Unrecht thaten?"

„Ich kenne ſie nicht, dieſe Gefühle, ſeitdem ich aufgehört habe, ein Kind zu ſein," erwiderte die Marquiſe, „ſie gehören den Schwachen, den Weichlingen! Doch ſprechen wir von etwas Anderm, über dieſen Gegenſtand können wir uns doch nicht einen."

„So ſcheint es; indeſſen, meine Gnädige, iſt es gut, daß Sie Ihre Philoſophie bekannt machen," ſprach Lord Lesley ſpöttiſch und begab ſich nach den Spielzimmern. Hier trat der Hauptmann von Helſjör zu ihm und forderte ihn noch zu einem Spaziergange durch den Park auf.

„Man beklagt ſich in Stockholm ſehr über Ihre Zurückgezogenheit," ſprach der Hauptmann zu ſeinem Begleiter, als ſie Arm in Arm die Schloßallee hinabwandelten. „Vorzüglich Graf Cronſtett, der ſehr Ihre Bekanntſchaft zu erneuern wünſcht. Sie haben ſich, glaube ich, in Wien kennen gelernt?"

„Graf Cronſtett?" fragte Lesley nachdenkend. „Ach ja, ich entſinne mich, einen jungen Schweden dieſes Na-

mens in Wien öfters in Gesellschaft getroffen zu haben. Doch es befremdet mich, daß er sich jetzt für mich interessirt, da wir uns damals sehr wenig um einander kümmerten und uns gegenseitig nicht sehr zu behagen schienen."

„Aber er ist nicht unliebenswürdig," entgegnete Herr von Helsjör, „und vorzüglich bei den Damen sehr beliebt; nur über die Maßen von sich eingenommen. Er hält sich für genial, weil er ein Wüstling ist, und für das non plus ultra aller Liebenswürdigkeit, weil es schwache Weiber gibt."

„Nun, ich werde ja, hoffe ich, noch das Glück haben, ihn wiederzusehen," sprach lächelnd der Lord, „und ich denke jedenfalls zeitig genug . . . "

„Die Herren sind sehr ungalant, sehr egoistisch," sagte Aurora eines Nachmittags, „sie sorgen nur immer für ihr Vergnügen; ob wir aber sterben vor Ennui, oder uns amüsiren, das gilt ihnen gleich."

„Vielleicht," erwiderte die Baronin Nilstierna, „finden sie uns nicht so langweilig, wie Sie, Frau Marquise, uns zu finden scheinen, und meinen, daß es uns möglich sein wird, uns selbst zu unterhalten."

„Möglich," entgegnete Aurora nachlässig, „aber es bleibt immer sehr wenig fashionable, wenn sie Partien arrangiren, wo wir nicht Antheil nehmen können, wie heute dieses Pistolenschießen; aber par dépit, wir wollen uns nicht zufrieden stellen bei einer sentimentalen Wasserfahrt oder Ringspielen u. s. w., wir wollen mitschießen."

„Welcher Einfall," riefen ſo ängſtlich die meiſten Damen, als ſolle nach ihnen geſchoſſen werden.

„Können Sie ſchießen, meine Damen?" fragte Aurora.

„Nicht gut," oder „nein!" antworteten Einige, „behüte!" ſchrieen die Andern.

Begleitet von zwei jungen Mädchen, denen Aurora verſicherte, ritterliche Uebungen ſtänden einer Dame ſehr gut, und die ſich darin gefielen, Auroren zu copiren, erſchien ſie auf dem Schießplatze.

„Um Gott! meine Gnädige," rief Baron Brahe, als er ſie mit Piſtolen erblickte, „was ſollen dieſe Waffen in den zarten Händen? ich will nicht fürchten, daß Sie mitſchießen wollen?"

„Ich komme," erwiderte ſie, „Ihnen eine Wette anzubieten, wer von uns Beiden am beſten ſchießt."

„Ach," ſprach Brahe, „Sie denken nur an mich, um mich zu erniedrigen oder meiner zu ſpotten. Laſſen Sie ſich es genügen, daß Sie mit den Waffen der Liebenswürdigkeit mich ſchon längſt unterjochten, und greifen Sie nicht nach den Waffen, die nur dem Manne gehören."

Die Marquiſe lachte ironiſch und verließ ihn.

Brahe ärgerte ſich, und nahm ſich vor, wie es ſchon einige hundert Male geſchehen, ſich nicht mehr um die Marquiſe zu bekümmern, hielt ſich aber ſo wenig wie früher Wort, denn ſchon als Aurora kaum ihre ritterliche Kunſtfertigkeit gezeigt, drängte er ſich unter ihre Bewunderer und Schmeichler, unter ihnen wieder nach dem erſten Platze ringend. Wie ſchuldigen Tribut, aber kalt

und verächtlich, wie immer, nahm Aurora alle Huldigungen auf; doch ſie vermißte Einen! Eine Stimme hörte ſie nie zur Bewunderung für ſie ſich erheben. Ihr Auge ſuchte Lesley; ach, immer, ohne daß ſie es wußte und wollte, kehrte es zu ihm zurück; ſein Blick aber glitt fremd und achtlos über ſie hin. Und warum malte ſich bei dieſer Beobachtung nicht Spott in ihren Zügen? Da ihr doch Alles zu gering dünkte, ſie zu verletzen, warum ſprach jetzt ein Schmerz aus ihnen, da dieſer Ausdruck ihnen längſt ſchon fremd geworden? Mechaniſch, willenlos näherte ſie ſich ihm, und erſt als ſie ſeine Stimme hörte, wußte ſie, wohin ſie ihre Schritte gelenkt. Aber wie an ihn gebannt durch einen Zauberſpruch blieb ſie ſtehen und ſog ſeine Worte ein. Ha, jetzt ſprach man von ihr! Helſjör pries gegen Lesley ihre Gewandtheit im Schießen, ihren Muth und ihre ewige Unerſchrockenheit.

„Ein Weib, das aller Weiblichkeit Valet geſagt, muß doch Etwas dagegen eingetauſcht haben," antwortete der Lord. „Schade daß wir keine Zeiten haben, wo ſie die Rolle einer Charlotte Corday übernehmen könnte."

„Ha, frevle nicht!" murmelte Aurora, und in ihren Augen flammte eine Hölle.

Jetzt wandte ſich Lesley um und ſah erſtaunt die Marquiſe an ſeiner Seite. Sie wollte ihn drohend und vernichtend anblicken; aber ſein Anblick vernichtete ſie. Sie ſah auf zu ihm; jedoch mit einem unendlich ſchmerzlichen Ausdrucke, legte die Piſtolen hin und verließ den

Schießplatz. „Er verachtet mich!“ ſtöhnte ſie — und am nächſten Morgen verließ ſie Edmonsholm.

Lesley kehrte wieder nach Lavia zurück.

---

17. Kapitel.

Ueber Zukunft kann ſich leicht belehren
Wer auf des Herzens Ahnungen will hören.
Camoens.

Drottingholm, drei Stunden von Stockholm entfernt, ſpaltet den mit 1100 Inſeln bedeckten Mälarſee in zwei Theile. Reizend auf der Höhe des Strandes liegt das in antikem Style erbaute Schloß, und unter ſeinen Fenſtern landen die Dampfſchiffe, die Stockholms Bewohner herüber nach ihrem Lieblingsaufenthalte bringen. Die Inſel gleicht einem Parke in halb franzöſiſchem und halb engliſchem Geſchmacke. Jede ihrer Anlagen iſt regelmäßig, ohne daß es auffällt, es herrſcht ſehr viel Abwechslung und Ueppigkeit, ohne Ueberladung, überall Anmuth und Reiz, und die vielen Villen, deren jedes Jahr hier mehr erſtehen, erzählen, daß man den Aufenthalt auf der Inſel ſehr angenehm findet.

In einer dieſer Villen, doch etwas abgelegen von den übrigen, war es, wo Graf Markenſtern wohnte, wo

Helene die Sommer ihrer Kindheit verlebt, und hier war es, wo Lesley zuerſt ſie geſehen, und wo ſie jetzt weilte. Da dauernde Geſchäfte Graf Löwenhjelm nach Stockholm riefen, und häufige Gichtanfälle Graf Markenſtern heimſuchten, ſo beeilte ſich Helene, ihr Verſprechen, einige Zeit bei ihrem Vater zuzubringen, endlich zu erfüllen. Es war anfangs, als wirke auf ihn die Nähe ſeiner ſo ſehr herbeigeſehnten Tochter heilend, denn ſeit ihrer Ankunft beſſerte ſich ſein Zuſtand, und ſein durch Schmerzen niedergedrückter Geiſt richtete ſich noch ein Mal auf an der friſchen Jugend ihres Geiſtes, ſein geſunkener Lebensmuth erhob ſich in ihrer nimmer müden Liebe und Sorgfalt.

Lesley kam oft nach Drottingholm herüber und Graf Markenſtern erfreute ſich ſeiner Unterhaltung, Helene an der Veränderung ſeines Weſens, das ihr edler als jemals erſchien. Es gibt Pflanzen, die, an einem düſtern Orte wachſend, wohin nie die Strahlen der Sonne dringen, ſich nie ganz entfalten, die aber, wenn das Gemäuer, das ſie vor der Sonne verbirgt, weggeriſſen wird, ſich zu nie geahnter Schönheit entfalten. So öffnete ſich auch in Lesley's Seele durch Helenens erwärmende Freundſchaft der Kelch all' ihrer Blüthe. Nicht mehr, wie im Anfange ihres Wiederſehens, für Augenblicke oder Stunden begeiſtert, ſondern im Allgemeinen und ſtets fühlte er ſich zufrieden, ſein Geiſt wurde ruhig und klar, ſein ganzes Weſen gewann an Sicherheit, er wurde fähig zu wahrer Wirkſamkeit, und zum erſten Male fühlte er ſich befriedigt in ſeiner Thätigkeit. Es erfüllte ihn nicht mehr

jenes ungeſtüme, blinde Verlangen, zu nützen, das hinaustreibt über den Beruf, und die eigentliche Pflicht überſieht; ſondern die ruhige Erkenntniß, daß ein Wirkungskreis ſich ihm eröffnet, und darin nützlich zu ſein ihm obliege. Er faßte nicht nach Beſchäftigung aus Verzweiflung und um ſich zu betäuben, ſondern weil eine nützliche Thätigkeit ihm Bedürfniß war; er fühlte ſich nicht mehr in ſeinem Eifer bald ermattet, denn ſein Eifer ruhte auf Wahrheit und war nicht das Erzeugniß einer kranken Phantaſie; er fühlte nicht mehr, wie einſt, Langeweile mitten in den Geſchäften, denn es winkte ihm nach ſeinen Mühen — ihr Wiederſehen! Er fühlte ſich Gott näher und näher den Menſchen. Gott, meinte er, offenbare ſich ihm in Helenen, und auch die Menſchen lerne er achten in ihr; — und ſo kam es, daß er aufhörte, ſie mit Bitterkeit und Vorurtheil zu betrachten. Weil das Leben ihm wieder lieb, fühlte er ſich mehr zu Gott gezogen, und ihm näher, weil er beſſer war. Das Meer iſt fürchterlich im Orkan, aber ſchön in ſeinem ſanften Wellenſchlage — ſo Lesley im Sturm und mit ruhigem Geiſte. Beide, Lesley und Helene, gewannen durch des Andern Anweſenheit. Eins ſchien dem Andern nöthig, um ein Ganzes zu bilden. Die Sympathie hatte ihren zauberiſchen Magnetismus um ſie gezogen und übte an ihnen ihre geheime Macht. Sie wurden ſich ſelbſt klarer, ihre Ideen wurden zu Geſtalten, erhielten Namen, indem ſie ſie riefen, um ſie gegen einander auszutauſchen. Ihre Anſichten und Meinungen waren größtentheils dieſelben. In dieſer Uebereinſtimmung

lag ſo viel Wohllaut, in ihren Verſchiedenheiten gegenſeitige Ausgleichung, die Fehler des Einen widerſtanden nicht der Eigenthümlichkeit des Andern, ſie theilten ſie nicht, aber ſie begriffen ſie, und nur ſo iſt es auch möglich, daß zwei Weſen ſich einander veredeln.

Es gewährte Lesley vieles Vergnügen, mit Helenen von den neuen Einrichtungen zu ſprechen, die er auf Lavia traf, er hörte gern ihre Meinungen über ſeine Plane zu Verbeſſerungen, und freute ſich, wenn er ihr Urtheil gelten laſſen und ihre Vorſchläge ausführen konnte. Helene hörte dagegen gern überall ſeinen Rath. Obgleich ſchon in ihrem Charakter ſehr viel Selbſtſtändigkeit lag, und dieſe ſich noch mehr ausgebildet, da Graf Löwenhjelm, um ihre Handlungsweiſe ſich wenig bekümmernd, dieſe ſelten beſchränkte, Beſchränkungen überhaupt ſie niederdrückten, ſo war es ihr doch wohlthuend, wenn ſie erkannte, daß Lesley's Einſichten die ihren übertrafen, wenn ſie ihn ſich überlegen fühlte, und Vieles veränderte ſie nach ſeinem Urtheil, leiſtete gern ſeinem Rathe Folge.

Es gab aber zwei Punkte, von welchen ſie nie ſprachen: über Helenens Verhältniß zu ihrem Gatten, und über Lesley's Verhältniß zu ihr. Was das erſte betraf, ſo hielt es Helene für Verrath, für Entweihung eines heiligen Geheimniſſes, wenn ein Wort einem Andern gegenüber es berühre. Was das zweite anlangte, ſo meinte ſie nicht, daß irgend ein Dunkel darin herrſche. Sie betrachtete Lesley als den Freund ihrer Seele, ihres ganzen Lebens; ſie zeigte es ihm, ſprach es aus und verbarg es auch vor

Andern nicht. — Daſſelbe glaubte ſie auch ihm zu ſein; ſein Weſen bewies es ihr — warum ſollte dies Verhältniß einen Namen haben, es war ſo ſchön, ſo rein und heilig! Aber dieſe ihre Naivetät, das Vertrauen, mit dem ſie ſich ihm hingab, erfüllten ihn mit heiliger Scheu, geboten ihm, ſeinen Gefühlen nicht Namen zu geben. Ueberhaupt, die unbedingten Rückſichten und die ſtete Aufmerkſamkeit, die Helene für ihren Gatten, die liebevolle Sorgfalt für Helga, ihre nützliche Thätigkeit im Allgemeinen und die reine Freundſchaft mit ihrer kindlichen Unbefangenheit, die ſie für ihn hatte, ſowie die ächte Weiblichkeit und Würde, die ihr eigen war, erhöhte immer mehr Lesley's Achtung und Verehrung und bildete um ſie, wie er meinte, einen heiligen, unüberſchreitbaren Kreis.

Die Beſuche Lesley's auf Drottingholm waren gewöhnlich nur von kurzer Dauer, da die Umänderungen und die neue Organiſation aller Einrichtungen ſeine Anweſenheit auf Lavia nöthig machten, und jetzt um ſo mehr, da vor Eintritt des Winters noch Vieles beendet werden ſollte. Helene freute ſich, wenn Lesley kam; aber ſie freute ſich auch, wenn er es für nöthig hielt, wieder nach Lavia zu gehen und ihn nichts bereden konnte zurück zu bleiben, auch wenn er noch ſo ungern von ihr ſchied. Sie wollte nicht, wie die meiſten Frauen, ſo geliebt ſein, daß man in ihrer Nähe alles Andere vergaß, ſondern ſie war ſtolz, daß der Mann, den ſie liebte, um ſeiner Pflicht zu genügen, ſich auch von ſeinen liebſten Freuden losreißen konnte.

Es waren ſchon ziemlich ſechs Wochen hingegangen, ſeitdem Helene, auf ihres Vaters Bitten immer zurückgehalten, auf Drottingholm weilte; doch dieſe dachte nun ernſtlich daran, es wieder zu verlaſſen.

„Ich glaube, Sie werden mich hier nicht wieder treffen," ſagte ſie eines Nachmittags zu Lesley, als ſie mit ihm und Helga, die wie gewöhnlich voran flatterte, im Parke luſtwandelte, „ich werde in den nächſten Tagen nach Stockholm zurückkehren."

„Es iſt eigen," erwiderte Lesley; „niemals iſt es mir eingefallen, daß Sie Drottingholm wieder verlaſſen müſſen; aber ich habe mir immer ſo wohl hier gefallen, und wo man glücklich iſt, denkt man an keine Zeit, meint man die Ewigkeit zu beſitzen."

„O!" ſagte Helene, „dieſe gelben, raſchelnden Blätter und dieſe langen Schatten mahnen mich ſehr an die ſchwindende Zeit."

„Das iſt ja etwas Neues," ſprach ihr Begleiter, „Sie von der Vergänglichkeit ſprechen zu hören, Sie, die Sie immer, ſelbſt unter Gräbern, an Unſterblichkeit denken."

„Ich bin traurig," erwiderte die Gräfin, „und weiß eigentlich nicht warum. Vielleicht hat mich mein Vater angeſteckt: er iſt betrübt, daß ich nun von ihm gehen will, und doch kann ich füglich nicht länger mehr bleiben, da ich Löwenhjelms Güte und Nachſicht ſo lange ſchon in Anſpruch genommen habe, und es wohl Zeit wird,

daß ich zu ihm zurückkehre. Ueberdies kann ich auch meinen Vater noch von Stockholm aus beſuchen."

„Aber," fragte Lesley, „warum will Sie der Graf Markenſtern nicht nach der Stadt begleiten?"

„Weil er jedes Jahr bis nahe an den Winter auf Drottingholm wohnt, und die Gewohnheiten, wie Sie wiſſen, Jedem, vorzüglich Aelteren, theuer ſind, auch knüpfen ſich für ihn ſo viele glückliche Erinnerungen an dieſen Ort. Für mich auch," ſetzte ſie hinzu. „Schon als Kind war ich hier ſo froh, und wenn zur Abreiſe gerüſtet wurde, traurig, denn da wußte ich, daß der Winter kam und daß es kalt wurde. Dieſes Gefühl aus der Kindheit ſcheint mich wieder zu beſchleichen — ach, es iſt mir, als ſei für immer der Sommer hin."

„Die Trennung von jedem Orte, wo man glücklich war," entgegnete Lesley, „erzeugt eine gewiſſe Wehmuth und Bangigkeit in uns: die Frage, ob die Zufriedenheit, die uns hier beſeelt hat, wohl mit uns ziehen wird; aber man muß ſich nicht ſolchen Stimmungen überlaſſen."

„Kann es aber nicht mehr ſein als eine augenblickliche Stimmung?" fragte Helene. „Der Nachtvogel zieht der Nacht voran, und die Sorge dem Unglück."

„Ach, täuſchen Sie ſich doch nur nicht ſelbſt," erwiderte lachend Lesley. „Eine grundloſe Furcht ſcheint Ihnen Ihres ſtarken Geiſtes unwürdig — und Sie nennen ſie Ahnung."

„Ach nein, Lesley."

„Es iſt ſo einfach," ſprach dieſer, „daß Sie traurig ſind, da Sie Ihren geliebten Vater traurig zurücklaſſen."

„Nun, ich will es Ihnen glauben," antwortete Helene, „daß nur in dieſer Bangigkeit meine Schwermuth liegt. Glauben Sie aber nicht, daß wir vor dem Nahen eines Unglücks darauf vorbereitet werden, unſere Seelen gleichſam für das Weh geſtimmt ſind?"

„Zuweilen ja," erwiderte Lesley. „Man findet ſogar häufig, daß Menſchen, die ein beſonders ſchweres Schickſal traf, ſchon in ihrer Jugend, wo noch nicht der mindeſte Kummer ſie umgab, ſchwermüthig waren, daß gleichſam eine düſtere Ahnung auf ihrer Jugend laſtete. Vielleicht ſollte das Herz durch dieſe Melancholie für den Schmerz gebildet werden — vielleicht war aber auch das ſpätere viele Unglück Strafe für die frühere Unempfindlichkeit bei dem Glücke, das ihnen gehörte, und ſie ſollen es durch das Elend achten lernen. Darum, theure Gräfin, verſcheuchen Sie Ihre Sorgen und gedenken Sie voll Zuverſicht der Freuden, die auch in Stockholm Ihrer warten ....."

Am nächſten Morgen, als Lesley nach Lavia wieder zurückkehren wollte, erfuhr er, daß Graf Markenſtern in der vergangenen Nacht von einem heftigen Gichtanfalle niedergeworfen worden ſei, weßhalb er ſeine Abreiſe noch verſchieben mußte. Des Grafen Zuſtand ſchien ihm ziemlich bedenklich, und er ſandte mit dieſer Nachricht einen Boten an Graf Löwenhjelm.

Dieſer erſchien nicht auf Drottingholm. Die Krankheit nahm indeſſen einen immer ernſtern Charakter an. Die Gicht ſtieg Markenſtern nach dem Kopfe und beraubte ihn alles Bewußtſeins. Die Aerzte gaben jede Hoffnung für die Erhaltung ſeines Lebens auf, und Lesley ſandte eine zweite Depeſche an Graf Löwenhjelm. Doch noch ehe er irgend ein Zeichen der Theilnahme nöthig erachtet für ſeinen langjährigen Freund, der ihm als letztes Zeichen ſeiner Anhänglichkeit ſein theures Kind gegeben, erreichte ihn die Kunde, daß Markenſtern geſtorben ſei.

Endlich kam er nun auf Drottingholm an. Ernſt und feierlich näherte er ſich ſeiner bleichen, zitternden Gattin, küßte ihr die Hand, betheuerte ihr in wohlgeſetzter Rede ſeine Theilnahme an ihrem Verluſte, und verſicherte ihr: in Unabänderliches müſſe man ſich ſtets zu finden wiſſen. Dann wandte er ſich zu Lesley, dankte ihm für die Freundſchaft, die er ſowohl ſeinem Schwiegervater bis zu ſeinem Sterben, als auch der Gräfin in dieſen bangen Stunden bewieſen.

Helenen ſchnitten dieſe glatten Worte eiskalt durch's Herz. Ein ſtummer Händedruck hätte ihr genügt; aber dieſes Ceremoniel, dieſes höfiſche Weſen am Bette des Todes faßte mit kralliger Hand in ihre leidende Seele. Angegriffen wie ſie war, überwältigten ſie ihre Gefühle; ſie hielt beide Hände vor das Geſicht und weinte convulſiviſch. Nichts war dem Grafen unangenehmer, als Zeuge ſolcher Scenen zu ſein, und er ſprach unfreundlich: „Helene, Du wirſt ſelbſt krank werden und läßt Andere

Deinen Schmerz tief mitfühlen, wenn Du ihn gar nicht zu mäßigen verſuchſt. — Hat der Graf noch viel gelitten vor ſeinem Tode?" wandte er ſich dann zu dem Lord. Glühend heiß fielen Helenens Thränen auf Lesley's Seele, denn er wußte, warum ſie jetzt ſo bitter weinte; doch mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Miene entfernte er den Grafen von ihr, unter dem Vorwande, ihm lieber fern von der trauernden Tochter die Mittheilung über Graf Markenſterns letzte Tage zu machen, und rief Madame Denis Helenen zum Beiſtande. Nach wenig Stunden verließ Löwenhjelm, viele Geſchäfte vorſchützend, wieder Drottingholm, um nach drei Tagen zur Abholung der Leiche nach Stockholm wieder zurückzukehren.

Als die Stunde nahte, wo der Graf wieder erwartet wurde, geleitete Lesley Helenen noch ein Mal zur theuern Hülle ihres entſchlafenen Vaters, daß ſie von ihr ſcheide, ohne dabei des Gatten herzloſen Blick ertragen zu müſſen. Stumm und traurig ſtand ſie da und blickte zum letzten Male in die Züge, die ihr nur gelächelt und die im Tode noch ſo freundlich ſahen, als habe die ſcheidende Sonne einen Gruß für ſie hingehaucht. Noch ein Mal, ach zum letzten Male ſchaute ſie auf die Lippen, auf denen im Todeskrampfe noch ihr Name geſchwebt, und die ſich im Sterben noch ein Mal geöffnet, um ſie zu ſegnen. Einen Moment glitt ihr Blick von der theuren Leiche auf Lesley; ſie faßte ſeine Hand und preßte ſie feſt in der ihren. Wollte ſie damit ſagen: ich bin noch nicht von der Liebe verlaſſen, ich habe noch dich! oder ſollte es heißen: dieſer Tod hat uns

noch inniger verknüpft? Ach, ſie hatte wohl keinen klaren Gedanken, denn ſie war ganz Empfindung! — Ihr Auge kehrte zurück zu dem Bilde, das ſie bald nicht mehr ſehen ſollte, und ſie warf ſich nieder und hauchte Küſſe auf die blaſſe Stirn des Vaters; aber ſanft zog die warme Hand des Lebens ſie vom Tode weg. „Helene!" rief leiſe des Freundes ſanfte Stimme, „Helene, komm!" Helenens ganze Seele füllte tiefer Schmerz; doch ihn verklärend ſchwebte ihre geiſtig reine Liebe wie ein lichter Genius darüber hin. Mit heilig reinen Gefühlen, wie die Mutter das Kind hinwegruft von der Gefahr, rief Lesley ſie von des Vaters Sarge, und wie ſie Hand in Hand jetzt gingen, ſo hätten ſie vor dem Throne Gottes erſcheinen können, und der himmliſche Richter, der in die Herzen ſieht, hätte kein Unrecht in ihnen gefunden — und ach, vielleicht lag gerade in dieſen Augenblicken das erſte Gift! — Arme Helene! warum konnteſt du nicht bleiben, bei deinem Vater dich zu betten?

Es währte nicht lange mehr und Löwenhjelm erſchien. „Liebe Helene," ſprach er unter Anderm, „ſollte es Dir zum Troſte gereichen, noch eine kurze Zeit auf Drottingholm zu weilen, ſo thue es ja, — wir können ja ohnehin der Trauer wegen keine Geſellſchaft bei uns ſehen."

Blitzen gleich, entzündend, durchzuckten des Grafen Worte Lesley's Seele. „Kehre nie wieder zu ihm nach Stockholm zurück, armer Engel!" wollte er rufen, da vernahm man aber das beginnende Grabgeläute, und am Zimmer vorüber hörte man die Schritte der Sargträger;

von dem Ufer her ſchallte die erſte Kanonenſalve — letzte Ehrenbezeugung für den alten Kriegsmann — ſchwieg.

Mit ſtarren Augen, weiß wie ein Marmorbild, Helene da. Sie weinte nicht, ſie zuckte nicht. — Gatte, dieſer Mann ohne Herz, ſollte nie wieder Thräne von ihr ſehen.

Nach der Beiſetzung des Grafen Markenſtern ſich Lesley nach Lavia, Löwenhjelm nach Stockholm, aber verweilte noch einige Tage auf Drottingholm.

---

18. Kapitel.

Difficile est longum subito deponere amor

Catull.

Grauſam und niederſchlagend ſind oft die mannig Wechſel des Glücks.

Bocaccio

In Trauer und in bange Ahnungen verſunken laſſen wir die Heldin unſerer Erzählung und wenden zu ihrer Freundin; aber ach, iſt denn alles Glück flü und dauernd nur der Gram? Auch Eugeniens die einſt nur von Hoffnung und Freude geſtrahlt, von Schmerz zu erzählen.

Eugenie war selig in der Wiederherstellung ihres alten ehelichen Verhältnisses; aber der süße Glaube an Oscars unwandelbare Liebe beseelte sie nicht mehr; sie war furchtsam und mißtrauisch geworden, ewig besorgt, dies kostbare Gut, ohne welches ihr die ganze Welt leer und öde erschien, entfliehen zu sehen. Bei jedem Kusse, der ihr weniger zärtlich erschien als die gewöhnlichen, flossen ihre Thränen, bei jeder zufälligen Vernachlässigung war sie trostlos und klagte vorwurfsvoll. Helsjör, der jetzt im häuslichen Glücke süßere Freuden kennen gelernt, als er sie im betäubenden Rausche der Leidenschaften gefunden, erschien ernster, gereifter, meinte den Thorheiten der Jugend für immer Valet gesagt zu haben; aber Eugeniens Klagen, die jetzt grundlos waren, verletzten ihn auch tiefer als jemals. Theils von Natur nicht sehr geduldig, und theils um ihr Benehmen zu ändern, hatte er wenig Nachsicht mit ihr; nicht bedenkend, daß große Liebe allein das Motiv dieses kindischen Wesens sei, verdammte er ihr Benehmen, um es zu steigern. So entfremdeten sich Beide von Neuem, und wünschten doch so sehnlich sich nahe zu bleiben; Beide hatten den Anschein von gegenseitiger Härte, und fühlten doch so warm Liebe für einander.

„Sie ist ein Kind," dachte Helsjör, „das sich ausweinen muß, damit es wieder zur Besinnung kommt. Vielleicht wird sie vernünftiger mit der Zeit, aber für jetzt habe ich das traurige Resultat gefunden, daß sie mir nicht genügen kann. Wenn sie freundlich, ist sie liebenswürdig, und man liebkos't sie, aber von einem freund-

ſchaftlichen Umgange kann nicht die Rede ſein, denn ſchon beim zweiten Worte fühlt ſie ſich beleidigt. — Ich muß ihr möglichſt aus dem Wege gehen, damit dieſe fortwährenden Streitereien, die am Ende noch alle unſere Liebe gänzlich zerſtören würden, aufhören.“ Er ſuchte Zerſtreuungen auf, nicht weil ſie ihm Vergnügen gewährten, aber um ſich zu betäuben, um die häuslichen Unannehmlichkeiten zu vergeſſen.

„Warum,“ fragte er ſich oft ſeufzend, wenn er in der Unterhaltung mit andern Frauen ſich wohlgefiel, „warum iſt Eugenie nicht auch ſolcher Unterhaltung fähig, warum iſt nur ſie ewig ein Kind?“ Er dachte nicht, daß ſie vielleicht mehr Geiſt und Bildſamkeit beſitze, als dieſe, die er hoch über ſie ſtellte, und daß es nur von ſeiner Seite einer vernünftigen Leitung bedürfe, um Anlagen in ihr zu entwickeln, einer nachſichtigen, liebevollen Behandlung, um ihre Schwächen zu verdrängen und ihre Vorzüge mehr in's Licht zu ſtellen.

War Eugenie ſchon bei eingebildeten Vernachläſſigungen ihres Gatten unglücklich, um wie viel mehr mußte ſie es dann ſein, da ſolche ſie wirklich trafen. Sie warf ſich wieder an Helenens Bruſt und ſuchte bei ihr Troſt, und in der That fand ſie Beruhigung, wenn dieſe ihr vorſtellte, daß ſie ſelbſt die erſte Urſache der Verſtimmungen in ihrer Ehe ſei, denn dann, meinte ſie, ſtehe es ja in ihrer Macht, ſie zu verſcheuchen; aber ſie wußte nicht, daß Eugenie zu ſchwach und zu ohnmächtig war, die

Zweifel, die ſich immer wieder in ihre Vorſätze drängten, zu bekämpfen oder zu unterdrücken.

„Ich liebe Oscar zu ſehr, und meine zu große Liebe beläſtigt ihn," ſprach ſie zu Helenen; „er iſt entrüſtet, wenn ich ihm vorwerfe, er ſei kalt, er liebe mich nicht, wie er es mir gelobt und wie ich es wünſche, und ich wäre ſelig, einen einzigen ſolchen Vorwurf von ihm zu hören; es bewieſe mir ja, daß meine Liebe ihm werth ſei."

„Müſſen Deine ewigen Zweifel an ſeiner Liebe, im Bewußtſein treuer Geſinnungen für Dich, ihn nicht verletzen?" erwiderte Helene, „und was Dich betrifft, liebe Eugenie, ſo glaube ich, Du äußerſt Deine Liebe zu lebhaft; ihr zu ſichtbares Kennzeichen, das fortwährende Vorherrſchen und Ueberfließen Deiner Gefühle, zerſtört der Liebe edles Weſen, und der Mann iſt leicht geneigt, ſolche ungeſtüme Leidenſchaft nicht anzuerkennen, ſie mehr für ein ungezügeltes Bedürfniß nach Liebe, als die Liebe für einen beſondern Gegenſtand zu halten, ſie weniger perſönlicher Neigung, als weiblicher Eigenheit zuzuſchreiben. Und glaubſt Du, wenn Du Deinen Mann plagſt, Dich lieb zu haben, er wird Dich um dieſes Quälens willen mehr lieben? Wenn er Dir Unrecht that, meinſt Du nicht, daß er es einſehen kann, ohne daß Du ihn mit Vorwürfen überhäufſt? Deine Vorwürfe werden ihn erbittern; aber Dein Schweigen, Dein ſtilles Leid wird er ehren. Wahre Liebe iſt ſtets mit Achtung vereint, und gewiß auch die Deine; nun ſo ſtütze ſie auf dieſe Achtung, und Vertrauen und Glauben werden ſich mit ihr paaren.

Sei verſichert, der Mann wird weit ſeltener blinden Glauben täuſchen, als waches Mißtrauen; denn Erſteres wird ihm unedel erſcheinen, Letzteres oft nur als gerechte Strafe. Sage, liebe Eugenie, verfehlſt Du nicht ganz Deine Wünſche und Deinen Zweck, wenn Du, anſtatt Deinem Gatten in ſeinem Hauſe ein Glück zu verſchaffen, ihn durch kindiſches Weſen hinaustreibſt? Beweiſe ihm Deine Liebe; aber nicht durch Thränen und Klagen, wenn Du meinſt von ihm vernachläſſigt zu ſein, ſondern indem Du Alles aufbieteſt, ihm in jeder Hinſicht zu genügen. Suche Dir durch Dein Weſen ſeine Liebe zu bewahren, aber bettle nicht um ſie; begehre nicht allein ſeine Geliebte zu ſein, ſei auch ſeine Freundin, verſcherze nicht Beides, indem Du ſtrebſt, ewig nur das Erſte zu ſein."

Aehnlich dieſen Worten ſprach oft Helene zu der trauernden Freundin; aber lange ohne Erfolg. Ihr Herz war zu ſchwach und zu zärtlich, ganz von Schmerz und Liebe beherrſcht, und die leiſe Stimme der Vernunft wurde bald wieder unterdrückt. Immer weiter und weiter dehnte ſich die Kluft aus, die zwiſchen Eugenien und ihrem Gatten ſich geöffnet, und dieſer, durchaus nicht geeignet auf Lebensglück zu verzichten, ſuchte es außerhalb ſeines Hauſes, da es drinnen nicht mehr hauſte, fand bald Vergnügen, wo er nur Zerſtreuung geſucht. Das Gerücht erklärte ihn als den Liebhaber einer Pariſer Tänzerin, die in Stockholm gaſtirte, ihm anfangs durch ihre anmuthige Erſcheinung aufgefallen, ſpäter durch ihren geiſtreichen Witz, der für ihn einen verſöhnenden Contraſt auf Eugeniens

weinerliche Sentimentalität bildete, angezogen, um zuletzt von ihren boshaften Launen zu ertragen, was er von den Schwächen der Gattin, die doch ihren Urſprung nur in der Liebe fanden, nicht vermochte.

Eugenie wußte nicht, welchen Verrath man Oscar Schuld gab; aber die grauſame Vernachläſſigung, die ihr von ihm wurde, ſeine immer mehr zunehmende Kälte war hinreichend, ihr Herz tödtlich zu verwunden. Und nun endlich, da ſie keine Hoffnung mehr zu hegen wagte, auf ſeine Liebe reſignirte, als nun Stolz ſich in ihr regte und ſie es erniedrigend fand, um die Liebe des Mannes zu betteln, der die ihre, wie ſie meinte, verſchmähte — verſchwanden für Oscar ihre Thränen und Klagen, wurde ſie fähig, vernünftig zu handeln. — Der erwachende Geiſt ihres Kindes und ſeine erwachende Liebe zu ihr bot ihr täglich neue Freude und neuen Troſt; ruhiger, wie ſie jetzt war, da jene Aufregungen in ihr erſtorben, beſchäftigte ſie ſich ernſtlicher mit ihm, es war ihr nicht mehr wie im Anfange, und, wie den meiſten ſo jungen und ſo lebhaften Frauen, gleichſam wie ein willkommenes, erwünſchtes Spielzeug, an das ſie einen Theil der Unmaſſe von Liebe hängen, die ihr Herz birgt, ſondern die ächte, aufopfernde, uneigennützige Mutterliebe brach ganz in ihr auf. Sie hatte auf Oscars Liebe verzichtet, und die ihre hatte ſich abgekühlt, ſo erfreute ſie jetzt ein Blick, ein Wort, das ihr früher kalt und leer erſchienen wäre; zu ihrer eigenen Befremdung mußte ſie ſich bekennen: ihr Leben ſei nicht ſo öde, wie es ihr vor Kurzem noch erſchienen.

Oscar bemerkte mit Verwunderung der Gattin verändertes Wesen. Ihre Zurückhaltung reizte ihn, ihr stilles Dulden seiner Härten und ihre Freude bei den spärlichen Zeichen von Liebe, die er ihr zollte, rührten ihn, ihre treue Sorge für ihn und sein Kind erkannte und verehrte er. Mit Vergnügen sah er die Tänzerin abreisen, theils weil er schon ihrer überdrüssig zu werden anfing, und theils weil Pflicht und Sehnsucht ihn mahnten, zurückzukehren zu der armen Eugenie; doch mit der alten Liebe kam er nicht, wohl aber mit aufrichtigen Gesinnungen und herzlicher Neigung, mit Anerkennung ihres wahren Werthes. Eugenie fühlte sich vollkommen befriedigt; sie hatte auf nichts mehr von ihm gehofft, und so war es unendlich viel, was ihr zu Theil wurde; sie selbst war leidenschaftlicher Liebe nicht mehr fähig, und so vermißte sie diese auch an ihm nicht. Beide wußten und fühlten, daß dieses Verhältniß nur der Schatten eines früheren Glückes war; doch sie trösteten sich mit der Erfahrung, daß jede Ehe mit der Zeit lauer wird, und lächelten, daß sie von der ihren eine Ausnahme erwartet hatten.

Doch wir eilen dem Laufe der Erzählung voran; zurück, zurück zu Lesley, den wir verließen, als er nach Lavia zurückkehrte. Er weilte schon seit ungefähr acht Tagen auf seiner Herrschaft, als er eines Nachts, aus wilden Träumen erwachend, von dem Lager aufsprang und ein Fenster aufriß, daß die schwüle Zimmerluft hinausstreiche. Da gewahrte er auf dem stillen See einen Kahn, und auf ihm glaubte er, vom Mondlicht beleuchtet, jene

Mannesgestalt im langen Reitermantel zu erkennen, welcher er schon an diesem Abend auf Lavia begegnet. Er entsann sich, sie auch oft des Abends auf Drottingholm bei der Villa Graf Markensterns gesehen zu haben, und die ihm damals wegen ihres ungewöhnlich langen, schwarzen Bartes und dieses Reitermantels, der sie auch in den wärmsten Sommerabenden einhüllte, aufgefallen war.

„Ihm nach!" rief Lesley — warf sich in seine Kleider und versah sich mit Pistolen — „dieser junge Mann muß wissen, daß sein geheimnißvolles Treiben bemerkt wird. Vielleicht kühlt diese Nachtfahrt mein heißes Blut ab."

Unbemerkt von seiner Dienerschaft verließ er das Haus, sprang in einen Kahn und segelte mit schnellem Ruderschlage jener Gondel nach. Doch ein anderer Anblick entzog ihr bald seine Aufmerksamkeit. Ein heller Schein verbreitete sich über den Wasserspiegel — das Schloß von Edmonsholm lag jetzt vor ihm, und — o Himmel! aus seinen Fenstern brachen Flammen, in fürchterlich drohender Helle stand es da, und doch war dort Alles todtenstill. O der saumselig tändelnden Wellen, die ihn für seine brennende Ungeduld so langsam dahintrugen! Endlich aber hatte er das Ufer erreicht, stürmte durch Edmonsholm, feuerte Pistolen ab, läutete im Vorübereilen an einzelnen Häusern, weitere Erläuterung dieses Aufrufens aber den Erwachenden selbst überlassend, um früh genug zu kommen, auf dem Schlosse die unseligen Schläfer zu wecken. Mit unglückverkündender Gewalt zog er dort die Glocke, und

als der Pförtner am Thore des Schloßhofes die Riegel zurückſchob, ſtürzte auch ſchon aus dem Schloſſe der Wart und ſchreiend hinter ihm her ein Troß Diener.

„Auf den Thurm, Einer von Euch," rief Lesley ihnen entgegen, „ſchnell, ehe das Feuer ihn erfaßt, zieht an der Sturmglocke! — Hierher Andere," befahl er, indem er die Thür des Behältniſſes einrannte, wo er die Löſchmaſchine wußte.

„Die Gräfin, die Gräfin!" jammerten einige Stimmen, ſeine Befehle und ſeinen Eifer unterbrechend, „ihre Zimmer ſind ganz in Flammen!"

„Die Gräfin iſt auf dem Schloſſe?!" ſchrie Lesley und ſtürzte in's Schloß, die Treppe hinauf, durch mehrere Zimmer, und Feuerbrände ſtürzten praſſelnd um ihn nieder. Endlich fand er Helenen — im langen, weißen Nachtgewande leblos am Boden liegend. Er nahm ſie in ſeine Arme — aber o Gott, ſollte er die Ohnmächtige, die ſchnell zum Wiederaufleben friſcher Luft bedurfte, durch den dicken Qualm, durch den Brand tragen, der mit jeder Sekunde wuchs? Vielleicht war es jetzt ſchon unmöglich, hindurch zu dringen. „Gott ſei uns gnädig!" rief er, riß ein Fenſter auf, ſtieg hinaus auf die Brüſtung, hielt ſie in ſeinen Armen hoch auf — und ſprang hinunter.

„Sie iſt gerettet — o Gott, ſie ſchlägt die Augen wieder auf!" jubelte er und eilte mit ihr die Teraſſe hinab in den Park. „Beiſtand für die Gräfin!" rief er in den Hof hinab, und trug ſie nach einem Pavillon.

„Helene, ſüße, himmliſche Helene! ſprich ein Wort, daß ich Deine Stimme wieder höre!“ bat er ſehnſüchtig, indem er ſie auf eine Ottomane niederließ.

„Wo bin ich?“ hauchte ſie kaum hörbar.

„Im Arme der Liebe,“ flüſterte der Lord, ſie umſchlingend und leiſe Küſſe auf ihre kalten Lippen drückend.

„O Gott, laß mich erwachen aus dieſen bangen Träumen,“ flehte ſie ängſtlich, die Hände windend.

„Iſt Dir bange bei mir, Helene? ſei ruhig, armer Engel!“

„Lesley, Lesley!“ phantaſirte ſie; „ach, er iſt fern, er kann mich nicht retten!“

„Helene, erwache, Du biſt in Sicherheit, ich bin bei Dir.“

„Ich bin verloren,“ jammerte die Kranke. „Dort die Flammen, hier die Schlangen, ach, wie ſie kalt ſind und glatt, wie ſie züngeln und ziſchen!“

„Ach, aus den Flammen konnte ich Dich tragen,“ ſprach Lesley, „aber dem eiskalten Leben muß ich Dich Preis geben. Süße Helene, bleib in meinen Armen, ruhe aus an meiner Bruſt, erwarme an meinem Herzen!“

„Es iſt aus!“ rief ſie mit klagender Stimme, „Alles iſt vorüber! — Nun es ſei — es iſt gut!“

„Meine himmliſche Helene!“ bat Lesley, „wach auf, wach auf, ich muß Dich nun verlaſſen, laß mich nicht ſo von Dir gehen!“

In dieſem Augenblick erſchienen die Frauen, die der Lord

ihr zum Beiſtand gerufen, und er eilte zum Brande zurück, die Gräfin noch immer im Delirium zurücklaſſend.

„Ihr Männer, ſeid Ihr vom Teufel beſeſſen," rief er den beim Brande Beſchäftigten zu, „daß es Euch nicht einfällt, im Innern des Schloſſes Rettungsverſuche zu machen?" Er holte ſelbſt Leitern herbei, legte ſie an verſchiedenen Fenſtern an, ſtieg ein, hieß Vielen ein Gleiches zu thun, und entriß mit ihnen den Flammen ſo viel, als möglich war. Es erſchien nun auch von allen Seiten Hülfe, die Pompiers mit den Einwohnern von Edmonsholm ſtrömten herbei, und auch die benachbarten Güter ſandten Beiſtand. Schnell war die Macht des Feuers einigermaßen gedämpft und bald waren die Flammen verſchwunden; doch der aufſteigende Rauch und die Verheerungen in der Façade des Schloſſes erzählten, wie das Feuer gewüthet. Die Seitenflügel, ſowie alle übrigen Gebäude im Schloßhofe, waren vom Feuer nicht ergriffen, und keiner der Leute war beim Löſchen und Ausräumen ſehr verletzt worden; Lesley ſelbſt aber empfand nun einigen Schmerz, ſowohl an einer Wunde, die er am Kopfe empfangen, als auch an dem beim Sprunge durch das Fenſter verſtauchten Fuße, welcher durch die vielen Anſtrengungen, denen er ſich ausgeſetzt hatte, erhitzt worden war. Kaum vermochte er ſich noch fortzubewegen und ohne Unterſtützung wieder zu Helenen zu gelangen, die er zu ſeiner Beſtürzung noch immer ohne Bewußtſein fand. — Es war eine traurige Nacht!

Mit außerordentlicher Verſtimmung langte am Morgen

Graf Löwenhjelm auf Edmonsholm an, die Verwüſtungen der Nacht zu betrachten; er fluchte und wüthete, ließ ſich hundert Mal von Lesley dieſes traurige Ereigniß en detail erzählen, und vergaß dieſe Einzelnheiten eben ſo oft, zu voll von Eifer, zu entdecken, wie das Feuer ausgekommen ſei und wer wohl Schuld dabei trage. Doch die Einzige, die davon „nähere" Kunde geben konnte, war ohne Beſinnung, und als Helenens Zuſtand nach mehreren Tagen ſich beſſerte, die Erinnerung an jene Momente, ehe ſie das Bewußtſein verloren, in ihr Gedächtniß zurückkehrte, und ſie die wahrſcheinliche Veranlaſſung zu dem Brande angeben konnte, hatte ſich glücklicher Weiſe der Graf ſchon wieder beſonnen, daß der gute Ton es nicht erlaube, über irgend ein Unglück ſich ſehr zu alteriren, daß überhaupt ein Verluſt, der durch Geld wieder zu erſetzen ſei, von ihm anſcheinend nur als Bagatelle betrachtet werden dürfe.

Graf Löwenhjelm war ein leidenſchaftlicher Verehrer aller äußern Nobleſſe, obwohl ſein eigenes Weſen das Gepräge einer Denkweiſe trug, die nicht über das Gewöhnliche hinausreichte; und weder Erziehung noch ſein Streben hatten es mit dem ariſtokratiſchen Firniß übertüncht, der den eigentlichen Menſchen bedeckt.

Helene war am Tage vor dieſer Schreckensnacht von Drottingholm aus nach Edmonsholm gefahren, und zwar mit dem Vorſatze, in einigen Stunden, nach Beſeitigung eines Geſchäftes, wieder dorthin zurückzukehren; doch da heftige Bruſtſchmerzen ſie befielen und der Abend ſehr kühl war, beſchloß ſie bis zum andern Morgen hier zu

bleiben. Des Nachts weckten ſie bedeutende Bruſtkrämpfe, ſie klingelte — vielleicht nur leiſe mit der zitternden Hand — Niemand erſchien, und ihr Unwohlſein ſteigerte ſich immer mehr. Sie ſtand auf und ſchwankte mit einer Kerze in der Hand nach einem Wandſchranke. Eben faßte ſie nach einem Fläſchchen mit lindernden Tropfen, als ſie beſinnungslos niederſtürzte. Die Leuchte entfiel ihr und wahrſcheinlich riß ſie im Fallen eine Flaſche mit Spiritus, die neben dem Flacon ſtand, hinunter.

Ein Schmerz an der einen Hand weckte ſie aus ihrer Betäubung, und ſiehe, Flammen leckten an dieſer Hand, und der Pelz, den ſie beim Aufſtehen übergeworfen, brannte. Mit dem Aufwande ihrer letzten Kräfte raffte ſie ſich auf, warf den Pelz ab und wollte nach einer kleinen Wendeltreppe fliehen, die hinab zu ihrer Kammerfrau führte, da man ihr Klingeln nicht vernommen. Aber ſchon war ſie durch die Zimmer geeilt, die dorthin führten, als ſie von Neuem zuſammenſank.

Leider kannte Lesley dieſe Wendeltreppe nicht, er hätte ſich dann jenen tollkühnen Sprung erſparen können.

19. Kapitel.

Es iſt nicht und es wird auch nimmer gut.
Doch brich, mein Herz, denn ſchweigen muß mein Mund.

Shakeſpeare.

Sei ſo keuſch wie Eis, ſo rein wie Schnee,
Und entgehe der Verläumdung nicht.

Shakeſpeare.

Des Lords Verletzungen hielten ihn ein paar Wochen an ſein Haus gefeſſelt, und nie war ſeine Sehnſucht, es zu verlaſſen, mächtiger geweſen, als gerade jetzt.

Jene letzte Zeit hatte durch ihre Verhältniſſe Lesley Helenen ſo nahe geſtellt; er hatte Sorge und Schmerz mit ihr getheilt, und nichts vereinigt inniger, als dieſes. Durch einen Zufall war er in jenen Tagen an ihrer Seite, und da der Vater von ihr ſcheiden mußte, und der Gatte dem Fremden gleich ſich ihr gegenüber ſtellte, war er allein ihr Troſt und ihr Schutz geweſen. Der Gatte hatte nicht begehrt, ihr Etwas zu ſein, ihm hatte er ſie in ihrem Schmerze überlaſſen, ihm überlaſſen, ſie über den Verluſt zu tröſten, ihr Alles zu ſein! Und da ſie hülflos unter den Flammen lag, und zu ihrer Rettung Niemand erwachte, führte ihn wieder ein Zufall in ihre Nähe, mußte

er allein wieder ihr Schutz und ihre Hülfe sein. Es war ihm, als habe das Schicksal selbst ihm Rechte an sie eingeräumt, ernste, heilige Rechte! Es war ihm, als sei sie sein, einzig sein. Und es trieb ihn hin zu ihr mit Allgewalt, es war ihm, als müsse er sie schützen vor der Kälte des Gatten — des Lebens — schützen in seinen Armen! Mit glänzend bunten Farben zog jene Zeit, wo nur er ihr so nahe stand, durch seine Tage und als wüster Traum durch seine Nächte! Eine nicht zu bemeisternde Unruhe, eine unbezwingliche Sehnsucht bemächtigte sich seiner, und er beschloß, sie wieder zu sehen, obwohl er noch nicht völlig wiederhergestellt war. . . . . Die Liebe ist das mächtigste Ungeheuer der Erde, ewig verlangend und nimmer zufrieden schreitet sie weiter — und immer weiter!

Er sah Helenen — und sie war ihm dieselbe wieder, wie früher, an liebenswürdiger Freundlichkeit und Unbefangenheit; aber er war befangen, er — war ein Anderer geworden!

Düster kehrte er heim. Nicht wie er geträumt war sein Verhältniß zu Helenen, es war kalt — kalt wie der Morgen nach einer durchschwärmten Nacht. Mit heftigen Schritten maß er das Zimmer, mit glühendem Gesicht riß er ein Blatt aus dem Schreibtisch, und schrieb — vielleicht um es Helenen zu senden, vielleicht wußte er selbst nicht warum, — denn unklar waren alle seine Gedanken.

„Helene, warum fragtest Du mich, ob ich noch krank sei, als meine Hand in der Deinen, die Du

mir zum Willkommen gereicht, zitterte? Warum sahst Du mich so unbefangen besorgt an, als ich die Farbe wechselte, indem Du mich durch Deinen Dank an jene Nachtscene mahntest, wo ich Dich in meinen Armen trug? Bist Du ein Kind, das die Liebe noch nicht kennt, oder bist Du ein Engel, der keine Leidenschaft begreift? Bist Du das Erste, dann wehe mir, dann wird die Liebe noch in Dein Herz einziehen — aber nicht für mich. — Bist Du das Zweite, auch dann wehe mir — denn ich bin nur ein Mensch!"

Nach einigen Tagen schrieb er weiter:

„Warum, Helene, sprichst Du von Freundschaft zu mir? Das Wort ist kalt und ernst, ohne Ton, ohne Klang; es ist eine Oase ohne Wasser, ein Himmel ohne Sterne! Oder meinst Du Unrecht zu thun, wenn Du mir mehr giebst, als Deine Freundschaft? Ach, Helene, man sündigt ja täglich, stündlich um nichts, um gar nichts, aus bloßer Gewohnheit — warum nicht, um Seligkeit zu erkaufen?"

„Helene, ich — ich liebe Dich mit sinneverwirrender Macht! Ach, glaube es niemals, wenn ein Mann Dir von Freundschaft erzählt, es ist eine Lüge, eine wahnsinnige Lüge! Er täuscht Dich oder sich! — Aber mich laß von meiner Liebe zu Dir reden! Soll sie denn ewig aus dem Tage gebannt, brennend und quälend nur in meinem Herzen ruhen? Der Strom, wenn er schwillt, verläßt sein Bett und tritt aus den Ufern, die Luft, wenn sie zu schwül ist, entzündet sich und

blitzt auf — warum meine Liebe nicht? — — Helene, Helene, es lebt ein barmherziger Gott!" — — —

„Sie sind in Ihrer Krankheit melancholisch geworden, Mylord," sprach Graf Löwenhjelm zu Lesley, als er wieder in seinem Hause war. „Kommen Sie öfter zu uns, Sie waren wenigstens im vorigen Sommer hier immer heiter," setzte er schlau lächelnd hinzu. „Ueberhaupt ist es an Gräfin Löwenhjelm, sich einige Mühe um Ihre Wiederherstellung zu geben, Ihnen das Ungemach vergessen zu machen, das der Brand Ihnen zugefügt hat."

Fortsetzung von Lesley's Brieffragmenten.

„Löwenhjelm, einfältiger Narr, was denkst Du? Meinst Du, Dein Weib sei ein Bild, vor dem man eine Zeitlang bewundernd steht und dann ruhig weiter geht? Meinst Du mit Deinem ausgebrannten Herzen Helenen so viel zu sein, daß sie ewig unbeweglich bleiben muß, wenn ihr die Glut der Jugend geboten wird? Oder liegt die Zeit jugendlicher Gefühle so weit hinter Dir, daß Du Dich ihrer nicht mehr entsinnen kannst? Ich würde Schlimmeres noch denken, wenn ich Dich nicht trotz Deiner unendlichen Schwächen achtete, wenn ich nicht, ungeachtet Deiner gemeinen Denkweise, Redlichkeit in Dir erkannte. Aber ich weiß, es fröhnt Deinem Stolze, auch mich, den angeblichen Weiberfeind, von ihrer Anmuth besiegt zu sehen. Ihr alten Gecken, Ihr seid es werth, wenn Euch die Weiber betrügen! Und Du irrst — es genügt mir nicht,

Deinem Weibe den Hermelin nachzutragen! Helene, vergeſſen ſoll ich bei Dir das Weh jener Nacht? Du ſollſt mir es heilen, ſo will es Dein Gatte. Helene, Helene! wirſt Du ſie heilen wollen, meine Wunden? — O nein, heiliger Engel, verſuche es nimmer, lege nicht Deine reinen, weißen Hände daran — an dieſen Wunden klebt Gift!“

Doch wie der thörichte Gatte es verlangt, Lesley kam oft zu ihr, öfter als jemals; aber ſeine Wunden ſchmerzten immer heftiger.

Immer düſterer, immer nächtlicher wurde es in ſeiner Seele, immer glühendere Bilder erſchuf die entzündete Phantaſie, und Sophismen die kränkelnde Vernunft.

Nicht ewig könne er büßen für ihre Schwärmerei, nicht ihren Irrthum — ſeine quälende Geißel — ewig durch das Leben ſchleppen; beſitzen wolle er — beſitzen müſſe er ſie — ſo beſchloß er in ſeinem Wahnſinn!

Vom Tage der Ankunft Lord Lesley's in Stockholm war Graf Cronſtett ein aufmerkſamer Beobachter von Helenens Thun und Weſen, und wohin ſein Auge nicht reichte — denn er war nur wenig mehr in ihrer unmittelbaren Nähe — da weilten ſeine getreuen Spione. Doch konnte er keine feſte Ueberzeugung faſſen, ob zwiſchen Beiden, Lesley und Helenen, ein beſtimmtes Liebesverhältniß herrſche; nichts deſto weniger ließ er ſich es ſehr angelegen ſein, überall Worte fallen zu laſſen, die es andeuteten, und welche die Vermuthung erzeugen mußten, es ſei ihm ein Beweis davon bekannt.

Dergleichen Beſchuldigungen, von einem Manne ausgegangen, finden gewöhnlich mehr Glauben, als wenn Frauen ſie ausſtreuen, denn der Mann thut ſie ſelten ohne Grund; er verſchmäht größtentheils kleinliche Triebfedern zu ſolcher Anklage; aber von dem Weibe, das nur mit Nadeln und ſpitzen Zungen ſtechen kann, das gewöhnlich im niedern, engen Treiben ſich in ſeinem Elemente fühlt, von ihm argwöhnt man leicht Verläumdung.

Daß Cronſtett ſich einſt um Helenens Liebe beworben hatte, das wußte freilich Niemand.

„Es iſt aber nicht genug," dachte er, Rache brütend, „daß man ſich leiſe zuraunt: Gräfin Löwenhjelm begünſtige einen Anbeter; unſere Zeit iſt zu aufgeklärt, um Anſtoß daran zu nehmen, es muß einen Scandal geben, denn eine ſolche Liaiſon ſelbſt verdammt man nicht, aber der Eclat, den ſie macht, der macht ſie zum Verbrechen."

Mit Vergnügen erfaßte er jenen unglücklichen Brand als Mittel, ſich an Helenen zu rächen. Er verdächtigte auf ſchlaue Weiſe ihren Aufenthalt auf Edmonsholm in dieſer ſpäten Jahreszeit, Lesley's ſchnelles Erſcheinen dort u. ſ. w., und wie aus dem Blute des Uranus erwuchſen aus ſeinem Geifer ſcheußliche Ungeheuer.

Auch zur Gräfin Hilleſtröm wälzten ſich die Gerüchte, die er verbreitet hatte, und mit Schrecken ſah ſie, wie man den Namen ihres Lieblings beflecke. So ſehr auch die Menſchen mit dem engen Herzen und der niedrigen Seele geneigt ſind, bei einem Unglücke alle Schuld von ſich abzuſchütteln und auf Andere zu wälzen, ſo finden wieder

Bessere dabei immer einen Theil des Unrechts für sich — so auch Gräfin Hilleström. Sie überhäufte sich mit Vorwürfen, daß sie, die die Welt kannte, nicht Alles aufgeboten habe, Helenen abzuhalten, sich solchen Verläumdungen auszusetzen. Und sie beschloß, nicht länger zu schweigen.

„Meine theure Helene," sagte sie im Laufe eines Gespräches zu ihr, „die Welt ist nicht so rein und ohne Arg, wie Du; sie wird Mißtrauen in Dein Verhältniß zu Lord Lesley setzen."

„Aber was soll man sagen," erwiderte Helene, „es kann mich ja Niemand eines Unrechts zeihen. Und wem kann unsere Freundschaft anstößig sein, da sie es meinem Gemahle nicht ist?"

„Du begehst in ihr," entgegnete die Gräfin, „an Graf Löwenhjelm kein Unrecht, ich glaube es gern; aber an Dir selbst, meine Helene, denn sie wird Deinem Rufe schaden, und insofern auch Deinem Gemahle, da Du seinen Namen trägst. Du mußt Dich von dem Lord trennen, oder ihn nur noch selten sehen, am wenigsten aber ihm vor andern Männern einen Vorzug geben. Du nennst ihn Deinen Freund; aber die Welt kennt nicht diese Zwittergestalt — Deinen Liebhaber wird sie ihn nennen."

Helene zuckte; es war ihr, als sei sie aus einem schönen Traume erwacht; doch sie faßte sich und sprach ruhig: „Macht Dich Deine Liebe zu mir nicht zu ängstlich? Aber Du hast Recht, ich muß vorsichtiger sein."

Auch Eugeniens Ohr erreichten die Fabeln, von Cronſtett erfunden. Sie war im höchſten Grade entrüſtet über Fama, die Lügnerin, denn blind glaubte ſie an der Freundin Unſchuld. Troſtlos eilte ſie zu ihr; unklug, wie ſie war, erzählte ſie ihr Alles, und beſchwor ſie, Lesley nicht wieder zu ſehen. Aber von Helenen kam ihr keine Antwort; ſtumm und unbeweglich ſaß ſie da. Eugenie glaubte ſie beleidigt, umarmte ſie, weinte und ging.

Helene ſtand auf; aber ihre Knie knickten zuſammen; ſie zitterte, als ſei ſie von Fieberfroſt befallen, und ihre Zähne ſchlugen klappernd an einander. Sie erkannte jetzt die Nothwendigkeit, von Lesley zu ſcheiden, und ſie beſchloß dieſen Schritt in demſelben Augenblick. Ein guter Name lag bei ihr ſchwerer noch, als bei jedem andern Weibe im Gewicht, der Verluſt der Ehre ſchien ihr der ſchmerzlichſte; doch ſelbſt wenn ſie ſich über die Anklage der Geſellſchaft erhoben hätte, ſo glaubte ſie, es nicht ertragen zu können, daß an ihrem Verhältniſſe mit Lesley, das ſo rein und ideal vor ihrer Seele ſtand, Neid und Bosheit mit ihren Flammenzungen leckten; Trennung dünkte ihr ungleich leichter — ja Trennung, entſchied ſie, iſt die einzige Rettung! — Aber wie ein Vampyr, Leben ausſaugend, legte ſich der Schmerz an ihre Seele, und die Worte, die ſie vorhin vernommen hatte, kreiſchten fortwährend mit gellender Stimme in ihr Ohr. Sie ſank an einem Seſſel hin und barg ihr weinendes Geſicht in das Polſter. Da, als ſie einige Sekunden ſo gekniet, vernahm ſie hinter ſich eine Stimme, welche rief: „Gräfin,

o Gott, was iſt Ihnen?" Es war Lesley. Er wollte ſie aufheben, ſie aber bat: „Lesley, haben Sie Erbarmen, überlaſſen Sie mich mir ſelbſt, einen einzigen Moment; — doch nein!" — Und ſie riß ſich auf, ſchnell ihren Entſchluß auszuführen. Aber wie erſchrak ſie, als ſie Lesley erblickte, der geſpenſtiſch bleich vor ihr ſtand. Sie rang die Hände — ſie hielt ſie vor die Augen, ihn nicht zu ſehen, indem ſie ihm Schmerz bereiten mußte; doch der Gedanke an ſein troſtloſes Ausſehen behielt die Herrſchaft in ihr. Bittend erhob ſie die Hände zu ihm und ſprach mit zitternder Stimme:

„Lesley, Lesley! haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir? Ein dunkles Geheimniß ſtehen Sie vor mir, Ihre Bläſſe iſt geiſterhaft, Ihr Auge verſtört, ſchon lange ſind Sie ein Anderer geworden. Geben Sie mir Ihren entſetzlichen Kummer und gehen Sie hin und werden Sie glücklich!"

Lesley war überraſcht. Schön in dieſem Schmerze, wie er ſie noch nie geſehen, ſtand ſie vor ihm, ſein Geheimniß von ihm fordernd. Und indem ſie bittend zu ihm ſprach, nicht ahnend, was ſie zu hören begehrte, war ſie umſtrahlt von all' der Reinheit, aller Unſchuld ihres Herzens, war es ihm, als ſende der Himmel all' ſeine Glorie auf ſie herab. — In ſtummer Anbetung ſtand er vor ihr. Von dieſer Höhe ſollte er ſie ſtürzen? aus dieſem lichten Aether ſie reißen?

„Glücklich ſoll ich ſein, meinen Kummer nennen?" fragte er und hielt einen Augenblick inne, dann fuhr

er fort: „Gräfin, ich bin Ihnen nicht theuer, wie Sie mir es ſind!“

„O, nur nicht ungerecht, Lesley!“ ſprach Helene, noch immer ſehr aufgeregt. „Die ganze Welt dünkt mir fremd, und fremd bin ich ihr, nur wenn ich Ihre Stimme höre, meine ich Töne aus der Heimath zu vernehmen, die Sprache meines Vaterlandes! Aber,“ fuhr ſie langſam fort, „Sie ſind nicht mehr glücklich bei mir — vergeſſen Sie mich — ich muß —“

„Nicht weiter!“ unterbrach er ſie heftig. „Wollen Sie mir das Letzte rauben, wovon ich mein armes Daſein friſte, wollen Sie mich verſtoßen, nun ich begreifen gelernt, daß ich nicht leben kann ohne Sie? — Oder,“ ſprach er langſamer, „hatten Sie unſere Trennung ſchon beſchloſſen, ehe ich heute zu Ihnen kam, beſtärkte Sie nur die Meinung, daß ich in Ihrer Freundſchaft nicht einmal mehr glücklich ſei, in Ihrem Vorſatze? Helene, iſt's auch um Deinetwillen, daß ich ſcheiden ſoll?“ fragte er leiſer, indem er ihre Hand erfaßte; „fürchteſt Du vielleicht Tadel von der Welt — oder fürchteſt Du mich? — — Sprich ein Wort — — — und ich gehe,“ rief er beſtimmt, aber mit krampfhafter Aufregung. „Und, — armer Engel, ſorge Dich nicht um mich, wenn ich fern von Dir ſein werde, ich werde leben — — um Deinetwillen!“ ſagte er tonlos.

„Ich fürchte nichts — gar nichts,“ entgegnete die Gräfin, ſich emporrichtend. „Bleiben Sie bei mir, bleiben Sie, ſo lange meine Nähe Werth für Sie hat;

ich wünſche nicht Ihr Scheiden, ich werde es für mich niemals wünſchen. Aber, Lesley," fuhr ſie traurig fort, „blicken Sie nicht mehr ſo ernſt, vergeſſen wir den heutigen Tag mit ſeinen Zweifeln, es ſei Alles wieder wie früher."

Stumm aber und in ſich verſunken, mit hohlen, irren Augen ſtand Lesley und regte ſich nicht.

„Ach, Lesley, Lesley! Sie ſind mir ein Räthſel geworden," klagte ſie, „ich erkenne Sie nicht mehr. O Gott, welch ein furchtbares Unglück verfinſtert ſo ſeine Seele? Reiße mich aus meiner Ohnmacht, daß ich ihn tröſte!"

„Helene," rief er mit entgeiſterter Stimme, und ſtürzte zu ihren Füßen; „ſage nie wieder, ich ſei bleich, ſprich nie von meinem Geheimniß — es iſt nicht gut, daß man dem Wahnſinnigen von ſeinem Wahnſinn erzählt. Du aber mußt meine Heilige bleiben — was liegt daran, ob ich vergehe!"

Er ſtand auf und verließ ſie. — In ſtummer Verzweiflung ſah ihm Helene nach; ſie fühlte es, daß er namenlos unglücklich ſei; aber daß er es blos ihretwegen war, das wußte ſie nicht; ein dunkles Geheimniß, meinte ſie, fremd von ihr, foltere ihn. Aber ſie wußte, daß er leide, ſie ſann nicht nach, warum — ſie litt mit ihm! — „Ich weiß, man wird mich erniedrigen, zertreten," dachte ſie, „und mein Friede iſt hin! Aber ſollte ich denn für ihn, der ſo elend iſt, keines Opfers fähig ſein?"

So hatten denn Beide zu derſelben Stunde beſchloſſen, dem Andern ſeine Ruhe zu opfern; aber Keines von

ihnen ahnte es vom Andern; doch das iſt ja nur ein vollſtändiges Opfer, wenn der, dem es gilt, nichts davon weiß.

Indem Helene noch ſo daſaß, von ſtarrem Schmerz umſpannt, flog die Thür auf, und Helga, wie verklärt, von himmliſchem Entzücken leuchtend, trat zu ihr hin.

„Mutter!“ rief ſie mit begeiſterter Stimme, „ich habe einen Traum gehabt, einen herrlichen Traum! Höre mich: Der Lenz war erſchienen. Ich freute mich ſeiner Herrlichkeit und flatterte wie der Schmetterling, in Luft, von Blume zu Blume. Da ſah ich Dich in einer Laube; Du warſt entſchlafen vom zu ſtarken Duft der Roſen und Nachtviolen, die Dich umblühten. Leiſe ſchlich ich mich zu Dir, Deinen Schlummer zu bewachen; da ſtürzte vom nahen Akazienbaum eine glitzernde, giftige Schlange hin zu Dir, Dich zu ſtechen. Aber ich drängte mich zwiſchen Dich und die Schlange, und bot mich ihr als Beute. Sie ritzte mich leiſe und verſchwand; aber ein ſchöner Knabe mit langen, blonden Locken und von zarter Geſtalt ſtand vor mir. Er faßte meine Hand und führte mich fort. Unbeſorgt ging ich mit ihm, denn ſeine Augen erzählten von himmliſcher Abkunft. Wir wandelten weit, weit hin; aber ich wurde nicht müde; wir ſchienen eine Anhöhe zu erſteigen, denn immer tiefer erblickte ich alle Gegenſtände; doch ich fühlte nicht die Beſchwerde des Steigens, die Luft wurde immer reiner, mein Herz immer leichter. Endlich hatten wir eine unbegreifliche Höhe erreicht: der Mond, die Sonne und die Sterne wandelten

unter uns, auch die Erde ſah ich, und ich ſehnte mich nicht nach ihr zurück, ob ich gleich nicht wußte, wohin man mich führe. Aber ſiehe, da öffnete ſich vor meinen Blicken ein weites Zauberreich. Weit hinaus über alles menſchliche Denken und Begreifen ging ſeine Schönheit und ſein Glanz — irdiſche Sprache vermag es nicht zu ſchildern. Mein Begleiter verſchwand; aber ich fühlte mich nicht allein und nicht fremd. Ich dachte an Dich, an meine Mutter, an den Vater, an Lesley; aber ich trauerte nicht, daß ich fern von Euch war, ich wußte, wir ſähen uns wieder, und der Gedanke, daß ich Dich vom Biſſe der Schlange errettet hatte, ſtand mir als verklärender Engel zur Seite. Ein dunkler Traum meiner früheſten Kindheit dämmerte vor mir auf, dieſes Eden war es, was ich damals geſehen, und nun, da ich es wiederfand, löſte ſich alle Sehnſucht meines Herzens in Entzücken auf. Sanfte Melodien, leiſe, himmliſche Geſänge durchwehten die Lüfte, und laute Jubelhymnen erklangen zuweilen, ſie übertönend. Ich ſtimmte mit ein in dieſen Preisgeſang, und ach, meine Seele erhob ſich zu nie geahnter Begeiſterung, mein ganzes Weſen empfand himmliſche Wonne, ſelige Luſt! Phantaſtiſche Geſtalten, auf Wolken getragen, von überirdiſchem Glanze umſtrahlt, bevölkerten dieſes paradieſiſche Reich. Aber ſie waren mir nicht unbekannt, und ich wußte es nun, warum ich die Menſchen immer geflohen, ach, ſie glichen nicht dieſen lichten Weſen. Du allein, Engel, biſt ihnen gleich, darum ſuchte ich Dich ruhelos, bis ich Dich fand. — Sie

nahten mir grüßend, dieſe verklärten Geliebten, ſie umringten mich, und auch ich ſchwebte nun auf Wolken, auch mich umfloß jener goldene Schein. „Biſt endlich wieder bei uns," ſprachen ſie zu mir mit Zauberſtimmen, „haſt lange Deine Heimath entbehrt. Der blonde Knabe irrte lange vergeblich umher, ehe er Dich fand. Aber kannſt noch immer nicht bei uns bleiben, geh' wieder hinab zur Erde, geh' noch ein Mal zu Deinem weißen Engel, der Dich geſchützt und geleitet — er bedarf Deiner jetzt. Doch bald, bald ſenden wir den Knaben wieder zu Dir, daß er Dich führe zu uns, daß er Dich leite zu Deinem Vater!"

20. Kapitel.

Weh mir, mein Herz! Mein ſchwellend Herz! — Hinunter!

Shakeſpeare.

Lord Lesley fuhr eines Abends aus dem Theater, und war ſeinem Hauſe nicht mehr fern, als er mit der größten Eile aus ſeiner Caroſſe ſprang und nach der nahen Seitengaſſe ſtürmte. Jener junge Mann im Reitermantel, deſſen wir ſchon ein Mal erwähnt, und den Lesley ſeitdem oft wieder verfolgt, aber nie erreicht, war an ſeinem Wagen vorüber und nach jenem Gäßchen geeilt. Der

Lord, unwillig über seine immer verfehlten Versuche, diesen unbefugten Wächter seiner Schritte zu erfassen, beschloß, diesmal nicht eher zu ruhen, als bis er ihn gefunden. Es war an diesem Abend wohl auch leichter möglich, seinen Zweck zu erreichen, da es spät und alle Häuser schon verschlossen waren, und der Unbekannte nicht, wie es früher wahrscheinlich geschehen war, in einem oder dem andern Hause verschwinden konnte, ehe Lesley eine Straßenecke umbogen. Als der Lord in die kleine Gasse trat, stand in der Mitte derselben der Verfolgte ruhig da, nach der Straße blickend, von welcher Lesley kam; doch so wie er diesen sah, entfloh er. Lesley verfolgte ihn mit großen Schritten durch mehrere Straßen; endlich als er ihm schon ziemlich nahe war, blieb der Unbekannte stehen, drückte den Hut tiefer in's Gesicht, drehte sich um und erwartete den Lord.

„Mit welchem Rechte, Herr," fragte Lesley barsch, „bewachen Sie mich schon seit geraumer Zeit?"

Mit zwar verstellter, aber Lesley dennoch sehr bekannter Stimme, erwiderte der Gefragte: „Mit welchem Rechte fordern Sie Rechenschaft von meinen Schritten? ich denke, ich kann gehen, wo es mir beliebt."

Lesley stutzte, als er diese Stimme hörte; „doch ich irre mich," dachte er, „es ist unmöglich — in diesem Costüme."

„Schon Ihre geheimnißvolle Erscheinung," entgegnete Lesley, „spricht gegen die Lauterkeit Ihres Treibens. Antwort," befahl er, „nicht eher von diesem Platz.

Warum lauern Sie des Nachts unter meinen Fenſtern, warum verfolgen Sie meine Wege?"

„Wenn der Zufall," ſprach ſichtlich bebend der junge Mann, „mich zuweilen in Ihre Nähe geführt, ſo meine ich, iſt es ziemlich unpaſſend von Ihnen, mich darüber zu inſultiren; ich fühle mich nicht aufgefordert, Ihnen Rede zu ſtehen; doch es werde Ihnen Antwort, morgen, oder wenn Sie wollen, auf Ihrem Zimmer, oder in der Wildniß von Norrmalm — und zwar mit Piſtolen."

Indem er dieſe letzten Worte ſprach, war er im Eifer der Rede in ſeine natürliche Sprache verfallen, und hatte den bis jetzt mehr geſenkten Kopf erhoben. Lesley zog jetzt ſchnell den Hut, verneigte ſich ſehr verbindlich und ſprach, leiſer als er es bis jetzt gethan, doch etwas ſpöttiſch: „Frau Marquiſe d'Eſtanges, ich bin beſchämt, Sie in Ihrem Scherze auf ſo unhöfliche Weiſe geſtört zu haben, und bitte um Gnade. Aber nicht länger will ich meine Zudringlichkeit fortſetzen — gute Nacht, meine Gnädigſte."

Am nächſten Morgen, ziemlich früh, wurde dem Lord ein Fremder gemeldet, und zu ſeinem Erſtaunen ſah er Auroren, wieder in Männertracht, eintreten.

„Mylord," ſprach die Marquiſe ſcheu, mit bebender Stimme; „ich weiß — Mylord — mein nächtliches Umherſtreifen — mein Andrängen — ja, ich weiß es, Mylord — Sie ſpotten — Gott! Sie verachten mich. — Aber — ach, die Laſt iſt zu ſchwer — ich kann ſie nicht tragen — wiſſen Sie Alles, da Sie mich einmal entdeckten. Lesley! Lesley!!" ſchrie ſie mit wahnſinniger

Stimme, und ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder — „Lesley, ich liebe — ich liebe Sie! Hören Sie, ja hören Sie es: ich liebe Sie! Sie ſollen, Sie können mich nicht verachten! Ich, die nie einen Mann, nie einen Menſchen geliebt — ich, ich liebe, vergöttere Sie — und Sie müſſen, müſſen, ja müſſen mich wiederlieben!!"

Sie ſank erſchöpft einen Augenblick hin; Lesley ſtand erſtaunt; man wußte nicht, ob Hohn oder Mitleid um ſeine Lippen ſpielte.

„Lesley, ſieh her!" fuhr ſie fort, „die ſtolze Aurora liegt hier zu Deinen, zu eines Mannes Füßen. — Sie nährte ſich von Deinem Anblicke, — glühte unter Deinem Auge, — lebte nur von Deinem Athem — und verging faſt in Deinem Anſchauen — und Du! und Du! Du verwirfſt ſie? Wirfſt ſie weg für ein Ungethüm, eine Schlange, ein Marmorbild! Verwirfſt Du die Lodernde, der Deine Liebe ein Himmel, ein Paradies wäre, und Deine Verachtung — ha! mehr als Tod, Hölle oder Verzweiflung!!"

Sie ſank auf's Neue röchelnd nieder. Lesley hob ſie auf einen Divan. Aurora ſah ihn lange an, wie geiſtesabweſend. „Ich fürchte faſt, meine Gnädigſte," ſagte er kalt nach einer Pauſe, „Sie täuſchten ſich in der Perſon. Da ich aber einmal das Vergnügen habe, Sie bei mir zu ſehen, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen Folgendes erzähle: Als ich das letzte Mal in Paris war, lernte ich einen jungen Mann kennen; dieſer Mann ſagte mir,

er habe vor ein paar Jahren ein Verhältniß mit einer jungen, ſchönen Frau gehabt, und ſollte ich ſie vielleicht irgendwo ſehen, möchte ich ihr ſagen, er wäre noch unvermählt. Sie heiße Aurora d'Eſtanges, und er François de Monteuil."

Als hätte ſie eine Natter berührt, fuhr Aurora bei dieſen Worten auf.

„Unſeliger!" ſchrie ſie und ſtürzte verzweifelnd fort.

Mit Beſtürzung blickte ihr Lesley nach und konnte lange ſeine Ruhe nicht wieder finden.

Später — nach dem Tode der Marquiſe d'Eſtanges — fand man unter ihren Schriften einen Brief. Er war an Lesley gerichtet; doch ſchien er wieder verworfen worden zu ſein. Es ſcheint mir aber geeignet, ihn hier mitzutheilen, da er gleichſam eine Erklärung über Aurorens Charakter und ihre Handlungsweiſe giebt.

„Lesley! Sie haben mich in die Klauen des Wahnſinns geſchleudert! Ich liebe Sie — und Sie verhöhnen mich — — ich werfe mich vor Ihnen nieder, und biete Ihnen alle Gluth, die mein heißes Herz gezeugt, ſeitdem es empfinden kann — und Sie — Sie treten mich mit Füßen! — Ha, Hölle! ſende alle deine Ungeheuer, daß ſie mich erſticken! — Reißt mir die Seele aus, reißt ſie in tauſend Stücken, und ſtreut ſie in der Menſchen Bruſt, daß ſie zur ewigen Qual in ihnen lebe, — daß ſie als tauſendköpfige Hydra an ihr Herz ſich lege. Ha, Lesley! jage mich zum

fernſten Pole, und durch alle Winde werde ich's rufen: ich liebe Dich! — nur dieſes Eine faßt mein krankes Hirn; doch ja, noch eins, und dies war es, warum ich ſchreibe. Du ſollſt, Du mußt mich kennen; nicht das gemeine Weib darfſt Du in mir erblicken! Höre mich, Lesley!" — — —

„Doch nein, es iſt unmöglich! — — Meine Gedanken ſind ſchwarz — ſie treten ſcheu zurück, wenn ich ſie an's weiße Fabelland der Unſchuld dränge — — — nur die Hölle wiſſen ſie noch zu malen! — — — doch ſtill, du ungeſtümes Herz! — Sei ſtark, Aurora, noch einmal ſtark, — ja ſelbſt der Wahnſinn muß weichen, wenn Du es willſt! — — So hören Sie denn:"

„Ungeliebt ſtand ich in der Welt von meiner früheſten Kindheit an, aber begabt war ich mit einem glühend heißen Herzen, mit einer verzehrenden Sehnſucht nach Liebe. Wenn ich voll Zärtlichkeit meine Mutter umarmen wollte, wehrte ſie mich ab und ſprach ruhig: Kind! Du zerdrückſt meine Locken. Ach! dieſe Kälte warf tödtliches Gift in mein empfängliches Gemüth! Mein Vater war ſchon ſehr früh geſtorben; und andere Verwandte hatte ich nicht. Ich wandte mich zu meinen Geſpielinnen und floh von einer zur andern, Liebe bietend und Liebe ſuchend. O, der letzten, der einfältigſten von ihnen hätte ich Sclavin ſein wollen, hätte ſie mich nur lieben mögen. Aber ich ſuchte vergebens.

Sie nannten mich wankelmüthig; ſie lachten, wenn ich einer Andern mich wieder anſchloß; aber ſie ahnten nicht, daß ich einer Freundſchaft und einer Treue fähig ſei, von der ſie keinen Begriff hatten. Ich hatte ein kleines Hündchen, und da die Menſchen meine Liebe verſchmähten, gab ich ſie ihm; aber als ich ihn eines Tages an mein Herz preßte, biß er mich — ha, das war das Emblem meines Schickſals!"

„Meine Mutter, vollkommen der Meinung zu entſprechen, die ich mit Schmerzen von ihr gehegt, gab meinem Herzen den Todesſtoß — um ſich ein behaglicheres Leben zu bereiten; ſie verheirathete mich, als ich noch nicht mein ſechszehntes Jahr erfüllt, trotz meiner Thränen und Bitten, an einen reichen, ſchwindſüchtigen Mann, der an meiner friſchen Jugend ſich beleben wollte, mir aber, als ich ihn das erſte Mal ſah, Abſcheu einflößte. — Wir zogen nach Paris, in einen ſchönen Palaſt. Sie putzten mich, ſie gaben mir eine zahlreiche Dienerſchaft, ſie luden mir Gäſte, und unſer Haus ſchallte wieder von Jubel und Freude; — nur in meiner Bruſt war es öd' und traurig. Wie ein Geiſt, theilnahmlos, ohne Leben ſchlich ich durch die weiten Säle unſers Hauſes, wie eine angeputzte Leiche erſchien ich mir in dem Glanze meiner Juwelen, wie eine zum Tode Verurtheilte bei ihrem letzten Schmauſe, wenn ſie mich zu Feſten hingeſchleppt. Wenn ich die nahenden Schritte meiner Mutter oder meines Gemahls hörte — zuckte mein Herz krampf-

haft, und ein heftiges Zittern überfiel mich. Man ſagte, ich ſei nervenkrank, ſchickte mir Aerzte und beruhigte ſich dabei. — Schmeichler in Menge umringten mich — aber ich war zu unglücklich, um eitel zu ſein, — zu jung und einfach, um Freude an Triumphen zu finden. Und ach, wie leer waren ihre Worte, — wie arm ihre Herzen! Sie weckten die Sehnſucht nach Liebe wieder in mir; — aber befriedigen konnte ſie keiner, auch nur für einen Moment. Ueberhaupt widerſtand meinen Gefühlen eine Liebſchaft für eine verheirathete Frau. So ſtrichen drei ewiglange Jahre hin; Gattinnen ſchöner Männer, Mütter reizender Kinder ſchwelgten im Arme des Liebhabers und waren geehrt und gefeiert; ich ſtand an der Seite eines alternden, ekelhaften Mannes, ohne zu wanken, und über mich — ſpöttelte man. Die Frauen nannten mich la petite bourgeoise, und die Männer prüde und phlegmatiſch. Da erſchien Herr von Monteuil vor mir. Er ſchmeichelte mir nicht, er tadelte mich oft, und das ſchien mir ein Pfand ſeiner Redlichkeit; er unterhielt mich nicht mit fadem Geſchwätz, er bildete meinen Geiſt durch lehrreiche Mittheilungen; ohne daß ich es ſelbſt gewußt, hatte ich lange ſchon nach geiſtiger Nahrung geſchmachtet. In Geſellſchaft half er mir aus Verlegenheiten, und verhüllte meine Gaucherien, deren ich mir noch viele zu Schulden kommen ließ, da früher meiner Mutter dürftige Verhältniſſe mich von der höhern Geſellſchaft entfernt gehalten hatten und

ſpäter ich zu traurig war, mich mit Leichtigkeit und jenem se laisser aller bewegen zu lernen. Ich fühlte mich Monteuil zu großer Dankbarkeit verpflichtet, und als ich anfing zu glauben, er liebe mich, war ich ſo ſtolz, dünkte ich mich ſo reich. O Lesley! ich verachte ihn jetzt aus tiefſter Seele, aber wenn ich an jenen Abend denke, wo zuerſt der Wahn: er liebe mich, in meine Seele kam, möchte ich dankend zu ſeinen Füßen niederſinken für die himmliſche Stunde, die er mir damals bereitet hat. Ach, welche Seligkeit lag in dem Gefühl. Ich dachte nicht, daß wir uns je näher ſtehen könnten, ich wünſchte es nicht, auch fürchtete ich's nicht. Die arme, unglückliche Aurora wird endlich geliebt! ſo jubelten in mir tauſend Stimmen, und in dieſen einzigen Gedanken verſank meine ganze Seele. Er war eingezogen in mir, wie das Tageslicht in die Nacht, und erhellte mein ganzes Weſen, wie die Sonne den Erdkreis! Warum konnte ich nicht ſterben in jenen Augenblicken, ach, ich wünſchte es ſchon damals! Von dieſer Zeit an überfiel mich oft in Monteuils Nähe ein unerklärliches Mißtrauen gegen ihn; etwas Neues, Fremdes für mich ſchien mir in ſeinen Mienen zu liegen, ſeine Augen zuweilen ſo hinterliſtig zu blicken; aber ſo wie ich ſeine Stimme hörte, ſchwand all' mein Argwohn, zürnte ich ihn mir ſelbſt hinweg. Es währte nicht lange, und François lag, ſeine Liebe bekennend, zu meinen Füßen. Ich erſchrak; wie ich ſchon erwähnt, war ein Liebesverhältniß für eine verheirathete Frau

gegen meine nordiſchen Grundſätze, und dann flüſterte mir mein guter Engel auch jetzt wieder Mißtrauen gegen ihn zu.“

„Aber François ſprach mit beredter Zunge und ſchilderte ſeine Leidenſchaft mit den glühendſten Farben. Erfüllt ſah ich jetzt den Traum von Liebe, der in meiner Kindheit mich geäfft — und, ſollte ich grauſam ſein gegen das einzige Weſen, das Gefühl für mich hatte, ſollte ich, die vor Allen am liebebedürftigſten war, allein liebeleer in der Welt ſtehen? Nein, nein! — Ich verbannte alle Bedenklichkeiten und ſtürzte mich blindlings in ſeine Arme. Oft niſteten ſich um dieſes Verhältniſſes willen Vorwürfe ein in mein Herz; aber ich trocknete meine Thränen, wenn Monteuil erſchien; oft erröthete ich, wenn man in Geſellſchaft flüſternd auf uns blickte, aber ich verbarg dann vor ihm mein Geſicht; oft dämmerten in mir Zweifel gegen ihn auf, aber ich verſcheuchte ſie, noch ehe ſie mir klar wurden, und nie, nie erreichte eine einzige Klage von mir ſein Ohr. Er, der in der weiten, todten Welt mir eine warme Hand geboten hatte, er ſollte bei mir nur glücklich ſein.“

„Eines Tages, als er mit mir allein war und ſich, wie oft, in Klagen erſchöpfte, daß ich ihm dennoch nicht ganz angehöre, daß ich mit tauſend ſtörenden Pflichten an einen andern Mann gefeſſelt ſei, flüſterte ich ihm zu, er ſolle mich allein ſein nennen, ich wolle meinen Gatten verlaſſen. Ha! nun wurde ich ſchnell

enttäuſcht! Mit welch andern Augen blickte er jetzt auf mich; ich fühlte es: Glanz und Reichthum ſah er von mir abfallen, und reizlos ſtand ich vor ihm. Kaum vermochte der mit allen Situationen ſo bekannte Weltmann ſeine Haltung zu behaupten. Nach vielen leeren Worten ging er von mir. Am nächſten Morgen empfing ich ein Billet, in welchem er mir „Lebewohl" ſagte, indem unaufſchiebbare Geſchäfte ihn auf unbeſtimmte Zeit von Paris entfernten. Einige Tage darauf erzählte man mir: Monteuil und mehrere andere junge Männer hätten vor meiner nähern Bekanntſchaft mit erſterm einen Preis ausgeſetzt für den von ihnen, dem es gelingen würde, meine Prüderie zu beſiegen. So war ich das Opfer ſeiner Eitelkeit und eines kalten, berechneten Spiels geworden!"

„Fluch über ihn — ſiebenfacher Fluch!!!"

„Unverändert und ſcheinbar ruhig erſchien ich in den Salons, denn all' mein Stolz, der bis dahin noch geſchlummert, empörte ſich; meine an Wahnſinn grenzende Verzweiflung durfte nicht einen Augenblick an's Licht treten; aber deſto verheerender wüthete ſie in mir. Ich wurde irre an der ganzen Menſchheit, an der Tugend, an Gott — ich hatte mich zu furchtbar getäuſcht, mein Schickſal war zu bitter. Ich mochte an nichts mehr glauben. Alles verachtend, meinte ich, ſtünde man allein unverletzbar da, Alles in den Staub tretend wäre man erhaben über das Geſchick. Nichts

war zu groß, das ich nicht zu verkleinern, nichts zu hoch, das ich nicht herabzuziehen strebte!"

„Als ich Sie, Lesley, zuerst sah, entsinne ich mich, machten Sie großen Eindruck auf mich; doch ich überließ mich ihm nicht, denn ich war damals noch zu sehr mit Monteuil beschäftigt. Ich sah Sie erst wieder, nachdem meine Wunde schon vernarbt war, und ich weiß nicht warum, aber ich fand Trost in Ihrem Anblick. Sie standen so theilnahmlos bei allen Vergnügungen, so kalt und freudlos streifte Ihr Auge über Alles hin; doch in seiner Tiefe entdeckte ich eine Gluth. Ihr Schicksal, Ihr Gemüth, meinte ich, müsse mit dem meinen etwas Aehnliches haben; mit Ihnen mich beschäftigend brachte ich lange Stunden hin, und vergaß dabei mich selbst und meine Qual. Ihr Wesen, edel und stolz, imponirte mir. Ist ein Mensch, dachte ich oft, noch der Achtung werth, so sind Sie es; aber obgleich die Zerrissenheit meines Innern mir zur Höllenqual wurde, so fand ich doch eine Wollust darin, sie zu steigern. Ich suchte Sie in meinen eigenen Augen zu verkleinern und spottete über mich selbst, wenn meine Gedanken Sie bewunderten. Glühend, wie ich einst nach Liebe gedürstet, so dringendes Bedürfniß war es jetzt für mich, ein Wesen zu achten; aber ich wollte mir's nicht bekennen, und folgte blind meinem Wahne. — Sie reisten nach Stockholm, mein Gatte starb — und ich folgte Ihnen nach meiner Vaterstadt. Doch noch ehe ich abreiste, erschien Herr von Monteuil wieder

in Paris, wieder bei mir, werbend um die Hand der reichen Erbin. Mit kalter Verachtung ſtieß ich ihn von mir; ſein Wunſch, mich nun zu beſitzen, drückte den Stachel der Bitterkeit noch tiefer in meine Bruſt. Ich fühlte jetzt, daß ich ihn nie geliebt, daß nur eine Illuſion mich an ihn gefeſſelt. So hatten wir uns denn gegenſeitig betrogen, und mein Herz jauchzte darüber auf in verzweiflungsvoller Luſt!"

„Ich fand Sie in Stockholm — verliebt bei Helene Markenſtern, und ich haßte dieſes Weib faſt glühender noch, als ich Sie liebe."

„Helenens Verheirathung vertrieb Sie von Stockholm, und zu meiner eigenen Befremdung erfüllte mich Ihr Scheiden mit unendlichem Schmerze. Es gab nun nichts mehr für mich, das mir des Intereſſes, ja nur der Beobachtung werth geſchienen; ich fühlte eine namenloſe Leere, eine tödtliche Langeweile. Endlich erfuhr ich von Ihrem Aufenthalte in Athen; ich ſchrieb dorthin an meinen Oheim, daß er mir von Ihnen Nachricht ſende. Ein Brief über Sie war ein Ereigniß in meinem Leben, das ihm für einige Tage wieder neue Spannkraft gab. Ich hörte von Ihren Liebſchaften, aber es war mir gleich, was ich vernahm, wenn mir nur Kunde von Ihnen wurde. Sie kehrten zurück, und eine wahnſinnige Freude erfaßte mich, — ich ſah Sie — und ach, ich empfand, daß ich Sie liebte, glühend heiß! Mein Herz war einige Jahre todt geweſen für alle Liebe, um nun mit doppelter Fähigkeit

zu einer wüthenden Leidenſchaft zu erwachen. Ja, Alles was ich einſt von Liebe geahnt, war matt und ſchwach geweſen gegen das, was ich jetzt empfand."

„Mein ganzes Sein und Weſen theilte ſich in zwei Gefühle: Liebe für Dich -- Haß für die Gräfin! — Ich floh Dich; aber nirgends fand ich Einſamkeit; aus meinem glühend heißen Athem erwuchſen teufliſche Geſpenſter, die des Nachts mich aus dem Schlafe ſcheuchten, und den Tag zur dunkeln Nacht mir ſchufen. Sie jagten mich — ich ſuchte raſtlos Deine Spur, und in Deiner Nähe nur vergaß ich, daß ich lebe — das Leben iſt mein Fluch! — — Ich floh die Gräfin, aber jene finſtern Mächte jagten auch zu ihr mich wieder hin — zu lauſchen und zu ſpähen, — ob Du ihr nahe ſeiſt!"

„Ha! ſchon längſt wäre ich entflohen — dem Leben — dieſer Marterkammer — — aber ſie im Leben — in Deinen Armen — die Eiferſucht würde mich noch im Grabe foltern — — Das kalte Weib, das Deine Liebe nicht zittern macht — ha, vor meinem Haſſe mag es zittern — — — —"

21. Kapitel.

Wie groß wird unſre Tugend,
Wenn unſer Herz bei ihrer Uebung bricht.
Schiller.

Ungefähr ſechs Monate nach jener Kataſtrophe, wo wir Lord Lesley und Gräfin Löwenhjelm vereint im Schmerze ſahen, finden wir ſie ſehr verändert wieder. Sie ſitzen traulich beiſammen, wie damals in der erſten glücklichen Zeit ihres Wiederſehens; aber ihre Worte ſind nicht mehr überhaucht von jener Zuverſicht, von jener Sicherheit, die der Glaube an das Unveränderliche des Beſtehenden leiht; es liegt eine leiſe Reſignation in ihnen. Es beſteht noch die alte Liebe zwiſchen ihnen, ſie iſt vielleicht noch wahrer als früher, denn ſie iſt geläutert durch den Gram; aber jene Unbefangenheit, jener Zauber, der ſie über Alles erhebt, der Trotz zu bieten verſpricht allen Drangſalen des Lebens, umgürtet ſie nicht mehr. Verſchwunden von ihr ſind die Genien, die, ewig Hoffnung flüſternd, ſie umflatterten; ſtatt ihrer kauert jetzt an ihrer Seite eine düſtere Ahnung. Lesley iſt nicht mehr ſo bleich, wie damals, als er in Verzweiflung Helenen verließ — nur ſeine Stirn glänzt in krankhaft blendendem Weiß; ſein Anblick iſt nicht mehr ſo verſtört; — aber er

hat gealtert, er hat das Ansehen von dreißig Jahren, obwohl er erst fünfundzwanzig zählt; sein Blick hängt nicht mehr so sehnsüchtig an Helenen — aber er betrachtet sie mit leisem Schmerz. — Die Züge seines Gesichtes sind edler als jemals — aber man vermißt in ihnen den Ausdruck eines ewig lebendigen Gefühls — er ist ruhig, die Leidenschaft bewegt ihn nicht mehr — aber er bleibt auch ruhig bei der Freude!

Auf Helenens Stirn hat sich ein tiefer Ernst gelagert; ihren Mund umzuckt ein leises Wehgefühl, ihre Augen streifen noch fremder hin, als je, über das irdische Treiben. Verschwunden ist aus ihren Zügen die Seligkeit, die sie ausgestrahlt, — fromme Ergebung hat sich statt ihrer dort gelagert. — Jener verzweiflungsvolle Schmerz, in dem wir sie zuletzt verließen, war ihrem Wesen nicht natürlich, und er hielt sie nicht lange gefangen; sie wandte sich im Gebete zu Gott, und er sandte ihr Ruhe herab; doch ein Weh blieb ihrem Herzen zurück. Dahin war die unbefangene Freude, mit welcher sie Lesley gesehen, dahin der Traum, der ihr ganzes Leben umzog, — entflohen ihr fester Glaube an die Menschen! — Nur ein Widerspruch herrschte noch in ihr: sie konnte und durfte, wie sie meinte, sich von dem Freunde nicht trennen, und doch gebot ihr die Pflicht, den Namen ihres Gemahls nicht länger Schmähungen auszusetzen; aber sie, die trotz ihrer bittern Erfahrungen mit ihrer reinen Seele die Welt noch immer nicht richtig beurtheilte, glaubte, es sei ein Ausweg gefunden, da Lesley, ohne

daß er ihre Bedenklichkeiten kannte, ſie ſeit jener Scene nur noch ſelten ſah. Er erſchien immer ruhig, ja faſt kalt vor ihr, und ſie hegte auch um ſeinetwillen nicht mehr ſo viel Beſorgniſſe, als nach jenem Tage, obgleich ſie wohl fühlte, daß in ſeinem Innern noch nicht die Ruhe herrſche, die er zeige. Wie viel er aber litt, mit welcher Aufopferung er dieſe ſcheinbare Ruhe behauptete, das konnte ſie freilich nicht ahnen!

Am auffallendſten jedoch hatte ſich Helga verändert; jener wunderbare Traum hatte ein neues Weſen aus ihr gebildet. Von unendlichem Liebreiz umfloſſen, in den Zügen eine verklärte Freude, ging ſie ſtill und ſanft einher, nicht mehr vor den Menſchen fliehend, ſondern überall ihnen mit Liebe begegnend. Mit freudiger Leichtigkeit vollbrachte ſie Alles, was von ihr begehrt wurde, ſelbſt das, was ihr ſonſt unangenehm geweſen war, oder viel geiſtige Anſtrengung gekoſtet hatte. Aber obgleich ihr ganzes Thun und Weſen ihrer eigentlichen Individualität neu war, ſo ſchien doch eine eigenthümliche Naivetät darüber ausgebreitet — und dieſes Natürliche, dieſes Unbewußtſein ihrer Vorzüge erhöhte ihre Liebenswürdigkeit.

Obgleich Gräfin Löwenhjelm die plötzliche Umwandlung von Helga's Weſen wunderbar erſchien, ſo freute ſie ſich doch innig daran, und viele ihrer Sorgen ſah ſie verſchwunden; es war ihr, als habe ihr Gott in jener bangen Stunde einen tröſtenden Engel geſandt. Doch oft, wenn ſie der nahenden Zeit gedachte, wo Helga die Jahre der Kindheit verlaſſen und in die Welt treten würde,

beſchlich ſie eine Wehmuth. Sollte dann dieſes himmliſche Weſen ſich in die Formen der Etikette zwängen, die ſeiner Eigenthümlichkeit ſo entgegen waren, ſo mußte ihr größter Liebreiz verloren gehen. Oder ſollte ſie bleiben, wie ſie war, natürlich und unbefangen, ein Kind des Himmels, dann, meinte ſie, würden die Menſchen ſie nicht begreifen und ſie erniedrigen, weil ſie Helga anders finden würden, als ſie ſelber ſind.

„Theure Gräfin," ſprach Lesley eines Tages traurig zu Helenen, „ich habe einen Entſchluß gefaßt; beſtimmen Sie, ob er in's Leben treten ſoll. Meine Geſchäfte auf Lavia ſind beendigt, ich gedenke daher nach London abzureiſen, um endlich meinen Sitz im Oberhauſe einzunehmen."

„Ihr Entſchluß," erwiderte Helene wehmüthig, „kommt mir nicht unerwartet. Ich finde es begreiflich, daß Sie den Wunſch hegen, nun in Ihrem Vaterlande zu wirken, ihm nützlich zu ſein."

„Allerdings," ſprach Lesley, „verlangt es mich nun im bürgerlichen Leben eine Stellung einzunehmen, einen paſſenden, nützlichen Wirkungskreis um mich zu bilden; aber die Verwirklichung meines Wunſches hängt an einem Schmerze — ſie iſt mit der Trennung von Ihnen verbunden."

„O Lesley," ſprach Helene, „werden wir uns nicht nahe ſein, auch wenn wir getrennt ſind? Werden wir uns nicht wiederſehen?"

„Meinen Sie, daß ich scheiden würde, ohne diese Hoffnung?" fragte der Lord. „Ich werde oft, sehr oft wiederkehren. — Vielleicht," fuhr er nach einer Pause fort, „würde ich noch jetzt nicht an meine Abreise denken; aber es ist so Vieles, was sie mir nöthig erscheinen läßt — die Welt duldet nicht gern, was gegen das Gewöhnliche spricht, sie verlangt, daß man der Marionette gleich nur ewig an dem Drathe geht. — Ich denke aber spät daran," setzte er lächelnd hinzu, „nicht wahr? Doch wenn das Herz altert, fängt man erst an vernünftig zu werden."

„Wenigstens," entgegnete Helene, „muß die Zeit der Arglosigkeit hinter uns liegen, um nicht mehr bei den Menschen anzustoßen; man muß es selbst erfahren haben, daß das gesteinigt wird, was aus dem Alltagsgleise weicht, um es glauben zu können. Und wehe, wehe, wer, was ihm heilig und theuer ist, zertreten sieht von dem Huf gemeiner Seelen! — Wer seine Ansichten mit den bestehenden Verhältnissen nicht in Einklang zu bringen vermag, der sollte nie das Schicksal Anderer an das seine knüpfen, denn er zieht sie mit in seinen Unglückskreis; mit einem unzerstörbaren Schild von Stolz und Kälte bewaffnet sollte er nur in der Welt erscheinen, und kein Auge in die Tiefe seines Gemüthes blicken lassen, damit der Tempel, den er sich errichtet hat, nicht mit schnödem Spott besudelt wird."

„Aber es ist nicht gut," sprach Lesley, „fortwährend ein Anderer zu scheinen, als man ist, denn man wird in

Wahrheit leicht das, was man ſcheinen will. Zurückhaltung wird oft zum Quietismus. — So iſt es zwar auch groß und erhaben, bei allen Stürmen ruhig und feſt zu ſtehen, wenn die Stärke des Geiſtes ſo mächtig iſt, daß ſie ſtets das bewegte Gemüth zu halten vermag; aber es iſt ein gewagtes Unternehmen, nach dieſer Seelengröße zu ringen; ſie fordert Zahlung vom Gefühle."

„Ich glaube, daß es ſo iſt," ſprach Helene; „aber es iſt traurig. Auf der einen Seite ſollte man ſeine Gefühle verſchließen, um ſie nicht erniedrigt zu ſehen, und auf der andern ſie frei walten laſſen, damit ſie nicht untergehen."

„Nur das Außergewöhnliche," ſprach Lesley, „wird größtentheils verkannt und herabgezogen, und es drängt ſich uns immer mehr die Wahrheit auf, daß, wenn wir uns nicht ſtark genug fühlen, den Pfeilen giftiger Schmähſucht die Bruſt zu bieten, oder nicht in den Verhältniſſen ſind, es zu dürfen, ſo müſſen wir uns fügen in die Einrichtungen der Geſellſchaft, in die einmal beſtehenden Verhältniſſe. Wir können verſuchen, den gewöhnlichen Mängeln eines Verhältniſſes abzuhelfen, es zu veredeln, zu verklären; aber uns darüber zu ſtellen, iſt gefährlich, wenn die Realiſirung unſerer Anſichten im Allgemeinen nicht ausführbar iſt — wie z. B. die Ihren von der Ehe."

„Meinen Sie," fragte Helene, „daß ich die Welt reformiren will? O nein! — Ich verlange nichts weiter, als daß ſie meine Eigenthümlichkeiten dulde; doch für

dieſe iſt man leider am wenigſten tolerant, Fehler und Bosheiten finden leichter Nachſicht. Und es iſt mir unmöglich, Etwas nur deshalb gut zu nennen, weil es Andere dafür halten; ich bin weit ruhiger und zufriedener, ſeitdem ich mir eigene Anſichten gebildet und ihnen gehorche, als einſt, wo ich noch von fremden Meinungen mich leiten ließ. — Doch ich glaube es jetzt, die Ehe iſt das einzige Aſyl für Liebende — aber ſie iſt ein troſtloſes Aſyl."

„Doch," entgegnete Lesley, „liegt es an den einzelnen Individuen, wenn ſie troſtlos iſt, nicht aber in der Ehe ſelbſt."

„In ihrem Weſen," ſprach Helene, „liegt ſchon der Untergang der Liebe begründet, ihr Hauch verpeſtet ſie. Die Liebe iſt ein zu erhabenes Gefühl, um fortbeſtehen zu können in dem Materialismus und der Proſa der Ehe, ſie muß darin erdrückt werden. Daher findet man auch, daß im niedern Stande, wo vermöge der äußern Umſtände das Materielle mehr Rückſicht erfordert, die Liebe noch ſchneller entſchwindet, als in höhern Ständen."

„Wohl!" ſagte Lesley, „und es liegt nur an uns, wenn wir die Liebe zu tief in die Proſa des Lebens ziehen, wenn wir ſie nicht umhüllt laſſen mit ihrem geheimen, poetiſchen Hauche."

„Das iſt unmöglich," rief Helene, „die Ehe ſelbſt iſt ja die Proſa!"

„Nein, nein," erwiderte Lesley; „aber die Intelligenz ſo vieler Menſchen, ihr Hang zur Gleichgültigkeit für

das, was sie besitzen, ist's, was oft all' ihre Poesie abstreift. Ihr Verhältniß selbst ist geeigneter, die Sympathie der Seelen für immer zu bewahren, als ein freundschaftliches. In letzteres drängt sich so viel Störendes, und hemmt den freien Austausch der Seelen, es fehlt ihm die Ruhe und Sicherheit, um ruhig und klar fortzubestehen, und die die Ehe zu verleihen vermag. Es existiren ja auch viele glückliche, und widerspricht das nicht Ihrer Meinung?"

„Dann sind es vielleicht Vernunftehen," erwiderte die Gräfin; „doch solche, die aus Liebe geschlossen, kenne ich keine, in deren Verhältniß ich wenigstens mich glücklich fühlen würde; aber ich glaube, daß es Einige giebt, die sich darin wohl befinden, und ist die Liebe irdischer Abkunft, nun so mag sie auch in irdischen Verhältnissen leben, dann kann sie es ertragen, wenn der Lenz, der Sommer, der Herbst und der Winter darüber hinziehen, wenn eine Blüthe nach der andern abstirbt, und ein Nordwind alles Schöne ihres Wesens erstarrt, wenn nur Gleichgültigkeit zurückbleibt, die sich an dem Kaminfeuer langjähriger Gewohnheit bisweilen noch kärglich erwärmt. Ist aber die Liebe jenes himmlische Gefühl, das zwei Seelen, die sich ahnten und kannten, noch ehe sie sich gefunden, und im Augenblicke ihres Findens auf's Innigste vermählte, mit den heiligsten Banden umschlang, — was soll sie, die im Himmel Geborene, in weltlichen Verhältnissen, was soll sie, die Ueberirdische, in irdischen Fesseln? Wenn ein Engel herniederstiege, und man wollte ihm unsere Sitten und Gebräuche beibringen, ihn

in ſociale Verhältniſſe ziehen, würde er nicht aufhören, ein Engel zu ſein? — So wird auch dieſer Liebe ſchönſtes Weſen zerſtört, wenn man ſie in die Ehe preßt!"

„Sie ſelbſt ſind der Engel, der nicht in die Welt paßt, weil ſie ihn nie begreifen wird," erwiderte Lesley, das Geſpräch unterbrechend, indem es von zu zarter, ſubtiler Natur war, und ſich verwundernd, daß er überhaupt dieſen Gegenſtand, der noch nie von ihnen erwähnt worden, berührt hatte.

„Ach nein, Lesley," antwortete Helene; „aber mein Charakter iſt im Widerſpruch mit den geſellſchaftlichen Einrichtungen, und das iſt nicht gut. Ich preiſe glücklich Die, die in dem gewöhnlichen Alltagsleben ruhig fortſchreiten, und nie einem Zweifel begegnen; aber beneiden kann ich ſie nicht; doch ich beklage Alle, die mein Loos theilen, denn es ſind ihnen nur zwei Wege offen: entweder ihrer innern Welt zu genügen, oder der äußern; aber auf jedem brechen ſie den Frieden mit dem Andern. — Ich glaubte freilich, man könne beide vereinigen; aber es war ein Wahn, und jedes Erwachen aus einer ſchönen Täuſchung — ſchmerzt! Wirklich nützlich und glücklich können nur die ſein, deren Charaktere mit ihren Verhältniſſen harmoniren, daher verſuchte ich ſie mir ſo zu geſtalten; aber ich wußte nicht, daß das als Verbrechen gilt; doch Gott weiß es, daß meine Abſicht dabei rein war! Und iſt auch zum Theil das Glück mir treulos geworden — iſt doch der Friede der Seele mir treu geblieben!"

22. Kapitel.

Der kleine Sarg ſteht unter ſtummen Gäſten,
Der Tod läd't nicht zu heitern Feſten.
Attarbom.

Wenige Tage nach dieſer letzten Unterhaltung zwiſchen Lord Lesley und Gräfin Löwenhjelm ſaß Letztere nachdenkend und traurig in ihrem Zimmer. Es war aber nicht das nahende Scheiden vom Freunde allein, das ſie bekümmerte — ſchon ſeit einigen Tagen war der Gatte ihr nur mit finſterer Stirn und unfreundlichen Worten begegnet. Im Anfange war es ihr zwar wenig auffallend erſchienen, denn dieſes Weſen begleitete ihn ſtets, wenn er verdrießliche Geſchäfte hatte; doch es währte zu lange und es ſprach ſich immer deutlicher aus, daß es im Unwillen gegen ſie ſeinen Urſprung finde, und dieſe Verſtimmung wurde ihr immer peinlicher und betrübender.

Cronſtett war nicht müde geworden in ſeinem teufliſchen Eifer, bis endlich jene unſeligen Gerüchte, Helenen und Lesley betreffend, auch Graf Löwenhjelm erreicht hatten, und ſie waren es, die ihn mit Verdruß erfüllten. Er glaubte ihnen nicht unbedingt, doch je länger er ihnen nachdachte, je wahrſcheinlicher wurde ihm dieſe Mähr. Aber er wollte Gewißheit, und ſo begnügte er ſich

vor der Hand, Helenen zu beobachten und zu belauschen. Sie war ihm mit rührender Bitte genaht, ihr den Grund seines Unmuthes zu nennen; doch diese Bitte schien ihm nur Bürge ihrer Falschheit — und verächtlich hatte er sich von ihr gewendet. So saß sie nun und sann der Ursache seines Unwillens nach, ohne nur dunkel sie zu ahnen, und sann, wie sie ihn versöhnen könne — da trat Helga bei ihr ein. Sie war bleich, sehr bleich; aber ihr Auge strahlte entzückter, verklärter als jemals.

„Mutter!" rief sie, „ich habe den schönen Knaben mit den goldenen Locken wiedergesehen! Er ist da — — er wartet meiner!"

„Kleine Träumerin," erwiderte Helene.

Helga unterbrach deren Rede; sie umfaßte sie und bedeckte sie mit Küssen.

Von Neuem öffnete sich aber die Thür, und zu Helenens Verwunderung — erschien die Marquise d'Estanges. — Sie hatte schon seit einigen Monaten nicht mehr der Gräfin Haus betreten. — Helga entfloh. — Aurora war furchtbar verändert und entstellt. Ihre einstige Schönheit war fast spurlos verschwunden, ihre Gestalt war abgemagert, ihr Gesicht eingefallen — ihr Blick wahnsinnig! Doch ihre Stimme war fest und ihr Wesen schien sicher.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Gräfin Löwenhjelm," sprach sie, „und ich trug Verlangen nach Ihnen."

Helene antwortete freundlich; aber die Unterhaltung wurde nicht lebhaft, es schien Jeder an Stoff zu mangeln

— eine gewiſſe Beklemmung herrſchte in dem Zimmer. Man trug Erfriſchungen auf. — Helene verließ ihren Seſſel — ſie war einen Moment am Fenſter beſchäftigt. — — Aurorens Augen blitzten wild auf — eine hohe Röthe übergoß ihr todtenähnliches Antlitz. — — Sie zog aus dem Buſen ein weißes Pülverchen und ſchüttete es mit raſcher Hand in ein Glas Limonade, das die Gräfin vor ihren Platz geſtellt. — Helene kam zurück.

„Wir haben einen neuen Flügel und automatiſche Inſtrumente aus Deutſchland kommen laſſen," ſprach ſie. „Gehen wir nach dem Muſikzimmer, wenn es Ihnen gefällig iſt, Frau Marquiſe, ſie zu ſehen und zu hören."

Aurora zögerte einen Augenblick; dann ſtand ſie langſam und ſichtlich verlegen auf.

„Es iſt ſehr heiß," ſtammelte ſie und leerte ein Glas Limonade — hoffend, daß die Gräfin ihrem Beiſpiele folgen werde.

„Im Muſikzimmer iſt es kühl," antwortete dieſe, und beide Damen verließen das Gemach. Helene hatte aber einen Schlüſſel vergeſſen und kehrte noch ein Mal zurück.

Theilnahmlos und zerſtreut betrachtete Aurora die Inſtrumente; ihre Antworten auf Helenens Reden waren unpaſſend — ihre Nähe war ihr peinlich. Es währte nicht lange, und die Damen verfügten ſich wieder nach dem vorigen Zimmer.

Entſetzt fiel Aurorens Blick auf das Glas, in welches ſie das Pulver geſchüttet — — es war leer!!! Sie

ſtarrte die Gräfin an. Hatte ſie es geleert, als ſie den vergeſſenen Schlüſſel geholt? Ohne Zweifel! — — Aber ob Helenens Züge verändert waren — das konnte die Marquiſe wohl nicht mehr wahrnehmen — denn es ſchien ihr zu ſchwindeln — ſie taumelte!

„Sie ſind unwohl?“ fragte Helene beſorgt.

„O nein!“ antwortete Aurora mit gellendem Tone. — „Rühren Sie mich nicht an, Gräfin!“ ſchrie ſie, und richtete ſich auf, als Helene ihr beiſtehen wollte. Sie faßte nach ihrem Hute und ihrem Shawl. „Es wird ſpät,“ ſprach ſie dumpf, „es wird Zeit, daß ich heimkehre! — Leben Sie wohl, Gräfin! Leben Sie wohl!!“ ſchrie ſie mit troſtloſer Stimme und ſtürzte nach dem Wagen, der am Palaſt ihrer wartete.

„O Gott, ſie iſt wahnſinnig!“ rief Helene. Doch ein Klagelaut unterbrach ihre Worte. Sie wandte ſich um, und jetzt erſt erblickte ſie Helga, die hinter den Gardinen auf einem Tabouret kauerte. Aber, o Himmel, welch' ein Anblick! Ihr Geſicht war erdfahl, ihre Augen ſtanden weit heraus, ihre Glieder zuckten in Krämpfen.

„Meine Helga, mein ſüßes Leben! was iſt Dir?“ fragte die erſchreckte Helene, kniete an ihrer Seite hin und umfaßte ſie. Noch ein Mal erhob Helga das liebe Köpfchen zur Gräfin und verſuchte zu lächeln; aber ein Schmerz verzerrte ihren Mund, und Wehelaute entſtrömten ihm. Helene legte das arme Kind auf ein Sopha, klingelte und befahl den Eintretenden, nach Aerzten zu eilen.

Helga wurde einen Augenblick ruhiger; sie erhob die Hand und wies nach jenem Tische, wo noch Erfrischungen standen. „Trinke nicht!“ bat sie Helenen mit gebrochener Stimme. Der Gräfin Auge fiel jetzt auf jenes Glas. — — Sie selbst hatte es nicht berührt — — Helga mußte es geleert haben. Konnte das die Ursache ihres Erkrankens sein? Siehe, da erblickte sie im Glase auf der einen Seite am Boden ein wenig weiße Masse. Indem trat ein Arzt ein — sie gab ihm das Glas — sie zeigte ihm die Kranke.

„Das ist Gift,“ erklärte er leise, „und dieses Kind hat davon genossen. — —“

„Gift!“ wiederholte verzweifelnd Helene, und trostlos eilte ihr Blick auf die unglückliche Helga.

Ein Bild des Jammers lag sie da! — Man bot alle Kunst auf, man wandte alle Mittel an, das fliehende Leben zu erhalten; aber näher und immer näher trat der Todesengel!

Auch an Graf Löwenhjelm hatte Helene Diener ausgesandt, und nach ein paar Stunden erschien er.

„Was ist geschehen?“ fragte er barsch, als er die Sterbende sah.

„Wir fürchten, sie ist vergiftet,“ sprachen die Aerzte halb laut und wiesen ihm das Unglücksglas.

„Wo ist die übrige Limonade?“ schrie er, „sie muß sogleich chemisch untersucht werden. Wer hat außer Helga davon genossen?“

Man berichtete alle ſeine Fragen; er erfuhr genau alle Data des Nachmittags. Aber er hörte nur halb; zornglühend ruhte ſein Auge auf Helenen.

„In demſelben Augenblicke, wo mein Kind ſtirbt, — muß ich auch wiſſen, wer es gemordet hat!!“ rief er und verließ wüthend das Zimmer.

Helene folgte ihm. „Löwenhjelm!“ rief ſie mit klagender Stimme und erhob bittend die Hände zu ihm; „eile nicht von Deinem Kinde — es zuckt ſchon im Todeskampfe! Du warſt fern von ihm, — da es geboren wurde, bleibe bei ihm — da es ſtirbt! — Ach, Du haſt dann lange Zeit, zu forſchen, warum ſo ſchnell ſein Leben floh!“

Mit verwunderten Blicken maß Löwenhjelm ſeine Gattin, als ſie ſprach, und mit höhniſcher, fürchterlicher Stimme antwortete er:

„So — wünſchſt Du, daß ich bleibe? Ha, ich glaube es!! Und ich weiß auch, daß es nur Eine giebt, der dieſes Kindes Leben im Wege ſtehen konnte, — — daß nur Eine durch ſein Daſein in ihrem ſchändlichen Treiben vielleicht gehindert wurde!!“

Schäumend vor Wuth verließ Löwenhjelm Helenen — und dieſe taumelte entgeiſtert zurück. Doch ein Angſtgeſtöhn ihres Lieblings erreichte ihr Ohr, da wußte ſie nichts mehr, als ſein Leiden, und eilte zu ihm zurück. — Helga lag ohne Bewußtſein; doch als ſie Helenens Stimme hörte, ſtreckte ſie die Arme nach ihr aus — dieſe Sprache drang noch zu ihr durch die Taubheit des

Todes. Die Gräfin ſank an deren Lager nieder und lehnte ihr glühend Geſicht an des Kindes erkaltende Wangen — ſie zu erwärmen, zu beleben; aber immer kühler, immer ſtarrer fühlte ſie ſie werden — immer leiſer wurde der Athem.

„Sie hat vollendet," ſprachen nach einigen Augenblicken die Aerzte.

„O Gott, iſt's möglich?" rief Helene verzweiflungsvoll. „Helga — Helga! — Ach, für mich ſtarb ſie — für mich!" klagte ſie mit ſterbender Stimme und verbarg ihr Antlitz an Helga's Bruſt.

Man rief leiſe die Trauernde — man wollte ſie aufheben; aber ſie lag regungslos — des Kindes Arm lag noch um ihren Nacken — es umſchlang noch im Tode die Geliebte, die ſein ganzes Leben umfaßte. Tod und Schmerz ruhten vereinigt, und man trat in ſcheuer Ehrfurcht vor ihnen zurück.

Es wurde immer lautloſer und leerer im Gemach, nur Adelaide Denis ſaß ſtill weinend bei ihren Lieblingen. Floſſen ihre Thränen um Helga oder um Helenen? „Ach, nicht um die Todte — um die Lebende weinet! — —"

Graf Löwenhjelm war nach der Wohnung der Marquiſe d'Eſtanges geeilt. Auch ſie hatte von jener Limonade genoſſen, von ihr mußte er erfahren, ob das Getränk im Allgemeinen vergiftet war — dann konnte bei Bereitung deſſelben ein Verſehen begangen worden ſein, oder ob Helga's Glas allein mit Gift gemiſcht war — dann mußte Abſicht walten, — ſo entſchied er. Ueberhaupt

meinte er, wenn Aurora, wie er feſt glaubte, unbeſchadet von der Limonade genoſſen, ſo könne er von ihr nähere Kunde von dieſem Nachmittage erhalten. Aber wie erſtaunte er, als er in das Haus trat und allgemeine Verwirrung und Beſtürzung hier fand. Eine Menge Menſchen drängte ſich ein, neugierig fragend und gaffend. Andere eilten geſchäftig mit bedenklichen Mienen hinaus. Mehrere ſtanden da mit wichtiger Geberde — erklärend und erzählend. Alte Weiber ergoſſen ihre unverſiegbaren Thränenbäche, und Gerichtsdiener ſtürzten durch das Gewühl.

„Was giebt es?" fragte der Graf, als er ſich durch die wogende Menge drängte. „Ein Selbſtmord, ach Gott, ein Selbſtmord!" wurde dem Erſtaunenden zur Antwort. Er ſchritt weiter — alle Thüren ſtanden offen — nach Aurorens Zimmer wälzte ſich die Menſchenmaſſe — er trat ein. Entſetzen! — — in Blut gebadet, mit zerſchmettertem Kopfe lag ein Weib am Boden — nicht fern von ihm eine Piſtole.

O Himmel, es war Aurora!!!

Beſtürzt ſtand der Graf vor dieſem gräßlichen Bilde. „Aber es iſt unmöglich," ſprach er, „daß ſie ſelbſt dieſe That vollbracht!" Da erblickte er auf ihrem Schreibtiſch ein beſchriebenes Blatt Papier. Haſtig ergriff er es und las:

„Fort — fort aus dieſem Leben!!! Mein heißes Herz wirft Flammen, glührothe Flammen rings um mich her! — Der Boden brennt — die Luft iſt Feuer — ach, ein Höllenpfuhl iſt dieſe Welt — —! Hin-

unter — hinunter in's kalte Grab — meine Todesglocke hat längſt ſchon ausgeſchlagen!!! Aber ich könnte nicht ſterben — — nicht ſterben, wenn ich jene Eine noch im Leben wüßte — — ! die Verhaßte — die Verfluchte — wenn ich ſie an — Lord Lesley's Herzen ließe — —! Darum — darum ſtirb mit mir — — Gräfin Löwenhjelm!!!"

Taghell ſtieg jetzt die Wahrheit vor dem Grafen auf. Helenen war das Gift beſtimmt; ein Zufall nur hatte Helga jenes Glas kredenzt. Er ſtürzte fort! — Aurorens Tod, meinte er, riefe ſeine Schmach aus — fordere ihn zur Rache auf. — Als er ſein Haus ereilt hatte, da verkündete ihm die tiefe Stille, daß auch hier der Tod ſchon eingezogen ſei. Ernſt und drohend ſchritt er an ſeinen Dienern vorbei, ſchweigend blickten ſie ihn an. Er öffnete das Gemach, das die Todte und die Trauernden einſchloß; der matte Schein einer Lampe verbreitete nur ein düſteres Licht, das ſich auf Helga's Todtenzügen lagerte. Er trat zu ihr hin, — da ſah er Helenen, die noch immer bei der theuern Leiche kniete.

„Unſelige!" ſprach er langſam, mit mahnender, fürchterlicher Stimme, „ſieh hier das arme Opfer Deines Betrugs, Deiner Untreue! Ja, weine Dir nur die Augen blutig, jammere Dir das falſche Herz aus — zwei gemordete Leben laſten auf Deiner Seele — und ihr Blut ſchreit nach Rache! — Hörſt Du?" ſchrie der Graf, als Helene unbeweglich lag.

Sie erhob ihr Antlitz — ſie blickte ihn bittend an,

nur heute ſie zu ſchonen, und ſank dann wieder zuſammen, — unfähig jedes Lautes. — Löwenhjelm wich entſetzt zurück bei ihrem Anblick — leichenhaft, wie Helga's Züge, waren auch die ihren. War dieſe Jammergeſtalt dieſelbe, mit der er vor Kurzem noch ſo ſtolz geprunkt? Er verließ das Gemach, erſchüttert über alle Erſcheinungen und Vorfälle dieſes Tages, bis in's tiefſte Mark!

Helenen trug man um Mitternacht ohnmächtig von des Kindes Leiche fort. . . . .

---

23. Kapitel.

Gerettet — ja! Doch ach, um welchen Preis!
Birch-Pfeiffer.

Helga ruhte im Schooße der Erde. Grabesſtille herrſchte im Palaſte des Grafen Löwenhjelm. Schon waren einige Wochen hingezogen, ſeit Helga geſchieden; aber noch immer weilte im Trauerhauſe der drohende Ernſt jenes Abends. Finſter und ſchweigend ſchritt der Graf einher, eine unendliche Wuth brauſte in ſeinen Adern, und der Glaube an die Schuld ſeiner Gattin wurde immer ſtärker und ſtärker, als dieſe noch nicht vor ihm erſchienen war, ihre

Unſchuld zu vertheidigen. Ach, er wußte nicht, daß ſeit jener Nacht Krankheit ſie an das Lager gefeſſelt hatte. Wohl ſtieg manchmal ein Gedanke an Verläumdung in ihm auf, aber je weniger er ſich Alles enträthſeln konnte, um ſo größer ward ſein Verlangen nach Licht. Es war in den Morgenſtunden, als er ſich endlich eines Tages bei der Gräfin melden ließ. Bis zum Tode ermattet und von unſäglichen Schmerzen gepeinigt, ließ ſie ihn dennoch vor, und als er ſie ſah in ihrem Trauergewande, wie ſie ſo bleich wie eine Sterbende daſaß — faſt fühlte er ſich von Mitleid bewegt; doch er nannte es Schwäche und verwarf es.

„Gräfin," ſprach er, „meine Anklage haben Sie vernommen, ich bin hier, Ihre Vertheidigung zu hören."

Ruhig, doch mit einer Stimme, die verrieth, wie mühſam jeder Ton der kranken Bruſt entrungen wurde, erwiderte ſie: „Meine Vertheidigung iſt unnütz — Sie haben das Schuldig bereits über mich ausgeſprochen, ich wünſche jetzt nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mir erlauben, Ihr Haus verlaſſen zu dürfen."

Löwenhjelm ſtutzte; doch er faßte ſich bald. „Sie ſind klug, fürwahr ſehr klug," rief er ſpottend; „aber ich weiß es auch, daß Trennung den Weg zur Hochzeit bahnt. Nicht wahr, Sie haben erfahren, daß es mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden iſt, Maitreſſe zu ſein, es ſcheint Ihnen nun bequemer, Lesley's Gattin zu werden?" Faſt verſagte ihm die Stimme vor Wuth.

Ein edler Unwille trat in Helenens Augen. Es gab eine Zeit, wo ſie mit ſchneidenderen Waffen auf eine ſolche Beleidigung geantwortet hätte, jetzt ſagte ſie ruhig, faſt ſanft: „Sie vergeſſen, Herr Graf, daß ich katholiſch bin. Doch Sie zeigen ſo eben noch deutlicher, daß ich Ihre Freundin, Ihre Gattin nicht ferner ſein kann, denn Sie achten mich nicht mehr, ja, Sie haben es nie in Wahrheit gethan, Sie hätten ſonſt nie, niemals einer ſo elenden Verläumdung Ihr Ohr geliehen.“ Sie hielt einen Augenblick inne; mit gepreßter Stimme fuhr ſie dann fort: „Ich kann Ihrem Kinde nicht mehr Mutter ſein — es iſt dahin! Ich kann Sie nicht mehr erheitern — dahin iſt mein Frohſinn, mein Lebensmuth.“

„Was mühſt Du Dich ab,“ fuhr der Graf auf, „mir vorzuzählen, was Du mir nicht mehr ſein kannſt; aber wäre es nur dies allein, ich weiß noch mehr: Gebrandmarkt iſt durch Dich mein Name! Auf den Knien ſollteſt Du mir danken, wollte ich Dich länger mein Weib nennen!“

„Ihre Concubine würde ich ſein,“ rief Helene außer ſich. „Zur Sünde würde unſere Ehe, denn alles Heilige iſt daraus entſchwunden.“

„Du haſt die Sünde hineingepflanzt,“ fiel der Graf ein; „aber hinweg mit den Schlangenwindungen, mit denen Du meine Fragen umgehſt. Sprich, ſprich, ſage ich: Warſt Du mir untreu? War Lord Lesley Dein Liebhaber?“

Helene ſchwieg einen Augenblick. „Nein," ſagte ſie dann. „Aber ich habe es nie verhehlt, daß er mein Freund ſei, und ſo wahr der Himmel jetzt auf mich hernieder ſieht, durch dieſe Freundſchaft beging ich keinen Raub an Deinen Rechten. Was Du von einer Gattin begehrſt, und was ich Dir zu ſein verſprochen habe, das bin ich geweſen. Daß aber die Vernunft, und nicht blinde Leidenſchaft mich zu Dir trieb, das mußteſt Du wiſſen, da ich mich vier Jahre beſann, ehe ich einwilligte, Dir anzugehören. Doch durch des Freundes Geiſt wurde der meinige erhoben und geſtählt, und nur dies machte mich ſtark genug, meine Pflichten für Dich treu zu erfüllen. Und gewiß, ich habe es gethan. O, geſtehe es ſelbſt, Löwenhjelm, ich beſchwöre Dich beim Geiſt Deiner Helga, ehe Du jenen bittern Verläumdungen Gehör gegeben, habe ich Dir nicht völlig genügt?"

Mit immer ſteigender Aufregung, mit immer lebhafterem Tone hatte Helene geſprochen; doch jetzt brach ſie plötzlich zerſtreut ab, als bemächtige ſich ihrer ein anderer Gedanke. Sie verhüllte ihr Antlitz und weinte, ach weinte ſo troſtlos! Der Graf wollte ſie verlaſſen, da erhob ſie ſich und hielt ihn zurück. „Löwenhjelm!" rief ſie, „vergieb mir, ehe wir ſcheiden! Deine Härte hatte mein Herz verſteint; aber ich fühle es nun, daß ich eines freundlichen Wortes von Dir bedarf, um nun ohne Dich zu leben. Ich habe täglich zum Himmel gebetet, daß er mir Kraft ſende, Dich ganz zu beglücken, Du warſt ſtets meine erſte Sorge; aber daß jetzt meine Einfalt

Schmach über Dein Haus gebracht, o vergieb mir, Löwenhjelm, Löwenhjelm, vergieb mir!“ Da stürzte Helene nieder und ein Blutstrahl entquoll ihrem Munde. Lange rang sie mit dem Tode, und selbst als die augenblickliche Gefahr vorüber und ihr Zustand sich zu bessern schien, wagten die Aerzte nicht, auf ihre wiederkehrende Gesundheit zu hoffen. Leidend wie ihr Körper war ihr Gemüth, sie wünschte nicht zu gesunden, sie bat Gott, daß er sie erlöse von ihrem quälenden, nutzlosen Dasein, daß er sie rufen möge in die himmlische Heimath.

Unklar in sich selbst, wie vorher, war Löwenhjelm nach diesem Besuche. Sollte er sein Weib verstoßen, sollte er von Lord Lesley Genugthuung fordern? Doch gegen Lesley durfte er nicht handeln, ohne sich gänzlich von seinem Weibe abzuwenden, denn Lesley strafen hieße die Schuld seiner Gattin eingestehen. Die Wuth, die er früher gegen seine Frau gehegt, war durch die letzte Unterredung mit ihr geschwächt worden, sie hatte sich in bittern Worten abgekühlt; und ihre Erklärung, so undeutlich sie ihm gewesen, ließ ihn doch jetzt eher auf ihre Unschuld schließen; mit ihrer Krankheit hatte er Mitleid, und er liebte sie fast wieder, wie er nur zu lieben vermochte. Und doch kehrte das frühere Verhältniß zwischen Beiden noch nicht zurück. Vergebens erwartete er täglich, daß sie ein annäherndes Wort ihm sende, er selbst hielt dieses zuerst zu spenden für eine Verletzung seiner Würde und Consequenz; doch um einem übereilten Schritte von ihrer Seite zuvor zu kommen, hatte er sie in einem

Billet erſucht, ſein Haus nicht eher zu verlaſſen, bis er über einen ſie Beide betreffenden Gegenſtand mit ihr Rückſprache genommen.

Ein unvorhergeſehenes, trauriges Ereigniß änderte dieſen Zuſtand.

Der Graf war nämlich auf einige Tage verreiſt; tödtlich erkrankt brachte man ihn zurück — ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Lange blieb er ſinnlos, und als er auch ſchon wieder den Augenblick aufzufaſſen vermochte, ſo mangelte ihm noch alle Erinnerung, alles Gedächtniß. Aber endlich begann es wieder in ihm zu tagen; erſt beſann er ſich der früheren Zeit, und plötzlich auch der neueſten. Es war eines Nachmittags, er hatte geſchlummert und lag noch brütend im Halbwachen, da zogen alle jene letzten Ereigniſſe an ihm vorüber; doch er wurde dabei irre an der Gegenwart und ſchlug ſuchend ſeine Augen auf. Verwundert blieben ſie haften an Helenen, die an ſeinem Lager ſaß.

„Träume ich jetzt," fragte er matt, „oder träumte ich, als es mir einfiel, wir ſeien getrennt?"

„Denke nur, daß das Letztere ein Traum war," erwiderte ſie, ſich ſanft zu ihm neigend.

Löwenhjelm ſchwieg ſinnend. Immer klarer gedachte er der Vergangenheit, und immer deutlicher vermochte er ſich die einzelnen Momente jener ereignißvollen Tage zu vergegenwärtigen.

„Helene," ſprach er, „was führte Dich endlich zu mir? Du haſt Dich lange beſonnen."

„Löwenhjelm," bat ſie, „dulde mich wieder bei Dir. Sieh, ich wollte Dich verlaſſen, weil ich meinte, ich könne Dir nur eine Laſt ſein; aber als ich Dich leiden ſah, da wußte ich, daß nur die liebende Hand ſanft zu pflegen verſteht, da mußte ich noch ein Mal verſuchen, Dir Etwas zu ſein, da gab es wieder ein heiliges Band, das mich an Dich knüpft. Du warſt zufrieden, mich bei Dir zu ſehen, als Dir noch die Erinnerung fehlte, ſtoße mich nicht von Dir, da ich nun glücklich bin, daß Du zum vollen Bewußtſein erwachſt. Laß es mich verſuchen, ob ich jetzt Deine Achtung gewinnen kann."

Der Graf war gerührt. Lange, ſchwere Krankheit bezwingt auch die wildeſte Natur und macht ſie ſanft. — Helenens Weſen ſchien ſo edel — gern hätte er ſie makellos geſehen. Er betrachtete ſie jetzt nicht als einen Gegenſtand, an dem ſeine Eitelkeit und ſein Stolz Nahrung finden konnte — nicht um mit ihr zu glänzen — die Zeit ſolchen Tandes war nun plötzlich für ihn dahin; aber ihre Liebe und Sorge, meinte er, müſſe ihm Entſchädigung bieten können in ſeinen Leiden, und zum erſten Male nahm ihr moraliſcher Werth ſein ganzes Intereſſe ein. Er blickte jetzt prüfend auf ſie, und das edle Gepräge ihres ganzen Weſens war für ihn ſo neu, ſo beſiegend. Früher war ſein Auge, im Voraus befriedigt, nur oberflächlich über ſie hingeeilt. Und er gedachte Helga's, wie ſie im Leben zu Helenens Vertheidigung immer bereit geweſen, er meinte auch jetzt ihr Antlitz zu ſehen, bittend zu ihm gewendet, nicht an

Helenens Unſchuld zu zweifeln. Was die lebende Stimme nicht vermag, das vollbringt ſie noch oft, wenn ſie erſtorben, in der Erinnerung!

Obgleich der Graf nun geiſtig als wiederhergeſtellt erklärt werden konnte, ſo war doch ſeine phyſiſche Geſundheit durchaus noch nicht zurückgekehrt. Seinen Muskeln fehlte es an Spannkraft, eine gewiſſe Lähmung war in ſeinen Gliedern zurückgeblieben. Zu ſeinen Geſchäften war er völlig unfähig, nicht das Zimmer konnte er ohne Unterſtützung überſchreiten. — Mit der treueſten, liebevollſten Sorgfalt pflegte ihn Helene, obgleich ihr eigenes Leben ſo ſchwach und hinfällig war. Sie blieb ganz Aufmerkſamkeit für ihn, erſann für ſeinen hülfloſen Zuſtand tauſend Erleichterungen und neue Bequemlichkeiten. Mit ſchwankendem Schritte leitete und führte ſie ihn noch, mit hinſterbender Stimme war ſie noch bemüht, die Langeweile des unthätigen Lebens von ihm zu ſcheuchen. Ihr ſtarker Wille erhob ihre ſinkende Kraft. Der Graf bewunderte und pries ihre nimmer ruhende Sorge, obwohl er nicht dachte, mit welcher Aufopferung ſie ihm gewährt wurde, denn als krank erkannte er jetzt ſtets nur ſich. Aber er achtete und liebte ſie wirklich, ſie war ihm theurer, näher als jemals! Auch Helenen dünkten dieſe Monate die glücklichſten ihrer Ehe, im Verhältniß zu ihm. — Die Geſundheit verbeſſerte ſich wenig. Helene begleitete daher ihren Gatten nach Medevi; aber die Guſtav-Adolphsquelle hatte kein Heil für ihn.

Lesley hatte unterdeß böſe Tage verlebt; er hatte ge-

hört von den Stürmen, die über ſeine Helene dahingezogen, er wußte, daß er die erſte Urſache ihres Elends ſei, und ach, er hatte nicht zu ihr eilen, ſie nicht tröſten dürfen; ach, das Bewußtſein ihres Unglücks fiel mit tödtender Schwere auf ſein Herz. Das Schickſal Aurorens ließ ihn faſt kalt; wegen des Mordverſuchs an Helenen war ſie ihm zu verächtlich geworden. Von Löwenhjelm erwartete er anfangs täglich eine Herausforderung, und dies und weil er dachte, daß, wenn er Stockholm verließe, er den Verdacht wider Helenen beſtärken würde, hielt ihn in der Stadt zurück. Später, als er von Löwenhjelms Unfall und dann von ſeiner Reiſe in's Bad nach Medevi hörte, ging er, ſo ſchwer es ihm wurde, ohne erſt von der Geliebten Abſchied zu nehmen, nach London. Helenen hielt er gänzlich für ſich verloren, und mit ihr gab er das Glück ſeines Lebens hin! Zwar nicht mit der wahnſinnigen Verzweiflung, wie das erſte Mal, ſah er die Geliebte ſich entriſſen, obwohl ihn eine noch tiefere Kluft, als damals, von ihr trennte; aber mit jener klaren, ruhigen Ueberzeugung, die ſelten täuſcht, fühlte er, daß nun keine Freude mehr für ihn lebe.

Eine unerquickliche Ruhe, die der Gleichgültigkeit glich, durchdrang immer mehr ſein ganzes Weſen; doch wenn er in die Erinnerung verſank, durchſchnitt eine Qual, ein Sehnen ſein Herz; ja ſelbſt jener Zeit des tiefſten Grames, des bitterſten Schmerzes, wie er jetzt nicht mehr fähig war ihn zu empfinden, mußte er mit Sehnſucht gedenken. Sie dünkte ihm noch heiter gegen

die Grabesſtille, die jetzt ihn erfüllte. Ach, das Herz, das für das leiſeſte Weh noch empfänglich, das iſt auch ſtets der Freude offen; aber der eines lebhaften Schmerzes nicht mehr fähig, der — iſt für immer aus den Liſten der Glücklichen geſtrichen!

Unmuthig kehrte Löwenhjelm nach Stockholm zurück. Sich zu zerſtreuen öffnete er ſeine Salons wieder der Geſellſchaft; aber das frohe Leben, das ſonſt hier gehauſt, zog nicht mit ein. — Graf Löwenhjelm, der lebenskräftige Mann, war wie das greiſe Alter an einen Rollſtuhl gebannt, ſaß hülflos wie das Kind. Helene, das junge Weib, dem zwar weder Krankheit noch Schmerz die hohe, ideale Schönheit abzuſtreifen vermochte, miſchte ſich nicht mehr in das lebendige Treiben der Freude. Fremd und theilnahmlos ſchien ſie ihr geworden, taub war ihr Ohr für das Jauchzen der Luſt. Sie ſaß bei dem Gatten, nur bereit zu ſeiner Unterſtützung, nur bedacht, ihm ſeinen Zuſtand weniger fühlbar zu machen. Doch wenn man ihr nahte, wenn man ſie in das Geſpräch zog, dann leuchteten ihre Augen ſo mild, dann ſprach ſie ſo ſanft; aber ein Todeszug ſchwebte um ihre Lippen.

Der Graf bat ſie oft, ſich wieder den Freuden der Jugend hinzugeben; dann blickte ſie ihn bittend an und ſchüttelte ſchwermüthig mit dem Kopfe.

„Die Gräfin iſt ſehr langweilig geworden," ſprachen Viele — „ſehr intereſſant," ſagten Andere. Die Gräfin Hilleſtröm aber beklagte die geliebte Helene.

Mitten unter dem Jubel eines Feſtes erreichte Graf Löwenhjelm ein zweiter Schlagfluß — wenige Stunden darauf ein dritter. — Er ſtarb! — Seine letzten Worte waren Verzeihung und Dank für Helenen — Dieſe lag im ſtummen Schmerze über ſeiner Leiche!

---

24. Kapitel.

Glaube nimmer, daß dein Bildniß
Dieſem Herzen je enteilt,
Es umſchwebt mich in der Wildniß,
In der Fern' es bei mir weilt;
Alles kann die Zeit zerſtören,
Ewig wird dein Bild mir währen!

Uhlwardt.

Im luftigen Gartenſaale, auf purpurnem Divan ruhte Helene. Nicht Schwedens rauher Windhauch ſtreifte mehr ihre Wangen — die Mandelblüthe ſandte ihr aus dem duftenden Garten Grüße des Lenzes. Nicht des Nordlands ſchneeiger Himmel wölbte ſich über ihrem Haupte — es war des Südens herrliches Tiefblau! Hin nach dem reizenden Vevay, an den Fuß des Jorat, an das Ufer des Leman war ſie gezogen; hin nach der Schweiz,

welche die letzten Erinnerungen ihrer Kindheit in sich faßte, nach dem Vaterlande der Mutter! Hier, in romantischer Einsamkeit, fern von der Stadt, die nur die Gräber noch barg dessen, was sie einst geliebt, fern von Jenen, die ihr so unsäglich wehe gethan, lebte sie nun — wollte sie nie wieder scheiden. Aber ihr Bild glich nicht dem blühenden Leben, das rings um sie ausgebreitet war; zwar war in Pisa, wo sie ziemlich ein Jahr geweilt, ein Hauch von Roth auf ihre Lippen und Wangen zurückgekehrt; aber es war nicht — der Kuß des Lebens! Sie griff in die Saiten der Harfe und sang:

„Meine Blicke wandern, streifen,
Streifen an der Sterne Rand —
Wann, o wann, ihr armen Wandrer,
Findet ihr's gelobte Land?"

„Was ich suchte, was ich hoffte,
Ach, auf Erden blüht es nicht;
O, es ist der Sonne näher,
Wo man solche Blumen bricht!"

Ihre Hände blieben ruhen auf den Saiten, die klagend verhallten; aber ihr Auge schweifte weiter, schweifte hinaus in die ewig große Natur, in ihre schwermüthige Pracht! Hinüber über das herrlich bunte Wellenspiel, in das dunkle Gebirge, dorthin zu den majestätisch erhabenen Alpen mit ihren weißen Häuptern, nach dem Schloß Chillon, wo der arme Abt von St. Victor so lange geschmachtet, nach dem Pavillon Rousseau's, den das undankbare Genf vertrieb.

Ach, wie anders hatte ſie einſt aufgeblickt zu dieſen Alpen, wie fröhlich hinaus in die Ferne, in die Welt! Ach, wie viel hatte ſie beſeſſen, wie viel verloren ſeit damals! — Vater und Gatten, Kind und Geliebten, Freunde und guten Namen, Geſundheit und Frohſinn! O Himmel, wie viel war ihr entriſſen!

Eins nur beſaß ſie noch von all' dem ſchimmernden Glück, das einſt ihr gehörte: es war der Glaube an den Geliebten! Ach, dieſer wand nur ihr ſchwaches Sein noch an das Leben, und wenn man ihr dieſen entriſſen, dann, meinte ſie, würde in demſelben Augenblicke ihr Herz aufhören zu ſchlagen!

Lange noch irrten ſo ihre Gedanken umher — irrten hin über ihr ganzes Leben. Und ach, ſie fühlte ſich nicht überall befriedigt von ihren Leiſtungen — und doch hatte ſie ſtets nur nach dem Höchſten geſtrebt.

„O mein Gott!" betete ſie, „verdamme mich nicht, wie mich die Menſchen verdammen! Du prüfſt ja das Herz, du weißt es, wie ich dich ewig mehr geliebt, als alles Glück, wie mein Auge dich überall geſucht, wie ich überall deiner Stimme gelauſcht! O mein Gott, vergieb mir; vergieb mir, wie ich Jenen vergebe, die das Gift in den Kelch meines Lebens goſſen!"

Die Sonne war geſunken, es dunkelte ſchon, nur die Alpen glühten noch. Man trat mit Kerzen zu ihr ein und gab ihr einen Brief.

O Himmel! des Freundes geliebte Schriftzüge blickten

ſie an! Er trat in ſeiner Lichtgeſtalt noch ein Mal vor ſie hin!

Lord Lesley's Brief:

„Du littest — und ich durfte nicht bei Dir ſein! Du warſt umringt von allen Schrecknissen des Lebens — und ich durfte nicht meinen Arm erheben, Dich zu beſchützen! Niemand, Niemand auf der weiten Erde ſtand ſo entrückt von Dir, wie ich — und doch wußte ich es nur ganz, welch' unſchuldig, heiliges Weſen Du biſt! Und nun — nun von der Jugend, von all' ihren Freuden und Schmerzen iſt nur die Liebe zu Dir mir noch geblieben — darf ich nicht zu Dir eilen, darf nur dies todte Blatt Dir ſenden! Aber Helene, laß aus der weiten Ferne, die uns trennt, einen Ruf zu mir dringen — ſage, Du willſt mein Weib ſein! und ich darf Dich aufſuchen, ich habe ein Recht an Dich!"

„Sieh, Du mußt mir als Gattin gehören, oder wir dürfen uns nicht wiederſehen, um Deinetwillen darf ich ſonſt nicht wieder vor Dir erſcheinen. Du weißt es ja, armes Weib, daß die Welt nicht duldet, was gegen ihre Anſichten ſpricht!"

„Helene, mein Leben, komm, folge mir nach meiner Heimath! Laß mich Dich tröſten, laß mich verſuchen das Bild des Unglücks von Dir zu drängen! Komm, gieße wieder Leben in mein verödetes, todtes Gemüth! Sei wieder mein verklärender Engel!"

„Lebe wohl, Du meine einzig Geliebte — meine Heilige! Lebe wohl! Entſcheide bald, entſcheide »Wiederſehen!«"

Als Helene dieſen Brief geleſen, ſank ſie bis zum Tode erſchöpft zurück, erhob ſich dann wieder, las wieder und immer wieder, ſank zuſammen und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. „O Gott," rief ſie, „o Gott! ſende mir Rath!"

Die Nacht kam; aber für Helenen nicht Schlummer — nicht Rath!

O, wie hatte ſie ſich geſehnt, noch ein Mal des Freundes Stimme zu hören, und nun ſie zu ihr drang mit allem Zauber ſeiner Liebe, fühlte ſie ſich ſo beſeligt, ſo reich; aber ach, was begehrte er von ihr? Sie fand es edel und ſeiner würdig, daß er ihr die Hand hinreichte, ſie aus ihrer tiefen Nacht zu ziehen, aber ſie durfte nicht nach dieſer Hand faſſen! Und wollte ſie um ſeines Unglücks willen ihm zugehören, ſelbſt ihre Meinungen, ihren Frieden, ihre Liebe ihm zum Opfer bringen — es war zu ſpät! Ein Leichenduft ſtieg zwiſchen ihnen auf, zur Sünde wuchs ihre einſtige Freundſchaft, zum Fluche wurde der Segen des ſterbenden Gatten! Aber Clarence — Clarence, der unglückliche Freund? Hatte nicht ſeine Liebe zu ihr ſeine Jugend — ſein Leben zerſtört? Rief nicht eine heilige Pflicht ſie auf, ihre letzten Kräfte zu ſammeln, ihm einige Tage zu verſüßen? So dachte und ſann die arme Helene, und neue Qual folterte ihre leidende Bruſt, rüttelte an den ſchwachen Pfeilern ihres

Lebens. Neue Krankheitsanfälle warfen ſie wieder auf's Lager und drängten ſie näher den Marken dieſer Welt.

Aber mit dem ſchwindenden Leben kehrte die Ruhe zurück in ihr Herz. „Gott hat mein Gebet erhört, er erbarmt ſich meiner!“ hauchte ſie leiſe. „O, er allein vermag Schmerz und Zweifel zu löſen. Und Clarence, mein Freund? O, er wird weniger trauern um die Geliebte, die der Himmel für ihn bewahrt, als um die Lebende, die todt für ihn war! Was eine höhere Hand von uns trennt, ſchmerzt nicht ſo bitter, als was die Bosheit der Menſchen von uns reißt!“

Ein ehrwürdiger Greis ſaß an Helenens Lager; er war krank geweſen und arm, und wohnte nahe bei Vevay. Helene hatte ihm Hülfe und Beiſtand geſendet, und wenn es ihr leidender Zuſtand erlaubt hatte, war ſie eingekehrt in ſeine Hütte, und hatte ihn getröſtet und ſelbſt geforſcht, was er bedürfe. Aber der Alte hatte begeiſtert aufgeblickt zu dem holden Weſen, das ſelbſt baar ſchien aller irdiſchen Freuden und doch mit ewiger Jugend im Herzen daherwandelte. Und nun hatte er ſich aufgerafft, ihr ſelbſt, ſeiner edlen Beſchützerin, die letzten Segnungen ihrer Kirche zu bringen, — denn er war Prieſter!

Nach langen Tagen hatte zum erſten Male über Helenen ein ſanfter Schlummer ſeine goldenen Fittiche ausgebreitet, und als ſie geſtärkt und ſchmerzlos erwachte, bat ſie, daß man ihr die Schreibtaſche reiche. Mit ſchwacher, zitternder Hand ſchrieb ſie:

„Clarence, mein Clarence! Du ſehnſt Dich, Deine Helene wiederzuſehen? Ach ja, wir werden uns wiederſehen! Aber nicht hier — — droben, Clarence — — droben in der Heimath unſerer Liebe! Dort, wo keine Welt voll Argwohn zwiſchen uns ſteht, dort, wo die Bande, die ſich um die Seelen ziehen, die einzig heiligen ſind!"

„Dein Bild leuchtete durch mein ganzes Leben hin! Es war um mich, noch ehe Du vor mir erſchienen — es blieb bei mir, als des Unglücks dunkle Nacht Dich von mir gedrängt. Und Dank Dir, Geliebter, noch an das Grab hin trug Deine ſüße Stimme mir Deine Liebe, noch an das Grab hin reichteſt Du mir Deine liebe, weiße Hand!"

„Leb' wohl denn, mein Clarence, leb' wohl! Aber ſchrick nicht vor dieſem Wort zurück — es iſt der Gruß zum Leben — nicht der Todesgruß! Ich werde Dir nahe bleiben — frei von Schmerz und Qual wird meine Seele liebend Dich umſchweben — bis wir uns wiederfinden am Throne unſers Vaters — um nie wieder zu ſcheiden!"

Die Feder entfiel Helenens zitternder Hand, und ſie ſank zurück.

Zwei Tage noch umgürtete ſie das irdiſche Leben; aber einer Seligen gleich, verklärt lag ſie ſchon da. Nur ſelten ſprach ſie noch zu ihren Umgebungen, — ſie war im Gebet bei Gott — ſie ſah alle jene Geliebten, die

ihr vorangegangen, und sie blickten so freundlich, so selig zu ihr nieder und winkten ihr!

Es war am Abend, da kehrte ihr Auge noch ein Mal zur Erde zurück. Zu dem freundlichen Greise, der mit gefalteten Händen und mit emporgerichteten Augen an ihrem Lager kniete, wandte sie sich und reichte ihm die Hand, — zu der weinenden Adelaide Denis, zu der Getreuen, und sank in ihre Arme. Und mit gebrochener Stimme sagte sie Allen Lebewohl!

„Clarence!" rief sie noch ein Mal mit begeisterter Stimme; „Clarence — Licht meiner Seele! auch der Tod scheidet uns nicht — uns hat Gott vereint!"

Und zum Himmel erhob sie wieder das brechende Auge, — die gefalteten Hände. „Vater" — hauchte sie sterbend — „mein Vater — dein bin ich — — dein!"

Die Abendröthe sandte ihren verklärenden Schein auf Helenens erblichenes Antlitz.

Trostlos weinend nahm Adelaide jenen Brief, den Helene schon im Arme des Todes geschrieben, fügte noch mit zitternder Hand die Todesnachricht bei, und sandte ihn nach London — an Lord Lesley.

Einige Jahre sind dahin gezogen. — Oscar und Eugenie leben ruhig und zufrieden. — Da ihrer Liebe die Frühlingssonne leuchtete, dünkte sie ihnen noch matt, schwoll sehnend ihr Herz nach schönerem Lichte; — da aber die Herbstfäden sie nun umzogen — waren sie glück-

lich, dünkte es dem Herzen, als werde ihm Alles! Und zurück blickten sie auf jene Tage der Liebe, wie auf ein Fieber der Jugend, das in seinen Phantasien entzückende Bilder mit sich führt, — über die man aber lächelt, wenn man genesen ist. Wohl seufzte Eugenie zuweilen, wenn sie hinsah auf die Vergangenheit; doch sie wandte sich schnell ab vor dem aufsteigenden Modergeruch der Vergänglichkeit! — Und wenn ihr Oscar die Zeitungen brachte, und ihr mit dem Stolze der Freundschaft einen Namen zeigte, ach, einen so wohlbekannten Namen, der zwar hier in den Kreisen, wo er einst gelebt, fast erstorben, aber jetzt in Englands Staatsleben so viel Wichtigkeit hat — ach, auch dann seufzte sie leise!

Und er — dessen Ruhm die Blätter erfüllte, den man in London mit Staunen und Neid betrachtete, um dessen Gunst man buhlte, wie um die Gunst eines Monarchen — er schritt so gleichgültig, so kalt hinweg über all' den Glanz, der vor ihm hingebreitet! Doch diese unerschütterliche Ruhe war es gerade, das freie, unbedingte Vorherrschen seines Verstandes, was ihn zu einem so unentbehrlichen Staatsmann erhob.

Roſſini.

Komiſcher Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritte, unveränderte Ausgabe.

Erſter Band.

Leipzig
Coſtenoble und Remmelmann.
1851.

684827 -A.
MUSIK.-ABT.

Giacomo Meyerbeer,

Schöpfer der „Hugenotten“

empfange

„Joachim Roſſini wie er leibt und lebt“

als

Beweis aufrichtiger Huldigung

vom

Zeichner dieſes Bildes.

Offenes Sendschreiben

an

Joachim Rossini.

Erinnern Sie sich, ruhmgekrönter Maestro, eines jungen Deutschen, der, im April des Jahres 1830 in Paris durch Herrn Castil Blaze bei Ihnen eingeführt, dem „illustrissimo dio della musica“ eine Welt voll heißer Grüße, ein grünsammetnes Käppchen und einen rosenfarbenen Empfehlungsbrief von Signora L. M.....i

aus München überreichte? Erinnern Sie ſich des Empfohlenen, den Sie bald ſo lieb gewannen, daß Sie ihm ein Zimmer in Ihrer Wohnung, einen Platz in Ihrer Loge und — was ihn mit weit größerm Stolz erfüllte — auch ein Plätzchen in Ihrem Herzen einräumten? Damals war der Schreiber dieſer Zeilen ſo glücklich, allabendlich an Ihrer Seite vor dem knatternden Caminfeuer zu ſitzen und ſich weniger an den dürftigen Flammen einiger Eichenholz-Stäbchen als an den mächtigen Strahlen Ihrer ewigheitern Laune zu erwärmen. Wie horchte ich, wenn Sie, das bewußte Sammetkäppchen auf dem ruhmumkränzten Haupte, mir einzelne Scenen und Züge aus dem bunten Ghirribizzi Ihres Lebens erzählten! Damals ahnte ich nicht, daß ich vierzehn Jahre ſpäter alle Anecdoten, die Sie aus dem Album Ihrer Erinnerungen herausriſſen, aneinanderreihen und zur Unterlage eines kleinen Romanes benutzen würde, der, jetzt zum zweiten Male gedruckt,

ſchüchtern vor Ihren Richterſtuhl tritt mit der im Drei-Achtel-Tact geſchriebenen Bitte, dem Verfaſſer nicht zu zürnen, wenn er Wahrheit und Dichtung keck durcheinander gemiſcht, Manches, was wahr iſt, hinweggelaſſen und Vieles, was Ihnen unwahr erſcheinen wird, hinzugethan hat. Aber wenn auch nur ein Capitel dieſes flüchtigen Romanes im Stande iſt, eine heitere Erinnerung aus der Zeit Ihres Aufenthaltes zu Neapel in eine der grillirten Logen Ihres Gedächtniſſes zurückzurufen, dann werden Sie, angebeteter Maeſtro, unwillkührlich lächeln und Ihrem indiscreten Verehrer, der Manches ausgeſchwatzt, was bisher nur uns bekannt geweſen war, gern verzeihen; denn ein Mann, der in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen ſo hoch wie Joachim Roſſini ſtehe, kann nur gewinnen, wenn man ſeinen durchweg liebenswürdigen Character „sans rouge et sans voile“ zeigt. Dies hab' ich gethan, und wenn dies Unrecht iſt, ſo will ich mir dafür die ſchwerſte aller

Büſſungen auferlegen „zwei Jahre lang keine Ihrer himmliſchen Opern zu hören“. Falls ich dieſe Prüfung nicht überleben ſollte, ſo geruhen Sie, „Helios von Italien“, eine Thräne der Verzeihung zu widmen

Ihrem

Leipzig
im März 1847.

getreuen Verehrer
E. M. D.

Roſſini.

„Dieſer Tondichter iſt ohne Widerrede
das glänzendſte Talent, welches Italien
ſeit Cimarosa hervorgebracht hat.“
Henri M. Berton.

1.

Neapel iſt die Stadt des Müſſiggangs. Und der Müſſiggang, den ein ſpießbürgerliches Sprüchwort „des Teufels Ruhebank“ und „aller Laſter Anfang“ nennt, iſt, nach der Anſicht vieler Leute, die nicht Spießbürger ſind, ein ſehr angenehmer Zeitvertreib, eine ganz allerliebſte Beſchäftigung, eine höchſt wohlthuende Zerſtreuung, mit einem Wort: eine Wonne, die jedoch nur der zu begreifen verſteht, welcher viel Geld in der Taſche und etwas Poeſie im Herzen hat. Jeder Fremde, der im Beſitze dieſer beiden Eigenſchaften iſt, wird ſich in der Hauptſtadt des Königreichs beider Sicilien ſchneller heimiſch fühlen, als irgend anderswo.

Wär' ich Neapel, ich würde auf den alten Beinamen „Oziosa“ zehnmal ſtolzer ſein als auf den

neuen „Fidelissima“, der sich mit den vierzig Empörungen, die man der „allergetreuesten Stadt“ nachrechnen kann, nicht gut zusammenreimt. Weit wahrer ist die Metapher jener Poeten, die das uralte, ewigjunge Parthenope ein „Stück Paradies“ nennen, das sich aus den azurblauen Soffitten des Himmels auf das Podium der Erde herabgelassen hat, um den Menschen einen Vorgeschmack vom jenseitigen Eden zu verschaffen.

Wär' ich der liebe Gott, ich würde sechs Tage im Himmel und am siebenten — zur Abwechslung — in Neapel residiren, dann aber nur in der Strada di Toledo oder auf der Chiaja wohnen. Beide Straßen (Neapels Augenlider, die niemals ihre Wimpern schließen) sind lebendige Kaleidoscope, welche in jeder Secunde eine andere Gestalt annehmen, eine neue Physiognomie zeigen, ein überraschendes Bild entfalten. Beide Straßen scheinen eigens gemacht für jene Wesen, die der Franzose Flaneurs, der Deutsche — ziemlich bezeichnend, aber etwas plump — Bummler nennt. Freilich liegt zwischen dem überrheinischen Urmuster und der deutschen Nachbildung eine gewaltig große Kluft, denn ein deutscher

Bummler ist so weit von einem französischen Flaneur, als eine Berliner Putzmachermamsell von einer Pariser Grisette entfernt; Letztere verhält sich zur Erstern, wie eine „Königin der Nacht" (Cactus grandiflorus) zu einem „Nachtschatten" (Solanum), oder wie eine ächte Guinee zu einem nachgemachten Achtgroschenstücke. Der Flaneur kann dem Bummler im dolce far niente 47 vorgeben, ohne befürchten zu müssen, sich von Jenem überwunden und besiegt zu sehen; denn zum Flaniren gehört eine Beweglichkeit des Geistes, welche uns Deutschen nicht eigen ist, eine Springkraft, die mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens von einem Auslagkasten auf den Schornstein, vom Schornstein auf eine Kirchthurmsspitze, von dort zurück auf ein Balcon-Geländer und vom Geländer auf das Straßenpflaster springt. Der Bummler hat nur zwei Augen, womit er Alles träg' und gedankenlos anglotzt; der Flaneur aber, der mehr geistige Augen im Kopfe, als der Pfau gemalte im Schweife hat, sieht in fünf Minuten mehr als der Bummler in einem ganzen Tage.

Doch nicht Paris allein, auch Neapel hat seine

Flaneurs, und faſt möchte ich glauben, daß Neapel die Heimath aller Müſſiggänger iſt.

An der Spitze dieſer müſſiggehenden Bevölkerung ſtehen die Herren Lazzaroni, deren es hier nicht weniger als 80,000 giebt. Nimmt man 400,000 als runde Einwohnerzahl an, ſo iſt der fünfte Neapolitaner ein Lazzarone.

Was aber iſt ein Lazzarone?

Der Lazzarone, der ſeinen Namen vom armen Lazarus in der Bibel herleitet, iſt unter Siciliens blauſeidenem Himmelszelt das allerärmſte und dennoch glücklichſte Geſchöpf. Er iſt glücklich, weil er zufrieden, und zufrieden, weil er genügſam iſt. Nachts iſt eine Kirchentreppe ſein Lager und der geſtirnte Baldachin ſeine Decke. Morgens, im erſten Augenblick des Erwachens, küßt er die Santa Madonna, die, wie das Medaillon einer Geliebten, Tag und Nacht auf ſeinem Herzen ruht, und empfiehlt ſich ihrem huld- und gnadenreichen Schutze.

— Süße Mutter Gottes, murmelt der Lazzarone mit gefalteten Händen andächtig vor ſich, ſchenke mir heut' eine Schüſſel Maccaroni, etwas Eiswaſſer und eine Cigarre, dann will ich zwei „Pater noſter"

und drei „Ave Maria“ beten und vergnügt wie der heilige Januarius im Paradiese ſein.

Nun weiß zwar Jeder, daß ihm Santa Madonna nicht direct Maccaroni ins Maul regnen läßt, aber deſto feſter baut er darauf, daß ſie ihm einen gutmüthigen Deutſchen oder — was ihm noch viel angenehmer iſt — einen unvernünftig reichen Engländer ſchickt, der ihm ein Paar Bajocchi ſchenkt, mit deren Hilfe er das tägliche Budget ſeines Magens beſtreiten, ſeinen Hunger ſtillen kann. Weit weniger Sorge macht ihm der Durſt, denn Waſſer giebts ſelbſt für den Aermſten. Wenn ſein Schutzengel ihm, zum Nachtiſch, noch eine Apfelſinenſchaale und das Stümpfchen einer Cigarre ſchenkt, die ein Vorübergehender wegwirft, weil ſie vielleicht keine Luſt hat, dann dünkt ſich der ärmſte Bettler reicher als Lucull, pfeift ſich ſein Lieblingslied, legt ſich dahin, wo die Sonne am ſtärkſten brennt, und hält hier — unter Gottes freiem Himmel — ſeine Sieſta. — Rüttelt ihn Jemand aus dem Schlafe, um ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen, ſo ſchnellt er ſich, wie der Teufel aus dem Bauche einer Verirdoſe, in die Höhe, rückt ſeine Mütze und fragt:

— Eccomi, Eccelenza! Wohin befehlen Ew. Gnaden?

Wenn er mit dem Fremden bis ſpät in die Nacht herumgelaufen iſt, ihm alle Sehenswürdigkeiten gezeigt hat und vor lauter Erklären und Erzählen kaum zu Athem gekommen iſt und dafür ein Paar Carlini erhält, dann wirft er ſeine Mütze bis ans Sternenzelt und ſchreit:

— Evivà, Eccellenza! Heilige Mutter Gottes, ich danke Dir!

Hält ihm Jemand nun gar einen Scudo vor die Augen, ſo ſchießt er vor Freuden zehn Purzelbäume und rennt um dieſen Preis — ſelbſt für den ärgſten ſeiner Feinde — durchs Feuer. Denn wie unbedeutend ſind alle Schätze des Paktolos, woraus Cröſus ſeine Reichthümer gefiſcht, gegen die Seligkeit eines Scudo in der Taſche eines Lazzarone!!!

Nachts, vor dem Einſchlafen, kniet er auf dem harten Lager und betet:

— Santa Madonna, lege beim heiligen Januarius ein gutes Wörtchen für einen armen Teufel ein, der zwei Tage in der Woche zu faſten gelobt, wenn der Heilige ſo gut ſein will, ihn heute Nacht

ein Paar Nummern träumen zu laſſen, die am nächſten Sonnabend in der Zahlenlotterie herauskommen. Der Heilige, der Alles wiſſen muß, wird doch wohl auch das wiſſen, Amen!

Dann küßt er das Bild der Mutter Gottes und ſchläft auf ſeinem harten Lager ſchneller als mancher Reiche auf dem ſchwellenden Pfühle ein.

Der heilige Januarius aber, der mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt, hat keine Zeit, ſich mit lumpigen Lotteriennummern zu befaſſen. Und wüßte er die Nummern, welche gezogen werden, er würde ſie, ſtatt ſie Andern zu verrathen, lieber ſelber ſpielen, denn zu keiner Zeit haben die Herren Heiligen Gelder verſchmäht.

Und ſo kommt es denn, daß der Lazzarone alles Andere, nur nicht Nummern träumt. Dem armen Teufel bleibt dann nichts Anderes übrig, als ſein Orakel, die Smorfia, zu befragen, ein Büchlein, das faſt jeder Lazzarone bei ſich führt, ein papierner Prophet, der jeden denkbaren Traum auslegt, d. h. in eine der neunzig Lottonummern überſetzt. Nur dann, wann der Lazzarone ein Paar gute Nummern — denn mehr als eine Ambe wünſcht er ſich

nicht — und keinen Grano im Vermögen hat, um dieſe beſetzen zu können, dann erſt weiß er, was Kummer und Sorge heißt; dann wandelt ihn ein Anflug von Verzweiflung an und in ſolchem Augenblick iſt der Lazzarone — ſonſt der harmloſeſte, gutmüthigſte, beſte Menſchenſchlag — der ſchlechteſten Handlung, eines Diebſtahls, ja ſogar eines Mordes fähig. — Der Glaube an eine Ambe im Lotto iſt die Hoffnung, die ihn ſechs Tage in jeder Woche erheitert, um ihn am Sonnabend Nachmittag, wo unter großer Feierlichkeit die Ziehung der fünf Nummern vor ſich geht, vom Gipfel des geträumten Glücks in den Abgrund zu ſtürzen. Iſt — was faſt immer zu geſchehen pflegt — keine einzige ſeiner Nummern herausgekommen, dann wirft er das trügeriſche Orakel voll ſchäumender Wuth auf den Boden, grollt mit der Mutter Gottes und ſelbſt mit dem heiligen Januarius, ſchimpft und flucht, tobt und weint und nimmt ſich endlich das heilige Verſprechen ab, nie mehr in die Lotterie zu ſetzen. Doch ſchon am andern Morgen lockt ihn die Lotto-Syrene in ihre Schlingen, denn zum Unglück dieſer armen Leute iſt ganz Neapel ein Lottobureau; der

arme Teufel kann nicht zwanzig Schritte gehen, ohne auf eine Bude zu ſtoßen, aus der ihn verlockende Nummern anlächeln. „Kauft man ein Päckchen Schwefelhölzchen, erzählt Alexander Dumas in ſeinem „Corricolo“, ſo findet man auf dem Umſchlage italieniſche Verſe, welche das Lotto empfehlen: Strada sicura ad arrichire è il lotto (das Lotto iſt der ſichere Weg zum Reichthume), dann folgen drei Nummern, für deren Vortrefflichkeit der Verkäufer ſich verbürgt.“ Welcher arme Teufel kann da widerſtehen?

2.

An einem reizendſchönen Maimorgen des Jahres 1815 ſonnte ſich einer dieſer reichen Bettler auf dem Kai Santa Lucia, als ein vorübergehender Flaneur, der eine heitere Melodie vor ſich hinträllerte, plötzlich Halt machte, Jenen mit dem Fuße ſtieß und ihn fragte:

— Haſt Du, Freund Faulpelz, Luſt, Dir ein Stück Geld zu verdienen?

— Dazu, Corpo di Cristo, hat Unser Einer immer Lust, erwiderte der Lazzarone, der im Nu auf den Beinen war. Was befehlen Eccellenza?

— Weißt Du, wo Herr Barbaja wohnt?

— Der Impresario des San-Carlo-Theaters?

— Der und kein Anderer.

— Der wohnt nicht weit von hier.

— Ich bin fremd. Willst Du, Birbante, mein Führer sein?

— Mit tausend Freuden, Eccellenza.

— Nun denn, Facchino, komm, komm!

Der barfüßige Cicerone setzte sich seine Mütze stolz auf das rechte Ohr und führte den Fremden in die Toledo-Straße.

— Wie heißest Du? fragte der Fremde seinen Führer.

— Torquato ist mein Name!

— Was das Lumpenpack hier für stolze Namen hat! Der Eine heißt Romolo, der Andere Manlio. Und Dein Familien-Name?

— Den weiß ich eben so wenig, als den Namen Ew. Excellenz.

— Wie? Ihr hört hier, wie die Hunde, blos auf Vornamen?

— Und auf Spitznamen, Eccellenza, fügte der Lazzarone mit dem gutmüthigſten Lächeln hinzu. Ich z. B. höre auch auf den Zunamen „Elleboro!“

— Und woher dieſer Name, Meiſter Rießwurz?

— Weil einer meiner Kameraden — Peperella (Pfefferkraut) genannt — einmal behauptet hat, mich nicht anſehen zu können, ohne einen unwiderſtehlichen Reiz zum Nieſen zu fühlen.

— Coſpetto! rief der Fremde und fing herzhaft zu nieſen an.

— Am Ende hat Pfefferkraut doch wohl Recht.

— Deine Mutter hat ſich vielleicht an einer Schnupftabaktoſe verſehen, ſprach der Fremde und mußte noch einmal nieſen.

— Wohl möglich, Excellenz; doch was kümmert das mich!

— Wie alt biſt Du, Burſche?

— Wenn das Blut des heiligen Januarius wieder flüſſig wird, werde ich achtzehn Jahre alt.

— Was haſt Du gelernt?

— Beten und Faullenzen!

— Behagt Dir das Müſſiggehen?

— Beſſer als alles Andere.

— Du biſt mein Mann! Du gefällſt mir! Wo wohnſt Du?

— Ich wohne gar nicht.

— Wo aber ſchläfſt Du?

— Auf der erſten beſten Gartenbank oder Kirchentreppe.

— Und Du biſt friſch und geſund?

— Wie ein Fiſch im Golfe.

— Beneidenswerther Bettler! Wär' ich nicht meiner Mutter einziger Sohn, ſo möchte ich wahrhaftig nichts Anderes als ſo ein Torquato ſein.

— Und wer ſind denn Ew. Excellenz? Und wie heißen denn Sie?

— Seht doch, wie neugierig der Schlingel iſt! Taddeo iſt mein Name; ich bin Hühneraugenoperateur und Thierarzt und empfehle mich hiermit Deiner Protection. Wenn Du einmal krank wirſt ...

— Dann ſuch' ich keinen andern Quackſalber, als Ew. Excellenz auf. Ihre Wohnung, gnädiger Herr?

— Ich bin erſt vor einer Stunde hier angekommen.

— Von Rom oder Florenz???

— Direct von ... Papataci ...

— Papataci? Das liegt wohl ...

— Zwiſchen Petersburg und Liſſabon.

— Alſo da! ſagte Elleboro mit der treuherzigſten Miene. Und gedenken Ew. Excellenz ſich lang' in unſerm himmliſchen Neapel aufzuhalten?

— So lang' es mir gefällt.

— O dann kommen Sie nicht ſo bald fort von hier, denn Neapel iſt des lieben Herrgotts Putzzimmer. Hier der Pauſilipp, dort der Veſuv, hier der Golf und dort das ſchöne Capri; es giebt hunderttauſend Städte, aber nur ein Neapel in der Welt. Lieber hier verhungern, als anderswo ſchwelgen in Ueberfluß. O könnte ich Dich umarmen, mein Neapel, meine Wiege, meine Vaterſtadt, ich würde Dich wie eine Geliebte ans Herz drücken und jubelnd ausrufen: Neapel ſehen und ... ſterben!

— Schlingel, ich ſage Dir noch einmal, Du gefällſt mir!

— Auch Ew. Excellenz gefallen mir ſehr!

— Siehſt Du, das freut mich.

— Sie ſcheinen ein ſo lieber guter Herr zu ſein, daß ich Sie nicht mehr Excellenz, ſondern ſchlechtweg Herr Taddeo nennen will.

— Thu' das, thu' das!

— Hier in dieſem Hauſe, Herr Taddeo, wohnt Signor Barbaja.

— Ich danke Dir, mein lieber Freund, ſagte der Fremde und kitzelte aus ſeiner nicht allzuvollen Börſe ein Geldſtück heraus, das er dem Meiſter Nieswurz in die Hand drücken wollte.

— Herr Taddeo, ſagte der Barfuß, die Hand zurückziehend, ich kann nicht glauben, daß Sie mich kränken wollen. Einen kleinen Dienſt, den uns „ein lieber Freund" erweiſt, muß man nicht bezahlen wollen. Behalten Sie Ihr Geld, heute brauche ich keins.

— Du biſt ein braver Kerl!

— Ja, das bin ich! Und wen ich einmal ſo lieb habe, wie Sie, der kann mit mir anfangen, was er will. Wie ein Pudel ſchwimme ich auf ſeinen Wink durchs Waſſer, wie ein Salamander renne ich auf ſein Geheiß durchs Feuer, und kann

ich „meinem lieben Freunde“ — er betonte dieſe Worte mit wahrhaft rührendem Ausdruck — damit einen Gefallen erweiſen, ſo ſtürze ich mich für ihn in den feuerſpeienden Rachen des Veſuvs.

— Wo aber, Du treue, ehrliche Haut, treffe ich Dich, wenn ich Deiner wieder bedarf?

— Mein Hauptquartier iſt der Kai Santa Lucia; auf dem Platze, auf dem ich vorhin in den Strahlen der jungen Morgenſonne lag, um etwas Warmes zu genießen.

— Du haſt alſo noch nicht gefrühſtückt?

— Gefrühſtückt? Unſer Einer kennt dies Wort nur vom Hörenſagen.

— Grauenvolles Daſein! Wie kann man leben, ohne zu frühſtücken!

— Alles iſt Gewohnheit im Leben. Zuletzt, Signor Taddeo, gewöhnt man ſich auch ans Hungern.

— Armer Nieswurz!

— Ich bitte, bedauern Sie mich nicht; in unſerm reichen, prächtigen Neapel giebt es noch viel ärmere Teufel, als ich einer bin. Ich habe für Keinen zu ſorgen.

— Du haſt weder Weib noch Kind?

— Ich ſteh' allein in der Welt.

— Auch keine Geliebte?

— Ach ja, Herr Taddeo. Francilla aber ...

— Ei ſo ſprich doch!

— Will mir nicht ſagen, ob auch ſie mich liebt.

— Francilla? Wer iſt denn die Grauſame?

— Ein Blumenmädchen auf der Chiaja, ärmer als eine Kirchenmaus, aber noch zehnmal ſchöner als die heilige Mutter Gottes.

— Die Du nie geſehen haſt. Tröſte Dich, armer Freund! Auch Dein Taddeo iſt verliebt ...

— In wen?

— In alle Frauen, in jedes hübſche Mädchen, das mir begegnet; ich möchte nicht eine, ſondern alle haben.

— Herr Taddeo iſt wohl ein Türke?

— Ja, alter Chineſe! Doch genug für heut'! Leb' wohl, auf Wiederſehen, junger Freund, ſagte der Fremde, drückte dem Lazzarone die ſonnverbrannte Hand und ging ins Haus hinein.

Elleboro zog ſeine Mütze, ſah ihm bis zum Augenblicke nach, in dem Jener die erſten Stufen der

Treppe erſtieg, blieb dann, wie in einen Traum verſunken, ein Weilchen ſtehen, erwachte aus ſeinem Hinbrüten, warf ſeine Mütze in die Luft und ſchrie:

— Gleichviel ob er Chriſt oder Jude, Türke oder Heide, arm oder reich, Quackſalber oder ſonſt was iſt; er lebe! evivà il mio amico Signor Taddeo!

Und dann rannte er nach ſeinem Hauptquartier zurück.

3.

Das Haus, bis zu deſſen Eingang wir den Fremden ſo eben begleitet haben, war ein palaſtähnliches Gebäude, deſſen großartiges Aeußere vollkommen dem Innern entſprach, in dem ſich von der Treppe bis zum Dache ein morgenländiſcher Luxus, eine ſardanapaliſche Pracht entfaltete. Auf beiden Seiten der breiten, mit koſtbaren Teppichen überkleideten Marmorſtufen prangten blühende Myrthen und Oleander, Magnolien und Orangenbäume in großen Kübeln von Buchsbaumholz. — Auf dem geräumigen Vorſaale, der ſein Licht durch drei buntfarbige

Fenſter erhielt, die auf den Hofraum hinausſahen, ſtanden in drei Niſchen, mit Epheu decorirt, drei wunderſchöne Grazien, hervorgegangen aus der Werkſtatt eines der berühmteſten Bildhauer Mailands. In der einfachen Antichambre zeigte ſich auf einem Piedeſtal in der Niſche zwiſchen den beiden Fenſtern eine Bildſäule von carrariſchem Marmor, die Göttin des Schweigens, mit ſchalkhaft lächelnder Miene die linke Hand auf den Mund und die rechte aufs Herz gelegt. Außer einer Reihe niedriger, mit dunkelrothem Utrechter Sammet überzogenen Ottomänen, deren ſchwellende Polſter zum Sitzen einluden, ſah man hier nichts als einen breiten, von Marmor eingefaßten venetianiſchen Wandſpiegel, welcher, der Thür gegenüber, die ins Empfangzimmer führte, vom getäfelten Fußboden bis zur gewölbten, mit mythologiſchen Bildern übermalten Decke hinaufreichte, in deren Mitte ein etwas altmodiſcher, ſchwervergoldeter, echt cryſtallener Kronleuchter hing, deſſen blendendes Prisma ein reiches Farbenſpiel entfaltete. — Wir könnten hundert Seiten füllen, wollten wir verſuchen, die Pracht der innern Gemächer, des Salons, des Speiſeſaales,

des Billardzimmers, der Bibliothek, der Bildergallerie, der Rüſtkammer, des Arbeitskabinets, des Schlafgemachs und der mit Muſcheln garnirten Badegrotte zu ſchildern. Es genüge, wenn wir ſagen, daß die ganze Einrichtung mehr als fürſtlich war.

Hier, in dieſen prachtgeſchmückten Prunkgemächern, hauſte Signor Domenico Barbaja, der Impreſario eines der ſchönſten und großartigſten Schauſpielhäuſer der ganzen Welt, der Unternehmer und Leiter des San-Carlo-Theaters, ein Mann, der ſich aus der unterſten Volkshefe bis zur ſchwindelnden Höhe eines Millionärs hinaufgearbeitet hatte, urſprünglich Aufwärter in einem Kaffeehauſe zu Mailand, dann nach und nach Pferdehändler, Armeelieferant, Kuppler, Spion, Pachter der öffentlichen Spielbank und endlich Director und unumſchränkter Gebieter der großen Oper Neapels geworden war.

Barbaja, damals ein Mann in den beſten Jahren, war ein koſtbarer Typus, eine draſtiſche Luſtſpielfigur, ein ins Italieniſche überſetzter Falſtaff, ein unförmlich dicker, ungemein häßlicher Kauz mit kleinen, pechſchwarzen Marderaugen, überdacht von

buſchigen Brauen, die wie ein Paar Circumflexe ausſahen, mit corpulenter, warzenbeſäter Kürbisnaſe, mit langen breiten Ohren, die ſelbſt einem Midas keine Schande gemacht hätten, mit dicken Hängebacken und noch dickerem Hängebauch, mit kurzen Dachsbeinen und breiten Elephantenfüßen. Ueberdem, rückſichtlich ſeiner geiſtigen Eigenſchaften, ein Patron, der nicht die geringſte Schulbildung beſaß, Leſen und Schreiben, wovon ihm das Eine eben ſo fremd als das Andere war, für überflüſſigen Luxus hielt, ſich aber deſto beſſer aufs Rechnen, aufs Speculiren und Combiniren verſtand, und trotzdem, daß alle Welt ihn für „blitzdumm“ hielt, ſchlau und pfiffig, ja ſogar verſchmitzt war und früher als jeder Andere wußte, woher der Wind blies. Dabei ein Charakter voller Widerſprüche: oft geizig und knauſerig bis zur Gemeinheit und dann wieder großmüthig bis zur Uebertreibung, jetzt auffahrend und jähzornig und dann gleich wieder beſänftigt, verſöhnt, gut machend; bei dem Allen aber immer und ewig grob, ja ſogar ſehr grob, ungeheuer grob.

— Grobheit, ſagte er einſt zu einem ſeiner Vertrauten, iſt die erſte Sproſſe zur Leiter des Glücks,

der Schlüssel zu allen Thoren und Thüren des Lebens. Eine einzige Grobheit macht oft mehr Effect als hundert feine Redensarten und tausend Schmeicheleien. Ein grober Flegel kommt immer weiter als ein artiger Mann!

Außerdem war dieser ausgezeichnete Grobian ein Freund plumper Späße, roher Scherze und kolossal schlechter Witze. Im Laufe unserer Erzählung werden wir uns dann und wann genöthigt sehen, einige davon erzählen zu müssen.

Zu allen Mitgliedern seines Theaters, von der ersten Sängerin, die — wie dies fast bei jedem Impresario der Fall ist — seine Favorite war, bis herab zu den Choristinnen und Figurantinnen, welche die Bevölkerung seines Harems bildeten, zu Allen sagte er Du und hing — was der gemeine Italiener sehr zu lieben pflegt — Jeder derselben einen Spitznamen und — sonderbar genug — einen Spitznamen aus der Vögelklasse an. Die Eine hieß der „dicke Wiedehopf", eine Andere die „schielende Elster", eine Dritte der „rothhaarige Puter", eine Vierte der „schwarze Kakadu", eine Fünfte die „lahme Rohrdommel". Alle weiblichen Mitglieder zu-

ſammen nannte er ſeinen „Hühnerhof“, die männlichen in Pauſch und Bogen ſeine „Menagerie“. Den erſten Tenor, der ſehr häufig heiſer wurde, hieß er das „Elenthier“, den zweiten Tenor, der beim Singen ſonderbare Grimaſſen ſchnitt, den „Maulwurf“, den erſten Baß, der auf ſeine Stimme ſehr ſtolz war und immer mehr Gage verlangte, das „Nilpferd“, den etwas ſchwerfälligen Baßbuffo das „Trampelthier“, den Tenor-Buffo, der das ganze Jahr hindurch geſtreifte Sommerhoſen trug, das „Zebra“, den armen Souffleur einen „Hamſter“, den Decorationsmaler, der ſich einen ſtarken Bart wachſen ließ, den „Waldteufel“; den unglücklichen Abbate, ſeinen Textbuch-Lieferanten, der ihm für 60 bis 80 Francs ein dreiactiges „Libretto“ zuſammenleimen mußte, nannte er wegen des Moſchus, womit er ſich zu parfümiren pflegte, nie anders als ſeine „Zibetkatze“. Selbſt Ballet- und Kapellmeiſter ſchonte er nicht; auch ſie hatten ihre Spitznamen: den Einen nannte er wegen der großen Sprünge, die er machte, den „lahmen Jaguar“, den Andern wegen ſeiner unförmlichen Geſtalt den „Waſchbären“.

Obgleich der Prinzipal dieser zweibeinigen „Menagerie“ von der Musik nicht mehr als ein Elephant von der Tanzkunst verstand, besaß er doch einen so richtigen Naturtact und einen durch vieles Hören so gut geläuterten Geschmack, daß sein Urtheil fast immer wahr und treffend ausfiel.

Mit Gott und aller Welt, mit Ministern und Gesandten, ja selbst mit König Ferdinand I. und seiner neuen Geliebten, der Herzogin von Floridia, stand er auf vertrautem Fuße; dünkte sich doch auch er ein unumschränkter Souverain, der seinen Leuten Gesetze, wenn auch nicht vorschreiben — denn das vermochte er nicht — wenigstens drucken lassen, den Einen anstellen, den Andern entlassen, heute bestrafen und morgen begnadigen konnte. Signor Domenico Barbaja, von Gottes Gnaden Impresario der großen Oper, führte sein Theaterscepter mit so despotischer Gewalt, daß das „Trampelthier“ seiner „Menagerie“ ihn nie anders als den „Sultan von San Carlo“ hieß.

Es war ein Schauspiel eigenthümlicher Art, diesen „Sultan“ bei der ersten Aufführung einer neuen

Oper in ſeiner reich decorirten Loge, der des Königs gegenüber, ſitzen und, wie Polykrates „von ſeines Schloſſes Zinnen auf das beherrſchte Samos“, auf die von ihm durch Contract gezähmte „Menagerie“ herabblicken zu ſehen. Sang die Primadonna, die, wie bereits erwähnt, ſeine Maitreſſe war, zu ſeiner Zufriedenheit, ſo war er der Erſte, der ganz ungenirt ſo lange brava! brava! brava! rief und nicht eher zu applaudiren aufhörte, bis auch das ſtarrköpfige Publikum zu klatſchen anfing. Wenn aber das Parterre — oft nur ihm zum Trotze — zu Beifallsbezeugungen nicht aufgelegt war, kehrte er ihm den Rücken zu und ſchimpfte — nicht ſelten ſo laut, daß die Nachbarloge es hören konnte — Can' di Dio, Ihr wollt nicht applaudiren? Gut, dann laßt es bleiben! Wozu, Ihr Faulpelze, hat Euch der Schöpfer zwei Hände gegeben? Zum Applaudiren! Und Ihr Lumpe legt Eure Hände ruhig in den Schoos und rührt und rappelt Euch nicht? Ihr verdient gar keine gute Sängerin, denn Ihr ſeid Dummköpfe und habt keine Ahnung von dem, was gut, was ſchön iſt. Hol' Dich der Teufel, undankbares Parterre, einfältiges Logen-Geſindel. — Ja ſelbſt

mit dem Könige wagte er zu grollen; wenn Seine Majestät, den er den „gekrönten Lazzarone“ hieß, versäumt hätte, zu rechter Zeit das Zeichen zum Applaus zu geben, zuckte er mitleidig mit der Achsel und sagte zu sich: „der versteht auch nicht mehr von Musik und Gesang, als mein Seidenaffe von Faro und Landsknecht! Auch Du, Ferdinand I., mit sammt Deiner Herzogin von Floridia, kannst mir gestohlen werden! — Hatte ein Sänger schlecht gesungen oder auch nur ein Mal detonirt, so war der Sultan — das muß man seiner Unparteilichkeit zum Ruhme nachsagen — wiederum der Erste, der zu pfeifen und zu zischen anfing. Und sobald der Vorhang gefallen war, rannte er auf die Bühne, suchte den Unglücklichen und sagte zu ihm: „Höre, Zebra, heute hast Du wieder wie ein Schwein gegrunzt. Wenn ich Du wäre, ich würde mich selber mit faulen Aepfeln werfen. Geh', geh', ich mag nichts von Dir hören!“ Hatte ein Sänger, umgekehrt, seine Sache gut gemacht, dann umarmte er ihn und sprach: Heute hast Du wieder wie ein junger Gott gesungen. Die Weiber sind entzückt von Dir. Lasse Dir morgen auf meine Kosten fünfzig Stück Austern holen

und leere eine Flasche Sect auf die Gesundheit Deines Freundes Barbaja. — Wenn manche seiner Mitglieder, die das Glück hatten, Lieblinge des Publikums zu sein, ernstlich krank waren, pflegte sie der Grobian mit einer Treue und Sorgfalt, mit denen ein Vater sein einziges Kind pflegt. Er brachte ganze Stunden an ihrem Bette zu und leerte, um sie aufzuheitern, die ganze Sparbüchse seiner Zoten und Anecdoten.

Außerdem hatte Signor Barbaja keine einzige Tugend, aber hundert kleine Laster. Er war ein unersättlicher Vielfraß, ein neu aufgelegter Gargantua, über dessen Gefräßigkeit selbst Meister Rabelais erstaunt die Hände über den Bauch zusammengeschlagen und ausgerufen hätte: ecce stomachus ineptissimus! Eben so groß war er als Trinker. Außerdem aber liebte er nichts auf der Welt, als Spiel und Weiber.

Dieser Mann, den wir so treu als möglich zu portraitiren versucht, dehnte sich eben auf einem gepolsterten Lehnstuhle, als sein Diener eintrat.

— Gnädiger Herr, ein Fremder wünscht Sie zu sprechen.

— Sein Name?

— Joachim Roſſini.

— Ah, laß ihn alſogleich eintreten.

4.

— Willkommen, herzlich willkommen, Maeſtro, ſagte der Sultan, dem Eintretenden überaus freundlich entgegeneilend und ihm beide Hände reichend. Sie haben doch meinen letzten Brief erhalten?

— Nein! antwortete Meiſter Roſſini ſehr trocken.

— Wie? Sie hätten den Brief, den ich Ihnen nach Bologna geſchrieben, wirklich nicht erhalten?

— Nach Bologna? Soeben komme ich direct von Mailand.

— Nun gut, daß Sie hier ſind! Ich bin entzückt, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Ihr Ruf iſt ſeit Kurzem auch nach Neapel gedrungen. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, viel Schönes über Sie geleſen.

— Wirklich??? fragte der junge Componiſt, dem bekannt war, daß Barbaja nicht leſen konnte, mit ungläubiger Ironie.

— Und weßhalb wundert Sie das ſo ſehr?

— Ich habe mir ſagen laſſen, Sie läſen keine Zeitungen ...

— Ganz recht. Und wiſſen Sie auch weßhalb? Weil ich nur ſelten Zeit dazu habe. Doch um zur Hauptſache zu kommen: ich engagire Sie auf der Stelle ...

— Doch unter welchen Bedingungen? fragte Signor Gioachimo noch immer ſehr kalt.

— Unter den glänzendſten, die Sie ſich wünſchen können. Ich biete Ihnen eine freie Wohnung — den ganzen zweiten Stock — hier in meinem Hauſe an ...

— Ferner?

— Biete ich Ihnen für ſich und Ihre Freunde ein für allemal einen freien Platz an meiner Tafel an. Sie werden gehört haben, daß ich den beſten Koch und den feinſten Keller habe ...

— Ferner?

— Steht Ihnen Tag und Nacht eine meiner beſten Equipagen und eines meiner ſchönſten Reitpferde zu Dienſten ...

— Vorläufig angenommen; aber die Hauptſache?

— Einſtweilen biete ich Ihnen ein jährliches Gehalt von ſechstauſend Francs.

— Signor Barbaja, ſagte Roſſini und that, als ob er ſeinen Rückzug antreten wolle.

— Das ſcheint Ihnen alſo zu wenig? Gut, ich gebe Ihnen achttauſend Francs.

— Auch für dieſe Gage iſt es mir nicht möglich ...

— Sind Sie mit zehntauſend zufrieden?

— Auch dafür kann ich nicht bleiben.

— Alſo zwölftauſend Francs, aber keinen Sou mehr, denn ſo viel habe ich, auf Ehre! noch keinem einzigen meiner Kapellmeiſter gezahlt.

— Das glaube ich gern, doch kann ich Ihnen Briefe zeigen, daß der Impreſario des Fenice-Theaters in Venedig ...

— Ihnen mehr bietet. Nun gut, damit Sie ſehen, daß ich nicht geizig bin, will ich Ihnen außer den zwölftauſend Francs fixen Gehaltes noch eine hübſche Gratification zuſichern. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß ich Pachter der öffentlichen Spielbank bin.

— Ein Geſchäft, bei dem Signor Barbaja, wie ich gehört habe, jährlich achtzig bis hunderttauſend Francs gewinnt.

— Verläumdung, junger Freund, nichts als Verläumdung; es bleibt mir kaum die Hälfte; doch um Ihnen einen Beweis meiner Generosität zu geben, will ich Ihnen einen Antheil an meinem Gewinne überlassen.

— Und diesen Antheil garantiren mit wieviel?

— Mit funfzehnhundert Francs.

— Das scheint mir denn doch gar zu wenig ...

— Also mit zweitausend Francs.

— Damit Sie sehen, daß *auch ich* nicht geizig bin, will ich diese Bedingungen annehmen.

— Auf wie lange?

— Auf *ein* Jahr vorläufig ...

— Und wann wollen Sie die strittura unterzeichnen?

— Meinetwegen jetzt gleich.

— In zwei Stunden soll der Contract in Ihren Händen sein.

— Abgemacht! sagte Rossini und reichte ihm seine Hand.

In demselben Augenblick trat *unangemeldet* eine ziemlich junge, äußerst interessante Dame ein. Ihr olivenfarbiger Teint, die südliche Gluth ihrer

großen, schwarzen Augen, die, wie Feuerräder, zündende Funken sprühten, verriethen gleich auf den ersten Blick die Spanierin, die jenes Alter erreicht hatte, in welchem eine iberische Schönheit, zwar schon überreif, aber eben darum weit entwickelter und saftiger als die frühreife Frucht, auf den Geschmack der Männer, und namentlich auf deren Sinnlichkeit, einen ganz verführerischen Zauber, einen fast unwiderstehlichen Reiz ausübt. Sie war eine jener „Frauen von dreißig Jahren", deren ganzes Wesen, deren Licht- und Schattenseiten nur Balzac's Meisterpinsel so treu zu malen weiß, daß sie als verkörpertes Bild vor uns stehen. Glänzendschwarzes Haar rahmte eines jener bezaubernden Ovale ein, wie man sie nur auf den Heiligenbildern des Velasquez und Murillo sieht. Feuersprühende Augen, in deren schwarzen Sammet das schöne Wort „Liebe" eingestickt zu sein schien, blitzten durch das Gitter ihrer langen Wimpern, die wie leise Schatten sich auf der Sonnenuhr ihres Antlitzes abzeichneten. Ihr Mund, nicht zu groß und nicht zu klein, enthüllte, durch pikantes Lächeln aufgeblättert, zwei Gruppen kleiner, alabasterweißer Zähne. — Ihr

diaphaner Anzug verrieth, außer dem gebräunten Nacken und den vollen Schultern, einen üppigen Busen und schwellende Körperformen. So sah damals Mademoiselle Isabelle Angélique Colbrand (geboren 1785 zu Madrid), die Primadonna des San-Carlo-Theaters, die Favorite-Sultanin des Signor Mustapha-Barbaja, aus, ein Weib, das ihm, beiläufig erwähnt, zehnmal mehr als dem Könige von Neapel die Herzogin von Floridia gekostet hat.

— Störe ich? fragte Mademoiselle Angélique.

— Nicht im Geringsten. Hier, Maestro, stelle ich Ihnen meine „schwarze Nachtigall" Signora Colbrand vor; hier, Schatz Gottes, präsentire ich Dir den berühmten Componisten des „Tankred".

— Ah, Herr Rossini, hauchte die Sängerin mit dem einschmeichelndsten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote stand. Seit wann in Neapel?

— Seit zwei Stunden, Signora, erwiderte der Maestro mit der ihm schon damals eigenthümlichen Ruhe und Gleichgiltigkeit.

— Und seit fünf Minuten, fügte Barbaja mit komischer Grandezza hinzu, von uns für San-Carlo gewonnen.

— Charmant! charmant! flötete Signora Colbrand und klatſchte mit ihren feinbehandſchuhten Händen dem Impreſario Beifall zu. Maeſtro wird für uns, hoffentlich recht bald, etwas Neues componiren?

— Melodien genug, aber keinen Text.

— O wenn's nur daran liegt, ſagte der „Sultan". Ich ſchaffe Ihnen ein Libretto.

— Bis wann?

— Bis in längſtens zweimal vierundzwanzig Stunden, ſo wahr ich Barbaja heiße und nie etwas verſpreche, was ich nicht zu halten vermag. Ich werde augenblicklich meinen moſchusduftenden Theaterdichter, meine Zibetkatze, rufen laſſen und ihr — bei meiner höchſten Ungnade — den Auftrag ertheilen, Ihnen bis ſpäteſtens übermorgen um dieſe Zeit den Text zu leſen. Apropos, Maeſtro, wünſcheſt Du einen luſtigen oder einen tragiſchen Stoff?

— Mir durchaus gleichgiltig, betheuerte Roſſini.

— Falls ich, begann Signora Colbrand, mir erlauben dürfte, in dieſem Punkte ein Wörtchen mitzureden, ſo möchte ich Sie bitten, für mich etwas Tragiſches zu ſchreiben.

— Ja, Maeſtro, thun Sie das; meine „ſchwarze Nachtigall“ iſt ſeit einiger Zeit ſehr zur Melancholie geneigt; ich glaube, ſie iſt eiferſüchtig und grämt ſich darüber, daß ich ſie nicht ganz ſo heiß mehr als früher anbete.

— Schweigen Sie, Domenico! Wie oft ſoll ich Sie daran erinnern, daß Ihre plumpen Späße mich ſehr langweilen. Sparen Sie Ihre ſchlechten Witze für Ihre Choriſtinnen. Ich, als erſte Sängerin, dulde weder von Ihnen, noch von irgend einem Andern einen plebejiſchen Scherz.

— Sieh' nur, Maeſtro, wie meine Nachtigall borſtig werden kann. Wenn Signora Colbrand den Koller kriegt, finde ich ſie gerade am reizendſten. Einen Kuß, einen Kuß, ſchwarzer Engel!

— Sie ſind ein alter Narr! rief ſie voller Zorn.

— Ja, das bin ich, ſonſt hätte ich mich längſt ſchon um eine andere Primadonna umſehen müſſen.

— Was ſagen Sie zu dieſem Grobian? fragte Angélique mit erzwungenem Lächeln.

— Signor Barbaja hat es nicht ernſt gemeint, begütigte Roſſini.

— Gieb Dich zufrieden, Colbrand, das war

allerdings nur ein Scherz. Ich wäre ein koloſſaler Eſel, wollte ich nicht einſehen, daß Du die Perle aller Frauen, die Krone aller Sängerinnen biſt. Wann alſo, fragte er den Maeſtro, ziehen Sie zu mir?

— Vielleicht noch heute.

— Und wann machen Sie ſich an die neue Oper?

— Sobald ich den Text habe.

— Und bis wann denken Sie damit fertig zu werden?

— Vielleicht in drei Monaten, vielleicht auch ſchon in vierzehn Tagen.

— Je ſchneller, deſto beſſer. Sieh', Kerlchen, wenn Du mir in vierzehn Tagen eine neue Oper lieferſt, dann bin ich im Stande ...

— Was denn? fragte Joachim mit ſchlauem Lächeln.

— Dich zu umarmen ...

— Sonſt nichts?

— Und Dich königlich zu belohnen. O Du kennſt mich noch nicht! Ich habe Augenblicke, wo ich ſehr generös bin. Nicht wahr, Colbrand? Die weiß das am beſten. Erſt vor acht Tagen habe ich

ihr einen neuen Caſhemir für zweitauſend Francs geſchenkt und heute — ſagte der Sultan und holte aus einer Schublade ſeines Bureau ein Etui von grünem Saffian hervor — heute will ich Dir, um Dich wieder gut zu machen, dieſes Ding da ſchenken.

— Ah, rief die Sängerin, das Etui öffnend, eine Broche von Diamanten ...

— Koſtet mich tauſendzweihundertvierundfunfzig Francs!

— Dank, tauſend Dank, mein lieber Domenico, flötete die Colbrand, umhalſte das Ungeheuer und gab ihm einen Kuß.

— Erlauben Sie, daß ich mich nun empfehle, ſagte Roſſini, der keine Luſt zu haben ſchien, unnützer Zeuge dieſer zärtlichen Liebkoſungen zu ſein.

— Ich wohne dicht am Theater. Wann beſuchen Sie mich, Maeſtro?

— Vielleicht recht bald.

— Nun denn, auf Wiederſehen, Signor Roſſini, ſagte die Primadonna, ihm mit zärtlichem Blick ihre Hand reichend.

Der Maeſtro ging. Die Colbrand aber blieb beim Sultan.

5.

Noch an demſelben Abend verließ der Maeſtro den Gaſthof, in den er Morgens eingekehrt war, und bezog ſeine neue Wohnung im Hauſe des Impreſario.

Da Herr Roſſini der Held dieſer kleinen Novelle iſt, ſo halten wir uns verpflichtet, unſere Leſer mit dieſem in jeder Beziehung eben ſo genialen als intereſſanten Künſtler näher bekannt und mit allen Eigenſchaften deſſelben vertraut zu machen, in der Hoffnung, daß ſie ihn bald ſehr lieb gewinnen werden.

Wie einſt ſieben Städte des alten Griechenlands um die Ehre geſtritten, Homer's Geburtsort zu ſein, alſo machen ſich noch heute drei Städte des Kirchenſtaates, Peſaro, Lugo und Bologna, den Vorzug ſtreitig, die Heimath Joachim Roſſini's zu ſein. Es hat damit folgende Bewandniß: der berühmte Tondichter hat im Jahre 1792 zu Peſaro — einem äußerſt anmuthigen Städtchen am adriatiſchen Meere — das Licht der Welt begrüßt und von ſeinem Geburtsorte ſpäter den Namen „cigno pesarese“

(Schwan von Peſaro) erhalten; ſeine Aeltern aber ſtammen aus Lugo, wo Roſſini noch jetzt ſein väterliches Haus beſitzt und erſt vor vier Jahren (1843) zu der hohen Würde eines Gemeinderaths emporgehoben wurde. Bologna endlich iſt die Stadt, in der er den erſten muſikaliſchen Unterricht erhielt.

Von Roſſini's Vorfahren haben ſich nur zwei einen Namen in der Geſchichte erworben: Fabricio Roſſini, der, im Jahre 1570 Gouverneur von Ravenna, als Abgeordneter ſeiner Vaterſtadt an den Hof Alphons II., Herzogs von Ferrara, abgeſchickt worden war, und Pietro Roſſini, der, gleichfalls aus Peſaro gebürtig, im Jahr 1700 unter dem Titel „il Mercurio errante delle Grandezze di Roma“ [1]) einen Wegweiſer für die fremden Beſucher der heiligen Stadt herausgegeben hatte.

Joachim's Vater, Giuſeppe Roſſini, ein höchſt mittelmäßiger Waldhorniſt, gehörte jenen blutarmen Teufeln an, die, um ihr armſeliges Leben zu friſten,

---

[1]) Die zweite Auflage dieſes Buches — eine dritte erſchien zu Rom im Jahre 1715 — iſt dem Cardinal Biſchof von Paſſau, Grafen Philipp von Lamberg, gewidmet.

mit einem Inſtrumente auf dem Buckel und einem weiblichen Gefährten an der Hand, in der Romagna von einem Jahrmarkte zum andern ziehen und gottvergnügt ſind, wenn ſie täglich auch nur ſoviel verdienen, um ihren Hunger befriedigen und ihre Schlafſtelle bezahlen zu können. Sinigaglia, Fermo und Forli waren die Schauplätze der waldhornſtiſchen Virtuoſität dieſes armen Teufels.

Joachim's Mutter, Anna Guidarini, war in ihrer Jugend eine der ſchönſten Frauen der ganzen Romagna und nebenbei eine leidliche Choriſtin, die es mit der Zeit auch zu der Höhe einer zweiten Sängerin hätte bringen können, wäre ſie nicht ſo unverzeihlich ſchwach geweſen, ſich ins Waldhorn zu verlieben und deſſen Frau zu werden.

Beide — gleich arm — zogen nun von Stadt zu Stadt, von einer Truppe zur andern, um heute hier und morgen dort ihr Glück zu verſuchen. Während das Waldhorn im Orcheſter blies, ſang ſein junges, bildhübſches Weibchen in einer Bretterbude, auf einer improviſirten Bühne, und verdiente ſich wenigſtens ſo viel, daß ſie ſich in Lugo, wo Alles ſpottwohlfeil iſt, ein winzigkleines Häuschen kaufen,

ihr Waldhorn ernähren und ihren Buben — das einzige Kind — so gut als möglich erziehen konnte.

Auch in der Ehe schien sich das italienische Sprüchwort „La scheggia ritrae del ceppo", sinnverwandt mit dem deutschen „Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt", vollkommen zu bestätigen, denn der kleine Joachim — das Ebenbild seiner reizendschönen Mutter — war einer der nettesten Bursche im ganzen Kirchenstaate und schon darum der Augapfel, das Herzblatt, der Stolz und die Freude seiner Frau Mama.

Etwas älter als sieben Jahre brachten Vater und Mutter den „kleinen Adonis" — so nannten sie ihn — nach Bologna, wo er fünf Jahre später (1804) beim Doctor Angelo Tesei den ersten Unterricht in der Musik erhielt. In ganz kurzer Zeit hatte der aufgeweckte Bursche schon so viel vom Gesang wegbekommen, daß er als Chorknabe in den Kirchen mitsingen und sich damit wöchentlich ein Paar Paoli Taschengeld verdienen konnte. Sein frisches, munteres Wesen, seine Lebhaftigkeit und seine possirlichen Manieren, vor Allem aber seine jugendlich frische Sopranstimme, machten ihn bald so beliebt, daß die

geiſtlichen Herren, wie man zu ſagen pflegt, in ihm einen kleinen Narren gefreſſen hatten.

— Wenn mich nicht Alles trügt, ſagte an einem ſchönen Palmſonntag des Jahres 1805 einer dieſer hochwürdigen Herren, ſo wird aus dieſem kleinen Schlingel — Eurem ſchwarzäugigen Jungen da — einmal ein großer Sänger.

— Ach, hochwürdiger Herr, ſchluchzte die Mutter, mit Freudenthränen im Auge ihrem Söhnchen die Naſe wiſchend, er iſt aber auch mein Alles!

— Das kann ich Ihr nicht verdenken, gute Frau. Der da oben ſchenkt nicht jeder Mutter einen ſo ſchmucken Affen wie dieſen da!

— Selber Affe! ſchrie der Kleine.

— Gioachimo! drohte die Mutter, die vor Schreck ganz blaß geworden war.

— Warum ſchimpft der Herr? Das ſchickt ſich nicht! ſagte der Junge, mit dem Fuße ſtampfend.

— Laßt Ihn, gute Frau, die Naivetät dieſes kleinen Wildfangs gefällt mir. Ich ſag' Euch noch einmal: aus dieſem Burſchen wird einſt ein Mann.

Und dieſe Weiſſagung des Hochwürdigen ſchien früh genug in Erfüllung zu gehen, denn zwei Jahre ſpäter konnte der Knabe ſchon das ſchwerſte Muſikſtück vom Blatte ſingen und ſich auf dem Klaviere mit ſo vieler Fertigkeit accompagniren, daß der Lehrer, erſtaunt über die rieſigen Fortſchritte ſeines Schülers, ſich heimlich geſtehen mußte:

— Der bringt es in der Muſik weiter als Du! Es iſt nun Zeit, daß man den Patron ins Lyceum ſchickt.

Am 20. März 1807 wurde er als Schüler des Lyceums aufgenommen, wo Pater Stanislao Mattei, ein tüchtiger Contrapunctiſt, ſein Lehrer im Generalbaß war. Hier, unter den Auſpicien ſeines Meiſters, entfaltete ſich Joachim's Talent mit ſo bewundernswerther Schnelligkeit, daß er fünfzehn Monate ſpäter (im Auguſt 1808) ſich ſchon ſtark genug fühlte, ſein erſtes Geſangſtück, eine Cantate „il pianto d'Armonia" zu componiren, die bei der Aufführung ſo außerordentlich gefiel, daß die Academia degli Unanimi, die Akademie der Einträchtigen, ein muſikaliſcher Verein, ihn einſtimmig zum Director erwählte.

— So ein Genie, ſagte Pater Contrapunct (alſo nannte der junge Wildfang den alten ehrwürdigen Mattei) kommt nicht jedes Jahr zur Welt.

— Sie haben, mein werther College, erwiderte Doctor Teſei, in doppelter Hinſicht Recht. Joachim iſt nämlich am 29. Februar geboren, ein Tag, der bekanntlich in vier Jahren nur ein Mal wiederkehrt.

— Sie ſollen ſehen, Doctor, der Junge wächſt uns Allen über den Kopf und wird ein ganz bedeutender Componiſt.

— Pater Mattei iſt ja ſein Lehrer geweſen!

— Sie, Doctor, haben den erſten Grund gelegt; auch Sie haben zu ſeiner muſikaliſchen Bildung redlich das Ihrige beigetragen.

— So iſt es, Pater Mattei, ich glaube, wir dürfen Beide ſtolz auf unſern Schüler ſein, ſprach der Doctor.

Und wahrlich, ſie hatten ein Recht dazu!

Im Frühling des Jahres 1809 componirte Meiſter Joachim ſeine erſte Oper: „Demetrio e Poli-

bio“ [1]), die jedoch erſt drei Jahre ſpäter von der Truppe Mombelli zu Rom, im Teatro della Valle, aufgeführt wurde. Die Fülle der anmuthigen Melodien, in denen ſich eine ſonnige, frühlingfriſche, herzerquickende Heiterkeit abſpiegelte, verſchafften ihm, ſchon vor der Aufführung, einen großen Anhang und die gute Meinung: es ſei ein neuer Cimaroſa in ihm auferſtanden. Vor Allem waren es zwei Nummern, die, in Privatkreiſen von Dilettanten geſungen, in Bologna ſo großes Aufſehen machten, daß ſie bald von Mund zu Munde gingen. Der Liebeszauber, der die einfache Cavatine „pien di contento il seno“ und der unbeſchreibliche Reiz, der das Duett „puesto cor ti giura amore“ durchweht, machten, beſonders auf die Weiber, einen ſo tiefen, mächtigen Eindruck, daß die halbe Frauenwelt ſich über Hals und Kopf in den blutjungen, bildhübſchen Amphion verliebte.

Eine der üppigſten Schönheiten Bologna's, Signora Giuditta Perticari, die Gemahlin eines

1) Den Text zu dieſer Oper verfaßte Signora Vigano-Mombelli, Mutter des Tenoriſten Mombelli, eine Verwandte Roſſini's.

ſehr reichen und bornirten Advokaten, gerieth auf den glücklichen Einfall, den liebenswürdigen Hausfreund ihres Mannes den Nachſtellungen ihrer Nebenbuhlerinnen zu entführen.

— Armes Kind, ſagte ſie zu ihm eines Abends, als er mit ihr allein war, wie ſehr beklag' ich Dich!

— Mich? Warum? Weßhalb?

— Alle Weiber ſind vernarrt in Dich ... Alle wollen von Dir geliebt ſein. Ich bin nicht eiferſüchtig, Gioachimo, und gönne dann und wann auch Andern eine Freude. Aber Deine Geſundheit, die mir ſo ſehr am Herzen liegt, leidet darunter. Wir müſſen uns ſchonen, junger Freund! Du mußt Dich erholen, mein Amphion, mußt Dich aus dieſem Trubel herausreißen, mußt ein neues Leben anfangen, eine andere Luft einathmen ... Und dazu, ſüßer Freund, habe ich mir ein Plänchen ausgedacht ...

— Laß hören!

— Mein Gemahl iſt, wie Du weißt ...

— Ein Schwachkopf, ſagte der junge Orpheus, ſeinen Arm um ihre Hüfte ſchlingend.

— Du nimmſt mir das Wort aus dem Munde.

Nun ſieh', ich habe ihm ſo oft geſagt, daß ich Dich nur wie einen Bruder liebe, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als feſt daran zu glauben; er ſchöpft alſo nicht den kleinſten Verdacht ...

— Beweis, daß er ein Ehemann iſt.

— Unter dem Vorwande, Heimweh zu haben, machte ich ihm ſchon ſeit langer Zeit Vorſtellungen, mich nach Venedig reiſen zu laſſen, um dort meine arme, alte Mutter zu beſuchen. Anfangs wollte er durchaus nicht darauf eingehen; geſtern endlich gelang es mir, ſeine Zuſtimmung zu erhalten. Ich kann nun reiſen, wann ich will; ſprich, ſüßer Freund, hätteſt Du wohl Luſt, mich zu begleiten?

— Mit tauſend Freuden; was aber wird Dein Gemahl, was wird die Welt dazu ſagen?

— Ich frage nach dem Einen ſo wenig als nach der Andern. Wann alſo reiſen wir?

— Meinetwegen ſchon morgen!

— Noch heute Nacht ſoll mein Gemahl es erfahren, daß mein Bruder ſo gütig ſein will, mich zu begleiten.

Und der Gemahl? Was ſagte er?

— Liebes Kind, reiſe mit Gott, Roſſini und allen Heiligen, ſprach der gerührte Bologneſer und ſchloß das geliebte Weib in ſeine Arme.

Und ſchon am andern Morgen entführte Signora Perticari ihren Cicisbeo nach Venedig.

— — — — — — — — —

Die alte Marcusſtadt gefiel unſerm jungen Maeſtro dergeſtalt, daß er, der Gunſtbezeugungen der ſchönen Perticari (deren Urlaub abgelaufen war) überdrüſſig, auch ohne ſie in Venedig zu bleiben beſchloß.

Hier componirte er für das San Moſè-Theater „la Cambiale di Matrimonio", eine einactige komiſche Oper, die im Herbſte deſſelben Jahres (1810) in Scene ging und mithin die erſte Oper war, welche von ihm zur Aufführung kam. Sie gefiel ſo ſehr, daß er der Abgott des Publikums und ſeine Muſik das Gemeingut aller Gondolieri wurde.

Die Erinnerung an Giuditta, deren Schönheit durch die Entfernung einen neuen Nimbus gewonnen hatte, trieb ihn im nächſten Frühjahre nach Bologna zurück.

Die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt.

— Roſſini iſt wieder hier! flüſterten ſich die verliebten Weiber mit ſichtbarer Freude, die armen Ehemänner aber mit ſichtbarem Schreck ins Ohr.

Nachdem er im Herbſte deſſelben Jahres ſeine neue Oper „Equivoco stravaganto" auf dem Teatro del Corſo hatte aufführen laſſen, kehrte er, einer ſchönen Sängerin zu Liebe, nach Venedig zurück, wo er zum nächſten Carneval für das San Moſè-Theater eine einactige Farce „l'inganno felice" ſchrieb, eine Muſik, aus der, wie einer der Biographen Roſſini's ſehr richtig bemerkt, ein geübtes Ohr ohne Mühe die Grundgedanken von fünfzehn oder zwanzig reizendſchönen Melodien, die ſpäter das Glück ſeiner Hauptwerke gemacht haben, heraushören kann.

Für dieſe Oper, die ſo außerordentlich gefiel, daß ſie während des Carnevals gegen fünfzigmal wiederholt worden war, hatte der arme Maeſtro kaum armſelige hundert Zecchinen, aber deſto mehr Gunſtbezeugungen von hübſchen Frauen erhalten, die, berauſcht vom Zauber ſeiner Muſik, ſich ihn gegenſeitig abſpenſtig machten. Und als ſich endlich auch die Fürſtin B..., eine der erſten Schönheiten der ganzen

Lombardei, in ihn ſterblich verliebt hatte, war Meiſter Joachim's Ruf, nicht blos als Componiſt, ſondern auch als ſchöner Mann feſt begründet.

Bald darauf folgte er einem Rufe nach Mailand, wo er (1812) für die Scala — eines der erſten Theater von ganz Italien — die komiſche Oper „la pietra di paragone" (Prüfſtein) ſchrieb.

Der Jubel, womit das Mailänder Publikum dieſe Oper — das Hauptwerk Roſſini's in der Gattung der Buffa — aufgenommen hatte, war ſo groß, daß man aus allen Städten, zehn Stunden im Umkreiſe, Neugierige herbeiſtrömen ſah, die den Maeſtro ſehen und ſeinen „Prüfſtein" hören wollten. Die Frauen, die Alles lieben, was Aufſehen erregt, waren „rein toll". Ganz Mailand ſchwärmte für „den Schwan von Peſaro", für den „Orpheus von Bologna", für den „Dio della musica."

— Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang' es warm iſt, dachte ſich Meiſter Joachim und ließ dieſen glühendwarmen Enthuſiasmus nicht unbenutzt vorüberziehen.

— Dieſer Roſſini, ſagte ein auf deſſen Glück bei den Frauen nicht wenig neidiſcher Journaliſt, der ſich

im „Prüfſtein“ in der Rolle des eiteln, prahlhanſigen, dummdreiſten Marforio getroffen glaubte, dieſer Roſſini hat mehr Glück als Verſtand. Seine Muſik, ſchrieb er in ſeinem Blatte, iſt ganz paſſable, Clariſſen's Cavatine „Ecco pietosa“ iſt ganz nett; doch haben wir ſchon hundertmal Beſſeres gehört; der kecke Joachim iſt noch lange kein Paiſiello, Cimaroſa oder Paer. Eine einzige Nummer aus Zingarelli's „Romeo et Giulietta“, die göttliche Arie „Ombra adorata“, iſt mir tauſendmal lieber als der ganze muſikaliſche Schnickſchnack dieſes viel zu ſehr überſchätzten Maeſtro Roſſini.

Wir erwähnen dies, um alle Künſtler daran zu erinnern, daß jedes großartige Genie, welches ſich neue Bahnen bricht, gefaßt ſein muß, überall auf blaſſen Neid und ſchmutzigen Spott zu ſtoßen. Der große Gluck, der unſterbliche Schöpfer der „Armida“, „Alceſte“ und „Iphigenia“, wurde bei ſeinen Lebzeiten von einem ſchwarzgalligen Kritiker in Frankreich blos der „Heuler“ (l'hurleur) genannt; Beweis, daß es zu allen Zeiten eine Gattung frecher Spötter gab, die durch Beſudelung eines berühmten Namens ſich ſelbſt berühmt zu machen glaubten; Beweis, daß

die Nachkommenschaft jenes gallsüchtigen Zoilus, der selbst Homer's Gesänge in den Staub zu ziehen gewagt, niemals ausstirbt [1]).

Rossini aber, klug genug, sich durch diese groben Anfeindungen, ebensowenig als der Mond in der Fabel durch das Schimpfen des klaffenden Mopses, einschüchtern zu lassen, wandelte unbekümmert auf der Bahn fort, die sein Genius ihm vorgezeichnet hatte, und sagte zu einem jener sogenannten „guten Freunde", die ihm brühwarm jeden neuen Tadel überbrachten:

— Ich bin gegen Lob und Tadel bereits dergestalt abgestumpft, daß Letzterer mich bald eben so kalt als Ersteres lassen wird. Laß die Zeitungsschreiber schimpfen, so viel als ihnen gefällt. Giebt es doch Käuze darunter, deren Tadel für einen Mann von Talent, welcher zu stolz ist, ihre Protection erkaufen oder gar erbetteln zu wollen, ehrenvoller als ihr feiles, verdächtiges, anrüchiges Lob ist. Die Zeitgenossen sind, mehr oder weniger, stets unge-

1) Wem fällt dabei nicht Spontini und das große L. N. ein?

recht; nur die Nachwelt richtet den Künſtler ſonder Haß und ſonder Liebe. Laß ſie alſo bellen, die Möpſe, und erweiſe mir die Freundſchaft, mir nichts von Allem, was Du über mich geleſen haſt, ſo geſchäftig wie bisher, zuzutragen; ſonſt, beſter Freund, zeigt Dir Joachim die Thür und ſagt: Allez-vous-en!

Nachdem Roſſini für San Moſè noch zwei kleine Farcen: „l'occasione fa il ladro“ und „il figlio per azzardo“ geſchrieben hatte, componirte er für das Theater della Fenice die erſte tragiſche Oper „Tancredi“ [1]).

Der Enthuſiasmus, den dieſe „Opera seria“ in Venedig erregte, hatte einen wahrhaft fanatiſchen Charakter angenommen. Hören wir, wie Herr von Beyle [2]), ein Augen- und Ohrenzeuge des Roſſini'ſchen Triumphes, ſich darüber vernehmen läßt:

„Selbſt die Ankunft des Kaiſers Napoleon war nicht im Stande, Venedigs Aufmerkſamkeit vom

---

1) Das Libretto, eine freie Bearbeitung des Voltaire'ſchen Trauerſpiels, iſt von einem Trieſter Dichter J. A. Roſſi.

2) Derſelbe, der ſpäter unter dem Namen eines Baron von Stendhal das „Leben Roſſini's“ herausgab.

Componiſten des Tankred auf den „Sieger von Marengo", auf den „Befreier Italiens" hinzulenken. Es war eine wahre muſikaliſche Wuth, „ein Furore", wie ſich die Sprache der Italiener ausdrückt, womit dieſe Oper von Jung und Alt aufgenommen worden war. Vom Gondoliere bis zum vornehmſten Herrn hinauf, ſang ganz Venedig „mi rivedrai, ti rivedró!" Mehr als einmal ſahen ſich die Richter in den Gerichtshöfen gezwungen, den Zuhörern, die immer: Ti rivedró, mi rivedrai, halblaut vor ſich hinträllerten, Stillſchweigen zu gebieten." (Eine durch viele Zeugen beſtätigte Thatſache!)

An dieſen „Tankred", der im Verlaufe von vier Jahren die Runde durch alle Bühnen Europa's gemacht, knüpft ſich eine Anekdote, die, obgleich gewiß ſchon Vielen bekannt, zur Charakteriſtik unſeres Helden nicht übergangen werden darf, weil ſie den Beweis liefert, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit er manches ſeiner ſchönſten Muſikſtücke erfunden und ausgearbeitet hat.

Signora Malanotti, die den Tankred ſingen ſollte, hatte, wie jede Sängerin, kleine boshafte Capricen und unter andern auch die, jene große Arie,

welche Roſſini für das erſte Auftreten Tankred's geſchrieben, unter keiner Bedingung ſingen zu wollen, weil, weil ... eine erſte Sängerin braucht keinen Grund anzugeben. Abends vor der erſten Aufführung erklärte ſie dem Maeſtro, daß ſie ſich krank melden und die Partie ein- für allemal zurückſchicken würde, wenn er ſich nicht geneigt finden ließe, ihr bis morgen früh eine andere Arie zu ſchreiben, die mehr im Bereiche ihrer Stimme läge.

— Mit Dummköpfen und Primadonnen kämpfen Götter ſelbſt vergebens, dachte er bei ſich und kehrte, wüthend über den Eigenſinn dieſer Philomele, nach ſeinem Gaſthofe zurück.

Hier beſtellte er ſeine Lieblingsſpeiſe, eine Schüſſel Reis, ſo wenig ausgekocht, daß der Koch ſie nicht länger als zehn Minuten vor dem Eſſen ans Feuer ſetzen durfte.

Der Reis war noch nicht fertig, als Meiſter Roſſini mit der neuen Cantilene „di tanti palpiti" bereits bis zum Schluß gediehen war, woher dieſe Nummer in ganz Italien unter dem Namen „Reisarie" bekannt iſt. — Es giebt wohl überhaupt keinen zweiten Tondichter, der ſo ſchnell componirt

hat als der „Cigno pesarese“. In ſechs Tagen hat Gott die Welt und in dreizehn Tagen Roſſini die ſchönſte ſeiner komiſchen Opern — den „Barbiere di Seviglia“ — geſchaffen.

Zu jener Zeit, als unſer Maeſtro ſich in den Ruhmesſtrahlen ſeines „Tankred's“ ſonnte, ſchwelgte er in den Armen der Signora M..., einer reizendſchönen Buffa-Sängerin, die ſo ausgelaſſen heiter war, daß Roſſini und ganz Venedig ſie nie anders als „die luſtige Fliege“ nannten. Dieſer „Polichinell in ſeidenen Kleidern“ wußte ihren „Caſanova im Schlafrock“ durch ihre ewig heitere Laune, durch ihren jocoſen Muthwillen dergeſtalt zu feſſeln, daß er wegen dieſer kleinen Hexe die ganze Scala ſeiner vornehmen Gönnerinnen vergaß.

— Sag' mir, Joachim, ſprach ſie eines Morgens, als er auf ihrem Bette ſaß, bin ich nicht recht dumm, daß ich dem reichen und höchſt generöſen Bruder des Kaiſers, dem Prinzen Lucian Bonaparte, den Laufpaß gegeben und Dich armen Schlucker vorgezogen habe?

— Sag' mir, Pepita, erwiderte Roſſini, bin ich nicht noch weit dümmer als Du, daß ich die

Prinzessin X., die Gräfin Y., die Marquise Z. ganz und gar vernachlässigt und Dich kleinen Hanswurst bevorzugt habe?

— X. Y. Z.? Seht doch den Prahlhans! Er brüstet sich mit Eroberungen, die er nur in seiner Einbildung gemacht.

— Glaube, was Du willst. Du bist zu geschwätzig, Bajazzo, und ich, ich bin zu discret, um Dir, kleinem Plappermäulchen, Beweise zu geben, daß ich nicht prahle ...

— Schweig, schwarzer Bösewicht, sagte Signora M., ergriff mit beiden Händen seinen Kopf und küßte ihn. Ach wüßtest Du, wie Dein Hanswurst Dich liebt, Dich anbetet ...

— Doch wie lange?

— Ja, siehst Du, das weiß ich selber nicht. In diesem Augenblick aber liebe ich Dich, wie ich vor Dir noch Keinen geliebt. Und wär' ich reicher als alle Königinnen der Welt und wärst Du ärmer als ein Bettler, ich theilte Deine Armuth mit Dir, denn Du bist doch gar zu schön! Der Apoll vom Belveder' — ich habe ihn zwar niemals gesehen — kann nicht schöner, als mein „schwarzer Petz" sein, den

ich auffressen könnte vor Liebe. Umarme Deine kleine lustige Fliege und vergiß an ihrem Busen Himmel und Erde, Gott und Welt.

Und dann umschlang sie ihn mit beiden Armen und drückte ihn an ihr Herz mit glühender Wollust. — — —

Kehren wir zu seinen Werken zurück.

6.

Rossini war nun einmal im Zuge.

Im Herbste des Jahres 1813, während auf Leipzigs Schlachtfeldern eine der großartigsten Tragödien, die Völkerschlacht, aufgeführt wurde, welche die Macht des sieg- und ruhmgekrönten Kaisers Napoleon zerbrach, erkämpfte sich Joachim Rossini I. (ein Napoleon anderer Art, dessen Ruhm zehn Jahre später mit klingendem Spiele von einem Ende der Welt zum andern, von den Tuilerien bis zum Kreml zog) auf dem San Benedetto-Theater zu Venedig durch eine der lustigsten Opern, die jemals componirt worden sind, durch die Aufführung seiner „Italiana

in Algieri", einen glänzenden Sieg, der seines Schöpfers Ruhm weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaustrug [1]).

Jede Nummer dieser Oper wurde von Venedigs entzücktem Publikum mit fast beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen; Lindoro's Cavatine: „languir per una bella" ertönte Nachts unter dem Fenster jeder Schönen, der ein Ständchen gebracht wurde. Jede Geliebte, die mit ihrem Schicksal unzufrieden war, seufzte ihren Schmerz in Isabellen's Arie: „Cruda sorte! amor tiranno!" aus. Taddeo's erste Arie im zweiten Act: „viva il gran Kaimakan" und das köstliche Terzett „Papataci" erregten einen unbeschreiblichen Jubel. Signora Marcolini, welche die Isabella, und Paccini, der den Messer Taddeo sang, wurde mit Beifall überschüttet, Rossini selbst aber auf Händen getragen, in den Himmel erhoben, wahrhaft vergöttert [2]).

---

1) Die „Italienerin in Algier" war die erste der Rossini'schen Opern, welche in Deutschland, und zwar (1816) zuerst in München, zur Aufführung kam.

2) Leuten, welche 1826 in Berlin gewesen sind, werden Isabella-Sontag und Taddeo-Spitzeder unvergeßlich bleiben.

Nur einige Pedanten, neidisch auf den lawinenartig anwachsenden Ruf des einundzwanzigjährigen Maestro, warfen auch dieser Oper grammatikalische Schnitzer, antiharmonische Böcke, falsche Quinten und mehr dergleichen vor und riefen, im höchsten Grade indignirt darüber: „So etwas hätte unser großer Cimarosa sich niemals erlaubt!“

Und Meister Joachim? Er lächelte dazu.

— Ich kenne die Fehler, die ich gemacht, eben so gut und vielleicht besser noch als jeder dieser Notenschnüffler, habe aber weder Zeit noch Lust, jene Schnitzer auszumerzen. Diese Dummköpfe vergessen, daß ich oft nicht länger an einer ganzen Oper, als mancher Andere an einer einzigen Nummer, componire. Ich denke nicht mondenlang darüber nach, schreibe hin, wie es mir einfällt, und singe, wie mir der Schnabel gewachsen ist und wie das Publikum es gern hört. Ich will nicht, daß man sagen soll: Seht doch die Musik, wie sie keucht und stöhnt und schwitzt! Einer Oper, welcher man den Angstschweiß ansieht, den sie ihrem Componisten gekostet hat, gleicht einer Ballettänzerin, die anmuthig lächeln

ſoll, während ſie vor Hühneraugenſchmerz aus dem Mieder fahren möchte, das ihn der ſchwindſüchtigen Athem zuſchnürt. Nieder mit dem Mieder! Nieder mit der Grammatik! Es lebe die Anmuth, es lebe die Melodie!

„In jeder Stadt Italiens, ſagt Roſſini's wärmſter Vertheidiger, Herr von Stendhal, könnt Ihr zwanzig Notenfreſſer finden, die für eine Zechine das Geſchäft übernehmen würden, alle grammatikaliſchen Fehler einer Roſſini'ſchen Partitur auszumerzen, in ganz Italien aber keinen zweiten Mann, der ſolch eine Partitur zu ſchreiben im Stande wäre. Leute, arm an Geiſt, machen ihm beim Leſen ſeiner Partituren einen andern Vorwurf: ſie ärgern ſich, daß er ſeine Ideen nicht beſſer benutze. Dies iſt der Vorwurf eines Geizigen, der einen reichen Herrn für einen Narren hält, weil dieſer einer ſchmucken Bauerdirne für einen Roſenſtrauß ein Goldſtück in den Schoos wirft. Es iſt nicht Jedermann gegeben, die Freuden des Leichtſinns zu begreifen.“

Vierzehn Tage nach der erſten Aufführung ſchrieb er einen Brief „all' illustrissima Signora Rossini,

madre del celebro maestro, in Pesaro“ [1]): Liebe, ſüße, ſchöne Mutter, wenn Du von Deinem Sohne dieſe Zeilen erhältſt, ſo mache Dich gefaßt, ihn gleich darauf an Dein Herz zu drücken. Ich eile dieſem Briefe nach, um früher, als Du glaubſt, mich in Deine Arme zu werfen und Dir unter tauſend Küſſen zu ſagen, wie lieb Dich hat — Dein Joachim.

Eine Stunde ſpäter lag der glückliche Sohn in den Armen ſeiner überglücklichen Mutter.

— Ach, mein Joachim, wie groß, wie ſchön und wie berühmt biſt Du geworden! Der ganze Kirchenſtaat ſingt Deine Lieder! O wie glücklich und beneidenswerth iſt eine Mutter, die ſolch einen Sohn hat!

— Verdient eine Mutter dieſes Glück, ſo biſt Du es! Du, Du biſt das einzige Weſen auf der ganzen Erde, das ich wahrhaft liebe, mehr liebe als mich ſelbſt. Mutter, Mutter, wie gut, wie ſchön biſt Du! Sieh', wärſt Du nicht meine Mutter, in Dich verliebte ich mich wahr und wahrhaftig, Dir bliebe

1) Dieſe Adreſſe iſt keine Anecdote, ſondern factiſche Wahrheit.

ich treu bis zum letzten Hauche meines Lebens. Alle andern Weiber betrachte ich nur als ein Spielzeug, das mich ein Weilchen amusirt; dann hab' ichs satt und werfe es bei Seite.

— Du machst viel Glück bei den Frauen ...

— Und weißt Du auch warum? Weil Alle wissen, daß mir an Keiner viel gelegen ist.

— Du bist ein kleiner Don Juan.

— Nein, Mutter, ich bin nur ein Feinschmecker, der sich vom Guten das Allerbeste aussucht. Mutter eines berühmten Sohnes, ich habe Hunger; hast Du etwas Gutes zum Schnabuliren?

— Maccaroni, lieber Sohn!

— Mein Leibgericht! Reizende Mutter, laß Dich umarmen, laß Dich küssen viel tausend, tausend Mal! Dann aber rasch die Maccaroni!

Die Freude des Wiedersehens wurde, einige Tage später, durch ein unangenehmes Ereigniß getrübt. Der junge Maestro, conscriptionspflichtig, erhielt den Auftrag, sich als Soldat zu stellen.

Die arme Mutter fiel in Ohnmacht.

— Sei unbesorgt, Mutter, sagte der Sohn, als sie sich vom ersten Schreck erholt hatte. Wir wollen

schon Mittel und Wege finden, uns davon loszumachen.

Drauf schrieb er an eine seiner alten Flammen in Mailand und zwar an jene, von der er wußte, daß sie mit dem Vicekönige von Italien, Eugen von Beauharnais, auf solchem Fuße stand, daß der Prinz ihr nichts verweigern durfte.

Bald darauf ließ der Vice-König den Minister des Innern rufen.

— Ertheilen Sie sofort den Befehl, daß Maestro Joachim Rossini, gegenwärtig in seiner Vaterstadt Pesaro, seiner Soldatenpflicht entledigt sein soll. Keiner von uns könnte es bei unsern Zeitgenossen und der Nachwelt verantworten, wenn wir einem so ausgezeichneten Talente die Muskete in die Hand geben und es der Gefahr aussetzen, einer feindlichen Kugel als Opfer zu fallen. Wir verlieren zwar einen Soldaten, erhalten uns aber einen Künstler, der seinem Vaterlande mehr Ehre macht, als mancher Haudegen, sprach Prinz Eugen, stimmte Tankred's erstes Recitativ: O patria! an und entließ seinen Minister.

Zehn Tage ſpäter kam der Befehl an, welcher den Maeſtro vom Militärdienſt befreite.

Die Freude der Mutter war unbeſchreiblich.

7.

Der Carneval von 1814 brachte den „Aureliano in Palmira“ und der Herbſt deſſelben Jahres den „Turco in Italia“, die zuerſt auf der Scala in Scene gingen, wovon jedoch nur die Letztere — ein köſtliches Seitenſtück zur „Italienerin in Algier“ — ungetheilten Beifall ſich errang. Der gefeierte Baſſiſt Galli, der kurz vorher aus Barcelona zurückgekehrt war, ſang den jungen Türken Selim, den ein Sturm nach Italien verſchlägt, wo er ſich in die erſte hübſche Frau, die ihm der galante Zufall in den Weg führt, in die gefallſüchtige Donna Fiorella-Feſta, dermaßen verliebt, daß nicht blos der einfältige Gemahl, Don Geronio-Paccini, ſondern auch ihr eitler Cicisbeo, der eingebildete Geck Don Narciſſo-David, auf den zudringlichen Türken kannibaliſch eiferſüchtig werden, was aber Donna Fiorella durchaus nicht abhält, den verliebten Gimpel immer tiefer in ihr Garn zu locken,

um ihren Gemahl zu foppen und ihren Liebhaber in Verzweiflung zu bringen. Paccini, der einen damals in ganz Mailand lächerlich gewordenen Hahnrei auffallend treu copirte, trug nicht wenig zum Erfolge dieſer Oper bei. Das Publikum lachte und ein lachendes Publikum iſt leicht zu befriedigen; es applaudirte aus allen Tonarten und ließ ſich während des reizendſchönen Duetts zwiſchen Selim und Fiorella: „Siete Turco, non voi credo“ zu ſolchem Beifallsſturme hinreißen, daß der Maeſtro, der am Klaviere dirigirte, vor lauter Danken und Verbeugen nicht zum Sitzen kam.

Roſſini hatte nun zwar ſchon Ruhm, aber leider noch lange nicht Geld genug, um — ein echter Vollblut-Epikuräer — ſorglos in den Tag hineinleben und ſich alle Genüſſe verſchaffen zu können, ohne nöthig zu haben, ſie einem Andern als ſich ſelbſt zu verdanken. Das Gefühl der Unabhängigkeit hatte für ihn ſo viel Anziehendes, daß ſchon damals der Wunſch in ihm aufkeimte, Geld, viel Geld zuſammenzuſcharren, um einſt, wenn ſein Stern im Verbleichen, mehr zu haben, als er verbrauchen kann.

Vor Allem aber war er Gourmand, Gourmand im feinern Sinne dieſes Wortes.

— Nach dem Nichtsthun, ſagte er einſt, giebt es, wenigſtens für mich, keine ſchönere Beſchäftigung, als eſſen, gut eſſen. Was Liebe für das Herz, iſt Appetit für den Magen; der Magen aber iſt der Kapellmeiſter, der das große Orcheſter unſerer Leidenſchaften zügelt und anſpornt; der leere Magen bläſ't das Fagott der Mißgunſt und die Pickelflöte des Neides; der geſättigte Magen ſchlägt den Triangel der Luſt und die Pauken der Freude; Liebe aber iſt die Primadonna, die oben auf der Bühne, im Gehirne, agirt und Töne anſchlägt, die das Ohr berauſchen und das Herz entzücken. Eſſen und Lieben, Singen und Verdauen ſind die vier Acte der komiſchen Oper, welche „Leben“ heißt und wie ein ſchnellfüßiger Champagnerrauſch vorüberhuſcht. Wer ſie ungenoſſen entfliehen läßt, iſt ein Narr!

Unſer Maeſtro aber war kein Narr: er aß gut, verdaute gut und ſang gut, und was das Lieben anlangte, ſo beſaß er auch darin eine bewundernswerthe Virtuoſität. Jeder Morgen brachte ihm ein neues Liebesbriefchen, jeder Abend ein neues Stelldichein.

— Die Weiber ſind ganz des Teufels, ſagte er eines Morgens, als er vor dem Spiegel ſtand und mit der Bürſte ſeinen jungen ſchwarzen Backenbart ſtrich.

In demſelben Augenblick trat der Briefbote ein. Er brachte ein ſüßduftendes Billet in franzöſiſcher Sprache folgenden Inhalts:

„Eine Dame, die aus Neapel nach Mailand gekommen iſt, um den Maeſtro kennen zu lernen, deſſen Lieder, wahre Weltumſegler, die ganze Erde umkreiſen, um nach allen Gegenden den Ruhm ihres Schöpfers hinzutragen, erwartet Sie heute Abend in der Scala, Parketloge Nummer 9, um Ihnen mündlich zu ſagen, was ſie ſelbſt dem verſchwiegenen Papiere nicht anzuvertrauen wagt.

Mélanie D....."

— Wieder eine Eroberung! triumphirte Roſſini und drehte ſich trällernd auf dem Abſatze ſeines Stiefels herum. Die ſchlauen Gvatöchter! Sie geben ſich den Anſchein, als ſeien ſie blos in mein Talent verliebt; aber mehr als in dies ſind ſie in meine reizende Perſon vernarrt. Welcher Teufel kann den Weibern das verdenken! Bin ich nicht der Sohn

meiner Mutter? Bin ich nicht ein bildschöner Kerl? rief er aus, sprang ans Klavier und sang die Cavatine des Don Geronio: „Vado in traccia d'una zingara" (ich suche ein Zigeunermädchen).

Gleich darauf besuchte ihn der Tenor David.

— Nun, Goliath, fragte der Maestro, was bringst Du Neues?

— Vorgestern ist hier eine reizendschöne Französin angekommen ...

— Eine Französin???

— Die ich gestern in der Scala gesehen, wo ihr Erscheinen eine solche Sensation erregte, daß Jeder wissen wollte, wer sie sei. Man fragte hin ... man fragte her ... Niemand kannte sie ... meine Neugier wuchs auf das Höchste ... endlich gerieth ich auf den glücklichen Einfall, Erkundigung über sie beim Logenschließer einzuziehen. Kennen Sie die Dame in der Parketloge Nummer 9? fragte ich und drückte ihm eine Zecchine in die Hand. Das Gold machte den Bären gesprächig. Diese Dame, sagte er, ist eine Französin. — Woher? — Aus Neapel. — Ihr Name? — Mélanie.

— Mélanie? wiederholte Roſſini, der ſeine Ueberraſchung nicht verhehlen konnte.

— Mélanie Dambrémont.

— Und hat er Dir auch ſagen können, wer und was ſie iſt?

— Der Logenſchließer kennt ſie von Neapel her. Madame Dambrémont iſt die Geliebte des franzöſiſchen Geſandten und ...

— Schön?

— Wie ein Engel! ſagte David, die Fingerſpitzen ſeiner Hand küſſend.

— Tant mieux! meinte Roſſini und ſtriegelte ſeinen Backenbart.

— Tant mieux? Glaubſt Du etwa, dieſe göttliche Franzöſin ſei nach Mailand gekommen ...

— Blos um mich kennen zu lernen ...

— Wirklich??? fragte der Tenoriſt mit ungläubigem Lächeln.

— Wenn Du mir nicht glauben willſt, ſo lies, ſprach der Maeſtro und reichte ihm das Billet, das er zehn Minuten vorher erhalten hatte.

David ließ den Brief, nachdem er ihn geleſen, auf die Erde fallen, ſchlug vor gerechtem Erſtaunen

die Hände über den Kopf zusammen und rief in höchster Extase:

— Welch unverschämtes Glück! O Weiber, Weiber!!!

— Siehst Du, Goliath, ich reiße mich nicht um sie; sie reißen sich um mich.

— Und wirst Du hingehen?

— Sagtest Du nicht, daß sie schön wie ein Engel sei?

— Ich möchte bersten vor Neid! Kommt dieses Götterweib seinetwegen von Neapel her!

— Angezogen von meinem Ruhme, will sie mir mündlich sagen, was sie selbst dem Papiere nicht anzuvertrauen wagt.

— Sie liebt Dich ...

— Kannst Du ihr das verübeln?

— Du bist ein eingebildeter Thor! rief der Sänger und rannte wüthend fort.

— Elender Neid, Dein Name ist David!

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Als die Stunde des Theaters schlug, lief der Orpheus von Pesaro mit aufgehißter Flagge, die

Bruſtſegel von ſüßen Ahnungen geſchwellt, in den Glückshafen der Scala ein. Im Bewußtſein ſeines Sieges ließ er ſich die Loge Nummer 9 öffnen, war aber nicht wenig beſtürzt, als er dieſelbe leer fand.

— Es iſt wohl noch zu früh! tröſtet ſich unſer Held. Damen ihrer Art wiſſen, daß es zum feinen Tone gehört, ſich dann erſt einzuſtellen, wann das Ballet ſchon lange angefangen hat.

Der erſte Act naht mehr und mehr ſeinem Ende. Meiſter Joachim ſcheint auf Stecknadeln zu ſitzen; jeden Augenblick rückt er hin und her und ſieht nach der Thür, durch die ſeine Unbekannte eintreten ſoll.

Erſt in dem Augenblick, als der Vorhang fällt, öffnet ſich der Eingang; aber ſtatt der ſehnſüchtig erwarteten Dame tritt der Logenſchließer ein, um Herrn Roſſini ein Billet zu überreichen, das Jemand ſoeben für ihn abgegeben hat. Joachim entſiegelt es und lieſt:

Angebeteter Maeſtro.

Madame Mélanie Dambrémont hat den Unterzeichneten beauftragt, Sie um Entſchuldigung zu bitten, daß ſie heute nicht erſcheinen kann und zwar aus folgenden Gründen:

erſtens: iſt ſie von Neapel noch gar nicht abgereiſt;

zweitens: wird ſie wohl nie nach Mailand kommen, weil ſie

drittens: gar nicht exiſtirt.

Genehmigen Sie, ausgezeichneter Maeſtro, die Verſicherung ungeheuchelter Hochachtung, womit der Unterzeichnete die Ehre hat zu ſein

Ihr

aufrichtiger Bewunderer

Primo Aprile.

— Der erſte April! ſchreit Roſſini, der plötzlich aus den Wolken fällt. Alſo nur gefoppt! O ich Dummkopf!

Wüthend verläßt er die Loge. Auf dem Corridor ſchallt ihm ein unbändiges Gelächter entgegen. David und Paccini, die zwei Verbündeten, welche den eitlen Maeſtro myſtificirt hatten, geberden ſich, als ob ſie vor Lachen eben zerſpringen wollen.

— Nun, großer Roſſini, Dio della musica, wie gefällt Dir der Spaß? fragte David.

— Du alſo, Goffo (Naſeweis), haſt es gewagt, mich in den April zu ſchicken?

— Die Idee, erwiderte Paccini, iſt von mir, die Ausführung aber gebührt meinem Freunde David.

— Spitzbuben! rief der Gefoppte, dem nun kein anderer Ausweg blieb, als bon-gré mal-gré mitzulachen.

8.

Seit dreimal vierundzwanzig Stunden befand ſich Roſſini im göttlichen Neapel.

Der Maeſtro, gewohnt, nie vor eilf Uhr aufzuſtehen, lag noch in ſeinem Bette, als er an der Thür ſeines Schlafzimmers ein höchſt beſcheidenes Klopfen vernahm. Zu bequem, um Herein zu rufen, nahm er keine Notiz davon. Das Klopfen wiederholte ſich; Joachim rührte ſich nicht; als aber zum dritten Male geklopft wurde, ſchlug an das Ohr des Harrenden ein ſo donnerndes „Herein!“ daß der Aermſte erſchreckt zuſammenfuhr und leichenblaß ins Zimmer trat.

— Habe ich die Ehre, den weltberühmten Maeſtro

Roſſini zu begrüßen? fragte der kleine, magere, äußerſt ſchüchterne Mann, ſich tief verneigend.

— Ich bin Roſſini. Was wünſchen Sie?

— Ich wünſche die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen ſagen zu dürfen, daß ich gekommen ſei, um Sie ...

— Vielleicht zu raſiren?

— Geſtatten Sie Ihrem ganz unterthänigſten Diener, Ihnen zu ſagen, daß er kein Barbier iſt.

— Zum Teufel, was iſt er denn?

— Ich nehme mir die Freiheit, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ich der Abbé Totola, Theaterdichter des Herrn Barbaja, bin.

— Ah, liebſter Abbé, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Allem Anſcheine nach bringen Sie mir ...

— Ein Textbuch, unterthänigſt aufzuwarten. Ich wage, die Hoffnung zu nähren, daß es Ihnen nicht ganz und gar mißfallen dürfte ...

— Der Titel?

— Elisabetta regina d'Inghilterra, opera seria.

— Bearbeitet?

— Nach einem franzöſiſchen Melodram.

— Gut, legen Sie's dort aufs Klavier.

— Sollte mein Libretto noch Manches zu wünſchen übrig laſſen, ſo liegt dies an der Eile, mit der ichs betreiben mußte. In zweimal vierundzwanzig Stunden, ſagte Herr Barbaja, muß der Text fir und fertig ſein. Ich habe die Nacht zu Hilfe nehmen müſſen, um dem Befehle des Directors pflichtſchuldigſt nachzukommen.

— Und wieviel erhalten Sie für Ihre Arbeit?

— Fünfzig, und, wenn Signor Barbaja bei guter Laune iſt, wohl auch ſechzig Francs.

— Und davon leben Sie?

— Dann und wann mache ich, im Auftrage eines reichen Anbeters, ein Gedicht auf irgend eine Geſang- oder Tanzkünſtlerin, für die er ſchwärmt...

— Und erhalten dafür?

— Blutwenig Honorar, aber deſto mehr Grobheiten, wenn die Zeitungen ſich weigern, daſſelbe aufzunehmen.

— Sagen Sie mir, Abbé, welche von allen Künſtlerinnen von San Carlo hat jetzt die meiſten Anbeter?

— Signora Colbrand. Als ſie zum erſten

Male die Gabriele di Vergy ſang, wurden bei mir an einem Tage zwei Oden, drei Canzonen, ſechs Terzinen und einundzwanzig, ſage einundzwanzig Sonette beſtellt. Die Zeit hat leider aufgehört, ſeufzte der arme Poet.

— Hat die Begeiſterung für Signora ſo ſehr nachgelaſſen?

— Das nicht; Signor Barbaja aber hat mich bald darauf rufen laſſen und mir geſagt: „Wenn Sie ſich noch ein Mal unterſtehen, im Auftrage verliebter Windbeutel meine Primadonna anzuſtanzen, ſo jage ich Sie fort.“ Seit jenem Augenblick habe ich neun Zehntel meiner Kunden verloren ...

— Armer Abbé! Barbaja iſt alſo ſehr eiferſüchtig?

— Wie ein Türke, erwiderte der Abbé, nachdem er ſich ängſtlich umgeſchaut, ob kein Dritter ihn belauſche.

In derſelben Secunde erſchien der Impreſario.

Der arme Totola entfärbte ſich dergeſtalt, daß er blaßgelb wie Parmeſankäſe wurde. Barbaja durchbohrte den Poeten und fragte:

— Moſchusthier, weshalb zitterſt Du?

— Ihr unterthänigſter Diener leidet ſeit einiger Zeit am Schwindel.

— Dann trage Deinen Schwindel ins Hoſpital und laſſe Dich dort kuriren.

— Haben Signor Barbaja mir ſonſt nichts aufzutragen?

— Nein, Zibetkatze!

— Dann erlaube ich mir, mich ganz unterthänigſt zu empfehlen, ſtammelte der Abbé und ſchritt, wie ein Krebs, rückwärts zur Thür hinaus.

— Iſt dieſes Moſchusthier nicht ganz gut dreſſirt? fragte der Sultan, mit dem kleinen Finger ſeiner Rechten in der Höhle ſeines großen Ohres herumbohrend.

— Beſſer als mancher Jagdhund.

— Aber nicht blos der Abbé, meine ganze Menagerie, vom erſten Tenoriſten bis zum letzten Lampenputzer, zittert vor mir.

— Auch die Colbrand?

— Sie allein macht eine Ausnahme. Als Sultanin meines Harems maßt ſie ſich dann und wann das Recht an, widerſpenſtig zu ſein. Bald will ſie dieſe, bald jene Partie nicht ſingen, weil die eine zu

hoch, die andere zu tief für ihre Stimme liegt. Macht ſie mir's zu bunt, dann drohe ich mit einer Sängerin, die ich mir aus Mailand oder Venedig verſchreibe; dann kriecht ſie zu Kreuze; dann wird ſie ſanft wie ein Lamm; dann thut ſie, was ich haben will. Das Weib, ſetzte Barbaja mit einem tragikomiſchen Seufzer hinzu, koſtet mich ein Heidengeld! Sie bekommt fünfundvierzigtauſend Francs Gage ...

— Und außerdem?

— Monatlich zweitauſend Francs Nadelgeld, die Geſchenke, die ich ihr machen muß, nicht mitgerechnet. Im vorigen Jahre hat ſie mich, Alles in Allem, gegen hunderttauſend Francs gekoſtet.

— Alſo viel geſpart ...

— Diamanten, aber kein Geld, denn das geht für den Putz drauf.

— Wie alt mag ſie ſein?

— Das Alter einer Sängerin, liebſter Junge, iſt ſchwer zu ergründen. So lang' ich ſie kenne, geht ſie ins vierundzwanzigſte; aber dreißig iſt ſie beſtimmt. Und dennoch hat ſie mehr Reiz für mich

als manche junge, unerfahrene Gans. Wie aber gefällt ſie Dir, Maeſtro?

— Soll ich die Wahrheit ſagen?

— Ich haſſe jeden Lügner.

— Nun denn, mir gefällt ſie gar nicht; ich liebe die blonden Weiber.

— Siehſt Du, das freut mich!

— Und warum?

— Weil ich nun nichts von Dir zu fürchten habe; denn ich bin, aufrichtig geſagt, etwas eiferſüchtiger Natur. Ich räume Dir, Maeſtro, meinen ganzen Hühnerhof ein; Du wirſt darin junge Puten von allen Farben finden; nimm Jede, die Dir gefällt, aber vergreife Dich an meiner Colbrand nicht, denn das ungeheure Geld, das ich dieſem unerſättlichen Moloch opfere, giebt mir ein Recht, zu verlangen, daß er außer mir keinen Zweiten liebe. Jedes Mitglied meiner Bühne, das ſich erdreiſtet, meine Geliebte zu lieben, wird — merke Dir das — ſofort entlaſſen. Doch jetzt zu etwas Anderm. Du haſt nun Deinen Text ... wann machſt Du Dich an die Arbeit?

— Sobald ich Luſt dazu verſpüre.

— Höre, Maeſtro, Du ſcheinſt nur ſelten Luſt zu verſpüren und weit lieber zu faullenzen, als zu arbeiten ...

— Arbeit, guter Freund, iſt mir verhaßt. Müſſiggehen iſt Wonne, iſt Seligkeit.

— Aber unſer Contract und die neue Oper, die Du mir verſprochen haſt ...

— Sei unbeſorgt, in längſtens acht Wochen ſoll ſie in Deinen Händen ſein; nun aber, guter Freund, nimm Deine Beine unter die Arme und mache, daß Du fortkommſt, denn ich habe, wie Du ſiehſt, noch nicht ausgeſchlafen.

— Faulpelz, es iſt ja bald Mittag!

— Gute Nacht, Grobian, ſagte Roſſini und legte ſich auf die andere Seite.

— Mit dem iſt nichts anzufangen, brummte Barbaja und entfernte ſich.

9.

Seitdem ſind drei volle Wochen verfloſſen.

Während Maeſtro Roſſini ſeine „Königin Eliſabeth“ componirt, wollen wir ihn ungeſtört ſeinem

Genius überlaſſen und uns nach der Villa reale verfügen.

Dort finden wir Francilla, das ſchönſte Blumenmädchen von ganz Neapel. Ihr dunkelblondes Haar reicht in zwei langen, mit rothen Bändern geſchmückten Flechten bis zum Knie herab. Auf ihrer fünfzehnjährigen Stirn thronen Unſchuld und Naivetät. In dem dunkelblauen Himmel ihres Auges funkelt ein Lichtſtrahl, milder als der Glanz des nachtverkündenden Heſperus. Ihr feingeſchnittener Mund iſt ein von Zephiren aufgeküßter Granatenkelch, umſpielt von einem unbeſchreiblich ſchönen Lächeln, das den ganzen Zauber kindlicher Heiterkeit aushaucht. Sie iſt Waiſe und trauert, denn vor vier Monaten hat ſie ihren Vater verloren, einen armen Mechanikus, welcher durch Automaten, mit denen er von einem Dorfe zum andern gezogen war, ſich mühſelig ſein Bischen Brot verdient hatte. — Eines Abends war er, auf dem Wege nach Puzzuoli, am Ausgang eines Waldes, von einem Rudel trunkener Banditen überfallen und ſeiner Automaten beraubt worden. — Laßt mir dieſe Puppen, hatte der Arme kniefällig gebeten, für Euch haben ſie keinen

Werth, für mich ſind ſie Alles. Zehn lange Jahre meines Lebens habe ich an dieſen Figuren gearbeitet und ſie von Tag zu Tag mehr lieb gewonnen; jetzt hänge ich an ihnen mit Leib und Seele und liebe ſie wie gute Schutzengel, denn ſeit vierzehn Jahren ernähren ſie mich und mein Kind. Nehmt Ihr uns dieſe Puppen, dann haben wir nichts mehr in der Welt und müſſen verhungern. — Die Räuber, ſeinem heißen Flehen kalten Hohn und frechen Spott entgegenſetzend, hatten ihn dergeſtalt gereizt, daß er, ein Einzelner gegen ſo Viele, ſich zur Wehr zu ſetzen gewagt. Mit dem Muth eines Löwen und der Wuth eines Tigers, dem man ſein Junges geraubt, hatte er ſeine Automaten vertheidigt bis zu dem Augenblick, wo der meuchelmörderiſche Dolchſtoß eines jener Schurken dem Kampfe ein Ziel geſetzt. — Erſt acht Tage ſpäter hatte Francilla den Tod ihres Vaters erfahren. Sie ſtand nun allein, verlaſſen von aller Welt.

Mit einem Blumenkorbe in der Hand ſehen wir das reizendſchöne Kind am Eingang des königlichen Schloßgartens, der, wie jener der Tuilerien, Mittags das freundliche Aſyl aller Bonnen und Kinder-

mädchen, Abends das Stelldichein der luſtwandelnden ſchönen Welt, und zu allen Stunden des Tages eine von Fremden vielbeſuchte Sehenswürdigkeit iſt.

Zehn Schritte von Francilla entfernt ſchlendern zwei Männer auf und ab. Die ganz eigenthümliche Form ihres ins Röthliche hinüberſpielenden Backenbarts, der Schnitt ihrer Beinkleider, die keine Sprungriemen haben, die beiden Daumen, die in den Aermellöchern ihrer Weſte ſtecken, verrathen gleich auf den erſten Blick zwei Söhne der großen, unverſchämten Goddam-Nation. Einer dieſer beiden Engländer drückt ſich ſein Lorgnon ins Auge, um das Blumenmädchen, deſſen Schönheit ihm ſogleich aufgefallen iſt, genauer betrachten zu können. Der Andere folgt dieſem Beiſpiel und beglasaugt das arme Kind, das ſchaamroth die Augen zur Erde niederſchlägt und nicht mehr emporzublicken wagt.

— Very beautiful! ſagt der Eine.

— Yes! der Andere.

— Augen blau wie Indigo!

— Lippen roth wie Cochenille!

— Herrliches Gebiß!

— Vielverſprechender Wuchs!

— Etwas mager ...

— Aber friſch!

— Die kleine Spinne gefällt mir ...

— Wollen fragen, wo ſie wohnt.

— Hübſche Camellien das! ſagt der Eine, der ſich dem Mädchen zuerſt genähert hat.

— Wie theuer? fragt der Andere, der hinzugetreten iſt.

— Drei Carlini, antwortet Francilla, ohne ihn anzuſehen.

— Sechs für einen Kuß, ſpricht der Erſte und erlaubt ſich, des Mädchens Wange zu kneifen.

In demſelben Nu ſtürzt ein junger Lazzarone, der in einiger Entfernung auf dem Sande gekauert und Alles mit angeſehen hat, wie ein Schakal auf den Engländer los.

— Das geht zu weit, ruft Torquato, den unſere Leſer bereits kennen, und verſetzt der Bruſt des Gentleman einen ſo gewaltigen Stoß, daß er rücklings in den Sand fällt.

— Goddam! ſchreit der Andere, drückt ſeinen Hut feſt ins Geſicht und nimmt die Stellung eines kampfbereiten Borers an.

— Nicht gemuckst! ruft der Lazzarone, erfaßt ihn rasch beim Beine und schleudert ihn gleichfalls in den Sand.

Dieses Stiergefecht im Kleinen hat im Nu einen Schwarm neugieriger Gaffer herbeigelockt, welche beim Anblick dieses ergötzlichen Schauspiels in lautes Jubelgeschrei ausbrechen.

Beide Engländer machen, nachdem sie sich von ihrer unerwartet schnellen Niederlage schwerfällig emporgerafft haben, ihrer possirlichen Wuth in einem brüllenden „Goddam!“ Luft und beschließen, sich nun mit vereinter Kraft auf den gemeinschaftlichen Feind zu werfen.

— Wer mir naht, ist ein Kind des Todes! droht der barfüßige Athlet. Neapolitaner! ruft er mit der ganzen Kraft seiner Stentorstimme; diese beiden Kerle da haben es gewagt, eine arme Waise, eine sittsame Jungfrau, der Keiner von Euch etwas Böses nachsagen kann, mit frecher Miene anzuglotzen und ihre reine Wange durch unkeusches Kneifen zu besudeln. So unverschämt kann nur ein Engländer sein! Neapolitaner, Lazzaroni, Brüder, sollen wir uns diese Kränkung gefallen lassen, weil diese Maulesel

da reich, wir aber arm ſind? Wenn ein Fremder uns beſchimpft, ſollen wir, Söhne Neapels, der ſchönſten Stadt der ganzen Welt, das ruhig mit anſehen und ſchweigen?

— Nein! nein! brüllt der ſchnell electriſirte Pöbel.

— Die Frechheit dieſer Fremden muß beſtraft werden. Sprecht, Kameraden, was ſoll geſchehen?

— Man werfe ſie in den Golf! ſchrillt eine Fiſtelſtimme.

— In den Golf! In den Golf! ſchreien Alle wie aus einer Kehle.

— Halt! halt! donnert ein Mann, der plötzlich dazwiſchentritt.

— Ah, Signor Taddeo! ruft Torquato, freudig überraſcht.

— Was geht hier vor? fragt Meiſter Joachim.

— Dieſe beiden Maſtbäume da haben meine kleine Francilla beleidigt.

— Und was wollt Ihr thun?

— Die langen Goddams ins Waſſer werfen!

— Seid Ihr Chriſten?

— Wir wohl, aber ſie nicht!

— Und wären ſie Heiden, wer von Euch hätte den Muth, das heilige Gaſtrecht zu verletzen?

— Corpo di Criſto, daran haben wir nicht gedacht.

— Seid großmüthig, Neapolitaner, laßt die Engländer laufen.

— Packt Euch! ſchrie der ganze Haufe.

— Goddam! murmelten die Söhne Albions zähneknirſchend in den Bart und verloren ſich alsbald.

Der Volkshaufe zertheilte ſich eben ſo ſchnell, als er zuſammengelaufen war.

— Komm, junger Freund, ſagte der Maeſtro, Torquato's Arm erfaſſend, zeige mir Dein Mädchen. Ich will ſie ſehen, um Dir ſagen zu können, ob Du einen guten oder ſchlechten Geſchmack haſt. Wo iſt Deine Francilla?

— Ach, Herr, dort ſteht ſie am Eingang des Gartens ...

— Führe mich hin zu ihr; ſag' ihr, ich ſei einer Deiner Freunde, der an Dir und Deinem Schickſale warmen Antheil nimmt.

— Ach, wüßtet Ihr, wie das Herz mir ſchlägt, wenn ich ſie anreden ſoll ...

— Sei kein Narr, lachte der Maeſtro und drängte ihn vorwärts.

— Schatz Gottes, begann der ſchüchterne Burſche, ſei nicht böſe, wenn ich mir erlaube, Dir einen meiner älteſten Freunde, den Signor Taddeo aus ...

— Papataci ...

— Aus Papataci vorzuſtellen. Er iſt ein ſehr reicher, vornehmer Herr, ein berühmter Thierarzt, der Dich kennen zu lernen wünſcht, um mir ſagen zu können, ob ich einen guten oder ſchlechten Geſchmack habe. Nun, Signor Dottore, iſt meine Francilla ſchön oder nicht?

— Junge, ſprach Meiſter Joachim, einen ſo verteufelt feinen Geſchmack hätt' ich Dir wahrlich nicht zugetraut. I ſo ſchlag' doch die Augen auf, Du ſchmuckes Kind! Brauchſt keine Furcht vor mir zu haben. Ich bin kein Bär ... ich beiße nicht.

— Beim heiligen Januarius, betheuerte der Lazzarone, der Dottore beißt nicht.

— Ich bin Torquato's Freund und meine es gut mit Euch!

— Ja, Francilla, der meint es gut mit uns; der da iſt kein unverſchämter Goddam; den darfſt Du anſehen.

Das Blumenmädchen ſchlug verſchämt ſeine groſſen, himmelblauen, freudeverklärten Augen auf und ſah unſern Maeſtro mit wahrhaft bezauberndem Lächeln an. Ah, ſo zu lächeln, vermag nur die Unſchuld!

— Sprich, Kornblumenäugelein, liebſt Du meinen Freund?

Francilla zupfte verlegen an ihrem Blumenkörbchen und wagte nicht zu antworten.

— Ach, lieber Herr, fragt ſie das doch noch ein Mal.

— Sieh' mich an, kleiner Engel, ſprach der Maeſtro, Francilla's Kinn erfaſſend und es ſanft in die Höhe drückend. Denke Dir, ich ſei Dein Vater, faſſe Herz und antworte mir auf meine Frage: Liebſt Du den jungen Burſchen da? Sieh', Kind, wenn Du ihn wirklich liebſt, ſo bin ich der Mann, der Euch helfen kann.

— Francilla! bat der arme Teufel in einem

Tone, der halb wie banges Flehen und halb wie freudig Hoffen klang.

— Torquato! ſchluchzte das Mädchen, das ihr Körbchen mit den Blumen fallen ließ und dem jungen Burſchen weinend um den Hals fiel.

— Die Antwort genügt. Ihr liebt Euch und... müßt Euch heirathen.

— Heirathen? Ach, guter Dottore, wo denkt Ihr hin? Wir ſind ja Beide noch tauſendmal ärmer als der fromme Lazarus!

— Ich, Kinder, ich helfe Euch!

— Aber wie und wodurch? fragte Meiſter Rieswurz.

— Das ſollſt Du ſpäter erfahren. Morgen um dieſe Zeit erwarte ich Dich im Hôtel des Signor Barbaja. Du wirſt doch kommen?

— Ihr wollt uns ja helfen!

— Verlaßt Euch drauf! Leb' wohl, ſchönes Kind! Auf Wiederſehen, junger Freund! ſagte der Maeſtro und ging.

Und Lazzarone und Blumenmädchen umarmten und küßten ſich und waren froh wie die Engel im Himmel.

10.

Am andern Morgen, mit dem Glockenſchlage Eilf, erſchien Meiſter Barfuß, mit einem Blumenſtrauße in der Hand, im Hôtel Barbaja.

— Wen ſuchſt Du? fragte der dickköpfige, pfauſtolze, bärbeißige Schweizer.

— Ich will zum Thierarzt.

— Biſt Du krank?

— Krank oder nicht, was geht das Euch an? Ich wünſche den Doctor Taddeo zu ſprechen.

— Den Doctor Taddeo? Aha! Ganz recht! Der wohnt im zweiten Stock.

Wer malt das Erſtaunen des Lazzarone! Wie riß er Maul und Augen auf, als er die prachtvollen Treppen erſtieg, als er die koſtbaren Teppiche, die herrlichen Blumen, die reizenden Statuen ſah. Letztere flößten ihm ſo vielen Reſpect ein, daß er unwillkürlich ſeine Mütze zog. Für einen armen Teufel, der ſolchen Aufwand nie geſehen, hat der Luxus ſo viel Imponirendes, daß es ihm Bruſt und Kehle zuſchnürt. Torquato wagte kaum zu

athmen. Wie ſchlug ihm das Herz, als er, im zweiten Stockwerk angekommen, der Reihe nach an fünf verſchloſſene Thüren anpochte und erſt bei der ſechſten ein ſchmetterndes „Herein“ vernahm.

— Grüß Dich Gott, altes Haus, rief der Maeſtro dem eintretenden Lazzarone entgegen. Was macht Francilla?

— Grüß' Deinen Freund, ſagte ſie zu mir, und gieb ihm dieſen Strauß.

— Ah wie galant! Gieb Deiner Kleinen einen Kuß und dieſen Dukaten!

— Den Kuß will ich ihr geben; das Geld aber darf ich nicht annehmen, ſonſt würde ſie böſe werden ...

— Vor allen Dingen, Meiſter Barfuß, will ich Dir eine gute Lehre geben. Wenn Dir Jemand etwas ſchenken will, ſo nimm es an. A tavola non bisogna aver vergogna, d. h. ein blöder Hund wird ſelten fett, ſprach der Maeſtro und ſteckte das Goldſtück wieder zu ſich. Doch nun zu etwas Anderm! Wie viel verdienſt Du Dir täglich?

— Selten viel, manchmal wenig und häufig gar nichts.

— Willſt Du Dein Glück nicht auf andere Weiſe verſuchen? Willſt Du mein Kammerdiener werden?

Der Lazzarone drehte verlegen ſeine Mütze hin und her und ſchien nachzudenken, ob er die Frage bejahen oder verneinen ſollte.

— Du fühlſt Dich wohl gar beleidigt?

— Das nicht, lieber Herr; doch überlege ich, ob ich dieſem Amte gewachſen bin. Seit meiner Jugend ans Müſſiggehen gewöhnt, wird mir das Arbeiten ſaurer als jedem Andern werden. Als Lazzarone bin ich ein freier Herr, der von Keinem abhängt. Wenn ich müde bin, kann ich mich in die Sonne legen und ſchlafen; hab' ich mir ein Paar Carlini verdient, kann ich mit meinen Kameraden alla mora ſpielen; Nachts kann ich unter dem Fenſter meiner Liebſten ruhen und Morgens, wenn ſie erwacht und ihre Jalouſien öffnet, ſie fragen: Wie haſt Du geſchlafen, mein Kind? Dem Allem muß ich entſagen, wenn ich Euer Diener bin. Glaubt ja nicht, lieber Herr, daß ich ſtolz oder hochmüthig ſei. Gern will ich Euch dienen, wann und wo ich kann; doch will ich Euch dienen als freier Mann, nicht als bezahlter Knecht. Wir Lazzaroni ſind blutarme Teufel, aber

mehr als alles Gold lieben wir unſere Unabhängigkeit, unſere Freiheit. Ach, Ihr wüßt nicht, wie ſchön es iſt, ſich ſagen zu können: Niemand auf der Welt hat Dir etwas zu befehlen; Du kannſt thun, was Du willſt!

— Und willſt Du ewig ein Lazzarone, ein Bruder Habenichts, ein Bettler bleiben?

— Ach, Signor Taddeo, gern möchte ich etwas Anderes werden.

— Und was denn zum Beiſpiel?

— Ein Künſtler, ein Schauſpieler oder, weit lieber noch, ein Sänger.

— Dazu aber, lieber Junge, muß man Talent und vor Allem eine hübſche Stimme haben.

— Die hab' ich, lieber Herr, erwiderte der Lazzarone verſchämt und ſchüchtern.

— Ei ſo ſing' mir doch was.

— Verſteht Ihr was davon?

— Glaubſt Du, daß Unſereiner, weil er Thierarzt iſt, nichts von der Muſik verſteht? Dort iſt ein Klavier. Du ſingſt, ich begleite Dich, ſagte der Maeſtro und ſetzte ſich ans Inſtrument.

— Ach, lieber Herr, was ſoll ich ſingen?

— Was Du willſt.

— Nun denn, Signor Taddeo, dann will ich Euch das Lied ſingen, welches meiner Francilla ſo gut gefällt, daß ich's jede Nacht beim Mondenſchein unter ihrem epheuumrankten Fenſterlein wiederholen muß. Das Lied iſt aus der Oper eines jungen Maeſtro, der in Mailand leben und Roſſini heißen ſoll.

— Laß hören das Lied.

— Languir per una bella! begann der Lazzarone mit zitternder Stimme.

Meiſter Joachim horchte mit geſpanntem Ohre und war nicht wenig überraſcht, eine der kräftigſten und keckſten Tenorſtimmen zu hören.

— Bravo, bravo, mein Junge! Du haſt eine prächtige Bruſt! Brülle nur zu! Genire Dich nicht! Du ſingſt ja wunderſchön!

Der arme Teufel, aufgemuntert durch das Lob des guten Thierarztes, ließ ſeiner Stimme freien Lauf und fing nun dergeſtalt zu brüllen an, daß die Fenſterſcheiben zitterten.

— Nur zu! Wenn auch ein Paar Töne überſchnappen, das ſchadet nichts, mein Junge. Ah, auch trillern kannſt Du? Braviſſimo, Meiſter David!

— — — — — — — — —

Die Arie war zu Ende. Der Lazzarone wiſchte ſich mit der Mütze den Angſtſchweis von der Stirn und fühlte ſich durch den Beifall ſeines Freundes bis in die Fußzehen geſchmeichelt.

— Höre, Junge, Dein Glück iſt gemacht! In Deiner Kehle liegt ein Schatz vergraben. Du mußt Sänger werden!

— Ihr treibt wohl nur Scherz mit mir?

— Nein, Burſche nein! Das, was ich Dir ſage, iſt völliger Ernſt. Du haſt eine herrliche Stimme und viel Anlage zum Singen. Ich, ich werde Dich ausbilden.

— Ihr? fragte Torquato mit komiſchem Staunen.

— Du zweifelſt daran, weil ich Hühneraugendoctor und Thierarzt bin. Wie aber, wenn ich Dir ſage, daß ich Dich nur gefoppt habe, daß ich ein Anderer bin?

— Als ich Euch ſpielen hörte, dachte ich mir gleich, der verſteht das! Ach, Eccellenza, wollt Ihr mir nicht ſagen, wer Ihr ſeid?

— Ich bin der Mann, der Dein Lied componirt hat.

— Ihr ſeid Roſſini? wiederholte der Barfuß mit unbeſchreiblicher Freude. Ach, lieber Herr, dann erlaubt, daß ich Euch umarme.

— Thu', was Du nicht laſſen kannſt.

— Ich habe den Maeſtro Roſſini umarmt! Wenn das mein Mädchen erfährt, ach, dann hat es mich gewiß noch einmal ſo lieb!

— Kennt mich Deine Francilla?

— Auch ſie ſingt Eure Lieder und ſagte erſt geſtern: ach, wär' ich doch einmal ſo glücklich, den Mann zu ſehen, der dieſe Lieder gemacht! Was würdeſt Du thun? fragte ich. Was ich thun würde? ſagte ſie. Ich würde ihm meine ſchönſten Blumen geben, und fragte er mich, was er mir ſchuldig ſei, würde ich ihm antworten: einen Kuß!

— Bei Gott, den ſoll ſie haben! Von morgen an beſuchſt Du mich täglich, ich will Dir Unterricht im Singen geben und nicht mehr Roſſini heißen, wenn ich nicht einen guten Sänger aus Dir mache.

— Juchhe! rief der Lazzarone und rannte, halb wahnſinnig vor Freude, zu ſeiner Francilla.

11.

Damals war Roſſini fleißiger als je.

Bis eilf Uhr lag er im Bette. Von Eilf bis Zwölf gab er dem „Meiſter Nieswurz“ Unterricht im Geſang und hatte ſeine Freude an den Fortſchritten des gelehrigen Schülers. Von Zwölf bis Eins fand man ihn auf dem Molo bei einem der erſten Delicateſſenhändler, um dort friſche Auſtern, oder was eben die Jahreszeit brachte, dem liebſten ſeiner Freunde — dem Magen — als zweites Frühſtück anzubieten. Von Eins bis Zwei beſuchte er Signora Colbrand, die ihm Anfangs etwas langweilig, bald aber von Tag zu Tag anziehender erſchien. Von Zwei bis Drei ſaß er unter dem mit exotiſchen Gewächſen ausgeſchmückten Zelte des ſchönſten Kaffeehauſes auf der Chiaja, um die Zeitungen zu durchfliegen, ein Paar Becher Gefrorenes zu ſchlürfen und dann und wann — mit David oder Garcia — eine Partie Domino oder Billard zu ſpielen. Von Drei bis Fünf flanirte er in den Straßen auf und ab, blieb oft eine eine Viertelſtunde vor dem Auslagkaſten

eines Bilderhändlers oder vor dem Schaufenſter einer Putzmacherin ſtehen, luſtwandelte im Schloßgarten und liebäugelte dort mit jeder Schürze. Von Fünf bis Sieben aß er an Barbaja's luculliſcher Tafel, beneidete die unmenſchliche Eßluſt ſeines Freundes und bemühte ſich, dem dicken Vorbilde beſtmöglichſt nachzueifern. Von Sieben bis Zehn trieb er ſich im Theater, auf der Bühne oder unter den Zuſchauern umher und kokettirte mit jeder Loge, in der er ein erträglich hübſches Geſicht erblickte. Nach Zehn beſuchte er eine ſeiner Eroberungen, bei der er bis um Mitternacht zu verweilen pflegte. Pfeifend und trällernd ſchlenderte er von dort nach Hauſe, um ſich in die Arme des Schlummers zu werfen, der nie lange auf ſich warten ließ.

Wo und wann aber, hören wir fragen, componirte er? Eigentlich nirgends und doch überall. Im Bette und auf der Straße, am Billard und beim Domino, umtanzten ihn die Melodien wie dichte Mückenſchwärme. Roſſini iſt einer jener Glücklichen, die einem Gedanken nicht keuchend nachzurennen brauchen, um ihn endlich beim Rockſchooße zu erwiſchen. Er läuft nicht den Melodien, die Melodien

laufen ihm nach. Große Schaaren umschwärmen ihn, treiben ihren tollen Scherz mit ihm, zupfen ihn bald da, bald dort und lassen sich gutwillig von ihm einfangen. Bisweilen hat er dann eine solche Fülle von Melodien, daß er nicht weiß, wo er sie unterbringen soll; dann läßt er sie fortfliegen, wie junge Lachtauben, die auf einen Wink ihres Herrn ungesäumt zu ihm zurückkehren.

Morgens, sobald er ausgeschlafen hat, greift er unter sein Kopfkissen und holt sein Libretto und ein Päckchen Notenblätter hervor. Einen Bleistift in der Hand schüttet er einen Strom von Melodien aufs Papier. Während er seine Chokolade leert, entführt ihm ein scharfer Luftzug, der durch die halbgeöffneten Gitterladen streift, das Notenblatt, worauf er in einem Nu ein Stück Arie oder Duett hingestreut hat. Zu bequem, um deßhalb sein Bett zu verlassen, nimmt er ein anderes Blatt, läßt das angefangene Stück auf der Erde liegen und fängt schnell ein neues an. Göttlicher Rossini! Es ist wahr: Du bist ein unerschöpflicher Springquell sonniger Töne. Deine Partituren sind Trüffeln in Musik eingelegt, Austern in Melodien aufgelöst. Neidenswerther Maestro!

Gleich in der erſten Zeit ſeiner Ankunft in Neapel war er mit Lady Eſther Monmouth, einer Nichte des engliſchen Geſandten, bekannt geworden. Dieſe wegen ihres unverſchämten Reichthums in großem Anſehen ſtehende Dame gehörte zur Klaſſe jener ziemlich alten Närrinnen, die für Alles ſchwärmen, was Kunſt heißt. Muſik und Malerei, Archäologie und Numismatik, Literatur und Poeſie waren ihre Steckenpferde. Außerdem galt Lady Eſther als eine der leidenſchaftlichſten Autographen-Sammlerinnen.

Lady Monmouth's Salon, der auf der Chiaja lag, war der Mittelpunkt aller Künſte und das Hauptquartier, in dem wöchentlich ein Mal, Mittwochs von acht bis zwölf Uhr Nachts, Jeder, der auf den Namen eines Künſtlers oder Gelehrten Anſpruch machen durfte, freien Zutritt hatte und der Dame des Hauſes ſehr willkommen war. Und da Milady einen „göttlichen Wein" und einen „himmliſchen Koch" hatte, fehlte es keiner ihrer Abendgeſellſchaften an Gäſten, die wirklich Künſtler waren oder ſich für ſolche ausgaben.

An einem jener Mittwoche, an dem auch der „Schwan von Peſaro" zugegen war, hatte Lady

Monmouth ihrem Zirkel den reichen Schatz ihrer Handſchriften-Sammlung, einen Carton nach dem andern, gezeigt und Manchen darunter, die für dieſe Liebhaberei von gleicher Neigung beſeelt waren, einen hohen Genuß, Vielen hingegen, die dieſer Manie keinen Geſchmack abgewinnen konnten, ſo viel Langeweile eingeflößt, daß ſie faſt verzweifeln wollten. Zu Letztern gehörte auch Maeſtro Roſſini.

— Wollen Sie mir glauben, meine Herren, begann Lady Eſther, daß dieſe Autographen-Sammlung mich bereits mehr als dreißigtauſend Pfund Sterling koſtet?

— Ein hübſches Sümmchen, meinte der Componiſt des Tankred.

— Dafür iſt aber auch meine Sammlung eine der vollſtändigſten; täglich bin ich ſo glücklich, neue koſtbare Erwerbungen zu machen. Erſt geſtern erſtand mein Bibliothekar auf einer Auction eine Handſchrift des großen Pergoleſe, die berühmte Arie „Per queste amare lagrime", der im Jahre 1732 für ſeine Oper „Salluſtia" und für die gefeierte Primadonna Facchinelli componirt hatte. Ich habe für

dieſe in meinen Augen unbezahlbare Reliquie ein wahres Spottgeld, armſelige zweihundertvierzig Scudi bezahlt.

— Das ſchöne Geld, ſeufzte Meiſter Joachim, im Innerſten empört über dieſen wahrhaft kindiſchen Mißbrauch ihres Reichthums.

— Sie finden das theuer? Ich nicht! In meinem Vaterlande zahlt man mir mit Freuden das Doppelte dafür; doch gebe ich ſolchen Schatz um keinen Preis der Erde weg. Mir fehlen nur zwei Handſchriften noch, dann iſt meine Sammlung italieniſcher Tondichter ziemlich vollſtändig ...

— Milady ſuchen noch ...

— Einen Giacomo Peri und einen Aleſſandro Stradella. Der Erſtere iſt, was wohl Jedem von Ihnen bekannt ſein wird, gleichſam als Schöpfer des lyriſchen Dramas zu betrachten. Seine „Dafne", welche 1597 am Hofe der Mediceer, und ſeine „Euridice", die drei Jahre ſpäter zur Vermählungsfeier der Prinzeſſin Maria von Medicis mit König Heinrich IV. von Frankreich, gleichfalls in Florenz zur Aufführung kamen, machten ſolches Aufſehen, daß man von ihnen den Anfang der italieniſchen

Oper datirt. Vom Zweiten erzählt mein berühmter Landsmann Dr. Charles Burney im vierten Bande ſeiner „Geſchichte der Muſik“ eine höchſt intereſſante Thatſache, die vielleicht nur Wenigen bekannt ſein dürfte. Stradella, einer der ausgezeichnetſten Componiſten und Violinſpieler des ſiebzehnten Jahrhunderts, von ganz Italien „Apollo della musica“ genannt, hatte ſich in Venedig in eine junge Dame verliebt, welche ihm heimlich nach Rom gefolgt war. Der Bräutigam, der das Gelübde gethan, dieſe Schmach durch Stradella's Tod zu rächen, eilt nach Rom, dringt in die Kirche, in der ſo eben — wie er erfahren hatte — des Künſtlers Oratorium „San Giovanni“ aufgeführt wird — um hier an gottgeweihter Stätte den ſcharfgeſchliffenen Dolch in ſeines Nebenbuhlers Herz zu ſtoßen; aber das heilige Rauſchen der Muſik und Stradella's entzückendes Geigenſpiel verwandeln deſſen glühende Rache in tiefe Rührung; der gezückte Dolch entſinkt ſeiner Hand; er verzeiht ſeinem Feinde und giebt ihm Geld, um mit der Geliebten zu entfliehen; der Vormund Hortenſien's aber, unerbittlicher als der großmüthige Bräutigam, dingt römiſche Banditen, die ihn in

Genua erreichen und nach der erſten Aufführung ſeiner mit beiſpielloſem Enthuſiasmus aufgenommenen Oper „La forza dell' amor paterno“ überfallen und ermorden.

— Herrlicher Stoff zu einer Oper! bemerkte ein junger Dichter.

— Schreiben Sie mir ſolch ein Libretto, ich componire es auf der Stelle [1]), ſagte Roſſini.

— Schaffen Sie mir eine Handſchrift jenes Stradella, rief Lady Eſther, und ich zahle Ihnen dafür, was Sie verlangen.

— Der Närrin kann geholfen werden, ſagte Roſſini zu ſich ſelbſt und machte ſich, um nicht daran zu vergeſſen, heimlich einen Knoten in ſein Schnupftuch.

Das wollen auch wir vorläufig thun.

---

1) Vor einigen Jahren hat ein deutſcher Komponiſt, Niedermeyer, dieſes Sujet in Muſik geſetzt und in der Pariſer Académie de musique zur Aufführung gebracht. Vor Kurzem hat auch ein Mecklenburger, Flotow, denſelben Stoff componirt.

12.

Es iſt vier Uhr Nachmittags und die Hitze ſo überwältigend groß, daß Alles, was nicht zu arbeiten braucht, Sieſta hält.

Wir bitten unſere Leſer, uns in die Wohnung der Signora Colbrand zu begleiten. Wir finden Herrn Barbaja bei ihr in einem zeltartig drapirten, ſchattigkühlen, mäuschenſtillen Gemache, das, ganz zum Ruhen geſchaffen, nicht mehr als zwei Möbel enthält: einen runden Tiſch und ein großes, höchſt bequemes Ruhebett. Auf dem Tiſche ſteht eine prachtvolle Vaſe mit Blumen, umgaukelt von bläulichem Sonnenlichte, das ſich neugierig durch die Zwiſchenräume der halbgeſchloſſenen Gitterfenſter hindurchgeſtohlen hat. In der einen Ecke des Sophas ſitzt der dicke „Sultan“ ſo ungenirt, als ob er hier bei ſich zu Hauſe wäre, ohne Rock, mit aufgeknöpfter Weſte und gelüftetem Halstuch, keuchend wie ein Kameel, das, ſchwerbeladen, einen weiten Weg zurückgelegt und ſich von der Ermüdung noch nicht erholt hat; in der andern Ecke lehnt ſeine Favorite,

nur halb angekleidet, den Kopf auf ein gestickte[s] Ohrkissen, den einen ihrer in [s]eidene Pantöffel-chen steckenden Füße auf den Teppich, den andern nachläſſig auf dem bereitwillig[en] Schoos ihres Freundes hingeſtreckt — eine Gruppe, die wir uns von dem galanten Pinſel eines Noël Maurin gemalt wünſchten, um ſie, eingerahmt, der heitern Gallerie unſeres Schlafzimmers einverleiben zu können.

— Uff! wie heiß, wie unerträglich heiß! ſtöhnte der halbaufgelöſte Impreſario. Ich ſchwitze wie ein Haſe am Bratſpieß und bin matt wie eine Fliege. Und Du, ſchwarzer Engel?

— Ich möchte ſchlafen, ſchlafen ...

— Höre, das verbitte ich mir! Schlafe, wenn ich gehe; aber ſo lang' ich bei Dir bin, will ich von Dir unterhalten ſein.

— Hab' ich Dich heut' nicht ſchon genug unterhalten?

— Uff! ſtöhnte der Sultan und wiſchte ſich mit dem Rücken der Hand den Schweis von der Stirn. Ach ja, fügte er nach kurzer Pauſe hinzu, nun aber laß uns noch ein wenig plaudern.

— Wovon? gähnte Signora.

— Wovon Du willſt. Sag' mir unter Anderm, wie gefällt Dir mein Freund Roſſini?

— Das frägſt Du jedesmal. Wie oft, Domenico, ſoll ich Dir ſagen, daß er mir gar nicht gefällt?

— Gar nicht? Uff! Woher kommt das?

— Der Maeſtro iſt ein eitler, eingebildeter Geck, dem auf der Stirn geſchrieben ſteht, daß er im albernen Wahne lebt, jedes weibliche Weſen müſſe ſich von ſeiner männlichen Schönheit hingeriſſen, bezaubert und entzückt fühlen.

— Der Kerl, ſag' ich Dir, macht bei manchen Weibern raſend viel Glück. Er ſingt ihnen am Klaviere ſeine Lieder vor, verdreht dabei die Augen wie ein abgeſtochenes Kalb und das gefällt dem verliebten Weibervolk.

— Mir mißfällt er.

— Das gereicht Deinem Geſchmack zu großer Ehre! Uff! Beſucht er Dich häufig?

— Leider faſt täglich.

— Und bleibt er lange bei Dir?

— Kaum eine halbe Stunde.

— Und was treibt er während der Zeit?

— Wir ſehen uns an und gähnen ein Duett. Dann frage ich ihn: Wie ſteht's mit Ihrer neuen Oper? Wie weit ſind Sie mit Ihrer Eliſabeth? Ich werde bald fertig mit ihr ſein, ſagt er immer, obgleich ich feſt überzeugt bin, daß er noch gar nicht angefangen hat.

— Das ſieht dem Faulthier ganz ähnlich. Er ſtiehlt dem lieben Gott die Zeit und mir das Geld. Seit zwei Monaten hat er zweitauſend Francs Gage und faſt ſchon eben ſo viel Vorſchuß von mir erhalten und was hat er dafür gethan? An meiner Tafel geſchwelgt und ... gefaullenzt. Sprich, Angélique, hat er Dir noch niemals eine Schmeichelei geſagt?

— Noch nie!

— So iſt es alſo wirklich wahr, daß er Dich nicht leiden kann. Als ich ihn geſtern halb im Scherze, halb im Ernſte ausforſchte, wie Du ihm gefalleſt, antwortete er mir ganz kurz und bündig: gar nicht! Und als ich ihn fragte, wie das möglich ſei, ſagte der Dummkopf: Du ſeiſt nicht mehr jung, habeſt einen allzubraunen Teint und eine allzudicke Naſe ...

— Ha, ha, ſagte er das wirklich?

— Er ſagte noch mehr: Du hätteſt ein ganz alltägliches Geſicht, das nur auf der Bühne, beim Lampenlichte, Effect macht. Bei Tage ſeiſt Du ſo alt und häßlich, daß er nicht begreife, wie Jemand ſo dumm ſein könne, ſich in Dich zu verlieben.

— Au, au, ſchrie ſie plötzlich halb lachend, halb weinend.

— Was iſt los?

— Mich beißt's! ſagte die Colbrand und kratzte ſich am Knöchel des Fußes, der auf ſeinem Schooße lag.

— Ein Floh! Warte, Kind, ich fange ihn! ſagte der Sultan, löſte das über dem Knie befindliche Strumpfband, zog den ſeidenen Strumpf bis zum Knöchel herab und ſuchte den „Nero des Unterrocks".

— Haſt Du ihn? fragte die Primadonna.

— Noch nicht! erwiderte der Impreſario, der das entblößte Bein von allen Seiten unterſuchte, um den Miſſethäter zu entdecken.

Doch in demſelben Augenblick klopfte es. Signora zog raſch ihr Bein zurück und rief Herein.

— Was bringſt Du? fragte ſie die Kammerzofe, die eingetreten war.

— Einen Brief, der eben angekommen iſt.

— Wie oft hab' ich Dir geſagt, daß ich, wenn Signor Barbaja mir Geſellſchaft leiſtet, unter keinem Vorwande geſtört ſein will. Gieb her den Wiſch!

Das Kammermädchen gab ihr den Brief und entfernte ſich. Signora erbrach das Siegel, warf einen Blick auf die Unterſchrift des Billets und ſteckte es dann mit einer Miene, in der ſich ein hoher Grad von Verlegenheit abzuſpiegeln ſchien, in ihren ſammetweichen Buſen.

— Was enthält dies Billet? fragte der verdachtſchöpfende Othello.

— Nichts, gar nichts, ſtammelte die Sängerin, bis zur Stirn erröthend.

— Lüge nicht, Colbrand! Du erröthſt nicht umſonſt. Her mit dem Billet!

Eine franzöſiſche Chronik erzählt, daß Ludwig XIII., einſt in einer ähnlichen Situation, ſeine Keuſchheit ſo weit getrieben habe, zu einer Kaminzange ſeine Zuflucht zu nehmen, um mit Hilfe derſelben ein geheimnißvolles Billet, das eine ſeiner Hofdamen, Fräulein von Hauteroche, in den Schnee

ihres Buſens verſenkt hatte, aus dem reizenden Verſteck hervorzuziehen. — Signor Barbaja war der Mann, der dazu keiner Zange bedurfte. Seine Hand griff plump hinein und ſah ſich, trotz des Widerſtandes der Colbrand, bald in den Beſitz des myſterieuſen Briefes, der ſeine Eiferſucht dergeſtalt entflammt hatte, daß er in dieſem Augenblick — vielleicht zum erſten Male in ſeinem langen Leben — aufrichtig bedauerte, die Kunſt des Leſens nur vom Hörenſagen zu kennen.

— Colbrand, ich frage Dich zum letzten Male, was ſteht in dieſem Briefe?

— Lies! erwiderte ſie mit lakoniſcher Ruhe.

— Du weißt, Colbrand, daß das Leſen ...

— Eine Deiner ſchwächſten Seiten iſt. Ich will mich Deiner erbarmen. Sieh', Alter, ich Aermſte habe hinter meinem Rücken wieder eine neue, äußerſt glänzende Eroberung gemacht. Ein verliebter Gimpel hat ſich, ohne meinen Willen, im Netze meiner Reize gefangen. Der Gimpel bittet mich, ihm ſeine goldenen Federn auszurupfen ...

— Und der Name dieſes elenden Gimpels?

— Marcheſe Silvio Tacconi lautet die Unterſchrift.

— Ich kenne nur einen Marquis dieſes Namens, einen Büchernarren, der über hunderttauſend Livres Renten beſaß, welche nicht hinreichten, ſeine Bücherwuth zu befriedigen. Er kaufte eine Unmaſſe von Büchern, ohne eines davon zu leſen. Als der Einfaltspinſel auf dieſe Weiſe ſein ungeheures Vermögen vergeudet hatte, gerieth er auf den unglückſeligen Einfall, falſche Banknoten zu machen; er wurde ertappt und — ſo viel mir bekannt iſt — gehängt. Der alſo kanns wohl nicht ſein.

— Vielleicht ein Anverwandter jenes Narren, aber ohne Zweifel ein eben ſo großartiger Verſchwender, als ſein Namensvetter. Höre, was er mir ſchreibt:

Signora.

Der Unterzeichnete hat das Glück gehabt, Sie geſtern Abend als Cora [1]) bewundern zu dürfen. Sein Entzücken hat den höchſten Gipfel erreicht. Seit lange liegt er mit ſich ſelbſt im Kampfe, ohne

1) In der Oper „Alonſo e Cora" von Simon Mayr.

einig werden zu können, ob er in Ihnen die große, unerreichbare Gesangskünstlerin — Italiens erste Philomele, die Königin von San Carlo — oder blos die unvergleichlich süße Frau — Spaniens hinreißendste Schönheit — anbetet. Seit dem Augenblick, wo er Sie, umstrahlt von dem Heiligenscheine Ihrer Kunst, als Cora gesehen und gehört, steht es unwiderruflich fest, daß er ohne Sie, zwiefach angebetete Signora, nicht länger leben mag, nicht länger leben kann. Der Unterzeichnete wagt nun im Gefühle seiner brennendheißen Liebe, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Da er das Unglück hat, verheirathet zu sein mit einer Frau, die er nicht liebt, kann er Ihnen nur sein Herz, nicht seine Hand anbieten. Mit tausend Freuden legt er Ihnen seinen ganzen Reichthum zu Füßen, wenn Sie sich — anbetenswürdiger Engel — aus der lichten Höhe Ihrer Himmel herablassen wollen, ihm vorläufig — bis zum Tode seiner Gattin — das zu sein, was Sie seit drei Jahren einem alten, häßlichen Geizhalse sind, der Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Ihr Talent nicht zu würdigen versteht. Der Unterzeichnete

läßt Ihnen drei Tage Friſt zu ruhiger und reiflicher Ueberlegung; am vierten Tage wird er ſich die Freiheit nehmen, perſönlich zu erſcheinen, um aus Ihrem Engelsmunde die Kunde ſeines Glücks, die Erfüllung ſeines liebſten Wunſches oder ſein Todesurtheil zu vernehmen. Geſtatten Sie, heißgeliebtes Weib, mich bis dahin nennen zu dürfen

Ihren

wärmſten Verehrer,

Marqueſe Silvio Tacconi.

— Der Kerl iſt ein Narr, ein Eſel, ein Krokodil! rief Barbaja, in der größten Wuth aufſpringend und ſich ſeine Weſte zuknöpfend.

— Signor Barbaja, was berechtigt Sie zu dieſem Glauben? fragte die Colbrand mit wohlberechneter Kälte.

— Wie kann der Schurke ſich unterſtehen, mich einen alten häßlichen Geizhals zu nennen?

— Du biſt ja nicht genannt ...

— Aber er meint doch keinen Andern als mich. Und kann ich denn noch mehr für Dich thun, als ich bisher für Dich gethan? Erhältſt Du nicht fünfundvierzigtauſend Francs Gage, vierundzwanzigtauſend

Francs Nadelgeld und Geſchenke, wie ſie ſelbſt der König ſeiner Floridia nicht macht?

— Wie oft muß ich anhören, was Sie für mich thun. Sie vergeſſen, Signor Barbaja, daß ich nur die Hand auszuſtrecken brauche, um mit jedem Finger einen Cavalier zu ködern, der mir — wie dieſer Marcheſe da — mit tauſend Freuden ſeinen ganzen Reichthum zu Füßen legen, ſich mir zu Liebe ruiniren würde. Damit Sie ſich überzeugen, kalter Egoiſt, daß Signora Colbrand großmüthiger iſt und Ihnen nicht aus Eigennutz, ſondern aus Neigung zugethan bleibt, vernichtet ſie vor Ihren Augen dieſen Wiſch.

— Und was wirſt Du ihm antworten?

— Nichts! erwiderte die Primadonna mit tragiſchem Pathos und zerriß das Billet in tauſend kleine Fetzen.

— Und wenn er kommt?

— Werde ich ihn nicht vorlaſſen.

— Höre, Colbrand, das hätte ich Dir, beim Unterrock der Mutter Gottes! wahrhaftig nicht zugetraut, ſagte der Sultan und drückte ſeine Favorite eben ſo plump als poſſirlich an ſein Herz. Für

dieſen neuen Beweis Deiner Anhänglichkeit ſollſt Du noch heute Gelegenheit erhalten, meine unerſchöpfliche Großmuth zu bewundern.

Dann zog er ſich ſeinen Rock an und ging. Signora machte hinter ſeinem Rücken eine Pantomime, die zu ſagen ſchien: Alter Spitzbube, Niemand weiß Dich beſſer zu kirren, als ich.

13.

Wir wollen nun auch einer Stunde des Unterrichts beiwohnen, den unſer liebenswürdiger Maeſtro Roſſini ſeinem barfüßigen Schüler ertheilt.

— Seit wann unterrichte ich Dich nun? fragte er ihn eines Morgens.

— Seit acht Wochen, lieber Herr.

— Und was haſt Du, fauler Schlingel, während dieſer Zeit gelernt?

— Ich kannte keine Note ...

— Und jetzt?

— Singe ich ſchon Alles vom Blatt.

— Ich bin mit Dir zufrieden, Meiſter Nieswurz,

ſagte Roſſini und fing, weil er den armen Teufel gern zu necken pflegte, bei Nennung dieſes Spitznamens herzhaft zu nieſen an. In einigen Tagen werde ich Dich dem Director der Oper vorſtellen, in deſſen Gegenwart Du Deine Prüfung ablegen ſollſt. Der Himmel ſei Dir gnädig, wenn Du mir Schande machſt. Beſtehſt Du aber, ſo werde ich Dich vorläufig im Chor anſtellen und dafür Sorge tragen, daß Du, wenn Du nicht faul biſt, bald weiter kommen ſollſt. Nun aber, Signor Ellebore — Corpo di Bacco, ich muß ſchon wieder nieſen! — nun aber iſt es hohe Zeit, daß Du den Lazzarone ganz bei Seite wirfſt und nicht mehr wie ein lüderlicher Kerl, ſondern wie ein anſtändiger Menſch einhergehſt ...

— Ach, Meiſter, wie fang' ich das an? fragte der treuherzige Burſche.

— Haſt Du außer dieſem koſtbaren Exemplar polizeiwidrig-ſchmutziger Sackleinwandhoſen, die Du beſtändig trägſt, vielleicht noch ein Paar Sonntagshoſen?

— Sonntagshoſen kenne ich nur dem Namen nach.

— Haſt Du Stiefel?

— Ich habe, ſo lange ich lebe, noch keinen Stiefel auf meinem Fuße gehabt.

— Auch keine Schuhe?

— Ein einziges Mal bekam ich von einem Mylord Goddam ein Paar Schuhe geſchenkt ...

— Und was haſt Du damit angefangen?

— Ich hab' ſie ins Waſſer geworfen, weil ſie mich gedrückt haben.

— Haſt Du einen Rock?

— Auch dieſes Kleidungsſtück kenne ich nur vom Sehen; ich ſelber habe mir niemals einen Rock gewünſcht.

— Und warum nicht?

— Weil ich mir einbilde, daß ſo ein Rock ſehr unbequem ſein muß.

— Sehr wahr! Auch ich liefe bei großer Hitze gern, wie Du, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln umher; aber wenn man Künſtler werden will, darf man nicht wie ein Lumpenkerl herumlaufen. Heute Abend wirſt Du unten in der Wohnung des Portier eine vollſtändige Garderobe finden; vergiß nicht, ſie von hier abzuholen. Morgen früh erwarte ich Dich in vollem Staate ...

— Muß ich denn auch Stiefel anziehen?

— Das verſteht ſich. Glaubſt Du, ich kann dem Impreſario einen Menſchen, welcher Choriſt werden will, als Barfuß vorſtellen? Statt der Mütze wirſt Du von Morgen an einen Hut tragen ...

— Einen Hut? wiederholte der Lazzarone tief betrübt.

— Einen Hut und zwar den weißen dort, den ich nicht mehr tragen will.

— Meine Kameraden, Meiſter, werden mich auslachen ...

— Du aber wirſt gehorchen oder bleiben, was Du biſt, ein Vagabund, ein Bettler, ein Tagedieb ...

Der arme Lazzarone fing wie ein Kind zu weinen an.

— Schwachkopf, warum heulſt Du?

— Weil ich von morgen an nicht mehr dieſe Mütze tragen ſoll. Und dieſe Mütze iſt doch ſo leicht und bequem, noch ſo neu und hübſch! Hunderte meiner Kameraden haben mich um ſie beneidet. Und bedenkt, Maeſtro, daß meine Francilla mir dieſe Mütze genäht, daß ſie ein Andenken von ihrer lieben

ſchönen Hand iſt, ſprach Ellebore, dem dabei die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen.

— Nun denn, ſo kannſt Du ſie Nachts tragen, wenn Dich Niemand ſieht.

— Dann bin ich zufrieden! ſagte Torquato, deſſen Geſicht ſich plötzlich aufgeheitert hatte.

— Jetzt aber trolle Dich! Uebe noch fleißig den Lauf ein, den ich Dir heute vorgeſungen, hole Dir Abends Deine Kleider und ſtelle Dich morgen pünktlich zur Prüfung ein.

Der Lazzarone ging und bald darauf verließ auch der Maeſtro ſeine Wohnung, um ſeinem Magen beim alten Delicateſſenhändler auf dem Molo neuen Vorſpann zu geben.

— — — — — — — — —

Gegen Abend, als es zu dunkeln begann, erſchien in der Loge des Schweizers Meiſter Nieswurz, um ſich ſeine neue Garderobe, die aus lauter alten Kleidungsſtücken ſeines Lehrers beſtand, pflichtſchuldigſt abzuholen.

— Ecco! ſagte der Portier, auf ein ziemlich großes Bündel weiſend, das im Winkel lag. Du findeſt darin drei neugewaſchene Vatermörder, ein

weißes, ein ſchwarzes und ein buntes Halstuch, zwei Weſten, einen herrlichen Hoſenträger mit Stahlſchnallen, drei Hemden, darunter auch ein gewaſchenes, ein Paar Winter- und zwei Paar Sommerhoſen, zwei Paar Stiefel, einen hellgrünen Rock, einen weißen Filz, vier Schnupftücher und drei Paar alte Handſchuhe, in Summa Summarum ſechsundzwanzig Stück, eine Garderobe, die ſelbſt dem heiligen Januarius, der ein großer Stutzer geweſen ſein ſoll, keine Schande machen würde. Der Maeſtro hat Dich wahrhaft fürſtlich ausgeſtattet. Gratulire von ganzem Herzen! In dem maigrünen Rock wirſt Du wie der heilige Pancratius ausſehen und auch der weiße Filzdeckel wird Dir nicht übel ſtehen, ſagte der Schweizer und fing dabei ſehr boshaft zu lachen an.

— Und warum lachſt Du? fragte Ellebera, das Bündel unter den Arm nehmend.

— Weil mir ſoeben der Popanz einfällt, den wir draußen auf unſerm Weinberge als Spatzenſchrecker hingeſtellt haben.

— Ich verſtehe! Du ſagteſt vorhin, ich würde im warmen Rocke wie der heilige Pancratius ausſehen.

Pancratius ist ein nobler Herr, und damit Du siehst, daß auch ich nicht schmutzig bin, so nimm dies Trinkgeld, sagte Meister Nieswurz, gab dem Schweizer ein K o p f st ü ck und rannte lachend zur Thür hinaus.

— Warte, Spitzbube! rief ihm der Dicke nach. Diese Ohrfeige ist Dir nicht geschenkt!

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Am andern Morgen, lange vor Sonnen-Aufgang, machte der Lazzarone unter Gottes freiem Himmel zum ersten Male in seinem Leben Toilette. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte er seine alten Lumpen abgestreift und einen neuen Menschen angezogen. Ein armer Teufel, der sein Lebelang niemals Rock und Stiefel getragen, weiß sich schwer hineinzufinden, zumal wenn sie Beide, wie's hier der Fall war, ein groß wenig zu eng sind. Die Stiefel, zu deren Anziehen er fast eine ganze Viertelstunde gebraucht, drückten ihn dergestalt, daß er ächzte und stöhnte, als hätte man seinem Fuße Daumschrauben angelegt, um ihm einen kleinen Vorgeschmack von den Qualen der Folter zu verschaffen. Der weiße Filz auf dem starkbehaarten Kopfe wackelte

hin und her; die ſteifen Vatermörder guckten aus dem Halstuche wie zwei große weißangeſtrichene Meilenzeiger hervor; die beiden Arme ſtanden vom Rumpfe ſo weit ab, daß ſie einen Halbkreis beſchrieben und beſtändig in ermüdender Schwebe hingen.

So angezogen, ein Bündel unterm Arme, das den Reſt ſeiner Garderobe enthielt, lief er, trotz der drückenden Stiefel, die ihm manches Ach und Oh erpreßten, nach der abgelegenſten Vorſtadt, nach Francilla's Wohnung. Dort angekommen, ſtellte er ſich unter ihr Fenſter hin und pfiff. Das Blumenmädchen kannte dies Signal, eilte ans Fenſter, öffnete und ſah hinab. Anfangs glaubte die Kleine einen wildfremden Menſchen vor ſich zu ſehen, als ſie ihn aber bald darauf erkannte, brach ſie in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß dem armen Nieswurz in ſeinem neuen Anzuge ganz angſt und bang wurde. Er ſelber kam ſich darin ſo ungeheuer lächerlich, ſo ungemein täppiſch und unbeholfen vor, daß er aus Haut und Rock hätte fahren und Hut und Stiefel hätte abwerfen mögen, um vor ſeinem Liebchen wieder als Lazzarone im vollen Staate ſeiner Lumpen dazuſtehen.

— Heilige Mutter Gottes, rief Francilla unter Lachen, wie ſiehſt Du aus? Iſt denn jetzt Carneval, daß Du als Maske herumlaufen willſt, damit Dich Niemand erkennen ſoll? Sprich, amico, was ſoll die Mummerei vorſtellen?

— Ach, Francilla, ſeufzte der arme Burſche, indem er einen unbeſchreiblich wehmüthigen Blick zuerſt auf ſein engelſchönes Mädchen und dann auf ſeine verteufelt knappen Stiefel warf; denke Dir meine Qual: in dieſem Anzuge ſoll ich nun alle Tage herumlaufen ... nicht mehr barfuß gehen ... nicht mehr die Mütze tragen, die Du mir zu meinem Namenstage geſchenkt ...

— Sprachſt Du nicht immer, ich bin mein freier Herr; Niemand hat mir was zu befehlen ...

— Jetzt, Francilla, muß ich gehorchen ...

— Und wem denn? fragte das Blumenmädchen.

— Meinem Maeſtro, dem guten Signor Roſſini, der Dich und mich ſo lieb hat, der für mich ſorgen und mich beim Theater anſtellen will, damit ich mir Geld verdienen und Dich heirathen kann.

— Der liebe, gute Herr! Ja, wenn der Dir

befohlen hat, Stiefel zu tragen, dann darfſt Du nie mehr barfuß gehen.

— Ach, Francilla, wenn Du wüßteſt ...

— Was denn, mein Lieber?

— Wenn Du wüßteſt, wie dieſe verdammten Stiefel mich drücken, Du würdeſt Mitleid haben und mir ſagen: Komm hinauf zu mir, Torquato, ruhe aus bei mir, ich will Dich tröſten ...

— Närriſcher Kauz, worüber ſoll ich Dich tröſten?

— Ueber die Stiefel, die mich drücken, und über die Mütze, die ich nicht mehr tragen ſoll. Darf ich hinaufkommen zu Dir?

— Nein, Liebſter, das ſchickt ſich nicht. Was würden die Nachbarn dazu ſagen, erführen ſie, daß ich Dir erlaubt habe, mich zu beſuchen. Die leichtſinnige Dirne, würden die böſen Mäuler ſchreien, da ſitzt ſie oben in der Kammer mit ihrem Schatze, ſtatt zum Gärtner zu laufen und friſche Blumen einzukaufen. Es iſt ſchon ſpät, mein Torquato, Francilla muß fort ...

— Was aber fange ich mit dieſem Bündel an?

— Was iſt denn drin? fragte das neugierige Kind.

— Die andere Hälfte der Garderobe, die mir Maeſtro Roſſini geſchenkt. Ich habe weder Dach noch Fach. Wo ſoll ich nun hin damit?

— Ich will Deine Sachen Dir aufheben, und ſo oft Du etwas brauchſt, kommſt Du zu mir und pfeifſt; dann werfe ich Dir ein Stück nach dem andern herab.

— Willſt Du das wirklich thun? fragte der arme Teufel hoch entzückt.

— Bin ich nicht Dein Schatz? Lieb' ich Dich nicht mehr als mich ſelbſt?

— Francilla, Engelskind, Himmelsblume! Corpo di Cristo, ich wäre das glücklichſte Geſchöpf, wenn mich die elenden Stiefel nicht drückten!

— Warte einen Augenblick, ſagte das ſchöne Kind, lief hinunter, nahm ihm das Bündel ab, gab ihm einen Kuß und zwei große Bouquets, hinzufügend: Das Eine für unſern Freund, das Andere für Dich, mein Schatz, und nun addio, addio, carissimo mio! Auf Wiederſehen heute Abend an der

Villa reale, ſprach ſie und eilte in ihr Kämmerlein zurück.

— Francilla iſt doch gar zu ſchön und gar zu gut, ſagte der arme Teufel und guckte noch lange, lange zu ihrem Fenſter hinauf.

Um zehn Uhr begab ſich unſer metamorphoſirter Freund, alle Hauptplätze, auf welchen ſeine Kameraden ſich aufzuhalten pflegen, ängſtlich vermeidend, nach der Toledoſtraße. Unterwegs, in einem abgelegenen, menſchenleeren Seitengäßchen, begegnete er zweien ſeiner Bekannten und wollte ihnen ausweichen; ſie aber blieben ſtehen, hielten ihn feſt, begafften ihn von allen Seiten und brachen dabei in ſolches Gelächter aus, daß dem Ausgelachten ganz ſchwül zu Muthe wurde.

— Sangue di Dio! ſagte der Eine dieſer Lazzaroni, Du ſiehſt ja noch ſpaßhafter als der Palmeſel aus, auf dem unſer Herr Heiland zu Jeruſalem in Prozeſſion herumgeführt worden iſt.

— Satanasso! fluchte der Andere. Iſt mir ſo was vorgekommen? Von der Ferne hielt ich Dich für einen Wachsklotz, den ein Schneider aus dem

Fenſterkaſten herausgejagt, weil er dort zu wenig Maulaffen angelockt hat.

— Ich kenne Euch! Aus Euch ſpricht der blaſſe, gelbe, grüne Neid, rief Elleboro beleidigt und rannte fort, ſo ſchnell, als die Daumſchrauben an den Füßen es ihm erlaubten.

Seine zerlumpten Kameraden blieben noch ein Weilchen ſtehen, ſahen ihm nach und lachten und machten Sprünge, als hätte die Tarantel ſie geſtochen.

— Der Lump, ſagte der Eine, hat entweder eine Terne gewonnen oder einen reichen Mylord beſtohlen, denn wie käme er ſonſt zu Rock und Stiefeln?

— Mir könnte Jemand hundert Scudi ſchenken, ſagte der Andere, ich möchte nicht ſo ausſehen, wie der da!

Gegen Eilf erreichte Meiſter Nieswurz, an Leib und Seele ſchwitzend, die Toledoſtraße.

Der Portier, der ſchon von Weitem ihn hinkend einhertraben ſah, hatte beim Anblick der beiden Blumenſträuße, wovon Elleboro den Einen in der Rechten, den Andern in der Linken trug, alſobald ſeinen

Racheplan ausgesonnen. Er lief in die Loge, nahm ein Blatt Papier, schrieb mit großen Buchstaben ein höchst anzügliches Wort darauf, steckte den Zettel zu sich und eilte hinaus, um den Ankommenden am Eingange des Hausthors zu empfangen.

— Guten Tag, Gevatter, begann der Schweizer, der, ganz wider Erwarten, freundlich wie ein Ohrwürmchen war; zwar hast Du mir gestern ein schlechtes Trinkgeld gegeben, doch darum keine Feindschaft zwischen uns. Ich verstehe einen Spaß und hab' Dich lieb. I Du siehst ja mein' Seel' ganz stattlich aus. Und die wunderschönen Blumensträuße! Aber höre, Gevatter, die mußt Du nicht so steif in den Händen tragen ...

— Ei wo soll ich sie denn hinstecken?

— Ins Knopfloch, Gevatter! Das sieht gar fein und vornehm aus und das liebt mein Herr, vor dem Du heute Probe singen sollst.

— Die beiden Sträuße sind aber viel zu groß und die Knopflöcher viel zu klein.

— Du mußt nicht alle Blumen in ein Knopfloch, sondern in jedes höchstens drei bis vier Blumen stecken. Warte, ich helfe Dir!

— Nun, wenn Du glaubſt, daß das fein und vornehm iſt und daß Dein Herr es gern ſieht, ſo hab' ich nichts dagegen.

Der Schweizer band die beiden Sträuße auf und ſteckte ſeinem „Gevatter" vier bis fünf Blumen in jedes Knopfloch.

— Das ſteht Dir allerliebſt; aber hinten auf dem Rücken, Gevatter, biſt Du ganz weiß. Warte, ich will Dich abbürſten, ſagte der verſchmitzte Kerl mit der treuherzigſten Miene, zog während des Bürſtens den bewußten Zettel aus der Taſche und heftete ihn mit einer Nadel dicht unter den Rockkragen an. So, nun wirſt Du dem gnädigen Herrn gewiß gefallen.

Mit bangem Herzen und peinlich drückenden Stiefeln erſtieg Meiſter Nieswurz die beiden Treppen. Bei ſeinem Eintreten ins Zimmer brach der Maeſtro in unbändiges Gelächter aus.

— Kerl, wer hat Dich ſo aufgeputzt?

— Unten der Schweizer. Er meinte, das ſähe fein und vornehm aus.

— Der Spitzbube! Klingle!

In dem Augenblick, als der Lazzarone Kehrt machte und dem Maeſtro die Hinterfronte zeigte, gewahrte Roſſini den Zettel und fing von Neuem furchtbar zu lachen an.

— Warum lacht Ihr Maeſtro? fragte Elleboro, die Blumen aus den Knopflöchern herausreißend.

— Auf dem Rücken hat Dir Jemand einen Zettel angeklebt ...

— Einen Zettel???

— Auf dem mit großen Buchſtaben „Aufgeputzter Pfingſtochſe“ ſteht.

— Das hat der Portier gethan. Warte, Schweizer, ich will Dir dafür einen Kuhreigen blaſen, daß Du an mich denken ſollſt.

— Pfui, Meiſter Rieswurz, wer wird ſo rachgierig ſein! Geſtern haſt Du dem Schweizer ein Kopfſtück gegeben, heute hat er Dich dafür gefoppt; Ihr ſeid nun quitt und haltet Frieden mit einander, ſonſt werde ich böſe; hörſt Du?

In demſelben Augenblick trat Barbaja ein.

— Iſt der Dein Schüler? fragte der Impreſario, welcher ſich des Lachens nicht erwehren konnte.

— Mach' Deine Verbeugung, Meiſter Rieswurz.

Der Lazzarone machte ein höchſt linkiſches Compliment.

— Der Kerl ſieht ja wie ein Heupferd aus!

— Signor Barbaja, ich erſuche Euch, von meinem Schüler mit mehr Achtung zu reden. Sogleich ſoll er Dir was vorſingen. Du wirſt eine Bruſtſtimme hören, wie es unter Tauſenden vielleicht keine zweite giebt.

— Na, lege los, commandirte der Sultan.

— Nun nimm Dich zuſammen, halte hübſch Tact und detonire nicht, ſagte der Maeſtro, ſetzte ſich an den Flügel, legte ein Notenblatt vor ſich hin und fing das Vorſpiel an.

Meiſter Rieswurz räuſperte ſich und begann Lindoro's Arie „Languir per una bella“ zu ſingen.

— Teufel, rief Roſſini gleich nach den erſten zehn Tacten, Du ſingſt ja heut' ſchlechter als je. Deine Stimme zittert!

— Ich glaube, der dumme Kerl fürchtet ſich vor mir, lachte der Impreſario.

— Ach nein, ach nein, winſelte der arme Teufel. So kann ich unmöglich ſingen ...

— Schlingel, was fehlt Dir denn?

— Ach, Maeſtro, meine Stiefel drücken mich.

Roſſini und Barbaja betrachteten ſein Piedeſtal und fingen furchtbar zu lachen an.

— Heupferd, rief der Director, Du haſt ja die Stiefel verkehrt angezogen!

— Verkehrt??? fragte Torquato mit allen Zeichen der größten Verwunderung.

— Du haſt den rechten Stiefel auf dem linken, und den linken Stiefel auf dem rechten Fuß.

— Alſo darum drücken mich die Beſtien? Ach, Maeſtro, erlaubt mir, die Stiefel auszuziehen, dann will ich ſingen, daß Ihr und der Dicke da gewiß mit mir zufrieden ſein ſollt.

— Meinetwegen, Rhinoceros, kannſt Du Dich ganz nackt ausziehen, ſagte Barbaja.

Meiſter Rieswurz zog erſt den Rock und dann die Stiefel aus.

— Nun, dicker Herr, paß auf, ſprach der Lazzarone, fing das Lied von vorn an und entfaltete die ganze Kraft, den ganzen Schmelz ſeiner Stimme und ſang ſo richtig, ſo ruhig, ſo ſicher und ſo ſchön, daß der Sultan ſeine langen Ohren ſpitzte und aufmerkſam zuhörte.

— Bravo, mein Heupferd, bravo, jetzt gefällſt Du mir!

Signor Elleboro, aufgemuntert durch den Beifall des Impreſario, bot alle Kräfte auf, um ſich und ſeinem Lehrer keine Schande zu machen. Und in der That ſang er bis zu Ende ſo rein und ſo ſchön, daß Roſſini zufrieden und Barbaja ſehr überraſcht war.

— Heupferd, von heute an biſt Du bei mir vorläufig als Choriſt engagirt. Hinten auf meinem Hofe iſt noch ein Zimmerchen frei, dort kannſt Du wohnen ...

— Und wieviel Gage zahlſt Du ihm? fragte der Maeſtro.

— Vorläufig monatlich vierundzwanzig Scudi.

— Und ſechs Scudi Taſchengeld, fügte Roſſini hinzu.

— Gut, ſagte Barbaja. Nun, Heupferd, ziehe Dir wieder Deine Stiefel an und laſſe Dir vom Portier Deine Wohnung zeigen.

Der zum Choriſten des San Carlo-Theaters emporgeſchnellte Lazzarone that, was ihm befohlen

war, und küßte, glücklich darüber, daß er ſein Examen überſtanden, und daß ſeine Stiefel ihn jetzt weit weniger als vorher drückten, dem Maeſtro die Hand, grüßte den Director und lief zum Schweizer hinunter.

— Nun, Freund Barbaja, was ſagſt Du zu meinem Schüler?

— Das Heupferd hat viel Talent. Aus dem wird was. Nun aber zu etwas Wichtigerem. Wann erhalte ich endlich meine „Königin Eliſabeth"?

— In längſtens vierzehn Tagen iſt ſie fertig.

— Bon! ſprach der Sultan, ſeelenvergnügt dem Maeſtro die Hand drückend. König Ferdinand hat mir heute Morgen friſche Auſtern aus dem Fuſaro geſchickt. Haſt Du Luſt, ſie zu koſten?

— Her damit! rief Meiſter Joachim, der ein ſo großer Freund von friſchen Auſtern war, daß er für ſie, wie Tamino um ſeine Pamina, durch Feuer und Waſſer lief.

Und gleich darauf frühſtückten beide Herren.

14.

Einige Tage ſpäter las man in der „Gazetta del regno delle due Sicilie“ folgende, aus auffallend großer Schrift geſetzte und mit Arabesken eingefaßte Anzeige:

„Zu verkaufen iſt eine Handſchrift des berühmten Tondichters Aleſſandro Stradella aus dem Jahre 1647. Das Nähere zu erfahren in der Expedition dieſer Zeitung.“

Als Lady Eſther Monmouth dieſe Anzeige las, ſaß ſie gerade mit zwei Landsleuten, den beiden Engländern, welche Meiſter Nieswurz an der Villa reale wie Wollſäcke in den Sand geſchleudert, weil ſie ſeine Francilla beleidigt hatten, bei einem eben ſo gemüthlichen, als appetitlichen Gabelfrühſtück.

— Halten Sie mich! rief die Dame urplötzlich ihrem Nachbar zur Rechten, dem Esquire Barnabas Littleblount, zu. Halten Sie mich, Freund, ich falle in Ohnmacht!

— Was iſt Ihnen zugeſtoßen? fragte ihr Nachbar zur Linken, der ſehr ehrenwerthe Baronet Habakuk

Millbury, der, in Ermangelung eines Riechfläſchchens mit engliſchem Salze, der Lady eine Büchſe mit ſpaniſchem Pfeffer unter die ariſtokratiſche Naſe hielt.

— Sind Sie toll, Sir Habakuk? ſchrie Lady Eſther, die ſchnell wieder zu ſich gekommen war.

— Mein Mittel ſcheint geholfen zu haben, meinte der Baronet.

— Wie befinden ſich Milady? fragte der Esquire, ruhig weiter kauend.

— Ich befinde mich wohl, ganz wohl; es war nur ein augenblicklicher Schwindel. Heute, meine Herren, iſt der glückliche Tag, an dem einer meiner ſehnlichſten Wünſche endlich in Erfüllung gehen ſoll ...

— Ich begreife noch immer nicht, ſagte der Baronet ...

— Sogleich ſollen Sie den Grund meiner freudigen Ueberraſchung erfahren. So eben las ich in dieſer Zeitung die Anzeige, daß eine Handſchrift des berühmten Stradella, eine der wenigen, die meiner großen Sammlung bis jetzt noch fehlen, zu verkaufen iſt.

— Wo? Wo? fragten beide Herren.

— Das Nähere iſt in der Expedition dieſer Zeitung zu erfahren. Begreifen Sie nun?

— Was?

— Daß der Augenblick gekommen iſt, mir den Beweis zu liefern, wer von Ihnen den wärmſten Antheil an meinem Glücke nimmt. Gentlemen, wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen, ſo machen Sie ſich augenblicklich auf den Weg.

— Wohin? fragten die ſcharfſinnigen Cavaliere.

— In die Zeitungs-Expedition, Gentlemen, um je eher je lieber zu erfahren, wo die Handſchrift zu verkaufen iſt.

— Laufen Sie hin, ſagte Einer zum Andern.

— Eilen Sie, eilen Sie, meine Freunde! Bedenken Sie, daß jeder Augenblick Verzug mir dieſen koſtbaren Fund entführen kann.

— Und wann wir erfahren haben, wo die Handſchrift zu haben iſt, was dann? fragte der Baronet.

— Dann eilen Sie zum Verkäufer und kaufen ſie.

— Um welchen Preis?

— Um jeden, den er verlangt.

— Schön, ſagten beide Herren, leerten ihre Gläſer, ſuchten ihre Hüte und ſchritten „ſehr pomadig“ zur Thür hinaus.

Lady Monmouth ſchwebte unterdeſſen in ſo großer Aufregung, daß ſie ein Glas Sherry mehr als gewöhnlich trank, um ihren großbritanniſchen Nerven neue Spannkraft zu verleihen.

Erſt nach anderthalb Stunden kehrten beide Gentlemen mit der Nachricht zurück, daß die angezeigte Handſchrift ... bereits verkauft ſei.

— Halten Sie mich, ſchrie Milady und ſank zum zweiten Male ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück.

Diesmal hielt der ehrenwerthe Baronet Habakuk in Ermangelung des engliſchen Salzes ihr eine Büchſe mit franzöſiſchem Senf unter die Naſe. Auch dieſes Mittel verfehlte ſeine Wirkung nicht, denn Milady kam gleich wieder zu ſich.

— Alſo verkauft, rief ſie aus, wirklich verkauft? Und haben Sie nicht gefragt, an wen?

— An den Tenoriſten David, antwortete Esquire Barnabas.

— Und haben Sie erfahren, wieviel dieſer Menſch dafür bezahlt hat?

— Dreihundertneununddreißig Scudi!

— Ein Lumpengeld! Eilen Sie ſofort zu David, bieten Sie ihm vierhundert, bieten Sie ihm fünfhundert, bieten Sie ihm, wenn's ſein muß, das Doppelte der Kaufſumme. Gentlemen, laſſen Sie alle Minen Ihrer parlamentariſchen Beredſamkeit ſpringen: bieten Sie Ihren ganzen Witz und Scharfſinn auf, ihn zu bewegen, mir ſeinen Stradella abzutreten, und kehren Sie nicht eher zurück, als bis es Ihnen gelungen iſt, mir dieſen Schatz zu erobern. Hier mein Portefeuille, Gentlemen, Sie finden darin zweitauſend Pfund Sterling. Verfügen Sie über dieſe Bagatelle ganz nach Ihrem eigenen Ermeſſen: aber ſchaffen Sie mir die Handſchrift ...

— Wollen ſehen, ſagten Beide und verfügten ſich von Milady geraden Weges zum Sänger David, deſſen Wohnung in der Strada di Fosca ihnen zufällig bekannt war.

Zum Glück war er noch nicht ausgegangen.

— Womit kann ich dienen, Mylords? fragte der Tenor mit aufgewickelten Locken.

— Wir kommen im Auftrag der Lady Eſther Monmouth, ſagte Esquire Barnabas.

— Nichte des engliſchen Geſandten, ergänzte Baronet Habakuk.

— Um Sie zu fragen ...

— Ob Sie geneigt wären ...

— Die Handſchrift des Stradella ...

— Die Sie vor einer Stunde an ſich gebracht ...

— An uns abzutreten.

— Mylords, erwiderte das dreigeſtrichene C im rothſeidenen Schlafrock, es thut mir Leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie ſich umſonſt zu mir bemüht ... ich habe jenes höchſt ſeltene Autograph allerdings erſtanden, aber nicht für mich ſelbſt, ſondern für einen meiner Freunde ...

— Und der Name dieſes Freundes?

— Der Baſſiſt Galli ...

— Und deſſen Wohnung?

— Strada di Forcella, Nummer 14.

— Thank you, Sir, ſagten beide Gentlemen und begaben ſich vom Tenoriſten David zum Baſſiſten Galli.

Glücklicherweiſe fanden ſie auch Dieſen zu Hauſe;

er saß am Klaviere und probirte eben seine erste Arie aus der „Italienerin in Algier".

— Verzeihung, wenn wir stören, sagte der Esquire.

— Was wünschen Sie? fragte das tiefe D.

— Wir kommen soeben von Ihrem sehr ehrenwerthen Freunde David ...

— Der uns die Mittheilung gemacht ...

— Daß er für Sie ...

— Eine Handschrift des berühmten Stradella erstanden.

— Ganz recht. Wünschen Sie dieselbe zu sehen?

— Nicht allein zu sehen, sondern auch ...

— Zu kaufen, ergänzte der Baronet.

— Ich bedaure, Ihnen erklären zu müssen, daß ich diese Seltenheit nicht verkaufe ...

— Auch dann nicht, wenn wir Ihnen fünfhundert Pfund dafür bezahlen?

— Auch dann nicht, Mylords!

— Wie aber, wenn wir uns bereit erklären, das Doppelte der Kaufsumme ...

— Auch dann nicht, wiederholte der Bassist, der die Miene eines Beleidigten annahm.

— Iſt vielleicht eine runde Summe von tauſend Pfund im Stande, fragte der Baronet, Sie unſerer Bitte geneigter zu machen?

— Erlauben Sie mir, Mylords, eine Frage. Wollen Sie dieſe Handſchrift für ſich kaufen?

— No, Sir, erwiderte der Esquire. Wir für unſern Theil zahlen nicht tauſend Grani für den Wiſch; wir unterhandeln nur im Auftrage der Lady Eſther Monmuth ...

— Der Richte des engliſchen Geſandten, ſupplirte Baronet Millbury.

— Ah, Mylords, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Einer Dame, wie Lady Monmouth, einer ſo großherzigen Beſchützerin aller Künſte, läßt ſich eine Bitte ſchwerer abſchlagen, als jeder Andern. Milady hat ſich während ihres Aufenthaltes in Neapel ſo gerechte Anſprüche auf die Dankbarkeit jedes Künſtlers erworben, daß es mehr als ein Frevel, daß es ein Verbrechen wäre, wollte ich, ihr gegenüber, keine Ausnahme machen.

— Sie wollen alſo? fragten die ehrenwerthen Unterhändler.

— Ich will dem Beſitze dieſes unbezahlbaren

Schatzes entsagen, will mich von ihm trennen, losreißen, um der edlen Dame, der erhabenen Beschützerin aller Künste, einen schwachen Beweis meiner innigsten Verehrung zu geben. Hier ist die Handschrift ...

— Und wieviel begehren Sie dafür?

— Nicht mehr als die tausend Pfund, die Sie mir bereits zugestanden haben.

— Yes! sagte der Baronet etwas betreten, holte aus seiner Brusttasche Milady's Portefeuille hervor und zählte zehn Banknoten, jede zu hundert Pf. St., die er zuvor ans Licht hielt, um sich zu überzeugen, ob er nicht etwa zwei statt einer ergriffen, langsam und bedächtig auf den Flügel hin.

Galli nahm das Geld, der Baronet die Handschrift und der Esquire die Quittung, die der Sänger unaufgefordert über den Empfang der tausend Pfund ausgestellt hatte, worauf beide Gentlemen auffallend kühl sich empfahlen.

— — — — — — — — —

Lady Esther, die sich das lange Ausbleiben ihrer beiden Bevollmächtigten durch nichts zu erklären vermochte, lief in ihrem Zimmer unruhig auf und ab

und zählte die Minuten der trägen Zeit, in der jede Stunde ihr als eine ins Quadrat erhobene Ewigkeit erſchien. Jede Art von Erwartung, ſelbſt die allerfreudigſte, iſt eine Folter. Wohl Jedem, der nichts erwartet!

— — — — — — — — —

Endlich, gegen vier Uhr Nachmittags, ſah Lady Eſther, die ſehnſüchtig auf dem Balkone ſtand, ihre beiden Geſchäftsträger mit der Schnelligkeit einer Schildkröte auf ihre Wohnung zuſegeln. Milady winkte mit ihrem Taſchentuche, um dieſe verwünſchten Schnellläufer, die jeden Augenblick Halt machten, um ſich — Gott weiß was — zu erzählen, zu größerer Eile anſpornen. Die Gentlemen aber hielten dieſes Zuwinken für einen freundlichen Gruß und ließen ſich dadurch nicht aus dem Takte bringen. Milady war der Verzweiflung nahe.

Endlich öffnet ſich die Thür. Lady Eſther ſtürzt ihnen entgegen.

— Nun? fragte ſie mit einem Tone, in dem ſich die ganze Größe ihrer Erwartung kundgab.

— Finden Sie nicht, Mylady, begann der

Esquire Littleblount, daß es heute noch viel ſchwüler als geſtern iſt?

— Wir haben achtundzwanzig Grad im Schatten, fügte der Baronet hinzu, während er ſich mit ſeinem Foulard etwas Kühlung zufächelte.

— Aber Ihr Auftrag, Ihr Auftrag? fragte Milady aufs Höchſte geſpannt.

— Iſt beſorgt! ſagte der maulfaule Baronet.

— Hat David eingewilligt?

— Nein!

— So iſt die Handſchrift alſo für mich verloren?

— Nein!

— Sie ſpannen mich auf die Folter.

— David hatte ſie bereits an Galli verkauft ...

— Und Galli?

— Hat ſich nach vielem Zureden bewegen laſſen, Ihnen den „unbezahlbaren Schatz" — wie er den Wiſch zu nennen geruht — abzutreten. Hier die Handſchrift, ſagte der Baronet.

— Und hier die Quittung über tauſend Pfund, die der Schurke dafür verlangt hat, fügte der Esquire hinzu.

Lady Monmouth ergriff den Autograph und ließ

freudeſtrahlend ihr Auge darauf ruhen; dann ſchob ſie ihn in ihren Buſen und ſagte mit unbeſchreiblicher Freude:

— Gentlemen, umarmen Sie eine Glückliche!

Es blieb ihnen nichts Anderes übrig.

15.

Am nächſtfolgenden Mittwoch empfing Lady Monmouth in ihrem Salon eine ungemein zahlreiche Geſellſchaft, darunter die Crême der engliſchen Ariſtokratie und die Blüthe der italieniſchen Künſtlerwelt. Auch Roſſini fehlte nicht.

Lady Eſther zeigte an dieſem Abende zum erſten Male ihre große Portraits-Sammlung, die nach den Künſten in Legionen und nach den Epochen in Cohorten eingetheilt war. Das meiſte Intereſſe erregte die Legion der Tondichter, geordnet nach fünfzehn Epochen, die wir, weil ſie unſerm Leſer eine gedrängte Ueberſicht von der Geſchichte der Muſik verſchaffen, flüchtig durchlaufen wollen.

Die erſte Epoche, das eilfte Jahrhundert um-

faſſend, enthielt unter Andern das Portrait des Benedictinermönchs Guido von Arezzo, des Erfinders der Solmiſation, des muſikaliſchen Alphabets: ut, re, mi, fa, sol, la, si [1]).

Die zweite Epoche, das zwölfte Jahrhundert, enthielt die Bildniſſe einiger gelehrten Mönche, die in die Fuſtapfen des groſsen Benedictiners traten, im Ganzen aber nichts Weſentliches geleiſtet haben.

Die dritte Epoche umfaſste das dreizehnte Jahrhundert, deſſen Koryphäen Franco de Colonia, Hieronymus de Moravia (zwei Deutſche) und Adam de la Hale (ein Franzoſe) waren.

Die vierte Epoche von 1300—1380 zeigte

---

1) Anfangsſylben eines damals ſehr bekannten Liedes, in welchem die Sänger den heiligen Johannes wider die Heiſerkeit anriefen.

Ut queant laxis — Resonare fibris
Mira gestorum — Famuli tuorum
Solve polluti — Labii reatum
Sancte Johannes.

Dieſes ut—re—mi—fa—sol—la—si iſt bekanntlich unſer c—d—e—f—g—a—h, deſſen ſich faſt alle Nationen bedienen. Der Curioſität und des Contraſtes halber wollen wir die Tonleiter der Chineſen hier anführen; ſie lautet: ce; y; pien-kung; kung; scang; kio; pien-ce.

Marchetto di Padua und Jean de Meurs; dem Erſten verdanken wir einen ſehr wichtigen Tractat, den Abt Gerbert in den dritten Theil ſeiner „Scriptores de musica“ aufgenommen; der Zweite, Doctor der Sorbonne zu Paris, iſt Verfaſſer der „Summa Magistri“, gleichfalls im dritten Theile des obengenannten Sammelwerkes.

Die fünfte Epoche von 1380—1450 enthielt blos den Matador dieſes Zeitraums, Guillaume Dufay, aus Chimay im Hennegau, den Urahn aller Contrapunktiſten.

Die ſechſte Epoche von 1450—1480; an der Spitze Johannes Ockeghem, das Haupt der niederländiſchen Schule; Johannes Tinctor, Guilielmus Guarnerius und Bernard Hycaërt, für die König Ferdinand I. von Neapel einen Lehrſtuhl der Muſik gegründet hatte.

Die ſiebente Epoche von 1480—1520; Josquin de Pres, den Sixtus IV. an die Spitze der päpſtlichen Kapelle geſetzt; Pierre de la Rue, Eleazar Genet und Ottavio Petrucci, den Erfinder des Notendrucks.

Die achte Epoche von 1520—1560: Hadrian

Willaert, der Glanz der niederländiſchen Schule, der Erſte, der für ſechs und ſieben Stimmen geſchrieben; Claude Goudimel, Gründer der erſten Muſikſchule zu Rom und Lehrer Paleſtrina's.

Die neunte Epoche von 1560—1600: Giovanni Pierluigi da Paleſtrina, der Anfangspunkt der italieniſchen Schule, der Schöpfer der „Improperia", welche, zum erſten Male am Charfreitag des Jahres 1560 aufgeführt, ſeit jener Zeit alljährlich an demſelben Tage von der päbſtlichen Kapelle wiederholt wird, und der berühmten ſechsſtimmigen Meſſe, die er 1567 dem Könige Philipp II. von Spanien dedicirt hatte; Orlandus Laſſus, der Endpunkt des niederländiſchen Muſikflors; Giovanni Maria und Bernardino Nanini; Ruggiero Giovanelli; Giovanni Gaſſoldi, ein ausgezeichneter Canzonen- und Balladen-Componiſt; Orazio Vecchi, ein berühmter Motettendichter, der eine Einladung nach Prag an den Hof Kaiſers Rudolph erhalten hatte.

Die zehnte Epoche von 1600—1640, in welche Zeit der Urſprung der dramatiſchen Muſik, der Oper fällt, umfaßte Gregorio Allegri, den Componiſten

Allegri, den Componiſten des berühmten „Miſerere“, das noch jetzt alljährlich während der Charwoche in der Peterskirche aufgeführt wird [1]); Giulio Caccini, der 1594 das erſte Schäferſpiel „Daphne“; Giacomo Peri, der ſechs Jahre ſpäter die erſte Oper „Euridice“ ſchrieb; Claudio Monteverde, der Mozart jener Epoche, der vier Opern hinterließ [2]).

Die eilfte Epoche von 1640—1680: Giacomo Cariſſimi, der das Recitativ organiſirt, Marcantonio Ceſti, der die Arie ausgebildet, und Francesco Cavalli, der von 1639—1666 gegen vierzig Opern componirt hat; Giambattiſta Rovetta, eben ſo bedeutend als Kirchen-, wie als Opern-Componiſt; Pietro Andrea Ziani, einer der größten Theoretiker ſeiner Zeit, und Carlo Pallavicino, einer der erſten Sterne der venetianiſchen Schule, der über zwanzig Opern geſchrieben hat.

Die zwölfte Epoche von 1680—1720: Aleſſandro

---

1) Das Mittheilen dieſes Muſikſtücks durch Abſchriften war früher bei Strafe des Banns verboten. Mozart war der Erſte, der es nach zweimaligem Hören in Noten geſetzt hat.

2) Orfeo, Proserpina rapita, Arianna und Adone.

Scarlatti, der Reformator des Contrapunkts, der gegen vierhundert Motetten, Messen, Oratorien und neun Opern componirt hat; Antonio Lotti; Francesco Conti, dem Italien die erste komische Oper „Don Quichotte“ verdankt; Francesco Gasparini, Schüler des gefeierten Violinvirtuosen Corelli; Antonio Caldara, Lehrmeister Kaiser Karls VI. In Frankreich Jean Baptiste Lully, der Christoph Columbus der französischen Oper[1]); André Campra und Galibert de Campistron. In Deutschland Reinhard Keyser, der über hundert Opern geschrieben, von denen sich aber keine einzige erhalten hat, und Johann Mattheson, ein Hamburger, gleichberühmt als musikalischer Schriftsteller, Componist, Sänger und Klavier-Virtuose.

Die dreizehnte Epoche von 1720—1760: Nicolo Porpora, der „Patriarch der Melodie“, der über fünfzig Opern geschrieben, von denen seine „Iphigenia

1) Lully war ein so komischer Kauz, daß Molière ihn oftmals aufgefordert, Eh bien, Lulli, fais nous rier! Der Componist der „Armida“ war nebenbei auch einer der größten Säufer.

in Aulide“ die Runde durch alle Bühnen der Welt gemacht; Baldaſſare Galuppi und Giambattiſta Pescetti, zwei der berühmteſten Schüler Antonio Lotti's; Leonardo Leo; Domenico Sarro; Giuſeppe Scarlatti, ein Enkel des obengenannten Aleſſandro; Leonardo da Vinci[1]) — nicht zu verwechſeln mit dem unſterblichen Maler dieſes Namens; Giambattiſta Pergoleſe, Schöpfer des famoſen „Stabat mater“ und des „Salve Regina“, auch als Opern-Componiſt durch ſeine „Serva Padrone“ berühmt; Egidio Duni, in Deutſchland vor allen andern Opern durch ſein „Milchmädchen“ bekannt und beliebt; Francesco Feo[2]); Nicolo Jomelli, Italiens Gluck, und Nicolo Piccini, Schöpfer der opera buffa. In Frankreich: Jean Philippe Rameau, der „Newton der

1) Vergiftet durch eine Taſſe Chocolade, weil er ſich der Gunſtbezeugung einer vornehmen Römerin gerühmt, die, dadurch gekränkt, ihren Bruder aufgeſtachelt hatte, der Rächer ihrer Schmach zu werden.

2) Schrieb unter Andern „Arsace“, eine Oper, aus welcher Gluck den Anfang der Ouverture zu ſeiner „Iphigenia in Tauride“ entlehnt haben ſoll.

Harmonie“ [1]) und Pierre Montan Berton. In Deutſchland: Georg Friedrich Händel [2]); Karl Heinrich Graun [3]); Gottfried Heinrich Stölzel und Georg Philipp Telemann, einer der größten muſikaliſchen Vielſchreiber [4]).

---

1) Rameau, ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts, hatte noch in ſeinen alten Tagen eine junge Maitreſſe, die wegen ihrer Ausſchweifungen berüchtigte Tänzerin Miré. In Bezug auf dieſes Verhältniß ſetzte man ihm eine Grabſchrift, die aus folgenden ſechs Noten beſtand:

la mi re la mi la (La Miré l'a mis-là).

2) Händel hat 23 Oratorien componirt, worunter die „Auferſtehung“, „Eſther“ und „Athalia“, „Iſrael“ und „Saul“, vor Allem aber ſein „Meſſias“ die berühmteſten ſind; viele derſelben hat er in drei bis vier Wochen geſchrieben.

3) Sein großartigſtes Werk iſt die Paſſionsmuſik „der Tod Jeſu“, eine Muſik, für welche reiche Leute Legate ausgeſetzt haben, damit ſie alljährlich am Charfreitage in irgend einer Kirche aufgeführt werde und auf dieſe Weiſe, zum Troſte frommer Seelen, nie in Vergeſſenheit gerathe.

4) Teleman hat zwölf vollſtändige Jahrgänge Kirchenmuſik, 44 Paſſionsmuſiken, 20 Jubel-, Krönungs- und Einweihungs-Muſiken, 14 Hochzeits- und 12 Trauer-Muſiken, große Oratorien (darunter den „Tod Jeſu“ von Ramler und das „befreite Jeruſalem“ von Zachariae), mehr als 40 Opern

Die vierzehnte Epoche von 1760—1780: Francesco Majo; Carlo Monza; Salvadore Perillo; Andrea Lucchesi; Gaëtano Pugnani[1]); Pietro Guglielmi, der mehr als zweihundert Werke hinterlaſſen; Giuſeppe Sarti[2]); Tomaſo Trajetta, deſſen Meiſterwerk „Antigone" Heinſe

---

(aufgeführt in Hamburg, Baireuth und Eiſenach), über 300 Ouverturen und eine Unzahl von Geſang- und Inſtrumentalpiecen geſchrieben. Er pflegte zu ſagen: Ein geſcheiter Componiſt müſſe Alles, ſelbſt den Theerzettel, in Muſik ſetzen können. Das erinnert uns an einen neuern Componiſten, C. F. Zoellner, der ſogar einen Speiſezettel componirt und damit mehr Ruhm eingeerntet hat, als mancher unſerer modernen Amphione mit mancher ihrer dickleibigen, melodiemagern Opern-Partituren.

1) Pugnani, der erſte Violiniſt ſeiner Zeit, Lehrer des berühmten Virtuoſen Viotti, hatte unter andern eine Cantate „Werther" componirt, die er am Caſſeler Hofe mit ſolchem Eifer dirigirte, daß er dabei den Rock ausziehen mußte. Bei der Stelle, wo er Werther's Tod durch Tonmalerei zu ſchildern verſucht hatte, ſchoß er ganz unerwartet, zum großen Schreck aller Zuhörer, eine ſcharfgeladene Piſtole ab.

2) Von der Kaiſerin Katharina II. nach Petersburg eingeladen, componirte er zur Feier der Einnahme von Oczakow ein Te deum mit obligatem Kanonendonner, der von den im Schloßhofe aufgeſtellten Geſchützen an den vorgeſchriebenen Stellen taktmäßig einfallen mußte.

in ſeiner „Hildegard von Hohenthal“ ausführlich beurtheilt hat; Pasquale Anfoſſi. In Frankreich: Pierre Alexandre Monſigny[1]); André Danican Philidor, auch als Schachſpiel-Virtuoſe berühmt, und François Joſeph Goſſec[2]). In Deutſchland: Chriſtoph Gluck[3]); Adolph Haſſe; Joſeph Schuſter; Florian Gaßmann, Salieri's Lehrer; Georg Benda; Johann Amadeus Naumann und Johann Adam Hiller[4]).

1) Am 22. September 1798, am Neujahrstage der Revolution, wurde auf dem Pariſer Marsfelde von Herolden der Republik Monſigny's Name, neben denen Cherubini's und Leſueur's, ausgerufen, als Anerkennung der Verdienſte, die ſich dieſes Triumvirat um die vaterländiſche Muſik erworben.

2) Componirte unter andern auch die bekannte Revolutionshymne „à la Divinité“, die in allen Kirchen Frankreichs abgeſungen wurde, als Robespierre den lieben Gott wieder in ſeine alten Rechte eingeſetzt hatte.

3) Der Koloß der deutſch-franzöſiſchen Schule. Und dennoch wagte Händel von Gluck zu behaupten: der Kerl verſteht nicht mehr vom Contrapunkte als mein Koch (!!!).

4) Für die „Jagd“, eine ſeiner beſten Opern, erhielt er vom Leipziger Theater nicht mehr als 50 Thaler. Hiller war ein ſo großer Hypochonder, daß erſt bei der achtzehnten Wiederholung der „Jagd“ ſein Arzt ihn bewegen konnte, der Aufführung ſeiner Oper beizuwohnen.

Die fünfzehnte Epoche von 1780 — 1810, das goldene Zeitalter der Opernmuſik: Antonio Salieri [1]); Antonio Maria Sacchini [2]); Domenico Cimarosa [3]); Giovanni Paiſiello [4]); Ferdinando Paër [5]); Vincenzo Righini [6]); Ri-

1) Salieri war vielleicht der einzige Componiſt, der niemals Wein getrunken hat. Waſſer war ſein Lieblingsgetränk.

2) Während ſeines zehnjährigen Aufenthalts in England erhielt er jährlich achtzehnhundert Pf. St. Gehalt und hatte nach Ablauf dieſer Zeit trotzdem ſo viel Schulden, daß er deßhalb nach Frankreich floh. In Paris erhielt er für jede neue Oper zehntauſend Livres und kam doch niemals aus ſeinen Schulden heraus.

3) Grétry, von Napoleon befragt, welcher Unterſchied zwiſchen Mozart und Cimarosa ſei, erwiderte: Cimarosa ſetzt die Statue (den Geſang) auf die Bühne und das Piedeſtal (die Inſtrumentation) ins Orcheſter, während Mozart, umgekehrt, die Statue ins Orcheſter und das Piedeſtal auf die Bühne verſetzt.

4) Napoleons Lieblingscomponiſt, der gegen 150 Opern geſchrieben hat. Bei ſeinem Leichenbegängniſſe wurde ein von ihm ſelbſt componirtes Requiem abgeſungen und in allen Theatern Neapels ſeine Oper „Nina“ aufgeführt.

5) Seine „Camilla“, die er 1799 für Wien, ſein „Sargino“, den er 1803 für Dresden und ſeine „Agnese“, die er 1811 für Parma geſchrieben hat, ſind drei der ſchönſten Juwelen im Diademe ſeiner Opern.

6) Von ſeinen Opern hat ſich nur ſein „Enea nel Lazio“ — 1792 für Berlin componirt — auf dem Repertoir erhalten.

colo Zingarelli [1]); Luigi Cherubini [2]); Gaſparo Spontini [3]). Frankreich: André Modeſte Grétry [4]); Henri Montan Berton [5]); Etienne

1) Die Muſikgelehrten ſind noch immer uneinig unter ſich, ob die Melodie der öſterreichiſchen Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiſer" von Haydn oder Zingarelli iſt. — Zingarelli war der Lehrer Vincenzo Bellini's geweſen. Als Roſſini's Stern Zingarelli's Ruhm verdunkelt hatte, ſagte er zu ſeinem ſcheidenden Schüler: „Geh' hin, mein Sohn, und räche Deinen Lehrer."

2) Eine einzige ſeiner Opern, „der Waſſerträger" (les deux journées), iſt hinreichend, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Von Freunden aufgefordert, dieſe Oper dem großen Haydn zu widmen, antwortete Cherubini: Noch nie habe ich etwas geſchrieben, was eines ſolchen Meiſters würdig wäre.

3) Seine „Veſtale", welche 1807 den großen Preis von zehntauſend Francs gewonnen und bald darauf die Reiſe um die Welt gemacht, iſt der Kaiſerin Joſephine gewidmet.

4) Eine ſeiner berühmteſten Opern iſt „Richard Coeur de Lion". Blondel's herrliche Romanze „O Richard, o mon roi!" war das Bundes- und Erkennungslied der franzöſiſchen Legitimiſten, welche Ludwig XVI. aus den Feſſeln der Conſtitution zu befreien gehofft. Als Kaiſer Napoleon, auf Rußlands Eisfeldern geſchlagen, ſeinen Rückzug hatte antreten müſſen, ſtimmte die alte Garde, um ihm und ſich neuen Muth einzuflößen, Grétry's Lied an:

„Où peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille!"

5) In Deutſchland vorzugsweiſe durch ſeine „Aline, Königin von Golkonda" beliebt.

Henri Méhul [1]); Nicolas Dalayrac [2]); Charles Simon Catel [3]); Nicolo Isouard [4]); Jean François Lesueur [5]); Adrian Boieldieu [6]). In Deutschland Wolfgang Amadeus Mozart, der Stolz Deutschlands; Joseph Haydn, der Schöpfer der Symphonie [7]); Johann Friedrich Reichardt;

---

1) Wer von unſern Leſern kennt und liebt nicht ſein lyriſches Drama „Joſeph und ſeine Brüder"? Méhul iſt außerdem auch der Componiſt des franzöſiſchen Volksliedes „le chant du départ", ein Lied, das Napoleons Armeen von den Tuilerien bis zum Kreml fortgepflanzt haben.

2) In Deutſchland iſt von allen ſeinen Opern blos „Adolph und Clara" bekannt geworden.

3) Begründer einer neuen Harmonielehre, die aber wenig Anklang gefunden hat.

4) Sein „Cendrillon" (Aſchenbrödel) wurde 1810 in Paris mehr als hundert Mal hintereinander aufgeführt. Nicht minder gefiel ſein „Joconde".

5) Sein Hauptwerk „les Bardes" hatte dem Kaiſer Napoleon dergeſtalt gefallen, daß er ihm dafür eine goldene Doſe mit der Inſchrift geſchenkt: „Der Kaiſer der Franzoſen dem Componiſten der Barden."

6) Boieldieu bildet den Uebergang von der alten zur neuen Schule Frankreichs. Die Grenzſteine dieſer beiden Epochen ſind deſſen „Jean de Paris", der 1812, und deſſen „Dame blanche", welche 1825 zur Aufführung gekommen iſt.

7) Vater Haydn hat nach dem von ihm am 4. December 1803 eigenhändig aufgeſetzten Cataloge Folgendes componirt:

Friedrich Adam Hiller; Friedrich Heinrich Himmel [1]); Peter Winter [2]); Joseph Weigl [3]) und Wenzel Müller [4]).

— Hätte ich, ſagte ein junger Maler, die Heroen der Tonkunſt mit den Heroen der Malerei zu ver-

---

118 Symphonien, 125 Divertimente für Bariton, Alt und Violine, 6 Duos für Bariton, 12 Sonaten für Bariton und Violoncell; 17 Notturni, 20 Divertimenti für verſchiedene Inſtrumente, 3 Märſche, 21 Trios für zwei Violinen, Alt und Baß, 3 Trios für zwei Flöten und ein Violoncell; 4 Sonaten für Violine, 3 Violinconcerte, 3 Violoncellconcerte, 3 Concerte für Klavier und 6 für andere Inſtrumente, 15 Meſſen, 4 Offertorien, 83 Quarteite, 66 Klavier-Sonaten, 42 Duette und Lieder, 40 Canons, 13 drei- und vierſtimmige Geſänge, 5 große Oratorien (worunter die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten"), 14 italieniſche Opern (darunter „Armida"), 366 ſchottiſche Original-Romanzen und mehr bis 400 Menuets und Walzer. Haydn iſt der Lope de Vega der Muſik.

1) Von allen Opern dieſes Meiſters hat ſeine „Fanchon" (1802) das meiſte Aufſehen und wahrhaft Epoche gemacht.

2) Der Componiſt des „unterbrochenen Opferfeſtes" war unter Anderm auch durch ſein muſikaliſches Gedächtniß berühmt. Er kannte eine Unzahl von Partituren, faſt Takt für Takt, auswendig und pflegte, wenn er hier und da Reminiscenzen gehört, zu ſagen: das iſt aus dieſer, das aus jener Oper geſtohlen.

3) Seine „Schweizerfamilie" (1807 zuerſt in Wien aufgeführt) iſt in der ganzen Welt bekannt und beliebt.

4) Deutſchlands Paiſiello. Seine „Schweſtern von Prag" und ſein „neues Sonntagskind" ſind claſſiſche Volksopern.

gleichen, ſo würde ich Paleſtrina den Leonardo da Vinci, Allegri den Coreggio, Scarlatti den Andrea del Sarto, Porpora den Pietro Perugino, Pergoleſe den Raphael, Jomelli den Carlo Maratti, Piccini den Titian, Händel den Michel Angelo, Anfoſſi den Francesco Albani, Gluck den Caravaggio, Sarti den Domenichino, Salieri den Annibale Caracci, Paiſiello den Guido Reni, Paer den Carlo Dolce, Cimaroſa den Paolo Veroneſe, Zingarelli den Guercino, Cherubini den Salvator Roſa, Mozart den Giulio Romana, Haydn den Tintoretto und Winter den Raphael Mengs der Muſik nennen.

Mancher dieſer Vergleiche wurde gebilligt, mancher heftiger beſtritten, als es der Dame des Hauſes lieb zu ſein ſchien. Lady Eſther, die bei allen ihren Soiréen keinen andern Zweck hatte, als den Reichthum ihrer Kunſtſchätze, wie mancher Bankier die Pracht ſeines Tafelgeſchirrs, bewundern zu laſſen, wußte dem Geſpräche, das in Streit auszuarten drohte, ſchnell eine andere Richtung zu geben.

— Seit Kurzem, begann die alte Kunſtnärrin,

habe ich einige koſtbare Erwerbungen gemacht. Hier eine jener außerordentlich ſeltenen Medaillen, welche die enthuſiaſtiſchen Verehrer des ſpaniſchen Componiſten Domenico Terradeglia, zum Aerger ſeines übertrieben eitlen Nebenbuhlers Jomelli, im Jahre 1751 in Rom hatten prägen und unentgeldlich vertheilen laſſen. Auf der einen Seite dieſer Denkmünze iſt Meiſter Terradeglia, der gefeierte Tondichter des „Bellerophon“, auf einem Triumphwagen dargeſtellt, welchen Jomelli als Sklave durch die Straßen zieht; auf der Rückſeite leſen Sie: „Io sono capace“, die Anfangsworte eines Jomelli'ſchen Recitativs. Terradeglia's Triumph war aber nur von kurzer Dauer, denn ſchon am andern Morgen fand man ſeinen Leichnam, von Dolchſtichen durchbohrt, am Ufer der Tiber.

— In allen Zeiten, war, ein ſpitzfindiger Journaliſt hin, haben ſich die Herren Tonkünſtler durch die Größe ihres pyramidalen Eigendünkels bemerkbar, ich will nicht ſagen lächerlich, gemacht. Ich erinnere Sie nur an jenen ſpaniſchen Virtuoſen, der für ſein Talent dergeſtalt eingenommen war, daß er ſich ſelbſt folgende Grabſchrift geſetzt: „Hier ruht Don

Emanuel Gutierez, Kapellmeiſter ſeines allergnädigſten Königs und Herrn. Als er in den Himmel kam, ſagte Gott zu den Engeln: Jetzt ſchweigt, Kinder, und laßt den Don Gutierez blaſen."

Alle, ja ſogar der Baronet Habakuk Millbury und der Esquire Barnabas Littleblount, die ſonſt nie zu lachen pflegten, mußten die Eitelkeit jenes Spaniers belächeln.

— Hier, meine Freunde, begann Lady Monmouth, ein Autograph des berühmten Rameau. Eines Abends rühmt er ſich im Foyer der Oper, Alles, ja ſogar eine holländiſche Zeitung in Muſik ſetzen zu können. Quinault, der zugegen iſt, will das nicht glauben. Rameau ſchlägt eine Wette vor: Quinault nimmt ſie an. Und ſchon am andern Morgen bringt der Dichter der „Armide" dem Componiſten des „Castor et Pollux" ein Stück der Harlemer Zeitung, worin unter Anderm ein Steckbrief, zwei Käſe-Auctionen und mehrere Todesanzeigen vorkommen. Rameau ſetzt ſich an ſein Pult und kleidet, in einer Stunde, den ganzen Inhalt der Zeitung ſo charakteriſtiſch in Muſik, daß Quinault ſeine Wette für verloren giebt.

— Was iſt das, erwiderte ein franzöſiſcher Windbeutel, gegen unſern Dalayrac, welcher, um ſich dem Kaiſer, der ihn zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, dankbar zu beweiſen, auf den abenteuerlichen Einfall gerathen war, den ganzen Code civil in Muſik zu ſetzen, was auch geſchehen wäre, hätte der Tod ihm nicht das Handwerk gelegt.

— Hier, lenkte Lady Eſther ein, eine nicht minder intereſſante Handſchrift des Liedercomponiſten Albanèze, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der vergötterte Liebling der Pariſer Frauenwelt geweſen war. Von der Unzahl ſeiner Romanzen hat keine ſo großes Aufſehen gemacht, als das proſaiſche Liebesbrieflein einer ſeiner Freundinnen, welches er ſo ſchön in Muſik zu ſetzen gewußt, daß es als Lied von Mund zu Munde ging und ſo außerordentlich gefiel, daß alle Frauen ſich beeilten, dem jungen Troubadour Liebesbriefe zu ſchreiben, in der Hoffnung, daß er auch dieſe durch ſeine Muſik illuſtriren werde.

— Yes! ſagte der Baronet und verſuchte die Angeln ſeines Mundes zu einem ſpöttiſchen Lächeln zu öffnen.

— Hier eine Arie aus Lully's letzter Oper „Achille et Polixène". Als er plötzlich erkrankt war, verlangte sein Beichtvater: er solle seine Sünden bereuen und seine neue Oper den Flammen übergeben. Und siehe da, Lully that es. Ist es wahr, Baptiste, fragte ein Höfling Ludwig's XIV., daß Du Deine neue Oper verbrannt hast? Oui, Monseigneur, sagte Lully. Du bist ein Narr! meinte Jener. — Nein, erwiderte Baptiste, das bin ich nicht, denn wohlweislich habe ich davon eine Abschrift behalten. Dies, meine Freunde, ist ein Blatt jener eigenhändigen Abschrift.

Einige ihrer Gäste glaubten, Andere zweifelten an der Aechtheit dieses Autographs.

— Das Beste zuletzt, sprach Lady Monmouth. Hier eine Handschrift des berühmten Stradella, dasselbe Duett, das mein berühmter Landsmann Burney im vierten Bande seiner „Geschichte der Musik" mitgetheilt hat. Ich habe die Copie mit meinem Originale vom Jahre 1674 verglichen und finde Beide so übereinstimmend, daß ein Zweifel an der Aechtheit dieser Handschrift gar nicht denkbar ist.

— O laſſen Sie ſehen, bat Roſſini, den dieſes Blatt mehr als alles Andere zu intereſſiren ſchien. Dieſes vergilbte Blatt iſt ein köſtlicher Fund ...

— Ein unbezahlbarer Schatz! fügte Milady mit gerechtem Stolze hinzu.

— Schade nur, ſagte unſer Maeſtro, die Handſchrift dicht vors Licht haltend, daß dieſes Document unächt iſt.

— Unächt? wiederholte die alte Kunſtnärrin mit allen Symptomen eines paniſchen Schreckens.

— Dieſes Original, ſagten Sie, datire ſich vom Jahre 1674; hier im Papier erblicken Sie das Waſſerzeichen und in der Mitte deſſelben die Jahreszahl 1804.

— Himmel! rief Mylady und ſank in Ohnmacht.

— Alſo betrogen? riefen ihre beiden Bevollmächtigten, betrogen um tauſend Pfund Sterling.

— Das nicht, entgegnete Roſſini, ein Portefeuille aus der Taſche ziehend, denn Signor Galli, dem Sie dieſen unbezahlbaren Schatz abgedrungen haben, ſendet Ihnen durch mich die bezahlte Kaufſumme zurück.

— Das Ganze, fragte Milady, die das Glück hatte, ſich von jeder ihrer Ohnmachten ſchnell zu erholen, war alſo weiter nichts ...

— Als eine kleine, äußerſt harmloſe Myſtifikation, die keinen andern Zweck hatte, als Milady zukünftig etwas vorſichtiger zu machen.

— Und der Erfinder dieſes Späßchens? fragte Lady Eſther.

— Iſt Ihr ganz gehorſamer Diener, antwortete Meiſter Joachim und machte eine etwas tiefere Verbeugung als gewöhnlich.

16.

Kehren wir zum Meiſter Nieswurz zurück.

Seitdem er mit einer Gage von dreißig, wiederhole dreißig Scudi, als überzähliger Choriſt bei San Carlo engagirt war und einen feſten, freien Wohnſitz hatte, war ihm ſo wohl zu Muthe, daß ihm ſein jetziges Leben, im Vergleiche zum frühern, wie ein ſchöner Traum erſchien. Er, der ſonſt Tagelang keinen Grano im Vermögen gehabt, hatte jetzt

allwöchentlich über sieben und einen halben Scudi zu verfügen. Er, der sonst Nachts unter freiem Himmel geschlafen, konnte seinen Leichnam jetzt auf Matratzen ausruhen lassen. Und gerade das gefiel unserm Bruder Faulpelz mehr als alles Andere: gern wäre er den ganzen lieben langen Tag in den Federn geblieben, hätten ihn nicht Pflicht und Gewissen jeden Morgen in die Probe, Liebe und Sehnsucht jeden Nachmittag zur Villa reale hingetrieben, um seine Himmelsblume, sein Engelsmädchen, seine Francilla zu sehen und zu sprechen und ihr tagtäglich zu wiederholen, wie lieb, wie unbändig lieb er sie habe.

In den Proben gefiel es ihm freilich viel weniger. Dort neckten die alten Bursche, die schon seit „Olims-Zeiten" die hohe Stellung eines Choristen bekleideten, den Neuling über sein linkisches Benehmen auf der Bühne und weit mehr noch über sein unkameradschaftliches Alleinstehen, das sie für Stolz und Hochmuth hielten.

— Sieh' nur, sagte ein gewesener Sesselträger aus Mailand zu einem andern Choristen, einem ehemaligen Spazzocamino oder Schornsteinfeger aus

Savoyen, ſieh' nur, wie fern er ſich von uns hält! Er ſteht immer allein und ſpricht mit Keinem. Glaubt der Fuchs mehr zu ſein als Unſereiner?

— Meiſter Nieswurz war noch vor Kurzem Mitglied des großen Lazzaroniklubbs. Wie kannſt Du von einem Menſchen, der unter uns, wie Saul unter die Propheten, hineingeſchneit iſt, ſeine Lebensart verlangen!

— Der Kerl ſollte froh ſein, daß Unſereiner mit ihm umgehen will.

— Du kennſt dieſe Brut nicht. So ein neapolitaniſcher Bettler bildet ſich oft zehn Mal mehr ein, als mancher mailander Du-a.

— Warte, Fürſt Habenichts, ſagte der ehemalige Seſſelträger, wir wollen Dir den Hochmuth ſchon austreiben!

Am andern Morgen, als Meiſter Nieswurz wieder auf die Probe kam, ſahen ſämmtliche Choriſten ihn einen Augenblick an und brachen dann einſtimmig in ein menſchenfreſſendes Gelächter aus.

— Nun, Kinder, fragte der Neſtor der Choriſten, wie gefällt Euch unſer neuer Kamerad? Sieht er

nicht ſo majeſtätiſch aus wie ein Klingelbeutel in der Kirche?

Alle fingen zu lachen an.

— Meint Ihr mich? fragte Elleboro.

— Wen ſonſt? antworteten Alle.

— Haltet Eure ungewaſchenen Mäuler? rief Meiſter Nieswurz.

— Welche Frechheit! Dieſe Fliege in der Buttermilch wagt einen Veteranen von San Carlo zu beſchimpfen? Kameraden, duldet Ihr das?

— Werft ihn hinaus! rief der ganze Chor.

— Hört, ſagte Meiſter Nieswurz, ich verſtehe keinen Spaß. Der Erſte, der mir naht, bekommt einen Denkzettel.

— Das wollen wir ſehen! ſchrieen zwei der Stärkſten und drangen auf ihn ein, um ihre Kraft mit der ſeinigen zu meſſen.

Meiſter Nieswurz aber faßte Beide in einem Nu beim Kragen und ſchleuderte ſie mit ſolcher Kraft auf das Podium, daß die Centnerſchwere des Einen die morſchen Riegel der Verſenkung ſprengte und der Dicke, zur größten Verwunderung des Neulings, der vom Daſein ſolcher Verſenkungen bisher noch

keine Ahnung gehabt, in einen plötzlich offenen Abgrund verſchwinden ſah.

Nun wollten Alle zugleich auf ihn eindringen. Doch in demſelben Augenblick erſchien der Inſpicient und fragte mit furchteinflößendem Donnertone:

— Was geht hier vor?

— Der da, ſchrieen Alle, hat uns beleidigt.

— Ihr lügt, Schurken, ſchrie Meiſter Nieswurz. Ihr habt mich beleidigt. Als ich kam, fingen Alle zu lachen an und ſagten, ich ſähe wie ein Klingelbeutel in der Kirche aus.

— Klingelbeutel lügt! riefen Alle.

— Ruhe! ſchrie der Inſpicient. Ihr habt den Theaterfrieden und die Ruhe der Proben geſtört; Jeder von Euch bezahlt einen halben Scudi Strafe ...

— Und hält das Maul, ſonſt jag' ich ihn fort, rief der Impreſario, der plötzlich dazwiſchengetreten war.

Und Keiner von Allen muckſte mehr.

— Wer ſich noch ein Mal unterſteht, den jungen Burſchen da zu necken, iſt augenblicklich entlaſſen, ſagte Signor Barbaja, näherte ſich ſeinem Schützling und fragte: Heupferd, warum weinſt Du?

— Ach, Eccellenza, ich weine über einen meiner Kameraden, den ich ſo unſanft hingeworfen, daß ſich der Abgrund geöffnet und ihn mit Haut und Haar verſchlungen hat.

— Iſt Jemand in die Verſenkung gefallen? fragte der Inſpicient.

— Ich! rief der Dicke, der zu neuem Erſtaunen Elleboro's wie ein Geiſt kerzengerad aus dem Schooße der Erde heraufſtieg.

Meiſter Nieswurz wußte nun, was eine Verſenkung iſt.

Was aber Liebe iſt, wußte er ſeit jenem Augenblick, wo er zum erſten Male ſeine Francilla geſehen. Liebe iſt, genau betrachtet, auch nichts Anderes als eine Art von Verſenkung, der Verſenkung einer Seele in die andere. Sein ganzes Ich hatte ſich in Francilla verſenkt: Francilla war die Seele ſeiner Seele, der Gedanke ſeiner Gedanken. Er, der ſonſt unbeſorgt in den Tag hineingelebt, er, der weder an Vergangenheit noch an Zukunft gedacht, er, der kein ſchöneres Daſein als das eines von aller Welt unabhängigen Bettlers gekannt, war jetzt bekümmert um ſeine Zukunft; in ſeiner Seele, die bisher kein anderes

Bedürfniß, als das ſüße Gefühl des Nichtsthuns gekannt, war jetzt der Ehrgeiz erwacht: er fühlte zum erſten Male in ſeinem Leben die Nothwendigkeit, eine ſichere Stellung zu gewinnen, um Francilla heirathen zu können. Seine jugendliche Fantaſie baute ſich glänzende Luftſchlöſſer: er ſah ſich als Künſtler gefeiert von aller Welt, geliebt von ſeinem Mädchen.

— Warum ſo traurig, Francilla? fragte er ſie eines Mittags, als ſie mit ihren Blumen im Korbe und mit Thränen in den Augen, in der Villa reale unter dem Schatten einer Cypreſſe ſtand. Sprich, Engel, was fehlt Dir?

— Ach, Torquato, mir fehlt der Vater, an deſſen Herz ich meinen Gram ausweinen kann.

— Deinen Gram? Francilla, worüber grämſt Du Dich?

— Eine arme Waiſe, verlaſſen von aller Welt, ſtehe ich ohne Schutz, ohne Schirm, der Noth, dem Hunger preisgegeben, wenn nicht ein gütiger Zufall mir ein Paar mitleidige Seelen ſchickt, die mir Blumen abkaufen. Jetzt bin ich noch jung und geſund; was aber wird aus mir, wenn ich krank werde? Dann ſchleppt man mich ins Hoſpital und behandelt

mich dort wie jede Andere, die das Elend hat, krank und elend zu ſein. Geneſe ich, dann jagt man mich wieder hinaus; ſterbe ich, dann verkauft man meine Leiche an die Anatomie. Hu, welch ein gräßlicher Gedanke! ſagte das arme Blumenmädchen, zuſammenſchauernd.

— Was bringt Dich auf ſo traurige Gedanken?

— Du kannteſt Giovannetta ...

— Deine junge Freundin, die auf dem Molo das ſchönſte Obſt verkauft hat!

— Die Arme, die vor einigen Tagen an den Blattern geſtorben, iſt geſtern Nacht an die Anatomie abgeliefert worden.

— Das iſt ja ſchrecklich! rief der Lazzarone. Daß doch der Fluch der Armuth ſelbſt die Todten nicht ſchont! O welch ein Unglück, arm zu ſein! Aber faſſe Muth, mein Mädchen, Dein Torquato wird am längſten arm geweſen ſein. Fahre ſo fort, Junge, hat geſtern Meiſter Roſſini zu mir geſagt, fahre ſo fort, dann wirſt Du nicht ewig Choriſt bleiben, dann kann einſt ein guter Sänger, ein primo tenore, aus Dir werden.

— Hat er das wirklich geſagt? fragte Francilla mit freudeverklärten Zügen.

— Hat Dein Torquato Dich jemals belogen?

— Der liebe, liebe Herr! Er meint es ſo gut mit Dir! Er nimmt ſich wie ein Vater Deiner an! O wüßteſt Du, wie lieb ich ihn habe! Nachts vor dem Einſchlafen bete ich für ihn; Morgens, wenn ich erwache, ſteht ſein Bild vor meinem Auge ... Dann iſt mir zu Muthe, als müßte ich vor ihn, wie vor den Heiland, niederſinken und den Staub ſeiner Füße küſſen ...

— Auch ich liebe ihn wahr und innig, denn iſt er nicht mein Lehrer, mein Freund, mein Schutzgeiſt? Ich liebe ihn vielleicht ſchon darum, weil er Dich liebt. Was macht Dein Mädchen? fragt er jeden Morgen. Hat ſie Dich noch recht lieb? Grüß' Deine Francilla und ſag' ihr, daß die Blumen, die ſie mir täglich durch Dich ſchickt, ſchöner als alle andern ſind.

— Ach, wie mich das freut, wie mich das glücklich macht!

— O das iſt noch nicht Alles! Er hat mir mehr, noch weit mehr geſagt ...

— Rede, rede, Torquato, ich muß Alles, Alles wiſſen!

— Auch Deine Francilla, ſagte er heute Morgen, ſoll nicht ewig das bleiben, was ſie jetzt iſt. Laß mich erſt meine neue Oper vollendet haben, dann ...

— Dann? fragte das ſchmucke Kind mit wachſender Neugier.

— Dann ... dann will ich auch ſie im Geſang unterrichten, auch ihr eine heitere Zukunft gründen ...

— Das will er thun? fragte das Blumenmädchen mit unbeſchreiblicher Freude.

— Bin ich nicht in ihrer Schuld? ſagte er. Beſchenkt ſie mich nicht tagtäglich mit den ſchönſten ihrer Blumen?

— Ach wie mein Herz ſchlägt! Nun bin ich wieder froh, Torquato, nun denk' ich nicht mehr an den Tod. Die Zukunft hat nichts Drohendes mehr für mich. Er wird mich unterrichten, ich werde fleißig ſein, werde keine Stunde verſäumen, werde Fortſchritte machen, eine große, große Sängerin werden, in Gold und Seide, wie eine Königin, einhergehen und, wie Signora Colbrand, die Bewunderung der

ganzen Stadt an mich reißen. Und wenn ich mich auf offener Straße werde zeigen, wird Alt und Jung, Reich und Arm, ſtehen bleiben und ſich zuflüſtern: Das iſt Signora Francilla, die erſte Sängerin Neapels. Ich aber werde thun, als ob ich das gar nicht gehört hätte, und werde ſtolz durch die Reihen meiner Bewunderer ſchreiten und ganz im Stillen zu mir ſelber ſagen: wem haſt Du dieſen Ruhm, wem haſt Du dieſes Glück zu danken? Ihm, ihm! rief ſie aus, ließ ihr Blumenkörbchen fallen und ſprang wie ein vor Freude halbnärriſches Kind umher.

Elleboro aber wurde nachdenkend und traurig.

— Was iſt Dir? Stehſt Du doch ſo traurig und niedergeſchlagen, als ob Du an meinem Glücke keinen Antheil nähmeſt, als ob Du mir den Ruhm, dem ich entgegengehe, nicht gönnteſt?

— Francilla! rief der Arme im Tone wehmüthigen Vorwurfs.

— Hab' ich Dich beleidigt? Hab' ich Dich gekränkt? Sprich, Torquato! Deine traurige Miene, Dein düſteres Schweigen beunruhigen mich. Was haſt Du? Was fehlt Dir?

— Ach, Francilla, ich finde Dich heute zum

ersten Male auf falschem Wege. Du baust Dir ein Luftschloß, an dessen Eingang der schlimme Drache Hochmuth steht. Hochmuth thut nimmer gut.

— Pfui, Torquato, wer wird denn gleich so griesgrämig sein! Francilla hat ja nur gescherzt und sich dabei nichts Böses gedacht ...

— Ich sehe Dich am Abgrunde eines Lasters, das Eitelkeit heißt und schon manches brave, ehrliche Mädchen in den Strudel des Verderbens hinabgezogen hat. Kehr' um, Francilla, kehr' um; gieb so eitlen Gedanken kein Gehör, bleibe, wie Du bis jetzt gewesen bist, bescheiden und anspruchslos ...

— Verlangst Du, daß ich ewig mit Blumen handeln und meines Lebens niemals froh werden soll? Ich will Künstlerin werden. Wenn das so was Böses ist, so begreife ich nicht, warum nicht auch Du das geblieben, was Du gewesen bist?

— Bin ich doch nur darum etwas Anderes geworden, um einst so viel zu haben, um für Dich sorgen zu können. Torquato sehnt sich nicht nach eitlem Glanz: sein höchstes Ziel ist Deine Liebe; alle andern Glücksgüter dieser eitlen Welt haben keinen Werth für ihn. Du, Du bist sein Alles!

— Torquato, verzeihe einem einfältigen Mädchen, das nicht weiß, was es im Uebermuthe der Freude ſchwatzt. Verzeihe Deiner Francilla, die Dich nicht mehr kränken will, ſagte ſie mit rührendweichem Tone und flog mit Thränen in den Augen an das Herz des Geliebten.

Elleboro umſchloß ſie feſt mit beiden Armen, drückte einen brennendheißen Kuß auf die keuſchen Lilien ihrer Stirn und bat mit wehmüthig flehendem Tone:

— Francilla, Francilla, bleibe, was Du biſt!

17.

Drei Wochen nach jenem Auftritt, in welchem der arme ehrliche Lazzarone den erſten unerfreulichen Blick in die Seele ſeines Mädchens geworfen hatte, überreichte Maeſtro Roſſini dem unverſchämten Quälgeiſte Barbaja die ſo eben vollendete Partitur ſeiner neuen Oper „Eliſabeth“.

— Tauſendſaſa! rief der freudig überraſchte Impreſario, laß Dich umarmen!

— Wozu dieſer Luxus? Signor Barbaja kann mir dafür einen andern Dienſt erweiſen ...

— Ich verſtehe. Du brauchſt Geld! Wie viel?

— Armſelige dreitauſend Francs.

— Wozu? fragte der Sultan, ſeine Brieftaſche hervorholend.

— Ich habe, unter vier Augen geſagt, die Bekanntſchaft einer jungen Frau gemacht, welche tauſend kleine Wünſche hat, die ich Aermſter befriedigen muß.

— Frauen, die uns anziehen, pflegen uns auch auszuziehen. Derlei Liaiſons ſind ſehr koſtſpielig. Niemand weiß das beſſer als ich. Laß ſie laufen!

— Leicht geſagt! Was würdeſt Du ſagen, ſpräche ich: Deine Colbrand zieht Dich aus, laß ſie laufen!

— Dieſer Rath, würde ich Dir antworten, iſt nicht ſo dumm als Du glaubſt. Aber ſieh', Junge, dieſe Colbrand iſt eine Spinne, die mich mit zauberhaften Fäden in ihr Netz bannt. Schon hundert Mal hab' ich mir vorgenommen, dieſes Netz zu zerreißen; immer aber hat die Hexe es verſtanden, mich durch Koketterie und Eiferſucht von Neuem zu

umgarnen. Apropos, Maeſtro, iſt Dir ein Marcheſe Silvio Tacconi bekannt?

— Tacconi! wiederholte Roſſini, den dieſe unerwartete Frage nicht wenig zu überraſchen ſchien; ich will doch nicht hoffen, daß Du ihn kennſt?

— Ich frage Dich, ob Du ihn kennſt?

— Ja und nein, oder richtiger geſagt, nein und ja.

— Der Teufel kann das verſtehen; erkläre Dich deutlicher ...

— Ich kenne zwar keinen Marcheſe Tacconi, dafür aber kenne ich einen Mann, der ſich unter dieſem angenommenen Namen ... kannſt Du ſchweigen?...

— Wie ein Fiſch ...

— Einen Mann, der ſich unter dieſem Namen um die Liebe Deiner „ſchwarzen Nachtigall" beworben, ihr ſein Herz und ſein Vermögen zu Füßen gelegt und ... der Maeſtro machte vorſätzlich Halt, um Barbäja's Neugier aufzuſtacheln.

— Willſt Du mich foltern?

— Das nicht, Dir aber unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertrauen, daß dieſer junge, ſchöne, reiche Cavalier ihr ſogar ſeine Hand

angetragen und dennoch ... dennoch einen Korb bekommen hat.

— Und von wem weißt Du das Alles?

— Aus der beſten Quelle.

— Von der Colbrand?

— Nein, von ihm ſelbſt.

— Du kennſt ihn perſönlich?

— Wie Dich und mich.

— Du nannteſt ihn jung, ſchön, reich ...

— Jung wie Amor, ſchön wie Adonis und reich wie Plutus.

— Und ſein wahrer Name?

— Ja ſieh', Freundchen, den darf ich Dir nicht nennen.

— Warum nicht? fragte Barbaja mit aufwallendem Zorne.

— Weil ich das heilige Gelübde gethan habe, ihn unter keiner Bedingung zu verrathen; doch ſo viel darf ich Dir ſagen, daß er einer der reichſten Cavaliere Genua's und ein politiſcher Flüchtling iſt, der ſeit Kurzem in Neapel, heut' unter dieſem, morgen unter jenem angenommenen Namen, in großer Zurückgezogenheit lebt.

— Ein politiſcher Flüchtling! Ein Unruhſtifter! Ein Carbonaro! Ein Verbrecher! Ich denuncire ihn!

— Glaubſt Du, daß Dir das etwas nützen wird? Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß ſelbſt den Argusaugen der Polizei es nicht gelingen ſoll, den Schlupfwinkel, in dem der Unglückliche ſich verborgen hält, auszuſpioniren.

— Du aber wirſt doch wiſſen, wo er wohnt?

— Allerdings!

— Charmant, charmant! Nun denuncire ich zuerſt Dich ...

— Meinetwegen!

— Neapels Polizei verſteht keinen Spaß ...

— Ich auch nicht.

— Sie wird Mittel finden, Dich zu zwingen ...

— Wer kann mich zwingen, einen Freund, einen theuren Freund zu verrathen?

— Beantworte mir eine Frage nur. Iſt er blond oder brünett?

— Brünett, noch brünetter als ich, brünett wie der Teufel.

— Ha, Du lügſt! Erſt geſtern ſagte mir die Colbrand, er ſei blond, unausſtehlich blond.

— Dann war ſie aufrichtiger als ich. Das iſt aber auch vielleicht das Einzige, was ſie Dir von ihm geſagt.

— Sie hat mir nichts verſchwiegen. Ich weiß Alles, Alles. Ich weiß, daß der Unverſchämte, trotzdem, daß ſie ihm rundheraus erklärt hat, nichts von ihm wiſſen zu wollen, ſie auf Steg und Weg verfolgt und alle Mittel der Verführung, Liebesbriefe, Geſchenke, Schwüre, Gedichte, Serenaden in Bewegung ſetzt, ſie zu überreden ...

— Mit ihm nach Frankreich zu entfliehen.

— Auch das weißt Du ſchon? Wehe, wehe dieſem elenden Carbonaro, wenn der Zufall ihn in meine Klauen führt! Wenn ich zornig werde, bin ich ein Vieh! Ich erwürge, ich zerreiße ihn mit meinen Nägeln. Aber trotz allen Auflauerns hat's mir bis jetzt nicht gelingen wollen, ihn zu erwiſchen. Bald komme ich zu früh, bald komme ich zu ſpät. Aber nur Geduld! Den Spürhunden unſerer Polizei ſoll er nicht entgehen! Siehſt Du ihn, Maeſtro, ſo ſage ihm in meinem Namen, daß er ein elender Lump, ein nichtswürdiger Schurke iſt. Sprich, willſt Du das thun?

— Recht gern; doch halte ich's für Pflicht, Dich aufmerksam zu machen, daß mit dem Marchese in solchen Dingen nicht zu spaßen, und daß er ein Hitzkopf ist, der selbst die kleinste, unbedeutendste Beleidigung nicht ungerächt läßt.

— Geh', geh', Du willst mich ins Bockshorn jagen. Aber ein Mann, wie Barbaja, der alle Behörden, den Polizeiminister, ja selbst den König und seine Floridia in der Tasche hat, fürchtet sich, hier in Neapel, selbst vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht. Ich bitte, ich beschwöre Dich, Maestro, dem Marchese Tacconi, oder wie der Lump heißen mag, je eher je lieber zu sagen, daß er sich vor mir in Acht nehmen und mich und die Colbrand nicht mehr belästigen soll; sage ihm, daß er sich hüten soll, mir in die Klauen zu laufen, denn erwische ich den elenden Carbonaro, dann schlage ich ihm alle Knochen im Leibe entzwei. Hörst Du, das sag' ihm, wiederholte der Wüthende zehn Mal in einem Zuge und keuchte dabei wie ein Windhund, der sich den Athem ausgelaufen hat.

— Sei unbesorgt, er soll Alles, Alles erfahren.

— Wann aber?

— Sobald ich ihn wiederſehe. Er iſt geſtern nach Palermo gereiſt und kehrt von dort erſt in vierzehn Tagen zurück.

— Tant mieux! Hier ſind dreitauſend Francs. Nun gehe Deine Wege. Ich habe mich geärgert, daß ich an allen Gliedern meines Leibes zittere. Was Deine „Eliſabeth“ anlangt, ſo ſollen die Stimmen in längſtens drei Mal vierundzwanzig Stunden ausgeſchrieben ſein und heute über vierzehn Tage die Proben beginnen. Ich will keine Koſten ſcheuen, um die erſte Oper, welche von Dir in Neapel aufgeführt wird, ſo glänzend in Scene zu ſetzen, daß ſelbſt der „gekrönte Lazzarone“ Maul und Augen aufreißen und ſich geſtehen ſoll: „Barbaja iſt ein Kerl, der ſeine Sache verſteht“. Iſt der König mit mir zufrieden, was frag' ich dann nach dem Publikum! Die Dummköpfe, die da glauben, mich Gott weiß wie ſehr zu kränken, wenn ſie hinter meinem Rücken ſich in's Ohr flüſtern, daß ich weder ſchreiben, noch leſen kann. Ihr Heupferde! Ihr Stockfiſche! Ihr Mauleſel, die Ihr mit all' Eurem Wiſſen keinen Hund aus dem Ofen locken könnt, Ihr, die Ihr in Eurem ganzen Leben nicht ſo viel Grani erwerben

werdet, als Barbaja Scudi zusammenscharrt, hätte ich in den Schulen so lang' umhergefaullenzt als Ihr, wer weiß, ob ich's nicht weiter gebracht, als mancher Eurer hochnäsigen Schriftgelehrten, der sich für ein Orakel hält, das alle Weisheit mit Löffeln gefressen habt, obgleich er, bei Lichte betrachtet, oft zehn Mal dümmer als Unsereiner mit seinem Bischen Mutterwitz ist! Auf Wiedersehen, Maestro! Der Teufel hole die Schriftgelehrten und den vermaledeiten Marchese Tacconi. Noch heute soll der Polizeiminister erfahren, daß sich unter diesem Namen ein politischer Flüchtling, ein elender Carbonaro hier herumtreibt!

— Thu' das, sprach Rossini, nahm das Geld und ging.

— Dieser unersättliche Bologneser kostet mich ein schweres Geld! seufzte Barbaja und trug die dreitausend Francs Vorschuß in seine Brieftafel ein. Mißfällt seine Oper, dann jag' ich ihn fort; denn auch ihm traue ich nicht; auch ihm scheint die Colbrand weit mehr zu gefallen, als er ihr und mir zu gestehen wagt; aber merke ich nur das Allermindeste, dann sage ich wie der russische Gesandte zu seinem leibeigenen Kutscher: Pascholl! Pascholl!

18.

In Neapel ist die erste Aufführung einer neuen Oper ein Ereigniß, das alle Klassen der Bevölkerung beschäftigt, die Aermsten wie die Reichsten, denn selbst der letzte Lazzarone ist ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik. Musik ist sein Trost, Musik ist sein Labsal; weit leichter könnte er zwei Tage ohne Essen, als zwei Stunden ohne Singen leben. Ein hübsches Lied ist der goldene Sonnenstrahl, der die leichten Wölkchen seines Kummers verscheucht. Musik ist die gute Fee, deren Zauberglöckchen selbst aus dem trübsten Winkel seiner Seele himmelblaue Freude und frühlingsfrischen Frohsinn heraufbeschwört; eine gute Fee, deren sonniges Lächeln am gramerstarrten Herzen die Eisblumen der Sorge schmilzt und die verwelkten Keime der Freude zu neuem Leben erweckt. Keine von allen Künsten trägt mehr Beruhigung in sich als die Musik. Musik ist das Flüstern guter Engel, die auf der Himmelsleiter unserer Seele auf- und niederschweben und mit dem magischen Irisstaube ihrer tausendfarbigen Schwin-

gen uns tröſtende Mahnungen aus dem Jenſeits ins Ohr rauſchen und jedem Zweifler den Glauben, jedem Geängſtigten die Ruhe, jedem Gequälten den Frieden ſeiner Seele wiedergeben. Guido Caſoni, der eine gelehrte Abhandlung über die Magie der Liebe geſchrieben hat [1]), leitet den Stammbaum der Muſik von der Liebe her. Der alte Italiener mag wohl Recht haben, denn alles Große, alles Schöne, Alles, was uns mit der ganzen Welt und mit uns ſelbſt verſöhnt, wurzelt in der Liebe. Liebe iſt ja auch nichts Anderes als Muſik, die einſtimmige Melodie zweier gleichgeſinnten Seelen.

Ein doppeltes Intereſſe erregte Roſſini's „Eliſabeth". Schon vierzehn Tage vor der erſten Aufführung — die Anfangs September ſtattfand — waren alle Logen verkauft, alle Plätze vergriffen. Die Blätter, deren Herausgeber nach Barbaja's Pfeife tanzen mußten, erzählten ſchon vier Wochen vorher blaue Wunder von dem Pomp der Ausſtattung. Ein vornehmer Engländer, ſchrieben ſie, habe aus England eine Menge Bilder und Zeichnungen kom-

1) Della magia d'amore, Venezia 1596. 36 Seiten. 4.

men laſſen, nach welchen Barbaja die Coſtüme der Königin u. ſ. w. habe anfertigen laſſen, was auch wirklich der Fall war. Baronet Habakuk Millbury, ein Verehrer der Colbrand, hatte ſich mehr als hundert Portraits aus den Zeiten der Königin Eliſabeth verſchafft, um den Impreſario in den Stand zu ſetzen, im Coſtüme keinen Verſtoß gegen die hiſtoriſche Treue zu begehen.

Nicht minder glänzend war die Beſetzung der Oper. Madame Colbrand ſang die Eliſabeth, der Tenor David den Leiceſter, Garcia (der Vater der ſpäter ſo berühmt gewordenen Madame Malibran) ſang den Norfolk und Demoiſelle Chaumel, eine Franzöſin, die ſich in Italien Comelli nennen ließ, ſang die Mathilde. — Gleich das erſte (F-moll) Duett zwiſchen dem Günſtling der Königin und ſeiner jungen, als Pagen verkleideten Gattin: „Incauta! che festi?“ ſchlug wie ein zündender Funke ins Pulverfaß und riß die Hörer zu endloſem Jubel hin. Nicht minder ſchön iſt das Duett zwiſchen der Königin und Norfolk: „Con qual fulmine improvviso“. Von unbeſchreiblicher Wirkung iſt das Finale, in dem Eliſabeth ihrem Günſtling, der ſich

mit Mathilden heimlich vermählt hat, Hand und Krone anbietet. Leiceſter und ſeine Gattin, die ſich verrathen ſehen, ſind vernichtet. Die Königin ruft ihre Wachen, die dem Grafen den Degen abfordern. Die bis zur Wuth geſteigerte Eiferſucht Eliſabeth's, die grenzenloſe Verzweiflung Leiceſters, Mathildens zärtliche Liebe und des verrätheriſchen Norfolk's frohlockendes Triumphiren bilden ergreifende Gegenſätze, die unſer Maeſtro durch das Feuer ſeiner fortreißenden Melodien dergeſtalt zu heben verſtand, daß das Publikum, wahrhaft trunken vor Freude, in fanatiſchen Jubel, in anakreontiſche Verzückung gerieth.

Mit unbeſchreiblicher Spannung ſah man nun der Wirkung des zweiten Actes entgegen. Die Wachen der Königin führen die gefangene Gräfin herbei. Das obligate Recitativ, in dem Eliſabeth ihr befiehlt, dem Gatten zu entſagen, ſchnürte allen Zuhörern die Bruſt zuſammen. Man muß in dieſer Scene, ſchreibt Herr von Stendhal, die Colbrand geſehen haben, um den beiſpielloſen Enthuſiasmus zu begreifen, mit dem ganz Neapel ihr damals zugethan war. Dieſer wahrhaft ſchönen, wahrhaft

tragiſchen Scene folgt ein Duett zwiſchen der Königin und Mathilden „Pensa che sol per poco sospendo l'ira mia", das durch Leiceſter's Eintreten in ein Terzett übergeht, welches ohne Zweifel eine der großartigſten und wirkſamſten Nummern iſt, die Roſſini jemals geſchaffen hat. Etwas ſchwächer erſcheinen die darauf folgenden Scenen zwiſchen Leiceſter und Norfolk; aber deſto wirkſamer entfaltet ſich das prächtige Finale, in welchem die Königin in des Günſtlings Kerker hinabſteigt, um ihn zum letzten Male vor ſeinem Gang zum Tode zu ſehen. Hier entdeckt ſie Norfolk's ſchwarzen Plan und wird nur durch Mathildens Dazwiſchentreten dem Dolche des Verräthers entzogen. Eliſabeth, tief ergriffen von der Großmuth ihrer Nebenbuhlerin, verzeiht den Liebenden, die, zu deren Füßen niederſtürzend, um Gnade flehen. Der Ruf der Königin „Bell' alme rose a questo sen venite" und die darauf folgende Bravour-Arie mit Chor [1]) machte auf die empfänglichen Gemüther des muſikberauſchten Publikums

1) In Italien pflegt man ſolch' ein Gegenſtück „Aria col per[illegible]bini" (Arie mit Vorſpann) zu nennen.

einen ſo tiefen, mächtigen, wahrhaft hinreißenden Eindruck, daß der Sieg der Oper nun vollſtändig entſchieden und Roſſini ſeit jenem Augenblick der „divo maestro“, der „dio della musica“, Neapels hochgefeierter Götze war.

Doch nicht blos er, auch die Colbrand, die an dieſem Abende ſich ſelbſt übertroffen, hatte einen glänzenden Triumph davongetragen. Noch nie hatte ihr das Publikum ſo reichen, warmen, ungetheilten Beifall zu Theil werden laſſen; nach jeder Nummer wurde ſie mit tauſendſtimmigem Bravoruf und am Schluſſe der Vorſtellung mit Blumen und Kränzen überſchüttet. Kurz vor dem Ende der Oper hatten König Ferdinand und die Herzogin von Floridia den Impreſario rufen laſſen, um ihm zu ſagen, daß Muſik und Aufführung ihre kühnſten Erwartungen übertroffen habe und daß die Colbrand ſchon ſeit langer Zeit nicht ſo gut bei Stimme geweſen ſei, als heute. Barbaja war nun doppelt glücklich: einmal, weil die neue Oper und dann weil ſeine „alte Flamme“ im ſtrengſten Sinne des Wortes Furore gemacht. Keuchend ſtürzte er in die Garderobe, um der Colbrand ſeinen Glückwunſch abzuſtatten.

— Nun, Signor? fragte Königin Eliſabeth, die halb entkleidet vor dem Sultan ſtand.

— Gratulire! Gratulire! ſagte Barbaja. Heute, Colbrand, haſt Du ſo ſchön, ſo wunderſchön geſungen, daß ich Dich umarmen muß.

— Nur jetzt nicht, ſprach ſie abwehrend.

— Und warum jetzt nicht?

— Weil ich echauffirt bin und mich nicht erkälten mag.

In demſelben Augenblick klopfte Jemand.

— Herein! rief Signora, ihren Shawl umwerfend.

— Störe ich? fragte Roſſini, den Kopf durch die geöffnete Thür ſteckend.

— Nur näher, Maeſtro, nur näher! Sie ſind es, dem ich dieſen neuen Triumph verdanke. Sie ſind der Einzige, der für meine Stimme zu ſchreiben verſteht. Sie allein wiſſen, was Geſang iſt. Ihre Muſik, Signor Roſſini, iſt ſo ſchön, ſo himmliſchſchön, daß ſie Alles entzückt, Alles mit ſich fortreißt. Signor Barbaja, geſtatten Sie der Königin Eliſabeth, hier vor Ihren Augen, den Grafen Leiceſter zu

umarmen, ſprach die vom Weihrauch berauſchte Primadonna, umhalſte den Maeſtro und gab ihm einen jener Küſſe, die man nicht hören kann, ohne darauf etwas neidiſch zu werden.

— Dagegen muß ich ernſtlich proteſtiren! rief der eiferſüchtige Sultan. Du, Colbrand, biſt ebenſowenig eine Eliſabeth, als dieſer da ein Leiceſter iſt.

— Wie ſo? fragten Beide.

— Leiceſter war ein Verräther, ein Heuchler, ein Schurke.

— Und Eliſabeth? fragte die Colbrand.

— Starb, wie die Geſchichte uns erzählt, als Jungfrau, ſagte Barbaja und belachte den plumpen Spaß.

— Flegel! rief Angélique.

— Ja, das bin ich! Aber hab' ich nicht auch ein Recht dazu? Wozu wäre man Millionär? Nur arme Schlucker müſſen artig und beſcheiden ſein.

— Haſt Du, fragte Roſſini, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, das Gedicht geleſen, das, an einem Lorbeerkranze befeſtigt, aus der Proſceniumsloge auf die Bühne flog?

— Ein Gedicht? Ich leſe keine Gedichte, warf der Sultan mit leicht erklärlicher Verachtung hin.

— Und dieſes Gedicht? Galt es Ihnen oder mir? fragte die Colbrand.

— Der Königin Eliſabeth, ſprach Roſſini, auf das Blatt weiſend.

— Ich bitte, leſen Sie, ſagte die Primadonna vor den Spiegel tretend, um ſich die Schminke abzuwiſchen.

— Der Dichter muß verteufelt verliebt ſein. Hören Sie nur:

„Nicht zum Haſſen, nur zum Lieben
Biſt Du, Königin, geboren,
Darum ſei Dir, hohe Herrin,
Lieb' und Treue zugeſchworen."

— Bravo! Bravo! Weiter! Weiter! bat die Colbrand.

— Der zweite Vers gefällt mir noch beſſer:

„Nur zum Lieben, nicht zum Haſſen
Hat der Himmel Dich erkoren,
D'rum erhöre Leſter's Flehen,
Sei für Leſter nicht verloren."

— Charmant! Charmant! flötete die Königin ſich umkehrend. Nun, mein Herr Tyrann, was ſagen Sie zu dieſen Verſen? fragte ſie ihren Sultan.

— Elendes Reimgeklingel! Von wem iſt der Quark?

— Von einem Verſifex, der ſich Silvio Marcheſe Tacconi unterzeichnet hat.

— Von Tacconi, wiederholten Beide gleich ſehr überraſcht.

— Kannſt Du leſen? fragte Roſſini mit boshaftem Lächeln.

— Her mit dem Wiſch, rief Barbaja, riß dem Maeſtro das Gedicht aus der Hand, warf einen Blick darauf mit einer Miene, als ob er leſen könne, und ſagte dann: Wahrhaftig, da unten ſteht Tacconi!

— Du irrſt, lieber Freund, erwiderte Roſſini, der Name ſteht hier oben.

— Oben oder unten, gleichviel! Der Teufel hole den elenden Reimſchmied, rief der weiße Othello und ſchob das Gedicht wüthend in ſeine Brieftaſche. Komm, Maeſtro, komm; wir wollen Signora, die ſich umkleiden will, nicht länger beſchwerlich fallen. Gute Nacht, Colbrand!

— Gute Nacht, divo maestro, ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren eben ſo ſüß, wie ich auf den

meinigen, ſprach die Primadonna, indem ſie dem Maeſtro die Hand reichte.

Ein zärtlicher Druck ſagte ihr mehr, als der Dicke hören konnte.

Draußen häkelte ſich der Impreſario höchſt vertraulich in den Arm ſeines Freundes ein.

— Spitzbube, ſagte er, Du haſt mich belogen.

— Ich?

— Ja Du, Seehund! Sagteſt Du nicht, der Marcheſe ſei nach Palermo gereiſt und kehre erſt ſpäter zurück?

— Tacconi iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht hier.

— Und das Gedicht?

— Hat er allem Anſcheine nach durch einen ſeiner Freunde herabwerfen laſſen.

— Die Unverſchämtheit dieſes elenden Jakobiners bringt mich noch in's Grab. Ich haſſe dieſen Tacconi dergeſtalt, daß ich ihn kalten Blutes ermorden könnte.

— Ich wüßte mir Ruhe zu verſchaffen ...

— Aber wie?

— Ich an Deiner Stelle würde ihn fordern ... auf Piſtolen ...

— Biſt Du verrückt? Ein Mann mit meinem Gelde iſt zu Duellen niemals aufgelegt. Ein armer Teufel, der nicht viel zu verlieren hat, ſchlägt ſich viel leichter. Hätteſt Du vielleicht Luſt, Dich mit ihm zu ſchlagen?

— Mich hat der Marcheſe nicht beleidigt ...

— Hol' Dich der Henker! Du haſt nicht mehr Courage, als ich. Aber nur Geduld, nur Geduld! Der Spitzbube entrinnt mir nicht. Vor acht Tagen habe ich ihn denuncirt. Der Miniſter, den ich im Sacke habe, hat mir verſprechen müſſen, alle ſeine Spürhunde aufzubieten, um dem gefährlichen Demagogen auf die Spur zu kommen. Haben wir ihn dann einmal, dann ſchicken wir ihn geſchloſſen nach Genua zurück. Der gute Marcheſe bekommt dann den Strick, und Barbaja, der einen Hochverräther ausgeliefert hat, vom König von Sardinien einen Orden um den Hals. Siehſt Du, Maeſtro, das Eine fehlt mir noch ...

— Meinſt Du den Strick oder den Orden?

— Den Strick, Dummkopf, kannſt Du für Dich behalten. Bin ich erſt Ritter des Sanct-Lazarus- oder St.-Mauritius-Ordens, dann, guter Freund,

ſind alle Wünſche meines Lebens erfüllt, dann tauſche ich weder mit unſerm Herrgott, noch mit dem heiligen Dominik, meinem erhabenen Schutzpatron und Namensvetter.

— Haſt Du erſt einen Orden, dann wirſt Du auch geadelt.

— Und bin ich erſt geadelt, dann ſollſt Du Deine Freude an mir haben!

— Marquis Barbaja, Ritter des heiligen Lazarus-Ordens, ich empfehle mich Ihrem huldreichen Schutze, ſprach der Maeſtro, machte eine ſehr ehrerbietige Verbeugung und ſchlug gleich darauf ein höchſt anzügliches Gelächter auf.

— Warte, Maeſtro, wenn Du wieder Geld brauchſt, dann iſt die Reihe des Lachens an mir.

19.

Seit jenem Abende, an dem der „Schwan von Peſaro“ und die „Philomele von Madrid“ einen ſo glänzenden, Hand in Hand gehenden Triumph gefeiert, hatte ſich zwiſchen ihr und ihm ein Verhältniß

angeſponnen, dem Anfangs ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt war. Jeder der beiden Theile hatte ſich heimlich geſtanden, daß ſie, Einer geſchaffen für den Andern, wohl geeignet wären, einſt ein Ganzes zu bilden. Doch war es zwiſchen Beiden noch nicht zur Erklärung gekommen, weil eine doppelte Furcht ſie davon zurückhielt: die Furcht vor der Eiferſucht Barbaja's, von dem Beide mehr oder weniger abhängig waren, und endlich die Furcht vor ſich ſelbſt, ob Einer dem Andern wirklich ſo gefalle oder zuſage, daß er ſpäter, wenn es zur Erklärung käme, nicht Gefahr laufe, einen Korb zu erhalten. Beide Theile beſchloſſen im Stillen, ſich ja nicht zu übereilen, mit möglichſt größter Vorſicht das gegenſeitige Schlachtfeld zu unterſuchen, die Tiefe ihrer Zuneigung zu ergründen und erſt dann, wenn ſie eingeſehen, daß eine Vereinigung zwiſchen ihnen ihrer beiderſeitigen Zukunft förderlich ſei, den verdeckten Plan in einen offenen Angriff zu verwandeln.

So wuchs denn allmälig eine jener vernünftigen Verbindungen empor, deren Baſis nicht auf den Rauchſäulen flüchtiger Sinnlichkeit, ſondern auf den Grundpfeilern kluger Berechnung des gegenſeitigen

Eigennutzes gebaut war. Anfangs, als noch keiner von beiden Theilen wußte, was er vom Andern halten und glauben sollte, fühlte man sich, so zu sagen, wechselweise auf den Zahn, um zu erfahren, wie hoch oder niedrig der Cours der Papiere stehe, denn, bei Lichte und ruhigem Verstande betrachtet, war die ganze Operation nichts weiter als ein höchst eigennütziger Handel, ein gewagtes Börsenspiel, in dem ein Theil den Andern zu übervortheilen hoffte.

Die Colbrand sagte sich: Du bist zwar sechs bis acht Jahre älter als er, aber immer noch schön und pikant genug, um diesen Flattergeist an Dich zu fesseln. Es ist Zeit, gestand sie sich, daß Du allmälig ans Heirathen denkst, denn ein Weib, das in seinem fünfunddreißigsten Jahre nicht unter die Haube kommt, ist in den kurzsichtigen Augen der Welt eine alte Jungfer, und da ich keine Lust in mir verspüre, in Barbaja's Armen zu verwelken, so ist es mein fester Entschluß, mich in spätestens fünf Jahren zu verheirathen.

Rossini sagte sich: Ich bin zwar viel jünger, aber tausend Mal ärmer als sie. Was nützt mir all' mein Talent, was all' mein Ruhm, wenn ich nicht

Geld, ſehr viel Geld habe? Ohne Geld hängt ſelbſt der größte Geiſt von den Launen jenes vielköpfigen Ungeheuers ab, das uns heute in den Himmel erhebt, um uns, vielleicht ſchon morgen, in den Koth fallen zu laſſen. Ich kenne das Publikum, das uns heute vergöttert und uns morgen vergißt und in Armuth und Elend umkommen läßt. Drum will ich heirathen, nicht aus Liebe — Gott behüte Jeden vor ſolcher Narrethei! — ſondern aus Vernunft. Und zu ſolcher Heirath eignet ſich keine mehr als die Colbrand. Ihr Herz hat bereits ausgeglüht, die Sinnlichkeit hat ausgetobt; ſie verlangt keinen Schwärmer, der, mit der Mandoline in der Hand, zu ihren Füßen Barcarolen ſingen und ihr ewige Liebe, ewige Treue ſchwören ſoll; ſie verlangt einen ruhigen, vernünftigen Mann, der ihr einen vornehmen Rang oder einen berühmten Namen giebt. Der Frau, fuhr er fort, kann geholfen werden: ich heirathe ihr Vermögen, ſie heirathet mein Talent, und auf dieſe Weiſe macht Keiner von uns ein übles Geſchäft.

Nun fragen wir Jeden, ob das nicht ganz vernünftig iſt? Die meiſten jener Ehen, die aus reiner Neigung unternommen werden, pflegen in der Regel

ein trauriges Ende zu nehmen; die Feuergluth der Liebe erlischt unter der Lava der Gleichgiltigkeit und von dem ganzen Ausbruch brennendheißer Schwüre bleiben dann nur die Schlacken der Reue, der Liebe Bimsstein, zurück. Bei Ehen aber, welche die Vernunft geschlossen hat, pflegt die Reue viel seltener einzutreten und auch dann nur in so gemäßigter Form, daß der krankhafte Zustand ohne heftige Krisis verläuft und keine üble Folgen zurückläßt.

Eines Morgens, als unser Maestro, nach beendigter Probe, die erste Sängerin nach Hause begleitete, wagte er ihr seinen Arm anzubieten.

— Ich würde ihn annehmen, sagte Signora Colbrand, wüßte ich nicht, daß dies hinreichend wäre, den Verdacht meines alten Seladon wachzurufen. Sie wissen, daß Barbaja ein eifersüchtiger Narr und daß jeder Chorist von San Carlo sein Spion ist, der Alles, was er sieht, dem Sultan brühwarm zuträgt. Erführe er, daß wir auf offener Straße uns geführt haben, so würde er den Schluß ziehen, daß wir zu Hause auf vertrauterem Fuße stehen, als ihm lieb ist.

— Was um Alles in der Welt kann er Ihnen anhaben? Höchstens kann er Ihnen kündigen ...

— Das wäre das wenigste. Ich finde in Italien und Frankreich zehn andere Bühnen, die mich mit offenen Armen aufnehmen; nirgends aber finde ich einen zweiten Barbaja, den ich wie Seide um den Finger wickeln kann, den ich trotz seines Geizes daran gewöhnt habe, mich als Danae und sich als Jupiter zu betrachten, der in keiner von allen Metamorphosen verführerischer als in der Verkleidung eines Goldregens ist ...

— Sie müssen sich bereits ein hübsches Sümmchen gespart haben ...

— Man thut, was man kann; doch läßt man Fremde nicht gern in seine Karten schauen ...

— Gestern erzählte man sich im Salon der Lady Monmouth, Signora Colbrand habe sich seit vier Jahren schon gegen fünfzigtausend Scudi zurückgelegt ... Wenn das wirklich wahr wäre, dann würde ich ...

— Heraus mit der Sprache ...

— Ihnen ... von ganzem Herzen glückwünschen,

ſagte Roſſini, auf halbem Wege vorſichtig umkehrend.

— Reden wir nicht immer von dem elenden Mammon. Geld allein, ſetzte ſie mit künſtlich erzeugtem Seufzer hinzu, macht nicht glücklich ...

— Wohl wahr, doch iſt es als Mittel, das ſicher zum Ziele führt, gewiß nicht zu verachten ...

— Dieſer Anſicht bin auch ich und war darum immer auf's Sparen bedacht ...

— Sparen, Signora, iſt eine ſchöne Tugend...

— Haben auch Sie geſpart???

— Bis jetzt noch nicht ... Der Mann fängt gern dann erſt dieſe Tugend zu üben an, wann er weiß, für wen er ſpart ...

— Man ſpart zuerſt für ſich und dann für ein Weſen, das uns liebt ...

— Mich, Signora, erwiderte Roſſini mit naturgetreuem Seufzer, mich liebt Niemand!

— Sie werden ungerecht gegen ſich. Ganz Neapel weiß, daß Sie einer jener Glücklichen ſind, die von aller Welt geliebt werden ...

— Von aller Welt! Wie viel und doch wie wenig will das ſagen! O glauben Sie mir, glücklich

iſt nur der, welcher von dem Weſen geliebt wird, das er ſelber liebt ...

— Und Sie, Maeſtro, lieben von all' den Frauen, die Ihnen ihre Gunſt geſchenkt, keine Einzige?

— Keine Einzige! betheuerte Roſſini mit wahrhaft feierlichem Ernſte.

— Man wäre aufgelegt, Sie herzlich zu bedauern, müßte man nicht befürchten, von Ihnen dafür höchſt unbarmherzig ausgelacht zu werden ...

— Sie verkennen mich, ſagte der Maeſtro mit ſchmelzendweichem Tone.

— O wer Ihnen trauen dürfte! Alle Männer ſind Heuchler. Warum ſollten gerade Sie der Einzige ſein, von dem man glauben dürfte, daß er eine Ausnahme macht ...

— Angélique! hauchte Roſſini, indem er den Arm der Signora mit mehr Ungeſtüm drückte, als ſie ihm bisher zugetraut hatte.

— Hüten Sie ſich, Maeſtro, ſentimental zu werden. Das liebe ich am allerwenigſten ...

Roſſini, der überzeugt geweſen war, einen Schritt weiter vorgerückt zu ſein, fühlte ſich durch dieſe kalte

Warnung ſo weit zurückgeſtoßen, daß ſein feiner Takt, der ihn nie verließ, ihm den guten Rath eingab, urplötzlich neue Saiten aufzuſpannen und ein Lied aus ganz entgegengeſetzter Tonart anzuſchlagen. Als gewandter Contrapunktiſt ging er raſch aus G-moll, der Tonart unglücklicher Liebe, in D-dur, die Tonart ungetrübter Heiterkeit, vom ſentimentalen Seufzen zum ausgelaſſenen Lachen über.

— Erlauben Sie, Signora, Sie ein klein wenig auszulachen.

— Weshalb? fragte die Primadonna, von dieſem allzukecken Uebergang unangenehm berührt.

— Weil Sie ſo leichtgläubig ſind! Weil Sie einen harmloſen Scherz für Wahrheit hingenommen! Auch ich, Signora, bin ein abgeſagter Feind jeder ſentimentalen Regung und kenne Schmachten und Seufzen, Empfindelei und Schwärmerei nur dem Namen nach ...

— Und doch glaubte ich dann und wann in Ihren Augen ein Gefühl zu leſen, das mich glauben ließ ...

— Was, Signora? fragte der Maeſtro, zärtlich ihre Hand erfaſſend.

— Daß Sie das für mich empfinden, was ein weniger geübtes Auge, als das meine, Liebe nennen würde ...

— Und wenn Ihr Auge ſich dennoch getäuſcht hätte, wenn ich, angebetetes Weib, für Sie wahre, innige Liebe empfände ...

— Dann, Signor Roſſini, wäre die Reihe des Auslachens wieder an mir, ſagte die Colbrand und lachte ihm geradezu in's Geſicht. Ei, ei, Maeſtro, ein guter Schauſpieler darf nicht ſo ſchnell aus ſeiner Rolle fallen. Trotz aller Masken durchſchaue ich Sie ...

— Und was glauben Sie?

— Daß es Zeit iſt, von etwas Wichtigerem zu reden. Marquis Tacconi ...

— Iſt, ſo viel ich weiß, noch immer in Palermo ...

— Und Barbaja ...

— Mehr als je in Verzweiflung, daß es ihm trotz ſeiner Denunciation und trotz der eifrigſten Nachforſchungen der Polizei nicht gelingen will, die Spur ſeines Nebenbuhlers ausfindig zu machen. Das Gedicht, das der Marcheſe durch einen ſeiner Freunde

aus der Loge auf die Bühne werfen ließ, hat ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß die Bewerbung des „elenden Carbonaro“, ernſterer Art iſt, als er Anfangs geglaubt hatte. Er zeigt die verliebten Verſe allen Leuten und fragt alle Welt, ob Jemand einen Genueſer kennt, der ſich unter dem angenommenen Namen eines Marcheſe Tacconi bald hier, bald dort umhertreibt.

— Er iſt alſo wirklich eiferſüchtig ...

— Ueber alle Beſchreibung ...

— Das iſt gut, ſehr gut; auf dieſe Weiſe halte ich ihn ewig im Schach und mache ihn von Neuem in mich verliebt.

— Und das Ende vom Liede?

— Prinzeſſin Europa hält den Stier Jupiter bei ſeinen Hörnern feſt bis zu dem Augenblick, wo ſie ſeiner nicht mehr bedarf; dann ſtreift ſie ihre Maske ab und ... wirft ſich einem andern Gott in die Arme.

— Die meinigen finden Sie jederzeit geöffnet. Ach, Angélique, Liebe iſt doch kein leerer Wahn!

— Still, ſtill! Wenn wir gute Freunde bleiben ſollen, ſo ſagen Sie mir nichts mehr von Liebe. Liebe iſt ein Fantom ...

— Ein Hirngeſpinnſt ...

— Ein kindiſcher Traum ...

— Ein veraltetes Ammenmärchen ...

— Und doch klingt es ſo ſchön, ſo ſüß ...

— Daß es Sie nicht langweilen würde, wenn der treueſte Ihrer Verehrer, wenn der aufrichtigſte Ihrer Anbeter ...

— Schweigen Sie, Spötter, ich glaube Ihnen kein Wort. Das Allerwichtigſte aber hätte ich beinah' vergeſſen ... wollen Sie heute Abend nach der Oper einen Löffel Suppe bei mir eſſen? fragte die Colbrand, die ſo eben vor ihrer Wohnung angelangt war.

— Mit tauſend Freuden, reizender Kobold.

— Gut, ich erwarte Sie ... doch, wie geſagt, kein Wort von Liebe ...

— Liebe iſt eine Dummheit!

— Das laß ich mir gefallen! Auf Wiederſehen, Maeſtro, lächelte die Kokette, drückte ihm zärtlich die Hand und verließ ihn.

— Ein Götterweib, ſagte Roſſini zu ſich ſelbſt. Glatt wie eine Schlange, ſchlüpfrig wie ein Aal und ſchlau wie der Teufel. Glaubt man ihn beim

Schopfe zu haben, zeigt er uns mit Hohngelächter ſeinen Pferdefuß und ruft: „Gefoppt, gefoppt!“ Und dennoch fange ich zu glauben an, daß dieſe Kokette mir nicht gleichgiltig iſt; doch kann ich noch immer nicht klug aus ihr werden. Liebt ſie mich oder liebt ſie mich nicht? fragte er ſich ſo laut, daß der Vorübergehende es hören konnte.

— Sie liebt Dich, ſagte David, der plötzlich vor ihm ſtand.

— Wer? fragte Roſſini, wie aus einem Traum erwachend.

— Lady Eſther Monmouth.

— Biſt Du verrückt?

— Ich nicht; doch ſcheint's Milady zu ſein, denn vor zehn Minuten geſtand ſie mir mit Thränen in den Augen, ſeitdem ſie Deine „Eliſabeth“ gehört, könne ſie Nachts nicht mehr ſchlafen.

— Und weßhalb nicht? fragte der eitle Amphion.

— Weil ſie in ihrer Wohnung ſo verdammt viel Wanzen hat.

— Alter, ſchlechter, erbärmlicher Witz!

— Geſchmackſache, ſagte der Spaßvogel und ging.

20.

Meiſter Nieswurz war ſeit acht Monaten Choriſt und bei ſeinen Kameraden, die ihn Anfangs für ſtolz gehalten hatten, jetzt dergeſtalt beliebt, daß Jeder, wär's darauf angekommen, ihm irgendwie beizuſtehen, ſich für ihn hätte todtſchlagen laſſen. Elleboro — ſo hieß ihn das ganze Theater — war ein gutmüthiger Burſche, der mit jedem Kunſtgenoſſen, welcher ärmer war als er, ſeinen Reichthum, ſeine Gage theilte, bald Den, bald Jenen freihielt und Keinen, der ſeiner Hilfe bedurfte, in Stich ließ. Dabei war er ein luſtiger Kumpan, ein heiterer Geſell, der tauſend Schnurren im Kopfe und nur e i n e n Gram im Herzen hatte, den: daß ſeine Francilla, ſeitdem ſie der Maeſtro, an dem er mit Leib und Seele hing, in Geſang und Muſik unterrichtete, ſich ganz verändert zu haben ſchien. Sie war nicht mehr das ächt kindliche Geſchöpf, das ſich über ein ſeidenes Band oder über eine andere Kleinigkeit, die Torquato ihr allwöchentlich an dem Tage, an welchem er ſein Gehalt erhielt, zum Geſchenk machte, wie ein Kind

über die erſte Puppe, die es als Spielzeug erhält, ſich tauſend Mal mehr freuen konnte, als Signora Colbrand über einen koſtbaren Schmuck oder einen prächtigen Shawl, den ſie dem Geizhals Barbaja abgelockt hatte. Ihr ſonſt ſo heiteres Auge, ſo rein und wolkenlos wie Neapels veilchenblauer Himmel, ſchien jetzt umflort von einem tiefverborgenen Grame, deſſen Urſache die Einfalt des treuherzigen Burſchen ſich nicht erklären konnte. Von Tag zu Tage war Francilla trauriger und ſtiller geworden. Wohl ſtand ſie noch immer, wie früher, mit dem Blumenkörbchen in der Hand, am Eingange der Villa reale; ihr Anzug, ihr Haarputz war noch immer ganz derſelbe, ihr liebes Geſichtchen aber hatte ſich ſeitdem auffallend geändert. Ihre Wangen, noch vor wenigen Monaten ſo roſigfriſch, waren bleicher als Jasmin geworden; das heitere Lächeln der Unſchuld, das früher den Saum ihrer Lippen, wie ein flatternder Weſtwind eine aufbrechende Fliederknospe, umgaukelt hatte, war verſchwunden und an deſſen Stelle ein finſterer Ernſt getreten, der wie ein herbſtlicher Reif ihre ſonſt frühlingfriſchen Züge verdüſterte. Sie, die ſonſt vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein

geſungen hatte, ſang jetzt nur noch dann, wenn der Maeſtro ſie und ihren Bräutigam zu ſich beſchieden hatte, um ihr Unterricht im Geſange zu ertheilen. Roſſini hatte ſich der armen hübſchen Waiſe wie ein Vater ſeines Kindes angenommen, mit einer Uneigennützigkeit, die ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. Manch Anderer würde die Einfalt dieſes armen, von aller Welt verlaſſenen Mädchens gemißbraucht haben; unſer Maeſtro hingegen hatte keine Augen für ihre unentweihte Schönheit, ſondern nur Ohren für ihre ſilberreine, glockenhelle, ſchmieg- und biegſame Engelſtimme. Er lauſchte ihren Tönen mit jener Wolluſt, mit der man im ſmaragdgrünen Schatten eines geheimnißvollen, ſtillverſchwiegenen Cypreſſenhaines die ſchmerzdurchzuckten Klagelieder einer Nachtigall belauſcht, welche den Cypreſſen und Trauerweiden und den geſpenſtiſch-weißen Statuen, die dort gleichſam als ſtille Wächter dieſes Haines hingeſtellt ſind, in unnachahmlich ſchönem Rhythmus ihrer Elegieen den Tod der jungen Roſe erzählt, die ein rauher Sturmwind entblättert hat. Francilla's einfacher, ungekünſtelter, ſchöngetragener Geſang entzückte ihn weit mehr als das ganze Heer von

Trillern und Rouladen, von Cadenzen und andern Coloraturen, wodurch Signora Colbrand Neapels Publikum zu ſtürmiſchem Beifall hinriß. — Und wenn Elleboro ſeine Francilla ſo ſingen hörte unter der Anleitung ſeines Meiſters, da traten dem armen Jungen die hellen Thränen in die Augen: dann war ihm zu Muthe, als müſſe er Gott und die Welt umarmen, um an ihrem Buſen all' ſeine Wonne, all' ſeinen Schmerz auszuweinen. War es ihm doch, als hauche Francilla in dieſen langangehaltenen Tönen die ganze Fülle ihres geheimen Grames aus. War es ihm doch, als hätte ſie Millionen Thränen in der Kehle, Thränen, die ihr das Herz zerbrechen, Thränen, denen man's anhört, daß ſie nicht zu löſchen ſind. Dann fragte er ſich hundert Mal im Stillen nach der Quelle dieſer Thränen, nach der Urſach' ihres Grames, und wenn er dann Nachts bei ſich in der ſtillen Kammer am offenen Fenſter lag und mit der Guitarre in der Hand zum Abendſterne hinaufſah und dabei an Francilla's Auge dachte, da ſang er ein Lied, das gar traurig klang und ſeinem Herzen doch ſo wohl that wie Troſt aus treuer Freundesbruſt; da ſang er:

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Sprich, warum weineſt Du?
Was trübte Deinen Sonnenſchein,
Was ſtörte Deine Ruh'?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn ſtellſt Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Erzähl' mir Deinen Gram,
Wer mag der freche Räuber ſein,
Der Dir den Frieden nahm?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
So thränenvoll Dein Blick,
Weinſt Du vielleicht, Hold-Liebchen mein,
Um abgeblühtes Glück?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Errieth' ich Deinen Schmerz,
Dann gönne, daß ich mit Dir wein',
Gebrochen iſt mein Herz.

Und wenn er ſich und ſeinen Schmerz ausgeweint hatte, dann war ihm wieder leicht und wohl zu Muthe, dann ging er zur Ruh' mit ihrem Bild im Herzen und einem Gebete auf den Lippen, einem Gebete für Francilla und den Maeſtro. Waren dieſe Beiden auf der großen weiten Erde doch die

einzigen Weſen, die er liebte mit der ganzen Gluth ſeines dankerfüllten Herzens. — — — —

— — — — — — — — —

Eines Tages, als Torquato wieder ſeine Wochen-Gage bekommen hatte, beſchloß er, ſeinem Mädchen einen Ring, einen hübſchen Ring zu kaufen und ſollte er auch den ganzen Gehalt dafür hingeben und dann acht Tage faſten oder gar hungern müſſen.

— Wie wird meine Himmelsblume ſich freuen, wenn ich dann vor ſie hintrete und ſie frage: Weißt Du wohl, was ich hier in dieſer Hand halte? Dann wird ſie lächeln und rathen: Ein Crucifix ... einen Heckethaler ... ein Lottoloos ... Nichts von dem Allen! Kennſt Du das? werde ich fragen, ihr den goldenen Reif zeigen und jubelnd ausrufen: Dies, Francilla, iſt Dein Verlobungsring! Das wird ſie wieder froh und heiter machen. Sie wird dann nicht mehr ſeufzen und wieder ſo friſch und blühend ausſehen wie früher, als ſie beim Maeſtro noch nicht ſingen gelernt. Am Ende hat ſie wohl gar eine ſchwache Bruſt, die, vom vielen Singen angeſtrengt, ihr Schmerzen verurſacht, welche ſie mir und unſerm

Lehrer verheimlichen will, damit wir ſie weiter fortſingen laſſen. Das wird's ſein und weiter nichts! Aber noch heute ſag' ich's dem Maeſtro und morgen hat's mit dem Unterricht ein Ende, ſo wahr ich Nieswurz heiße und Francilla mehr als mich ſelber liebe.

Dann lief er zum erſten, beſten Goldarbeiter und kaufte einen Ring, einen goldenen Reif für fünf blanke Scudi — denn mehr verlangte Jener nicht — und rannte dann in Einem Athem nach dem Schloßgarten.

Francilla ſaß dort unter dem Schatten einer Pinie und zerpflückte, in düſteres Hinbrüten verſunken, eine weiße Roſe, deren junge Blätter ſie in den Sand ſtreute. Torquato näherte ſich ihr; ſie aber bemerkte ihn nicht.

— Francilla! hauchte er leiſe, um ſie nicht zu erſchrecken.

— Du biſt's, Torquato? Komm, Amico, ſetze Dich zu mir.

— Sprich, Himmelsblume, woran dachteſt Du?

— An nichts, an nichts! erwiderte ſie mit einem

Tone, dem es anzuhören war, daß er nicht aus dem Herzen kam.

— Sei wahr, sei aufrichtig; verhehle mir nichts, gar nichts.

— Ich dachte an die Zukunft, antwortete sie mit schwerem Seufzer.

— Sagtest Du nicht erst neulich, sie habe, seitdem mein Freund, der Maestro, sich Deiner anzunehmen versprochen, nichts mehr Drohendes für Dich?

— Und doch lastet sie jetzt schwerer als je auf meiner Brust!

— Bist Du krank, Francilla? fragte Torquato mit rührendem Mitleid.

— Fast glaub' ich es ...

— Sprich, Kind, was quält Dich?

— Eine Unruhe, die mich nie verläßt, eine Angst, die centnerschwer auf meinem Herzen liegt, eine Pein, deren drückendes Gefühl ich Dir nicht beschreiben kann ...

— Das Singen greift Dich an ...

— Du irrst, Torquato. Gerade wenn ich singe, fühle ich mich freier und wohler als je ...

— Und doch zittert Deine Stimme und doch klingt Dein Ton ſo klagend, daß ich, ſo oft ich Dich vor dem Maeſtro ſingen höre, weinen, bitter weinen möchte ...

— Wie lieb, wie gut, wie brav biſt Du! ſagte Francilla, ihn wehmüthig anlächelnd. Gräme Dich meinetwegen nicht. Meine Schwermuth wird vorübergehen; ich will mir Mühe geben, wieder heiter zu werden.

— Ach, Francilla, wer wäre dann wohl glücklicher als ich? Oft giebt es Augenblicke, wo ich denke, daß Du mich gar nicht mehr lieb haſt und daß eben das der Grund Deiner Traurigkeit iſt. Nicht wahr, Himmelsblume, ich bin ein Narr! Ich ſetze mir Dinge in den Kopf, an die mein treues Mädchen nie gedacht hat ... Du ſchweigſt und wirſt wieder traurig ... Antworte mir, Francilla, antworte! wiederholte der treuherzige Burſche mit ängſtlich bebender Stimme.

— Ich bin krank, Torquato. Mein Herz pocht ſo laut, mein Blut wallt ſo heftig, als hätt' ich Gott weiß was verbrochen, und doch bin ich mir

keiner Sünde bewußt, ſagte das unſchuldige Kind, unwillkürlich die Augen niederſchlagend.

— Ich mag nicht länger in Dich dringen, mag nichts erpreſſen, was Du mir nicht aus freiem Antriebe geſtehen willſt; doch habe ich eine Bitte an Dich: vergiß, was Dich quält, nimm Dir vor, wieder froh zu ſein, und Du wirſt es, mit Gottes und Madonnens Hilfe, dann bald wieder werden. Dein Torquato will Alles thun, um Dich aufzuheitern. Ich will Dir vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht ſchöne luſtige Lieder vorſingen, will Dir tauſend Schnaken und Schnurren erzählen und nicht eher aufhören, als bis Du mich ſo heiter wie früher angelächelt haſt. Rathe, bella ragazza, was ich ſo eben für Dich gekauft habe, ſagte er, die geſchloſſene Rechte hoch in die Höhe ſtreckend, daß Francilla's Hand ſie nicht erreichen konnte. Rathe, rathe!

— Einen Dolch? fragte das Mädchen.

— Francilla, Du erſchreckſt mich, ſtöhnte Torquato, den ein eiskalter Schauer überlief. Wie kann ein ſo frommes Kind in Deinen Jahren an ſo ſchwarze Dinge denken?

— Hab' ich Dir nicht geſagt, daß ich krank, ſehr krank bin?

— Und haſt Du nicht gehört, daß Du geneſen wirſt, ſobald Du Dir vornimmſt, die trüben Gedanken, die Dich beſchleichen, von Dir abzuſchütteln und, Deinem armen Torquato zu Liebe, wieder froh zu werden?

— Ich will's verſuchen, erwiderte das ſchwermüthige Kind mit erzwungenem Lächeln. Ich verſtehe mich ſchlecht aufs Rathen und bin ſehr neugierig, wie Du weißt. Sag' alſo, was haſt Du mir gekauft?

— Sieh' her, Francilla! rief die treue Seele, einen Reif, einen ächt goldenen Reif! Weißt Du, Schatz, was dies zu bedeuten hat? Es iſt ein Ring, ein Verlobungsring!

Das Mädchen erbebte. Torquato, der dies zum Glück nicht bemerkt hatte, fuhr fort:

— Wir ſind keine Kinder mehr: Du zählſt ſechszehn Sommer; ich bin faſt vier Jahre älter als Du und werde bald — der Maeſtro hat es mir geſtern geſagt — ſo weit ſein, kleine Partieen übernehmen zu können. Dann bin ich ein gemachter Mann,

dann kann ich mein Bräutchen zum Altare führen und meinem ſchmucken Weibchen eine ſorgenfreie Zukunft ſichern. Bis dahin, Himmelsblume, trage dieſen Ring, ſagte er und ſteckte ihn an den kleinen Finger ihrer linken Hand, trage ihn als einen Talisman, der Dich vor trüben Gedanken beſchützen und Dich — wenn Du wieder ans Streben denkſt — erinnern mag an Deinen treuen Torquato, der ohne Dich nicht leben kann und der, wenn Du ſtirbſt, auch nicht mehr leben will!

— Torquato! ſchluchzte das tiefbewegte Mädchen, ſank an ſeine Bruſt und weinte aus der tiefſten Tiefe ihrer Seele.

— Tesoro mio! rief der Choriſt, der ſie feſt umſchlang und die Perlen, die ihrem Auge entquollen, tropfenweiſe wegküßte; dann drückte er ſie feſt an ſein Herz und ſang mit halblauter Stimme:

„Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn ſtellſt Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.“

Die Strahlen der untergehenden Sonne umzitterten die weinende Gruppe, die, eingehüllt in den

keuſchen Schatten der Pinie, eine Aufgabe für Canova's Meißel, ein Modell für den Pinſel eines Carlo Dolce geweſen wäre.

Auch der Schmerz hat ſeinen Nimbus.

21.

Eines Abends hatte der Sultan von San Carlo ſeinen Koch rufen laſſen, um demſelben eine Mittheilung von nicht geringer Wichtigkeit zu machen. Hector Ménélas Coquillard (ein geborener Pariſer und Schüler Alexandre Viard's, des berühmten Leibkochs Napoleons) war in jeder Beziehung ein höchſt origineller Kauz, den wir flüchtig ſkizziren wollen. Ein neuer Vatel war er, vom Zipfel ſeiner ſchneeweißen Nachtmütze bis zur Schuhſpitze, der zu Fleiſch gewordene Ehrgeiz, welcher Kochen für die „Kunſt der Künſte" und ſich ſelbſt für den erſten Künſtler beider Sicilien hielt. Bis zu Ende des Jahres 1814 als Cuisinier extraordinaire der Hofküche König Joachim Murat's zugetheilt, hatte ſich Coquillard mit dem Schwager des Kaiſers der

Franzoſen überworfen, weil Murat ihm einſt den Vorwurf zu machen geruht, daß er einen Pudding verdorben. In demſelben Augenblick hatte der beleidigte Kochkünſtler ſeinen Abſchied begehrt und Joachim I. ewige Feindſchaft geſchworen. Als König Murat am 13. October 1815, auf Befehl einer Militärcommiſſion, im Schloſſe Pizzo erſchoſſen worden war, hatte Coquillard, kurz vorher in Barbaja's Dienſte eingetreten, die Fenſter ſeiner Wohnung, die ganz hinten im Hofe lag, feſtlich zu erleuchten gewagt und auf dieſe Weiſe ſeinem alten Grolle gütlich gethan und ſeinem tiefgekränkten Ehrgeize eine glänzende Genugthuung verſchafft. Davon abgeſehen war Meiſter Coquillard, wie jeder Koch, ein eingefleiſchter Ariſtokrat und als ſolcher einer der wärmſten Anhänger des alten Regime. Coquillard war aber nicht blos in der praktiſchen Kochkunſt, ſondern auch in der Geſchichte derſelben gut bewandert und pflegte mit dem, was er wußte, gern zu prunken. Außerdem war er, wie faſt jeder Koch, ein Freund der italieniſchen Muſik und hatte ſich gleich im Contracte für die ganze Dauer ſeines Engagements einen Platz in der Loge des zweiten Ranges

ausbedungen und „ſoutenirte“ eine hübſche Choriſtin, welche Barbaja wegen ihrer kleinen, magern Figur die „blaſſe Schnepfe“ hieß, im Uebrigen gute Tage hatte, weil ſie aus deſſen Küche die beſten Biſſen bekam. Das Alles wußte Barbaja, hatte aber trotzdem nicht den Muth, ſeinen Koch deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen, weil Coquillard mit ſeinem weißgepuderten Haare und ſeinen feingeſtickten Manſchetten der einzige von allen Dienern war, der ſeinem Herrn imponirte und ſich von deſſen weltberühmter Grobheit nicht das Allermindeſte gefallen ließ und der ihn bei jeder Gelegenheit durch die Drohung, augenblicklich abzugehen, ſo einzuſchüchtern wußte, daß Barbaja, der nun einmal eine gute Tafel mehr als alles Andere liebte, mit ſeinem Koche behutſamer als mit einem weichen Ei umging.

— Meiſter Coquillard, ſagte der Impreſario zu ſeinem hochgelehrten, feingebildeten Koch, ich habe Dich bitten laſſen, mir einen Augenblick Gehör zu ſchenken, um Dir mitzutheilen, daß übermorgen der Geburtstag der Signora Colbrand iſt.

— Gut; was aber geht das mich an?

— Höre weiter, Meiſter Coquillard. Der

Colbrand zu Ehren veranstalte ich ein Diner, zu dem ich, außer der Königin des Festes, die Comelli, David und Garcia, Rossini und seinen talentvollen Schüler, den Meister Nieswurz, eingeladen habe. Es versteht sich von selbst, geliebter Freund, daß Auswahl und Zusammenstellung der Schüsseln Deiner weisen Ein- und Uebersicht überlassen bleiben, doch habe ich Dich bitten wollen, Meister Coquillard, das Lieblingsgericht der Colbrand nicht vergessen zu wollen.

— Signora Colbrand, sagte der Koch, mit stolzer Grandezza sich seinen Halskragen in die Höhe ziehend, ist ein kleines Leckermaul, welches der Lieblingsgerichte so viele hat, daß der Teufel errathen kann, mit welchem ihm am meisten gedient ist.

— Meister Coquillard, erwiderte der Grobian, der seinem Koche gegenüber ein Muster der allerfeinsten Courtoisie war, ich erlaube mir, Dich zu erinnern, daß ihre schwächste Seite das Coteletto à la Couthon ist.

— Coteletto à la Couthon! rief der Koch, drei Schritte zurückprallend. Signor Barbaja, Hector

Ménélas Coquillard erſucht Sie, dieſe craſſe Beleidigung ſofort zu widerrufen.

— Ich hätte Dich beleidigt? fragte der Impreſario, nicht wenig erſchreckt. Wie ſo? Wodurch?

— Cotelette à la Couthon, ſagten Sie. Ich habe dieſe Gattung von Cotelettes niemals anerkannt.

— Du nennſt ſie anders?

— In meinen Augen giebt es nur Cotelettes à la Soubise. Zur Zeit der Schreckensherrſchaft, als die „Kunſt der Künſte" dergeſtalt in Verfall gerathen war, daß es nur noch Sudelköche gab, mußten ſich die Cotelettes à la Soubise, eine der glorreichſten Thaten des Marſchalls von Soubiſe, die Demüthigung gefallen laſſen, ſich in Cotelettes à la Couthon umgetauft zu ſehen. Georges Couthon, ein Königsmörder, der ſich ſtatt Couthon — Caton genannt, ein Ungeheuer, das während einer heißen Debatte, die ihm Durſt gemacht, ein „Glas Blut" verlangt hatte, dieſer blutdürſtige Jakobiner hat von den höhern Intuitionen der Kochkunſt nicht mehr als mein türkiſches Windſpiel — es ruhe in Frieden,

ſetzte er hinzu und wiſchte ſich eine Thräne aus dem rechten Augenwinkel — von der italieniſchen Muſik verſtanden. Es war daher eine Profanation, eine Blasphemie, den ruhmgekrönten Namen eines der erleuchtetſten Feinſchmecker dem uſurpirten Ruhme eines elenden Jakobiners aufzuopfern. Mir blutete das Herz, ich weinte bittere Thränen, als ich 1793 auf allen Speiſekarten von Paris Cotelettes à la Couthon las. Mochte alle Welt ſie ſo nennen, Hector Ménélas Coquillard iſt ſtolz darauf, ſich ſagen zu können: Du haſt ſie niemals anerkannt. Als Ludwig XVIII. den alten Thron der Lilien beſtieg, als unter ſeinem ſegensreichen Scepter die edle Kunſt der Künſte von Neuem aufzublühen begann, ſetzte die Reſtauration den Marſchall und die von ihm erfundenen Cotelettes in ihre alten Rechte ein; die Cotelettes à la Couthon wurden wieder in Cotelettes à la Soubise umgewandelt, und ſo heißen ſie noch jetzt und ſo werden ſie noch nach Jahrhunderten heißen, und wenn Couthon's Name längſt vergeſſen iſt, wird die ſpäte Nachwelt dankerfüllt den Namen des Prinzen von Soubiſe feiern, nicht wegen der Schlacht bei Roßbach, die er zufällig verloren,

wohl aber wegen der Kalbsrippchen, die er, nur er, erfunden hat.

— Meiſter Coquillard, ich weiß wahrlich nicht, was ich mehr bewundern ſoll: Deine Kunſt oder Dein tiefes Wiſſen. Doch um wieder auf den beſagten Hammel — ich meine Signora Colbrand — zurückzukommen; ich wage für ſie noch ein gutes Wörtchen einzulegen; außer den Cotelettes à la Cou..., Soubise, wollte ich ſagen, hat ſie ſich bei mir noch einen Pudding à la Neſſelrode beſtellt.

— Mille huit cent seize diables! fluchte der Koch. Ich möchte aus der Haut fahren.

— Geliebter Freund, warum?

— Weil dieſer Ruſſe Neſſelrode zur Aureole dieſes Puddings, wie Joachim Murat zum unverdienten Nimbus eines großen Helden gekommen iſt, ſagte der Tacitus der Köche, indem er aus einer goldenen, mit Edelſteinen verzierten Tabatière — einem Geſchenke der Exkönigin Marie Annonciade, der Schweſter Napoleons — eine Priſe nahm. Dieſer ſogenannte Pudding à la Neſſelrode, dieſe heilige Legende der Feinſchmecker, iſt die Erfindung meines Schulfreundes Hubert.

— Und dieser Hubert?

— War der intime Freund und Leibkoch des Lord Falmouth. Hubert war ein neuer Christoph Columbus, der für den Gaumen Seiner Herrlichkeit täglich eine neue Welt, oder, was nach Brillat-Savarin dasselbe sagt, eine neue Speise und unter Anderm auch diesen kostbaren Pudding erfand, den der Küchenmeister des Grafen Nesselrode später, auf dem Wiener Congresse, widerrechtlich usurpirt hat. Schnupfen Sie, Signor Barbaja? fragte der Koch, seinem Herrn die Dose hinhaltend.

— Danke, danke, Meister Coquillard; doch wenn ich bitten darf, erzähle weiter.

— Mein Freund Hubert, der, wie Ihr gehorsamer Diener, ein schreckliches Ehrgefühl besaß, nannte Jenen einen Plagiarius. Der Scythe nahm das übel und nannte meinen Schulkameraden einen Esel. Sie werden begreifen, Signor, daß der Freund und Koch des Lord Falmouth diesen Esel nicht ruhig auf sich sitzen lassen durfte. Hubert schickt ihm eine Herausforderung, der Vandale nimmt sie an. Man schießt sich über eine Serviette, Hubert

fällt, der Uſurpator bleibt am Leben. Und wie Amerika, von Chriſtoph Columbus entdeckt, den Namen des Uſurpators Amerigo Veſpucci trägt, alſo trägt der Pudding meines unſterblichen Freundes Hubert plumper Weiſe Neſſelrode's Namen.

— Meiſter Coquillard weiß doch auch Alles!

— Ein Mann, der in Paris unter den Auſpicien des großen Grimod de la Reynière [1]) ſeine Studien gemacht, muß Alles wiſſen, was in die verſchiedenen Rayons ſeiner Kunſt einſchlägt.

— Erzähltеſt Du nicht, daß Du unter andern berühmten Männern in Paris auch Herrn Grétry perſönlich gekannt haſt?

— Meine Hände haben mehr als eine „Omelette aux conflitures" für ihn improviſirt. Grétry war eben ſo groß als Feinſchmecker wie als Tondichter. Wenn ihm eine Compoſition in den Gliedern lag, ſchlich er in meine Küche, um ſich dort vom Geruche der Speiſen begeiſtern zu laſſen. Dafür hat ſich

1) Herausgeber des berühmten „Almanach des Gourmands", von dem acht Jahrgänge — Par. 1803—12. erſchienen ſind.

der gute Mann auch in mein Stammbuch eingeſchrieben.

— Verkaufe Dein Autograph an Lady Monmouth; ſie wiegt jeden Buchſtaben mit ſchweren Guineen auf ...

— Dieſe heilige Reliquie iſt für mich unbezahlbar ...

— Sag' mir, Meiſter Coquillard, wie hieß doch ſchnell jener Engländer, der, ein zweiter Apicius, in ſechs Jahren ein Vermögrn von hundertfünfzigtauſend Pfund Sterling durch die Gurgel gejagt hat?

— Er hieß Thomas Rogerſon und durchreiſte faſt die ganze Welt, einzig und allein, um die Leckerbiſſen aller Nationen durchzukoſten. Er engagirte den Koch des Kaiſers Alexander von Rußland und ſetzte ihm eine jährliche Leibrente von zweitauſend Pfund aus. Das war ein Herr! In China und Oſtindien, in Meriko und Braſilien hatte er Agenten, die ihm die feinſten Leckerbiſſen liefern mußten.

— Und das Ende? fragte Barbaja, dem das Waſſer im Munde zuſammen lief.

— Als er ſein ganzes Vermögen bis auf die letzte Guinee ausgegeben hatte, kaufte er ſich einen Oriolan, bereitete ihn nach allen Regeln der Kunſt, verzehrte ihn mit dem allerbeſten Appetite und ...

— Und?

— Und erhängte ſich, ſagte Meiſter Coquillard, machte eine kurze, aber höchſt noble Verbeugung und entfernte ſich.

— Ein himmliſcher Kauz! ſprach der Impreſario, als er mit ſich und ſeinem Appetite allein war. Der Schlingel iſt grob, aber verſteht ſeine Sache. Wär' ich nicht Domenico Barbaja, Impreſario des San Carlo-Theaters, Pachter der Spielbank und Millionair, dann möchte ich nichts Anderes als Meiſter Coquillard ſein. Ein guter Koch iſt mehr werth als fünf Maitreſſen und zehn gute Freunde. Ich werde meine Zibetkatze rufen laſſen und ihr den Auftrag ertheilen, die Verdienſte meines Kochs in einer Hymne zu feiern. Roſſini ſoll ſie in Muſik ſetzen.

22.

Signora Colbrand erhielt am Vorabende ihres Geburtsfestes einen Brief aus Palermo, den sie uneröffnet in den breiten Goldrahmen ihres Toilettenspiegels steckte, weil sie an der Aufschrift des Briefes erkannt hatte, daß der Absender desselben kein Anderer als der bewußte, vielbesprochene Marquis Tacconi sei.

Eine Stunde später überbrachte ein krebsrother, mit silbernen Tressen geschmückter Diener ein zierliches Billet, begleitet von einem ziemlich großen Carton. Als die Kammerdienerin der Signora den Ueberbringer um den Namen seiner Herrschaft befragte, erhielt sie die Antwort, es sei ihm der Befehl geworden, den Namen zu verschweigen; doch glaube er, daß Mademoiselle Colbrand aus dem beiliegenden Briefe den Schreiber desselben sogleich errathen werde. Zerline, die von ihrer Herrin, welche gewohnt war, an deren Geburts- und Namenstage einer Unzahl von Geschenken entgegen zu sehen, den Auftrag erhalten hatte, Alles anzunehmen, nahm

natürlich auch den ziemlich schweren Carton an und trug ihn eingeſäumt ins Zimmer ihrer Gebieterin, die, von langer Weile gequält, eine alte franzöſiſche Scharteke „Ruses d'amour, pour rendre contents ses favoris“ [1]) las.

— Von wem? fragte die Colbrand, den Carton neugierig ins Auge faſſend.

— Von einem Ihrer Verehrer, der ſich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt, wahrſcheinlich wohl nur deshalb, um Signora's Neugier zu reizen; doch wird, wie mir der Diener geſagt, dieſer Brief die Maske ſeines Herrn lüften.

— Gieb her! rief die Primadonna. Nach der Handſchrift der Adreſſe ſcheint mir der Schreiber dieſes Briefes nicht bekannt zu ſein. Voyons! ſagte ſie, das Siegel mit wachſender Neugier erbrechend und einen Blick auf die Unterſchrift werfend, kein Name! Weiter nichts als die alltägliche Höflichkeitsphraſe: „Einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer“. Du lieber Gott, man hat der Verehrer ſo viele, daß ſich ſchwer

1) Dieſes ziemlich ſeltene Buch erſchien in Holland 1679. 12.

errathen läßt, wer unter ihnen der aufrichtigste ist. Doch was schreibt uns dieser aufrichtige Verehrer? (Sie las.)

„Gestatten Sie, verehrte Signora, einem Ihrer unbekannten Freunde, Ihr morgiges Wiegenfest schon heute zu feiern. Empfangen Sie, angebetete Frau, tausend Wünsche für Ihr Wohl und beiliegend, als einen schwachen Beweis ungeheuchelter Huldigung, eine winzigkleine Kleinigkeit. **Honny soit qui mal y pense!**"

— Eine winzigkleine Kleinigkeit, wiederholte sie. Der Mann ist wenigstens sehr bescheiden. Wenn aber der Kern dieser Schachtel nicht anziehender als der Inhalt dieses Briefes ist, so hätte unser unbekannter Freund sich die Mühe wohl ersparen können, uns schon heute daran zu erinnern, daß wir morgen wieder um ein Jahr älter werden. Oeffne den Carton! befahl sie der Zofe.

Aber das Oeffnen dieser Schachtel war nicht so leicht, als Signora und vielleicht auch manche unserer holden Leserinnen vermuthet hatten. Der Deckel war durch Schnuren, die durch den Boden der Schachtel gingen, dergestalt befestigt, daß er nur mit großer

Mühe, und nachdem jeder einzelne Faden aufgeſchnitten und durchgezogen war, geöffnet werden konnte. Und als der Deckel endlich abgenommen und der Signora ein Blick in das Innere geſtattet war, was ſah ſie da? Zuerſt eine Decke von feinem Binſenſtroh, dann einen großen Bogen Seidenpapier, dann noch einen Bogen und dann wieder einen Bogen und ganz unten, ganz zuletzt ...

Da wohl keine unſerer Leſerinnen es errathen dürfte, was der eigentliche Kern dieſer Schale war, ſo wollen wir ſie nicht länger unnütz rathen laſſen und ihnen ſagen, was Signora auf dem Boden der Schachtel fand. — Ein Ding, grün, winzigklein und durchſichtig dünn, ein Ding, das weder von Smaragd, noch von Gold war, ein ganz unbedeutendes, völlig werthloſes Fragment von jenem Baume, aus deſſen Blättern die nackte Eva im Paradieſe, gleich nach dem Sündenfalle, ſich die erſte Schürze gemacht: ein elendes Feigenblatt, das auf einem weißſeidenen Kiſſen lag, in welches mit ſchwarzer Seide der botaniſche Name des Feigenbaumes „Ficus Carica“ eingeſtickt war.

Signora Colbrand, die ihre Erwartung ſo bitter

getäuſcht ſah, kniff wüthend ihre Lippen zuſammen und war außer ſich vor Zorn. Hatte ſie's doch ſchwarz auf weiß, daß der aufrichtigſte ihrer Verehrer ſie myſtificirt, gefoppt hatte. Ihr, die Brüſſeler Spitzen oder koſtbare Seidenſtoffe erwartet, ein elendes Feigenblatt zu ſchicken!!! War das nicht eine boshafte Anſpielung auf die Durchſichtigkeit ihrer Toilette und auf manche andere Blöſie, die ſie ſich gab? — In dieſem Augenblick der Wuth hätte ſie den aufrichtigſten ihrer Verehrer, den frechen Spötter, mit Füßen treten und auf die Galeeren ſchicken können. Wuthentflammt rannte ſie im Zimmer auf und ab und fragte ſich, wer ihr dieſen Poſſen geſpielt? Sie rieth hin, ſie rieth her.

— Barbaja? Der iſt zu dumm zu ſolchem Streiche. Roſſini? Der iſt zu gutmüthig. David? Dem boshaften Spötter ſieht es ähnlich ... Halt! rief ſie plötzlich, jetzt weiß ich's genau, ganz genau! Dieſen einfältigen Schabernack hat meine Nebenbuhlerin ausgeführt, die Comelli, welche berſten will vor Neid, daß der Glanz meiner Garderobe die ihrige verdunkelt. Warte, boshafte Schlange, neidiſche Franzöſin, Du ſollſt mir dieſen Poſſen nicht unge-

ſtraft geſpielt haben! rief ſie wüthend und warf einen zornglühenden Blick auf das ſeidene Kiſſen. Was fange ich damit an? Ich kann es nicht behalten, ohne darüber in Wuth zu gerathen, daß dieſe armſelige Franzöſin es gewagt hat, mich, mich zu myſtificiren. Nimm's weg, nimm's weg, befahl ſie der Dienerin, wirf es auf den Boden, wirf es auf den Miſt, wirf es, wohin Du willſt.

Gleich darauf trat Signor Barbaja ein. Zerline, wohl wiſſend, daß Beide keines Zeugen bedurften, entfernte ſich.

— Gut, daß Du kommſt, rief ſie ihm entgegen.

— Was iſt geſchehen? fragte der Impreſario, über das Ausſehen der Colbrand ganz erſchreckt.

— Morgen in aller Früh muß die hektiſche Franzöſin Comelli ihre Entlaſſung erhalten.

— Weshalb?

— Weil ſie mich gekränkt, entehrt, beſchimpft hat. Siehſt Du dort jenes Kiſſen?

— Ja, Colbrand!

— Kannſt Du leſen?

— Nein, Colbrand!

— Traurig genug! rief die aufgebrachte Sängerin. Auf diesem Kissen lag ein elendes Feigenblatt, das die schwindsüchtige Französin, die mich um den Reichthum meiner Garderobe beneidet, mir zum Geburtstag zu schenken gewagt ...

— Die Comelli?

— Wer denn sonst? Nur eine hektische Französin ist solcher Bosheit fähig. Noch heute mußt Du sie entlassen ...

— Aber bedenke doch ...

— Was ist hier zu bedenken? Bleibt *sie*, dann gehe *ich*. Siehst Du dort am Spiegel jenen Brief? Vor einer halben Stunde erhielt ich ihn aus Palermo ...

— Von Tacconi? Und was schreibt der elende Carbonaro?

— Ich hatte mir vorgenommen, den Brief erst in Deiner Gegenwart zu öffnen ...

— Lies, Colbrand, lies, rief Barbaja, dessen Eifersucht in lichterlohen Flammen stand.

Die Primadonna entfaltete das Schreiben und las mit dem allergleichgiltigsten Tone:

„Sie werden ſich wundern, angebetete Signora, endlich nach ſo langer, langer Zeit, wieder ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Meine Abreiſe von Neapel kam ſo unerwartet ſchnell, daß ich weder Zeit noch Muth hatte, meine Aufwartung zu machen, um Ihnen mündlich Lebewohl zu ſagen. Treue Freunde hatten mich, Dank dem Himmel, noch zu rechter Zeit in Kenntniß geſetzt, daß Neapels Polizei, in Folge der Denunciation eines feigen Nebenbuhlers — den Gott verdammen möge ...“

— Darunter meint er mich ...

„auf mich aufmerkſam gemacht, ihre Spürhunde ausgeſchickt, um mein ſicheres Aſyl auszukundſchaften, was ihnen auch ſicher gelungen wäre, hätte ich nicht noch früh genug von der Verfolgung der Späher Kunde erhalten und gleich darauf die Flucht ergriffen. Doch auch hier bin ich Tag und Nacht von Spionen umringt und keinen Augenblick ſicher, weshalb ich mich entſchloſſen habe, von hier nach Malta zu entfliehen und dann erſt, wenn meine einflußreiche Verwandtſchaft in Genua für mich Begnadigung erwirkt haben wird, nach Neapel

zurückzukehren, um vor Allem den ehrlosen Denuncianten zu bestrafen und, sobald ich diesen Stein des Hindernisses aus dem Wege geräumt, alle Kraft, alle Mittel aufzubieten, Sie zu bewegen, meinem heißen Flehen endlich süße Gewährung zu schenken ..."

— Mich will er aus dem Wege räumen? rief Barbaja, der, obgleich mehr noch als Falstaff mit seinem unbändigen Muthe prahlend, wie Jener eine feige Memme war.

— Der Marquis ist toll, sagte die Colbrand, mit großer Gemüthsruhe weiter lesend.

„Zugleich benachrichtige ich Sie, daß ich meinem Anwalt in Genua vor acht Tagen die Vollmacht ertheilt habe, die Scheidungsklage gegen meine Frau einzuleiten, um, sobald auch dieses Hinderniß beseitigt ist, Ihnen, angebetetes Weib, Herz und Hand anzutragen."

— Der Kerl ist reif für's Tollhaus.

— Was vermag nicht Alles die Liebe, sprach die Colbrand ruhig fortfahrend:

„Gern schriebe ich Ihnen häufiger, müßte ich nicht befürchten, daß viele meiner Briefe, die ich

nach Neapel ſchreibe, von der Polizei aufgefangen werden, und daß ich ſie auf dieſe Weiſe auf die Spur meines Schlupfwinkels leite. Wundern Sie ſich deshalb nicht, wenn Wochen, vielleicht auch Monate vergehen, bevor Sie wieder Nachricht erhalten von Ihrem ewigtreuen Silvio.“

— Dieſer Silvio raubt mir die Ruhe meines Schlafes, die geregelte Thätigkeit meines Appetites. Seitdem der verdammte Marquis ſich wie ein geſpenſtiges Nirgends und Ueberall zwiſchen Dich und mich gedrängt, bin ich um acht Zoll und neun Linien magerer geworden. Wenn das ſo fortgeht, bin ich in Jahr und Tag ein elendes Skelett, das ſeine Knochen zu Markte tragen und ſich für Geld ſehen laſſen kann.

— Meinetwegen ſollſt Du nicht länger leiden.

— Colbrand, was willſt Du thun?

— Dem Marcheſe ſchreiben, daß ich entſchloſſen bin, ihm nach Palermo und von dort bis ans Ende der Welt zu folgen ...

— Du liebſt ihn? fragte er mit mehr Pathos, als Mancher ihm zugetraut hätte.

— Ich fange zu glauben an, daß die Opfer, die er zu bringen ſich bereit erklärt, mich bewegen könnten, für ihn, wenn auch nicht Liebe, doch wenigſtens Mitleid zu empfinden.

— Sei keine Närrin, Colbrand. Opfere nicht das Gewiſſe dem Ungewiſſen auf. Der Marcheſe iſt ein junger Windbeutel, ein leichtſinniger Abenteurer. Was Du an mir haſt, das weißt Du. Mag auch alle Welt mich als Geizhals, Knicker, Filz verſchreien, Dir, Schatz Gottes, will ich beweiſen, daß ich's nicht bin. Morgen ſollſt Du erfahren, daß Domenico Barbaja, Neapels größter Grobian, trotzdem ein Mann iſt, welcher zu leben weiß.

— Und die Comelli? fragte die ſchlaue Eva im Vorgefühle ihres neuen Sieges.

— Harrt im Vorſaale, meldete die a tempo eingetretene Kammerzofe, und wünſcht Signora zu ſprechen.

— Dieſe Frechheit habe ich nicht erwartet.

— Laß ſie eintreten, Colbrand.

— Sag' ihr, daß ich bereit ſei, ſie zu empfangen.

Gleich darauf erſchien Signora Comelli in einer äußerſt einfachen, aber höchſt geſchmackvollen Toilette.

— Erlauben Sie, Angélique, ſagte die junge Franzöſin mit allem Reize ungekünſtelter Liebenswürdigkeit, daß Ihre treue Freundin Sie umarme ...

— Darf ich fragen, was mir zu ſo ungewöhnlicher Zeit und Stunde das außerordentliche Vergnügen Ihres höchſt erfreulichen Beſuches verſchafft?

— Morgen, liebe Angélique, iſt Ihr Geburtstag. Geſtatten Sie Ihrer aufrichtigen Bewunderin die Erſte zu ſein, die Ihnen dazu von ganzem Herzen Glück wünſcht.

— Sie kommen zu ſpät; eine gewiſſe Perſon, die Ihnen wohl bekannt ſein wird, iſt Ihnen bereits zuvorgekommen.

— Schade, Jammerſchade; doch ſoll mich das nicht abhalten, die Zweite zu ſein, die ſich der Erſten anſchließt. Erlauben Sie, ſchöne Angélique, Ihnen dieſe kleine unbedeutende Broche mit der Bitte zu überreichen, ſie zur Erinnerung an eine Freundin, die tauſend Gründe hat, Sie zu achten und zu

lieben, freundlich anzunehmen. Honny soit qui mal y pense.

— Ganz dieſelben Worte ſtehen auch hier in dieſem Briefe. Signora hat ſich in ihren eigenen Schlingen gefangen. Heuchlerin, rief die Colbrand, vom Zorne überwältigt, aus meinen Augen!

— Dieu de Dieu! rief die Comelli furchtbar erſchreckt, was haben Sie?

— Kennen Sie dieſe Handſchrift? fragte die Primadonna, die gleich einer Furie der zitternden Franzöſin den anonymen Brief dicht vor die Augen hielt und ſie mit zornglühenden Blicken vom Scheitel bis zur Schuhſohle maß.

— Die Handſchrift iſt mir fremd, betheuerte ihre Nebenbuhlerin mit der größten Ruhe.

— Und kann Signora das beſchwören? fragte die Colbrand mit markdurchbohrendem Blick.

— Beim ewigen Gott, ich kenne dieſe Handſchrift nicht!

— Siehſt Du wohl nun ein, begann der gerührte Impreſario, daß Du Deiner Freundin großes Unrecht gethan?

— Signora Comelli, ſprach die Primadonna, ſich dabei beruhigend, ich will Ihnen frei geſtehen, daß ich Sie für die Schreiberin dieſes anonymen Briefes hielt. Da Sie aber, in Gegenwart eines Zeugen, betheuern, daß dieſe Handſchrift Ihnen durchaus fremd iſt, und da ich Sie keines Meineids fähig halte, fühle ich mich verpflichtet, Sie wegen des böſen Verdachtes, den ich auf Sie warf, freundlichſt um Verzeihung zu bitten, ſagte die Colbrand, indem ſie ihre Nebenbuhlerin mit theatraliſchem Pompe in ihre Arme ſchloß und auf deren (leider allzujugendliche) Stirn einen Kuß als Siegel der Verſöhnung drückte.

— Ein rührendes Schauſpiel! rief der Sultan, in deſſen Tone ein leiſer Anflug von Ironie lag.

— Angélique, Sie haben mir unendlich weh gethan ...

— Kein Wort mehr davon! Aber um ſo beſtimmter rechne ich darauf, daß Sie Herrn Barbaja und Ihrer Freundin beim morgigen Feſte das Vergnügen ihrer Gegenwart ſchenken.

— Ich werde kommen. Für heute aber will ich Ihnen nicht länger läſtig fallen. Verzeihung, wenn

ich Sie gestört habe. Bon soir, Monsieur Barbaja, dormez bien, ma chère Angélique, hauchte die schnellversöhnte Französin mit reizendem Lächeln, umarmte zum zweiten Male mit einem großen Aufwande von Zärtlichkeit ihre „theuere Freundin" und hüpfte, ein Sonnenstrahl in seidenen Strümpfen, leicht und graziös zur Thür hinaus.

Die Colbrand öffnete das grüne Saffian-Etui, um den Inhalt zu prüfen.

— Die Broche, sprach sie, den Schmuck ans Licht haltend, ist, aufrichtig gesagt, sehr geschmacklos.

— A caval donato non guardar in bocca (einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul), meinte Signor Domenico.

— Trotzdem bleibt die Comelli eine intrigante Person, eine boshafte Spinne, die ich mit Spionen umringen werde, um heraus zu bringen, ob sie wirklich nichts von jenem Feigenblatte weiß.

— Mißtrauisch wie ein Jude! brummte Barbaja.

23.

Das Gastmahl, das am folgenden Tage der Impresario von Gottes Gnaden, zu Ehren seiner Pompadour, im großen Saale seiner Bildergallerie veranstaltet hatte, war eines jener heitern Feste, die sich vor Allem durch ihren freien Ton auszeichnen. Fesselloser Frohsinn und ungebundener Scherz regten ihre rosigen Schwingen und hauchten der kleinen Tafelrunde, deren Genossen nicht die Zahl der Musen überstieg, jene glückliche Stimmung ein, in der epikuräische Geister alle kleinlichen Sorgen des irdischen Daseins von sich abschütteln, in ungetrübter Lust den schäumenden Becher der Freude bis auf die Neige leeren und sich dann froh wie die Götter im Olymp, selig wie die Gläubigen im mahomedanischen Paradiese fühlen.

Zwischen der Königin des Festes und der Signora Comelli saß der Sultan von San Carlo wie ein Bogen Löschpapier zwischen zwei goldrandigen Velinblättern. Neben der Colbrand saß Rossini, neben diesem Meister Nieswurz; dann folgte David und

Paccini, Garcia und Abbé Totola, dem die Ehre zu Theil geworden war, der Nachbar der jungen Altistin zu sein. Letzterer war das arme Schlachtopfer, der wohl nur deshalb eingeladen schien, um den übrigen Gästen zur Scheibe ihres Witzes zu dienen und das Stichblatt ihrer Späße zu sein, was das Schicksal jedes Menschen ist, der durch Armuth und Hang zum Wohlleben angetrieben wird, als schmachbeladener Schmarotzer die Sandwüste eines traurigen Lebens zu durchziehen, um dann und wann auf den fetten Triften einer lachenden Oase Hunger und Durst zu stillen. Solch ein armer Parasyt verhält sich zur übrigen Tischgesellschaft, wie die Null zu einer Reihe von Zahlen; sie selber hat durchaus keinen Werth, obgleich sie Werth und Bedeutung der andern Zahlen erhöht. — Auch Meister Nieswurz, der bis dahin noch nie an einer anständigen Tafel gespeist, gehörte in die Sippschaft jener Käuze, die nur zur Belustigung der Andern hinzugezogen werden. Der ehemalige Lazzarone, der früher den Gebrauch einer Serviette nur vom Hörensagen gekannt, saß jetzt als schüchterner Neuling in der Mitte der feinsten Lebemänner, inmitten der raffinirtesten Leckermäuler.

In dem Augenblick, als Signora Colbrand ihren mit Kränzen und Blumen geſchmückten Lehnſtuhl eingenommen hatte, überreichte ihr Barbaja ein in rothen Maroquin eingebundenes Büchelchen mit den Worten:

— Erlaube, daß ich Dir, als der Königin des Feſtes, vor Allen die Speiſekarte vorlege.

Die Favorite öffnete das Buch und war nicht wenig überraſcht, ſtatt eines Speiſen-Regiſters ein Verzeichniß verſchiedenartiger Banknoten zu finden, deren Summe zwanzigtauſend Francs betrug. Die Banknoten ſelbſt — öſterreichiſche, engliſche und franzöſiſche bunt durcheinander — wurden zwiſchen den einzelnen Blättern des Buches durch dünne Nadeln feſtgehalten.

— Zwanzigtauſend Francs, rief die Primadonna freudig erſchreckt.

— Ein kleines Andenken, das Jupiter ſeiner Danaë ſchenkt, erklärte der Impreſario.

— Welche Großmuth! rief die Colbrand, ihn aufs Zärtlichſte umarmend.

— Und doch nennt mich alle Welt einen Filz! Sprecht, Kinder, bin ich ein Filz?

— Nein, nein! ſchrien Alle bis auf Einen.

— Du, Maeſtro, biſt der Einzige, der in dieſen Ruf nicht einſtimmt ...

— Mir, guter Freund, haſt Du noch nicht ſo viel geſchenkt, ſagte Roſſini, den Daumen an die Spitze des kleinen Fingers andrückend.

— Neidhammel, der Du nicht warten gelernt! Auch an Dich wird die Reihe kommen.

— Aber wann? wann?

— Vielleicht früher als Du glaubſt, ſprach der Sultan, die Serviette durch ein Knopfloch ſeines Rockes ziehend. Nun, Abbé Totola, hoffſt Du heute bei gutem Appetite zu ſein?

— Daran hat's mir, Dank dem ewigen Zeus, noch niemals gefehlt.

— Was wahr iſt, bleibt wahr! Unſer Abbé frißt wie ein Wolf, ſagte Paccini.

— Und ſäuft wie ein Schwamm, ſetzte David hinzu.

— Der Magen des guten Abbé, meinte Garcia, gleicht dem bodenloſen Faſſe der Danaiden ...

— Drei ſolcher Magen, ſprach Barbaja, ſind im Stande, eine Feſtung auszuhungern ...

— Heda, Meiſter Nieswurz, rief Roſſini, warum ſitzeſt Du ſo ernſt und unbeweglich wie eine Wachsfigur?

— Iſt Dir das Maul zugefroren? fragte David. Woran denkſt Du?

— Ans Eſſen, geſtand Elleboro, indem er einen wehmüthigen Blick auf ſeinen leeren Teller warf.

— Iſt Ihnen noch ein Löffel gefällig? fragte die Colbrand, welche den Vorſitz übernommen hatte.

— Ich habe wohl einen Löffel, aber keine Suppe mehr, erwiderte der Choriſt.

— Wie naiv! rief Signora Comelli, die dem jungen, kräftigen Burſchen mehr Geſchmack als ihrem alten, ſpindeldürren, moſchusduftenden Nachbar abzugewinnen ſchien.

Der Potage à la Camerani folgte Ragout en coquille.

— Weißt Du, Barbaja, begann Roſſini, daß Dein Koch immer ſchlechter wird?

— Ich bitte Dich um Gottes willen, ſprich nicht ſo laut ...

— Und warum ſoll ich leiſe reden?

— Damit das, was Du ſagen willſt, von keinem

ſeiner Spione aufgeſchnappt und ihm brühwarm zugetragen wird. Erführe Meiſter Coquillard, daß Du den Muth gehabt haſt, eine ſeiner Leiſtungen zu tadeln, er wäre im Stande, mir auf der Stelle zu kündigen.

— Und glaubſt Du, daß dies ein ſo großes Unglück wäre? Köche ſeines Schlages laufen in Neapel zu Dutzenden herum!

— Menſch, willſt Du mich unglücklich machen? Einen Künſtler ſeiner Art finde ich nirgends.

— Einbildung, guter Freund! Coquillard, ſage ich Dir, geht von Tag zu Tag zurück. Seitdem er, bis über die Vatermörder hinaus, in die „blaſſe Schnepfe“ verliebt iſt, verſalzt er jede Schüſſel; auch das Ragout iſt verſalzen ...

— Sie thun ihm Unrecht, entgegnete Signora Comelli. Der Koch unſeres Freundes iſt eine der erſten Notabilitäten Frankreichs ...

— Und da auch Sie Franzöſin ſind, fiel die Colbrand ihr ins Wort, ſo iſt es begreiflich, weßhalb Sie ſich ſeiner annehmen; doch finde auch ich, daß Freund Roſſini Ihrem Landsmanne Unrecht thut. Wie findet denn unſer Abbé das Ragout?

— So bezaubernd, daß ich im Stande wäre, es in Form einer Ode zu beſingen.

— Das will nichts ſagen, meinte der luſtige Spötter, denn unſer guter Abbé hat ſchon viel Schlechteres beſungen. Ueberdies verſteht mein lieber Freund Totola von den Myſterien der feinern Kochkunſt gerade ſo viel, als dort (auf ein bekanntes Bild von Wouverman zeigend) jene Kuh von der Muskatennuß.

— Und wie mundet denn Dir das Ding? fragte David ſeinen Nachbar Nieswurz.

— Ich habe nur Eins daran auszuſetzen.

— Und das wäre?

— Daß ſich die einfältige Schaale nicht miteſſen läßt.

— Herrlich, herrlich! rief die Comelli, die von der Naivetät ihres jugendlichen vis à vis dergeſtalt bezaubert war, daß ſie, um ſich mit ihm unterm Tiſche in magnetiſchen Rapport zu ſetzen, einen ihrer niedlichen Füße auf den ſeinen ſetzte und mit der Spitze ihres Atlasſchuhes Anfangs einen leiſen und gleich darauf einen etwas ſtärkern Druck riskirte.

Jeder Andere hätte dieſen Fußwink alſogleich

verſtanden und erwiedert. Meiſter Nieswurz aber, der in Allem noch ganz Neuling war, begriff dieſe Sprache nicht. Er ſah unter den Tiſch, zog raſch ſeinen Fuß zurück und erhob ſich.

— Was ſuchſt Du? fragte ſein ſchlauer Mentor, dem das plötzliche Erröthen der Betheiligten nicht entgangen war.

— Eine Fußbank für Signora Comelli, antwortete der Dummkopf, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er die Dame, die ſeiner kräftigen Jugend ſo überaus gewogen war, dem allgemeinen Gelächter preisgab.

Elleboro war der Einzige, der den Grund dieſes coloſſalen Lachens durchaus nicht begreifen konnte.

— Ich wollte, erklärte die Franzöſin ſchnell gefaßt, unſern Meiſter Nieswurz auf die Probe ſtellen, ob er wirklich ſo ſchlau iſt, als er ausſieht. Signor Elleboro hat dieſe kleine Prüfung glänzend beſtanden, ſetzte ſie hinzu und gab ſich die Miene, als ob ſie herzlich mitlachen müſſe.

— Abbé Totola, meinte die Colbrand, ſollte verſuchen, dieſes heitere Zwiſchenſpiel in Verſe zu ſetzen.

— Nur jetzt nicht, ſagte David, denn während des Eſſens iſt unſer groſser Dichter taub und ſtumm; er hört und ſieht nichts von Allem, was rings um ihn vorgeht; ſeine fünf Sinne haben ſich jetzt in einen aufgelöſt: er frißt und ſchmeckt blos. In dieſem Augenblick, wo er das zweite Stück Rindfleiſch verſchlingt, könnte jeder von uns ihm einen Korkſtöpſel an den Kopf ſchleudern, unſer Dichter, einmal ins Eſſen vertieft, würde nichts davon gewahr werden.

— Wir wollen's verſuchen, ſagte Jeder, nahm den Pfropfen der vor ihm ſtehenden Weinflaſche und ſchleuderte ihn mit aller Kraft nach dem Schädel des gefräßigen Schmarozers ab.

Der Abbé, der nichts davon zu fühlen ſchien, aß ruhig weiter.

— Das Moſchusthier, fing Barbaja an, hat eine Rhinoceroshaut, von der alle unſere Kugeln ſpurlos abgeprallt ſind. Wir wollen nun zu ſchwererem Geſchütze greifen und ihm lieber die Flaſchen an den Kopf werfen.

Totola, der nichts davon zu hören ſchien, verzog keine Miene.

— Jeder greife nach ſeiner Bouteille! commandirte der Impreſario. Sobald ich Drei gezählt, weiß Jeder von Euch, was er zu thun hat.

Die ganze Tafelrunde griff nach den Flaſchen. Abbé Totola, der nichts davon zu ſehen ſchien, fraß ruhig weiter.

— Aufgepaßt! ſchrie der Sultan, um den Vielfraß auf das, was ihm bevorſtand, aufmerkſam zu machen. Ich fange nun zu zählen an: Eins ... Zwei ... und ...

— Halt, donnerte Roſſini, halt! Bis hierher und nicht weiter! Bedenken Sie, meine Herren und Damen, wie ſchade es um den armen Abbé wäre! Wo fände unſer Freund Barbaja einen neuen Metaſtaſio, der ihm für elende achtzig Francs ein dreiactiges Textbuch ſchriebe?!

— Haſt Recht, Maeſtro, ſagte Barbaja. Friß zu, Zibetkatze, wir wollen Dich leben laſſen!

— Er lebe! ſchrien Alle.

Totola, der auch dies nicht gehört hatte, aß immer weiter und weiter.

Bald darauf kamen „Cotelettes en papilottes“. Dieſe Schüſſel war ſo überaus ſaftig und pikant, daß

ſelbſt Roſſini ihr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dem Abbé, der ſeit dem Ragout nichts mehr geſprochen hatte, ſtürzten, als er das dritte Stück verſchluckte, erbſendicke Freudenthränen aus den Augen. Auch Meiſter Nieswurz war vom Wohlgeſchmack der koſtbar zubereiteten Kalbsrippchen dergeſtalt durchdrungen, daß er nicht blos den Kern — das Fleiſch — ſondern auch die Schaale — das Papier — mitaß.

Gleich darauf erſchien Dindon aux truffes.

— Erlaubt mir, meine Freunde, begann Roſſini, Euch aufzufordern, in einen Toaſt einzuſtimmen, der einem Weſen gilt, das, über alle Beſchreibung zart und liebenswürdig, ein Gegenſtand meiner wärmſten Anbetung iſt, einem Weſen, in deſſen Schönheit ich mich nicht verſenken kann, ohne die Allmacht Gottes, die Herrlichkeit der Natur zu bewundern. Hoch lebe das Weſen, das uns Allen gleich theuer iſt, hoch lebe ... der Truthahn!

— Hoch! Hoch! riefen Alle, bis auf die Colbrand, welche Anfangs vermuthet hatte, daß der erſte Toaſt von Rechtswegen keinem Andern als ihr gebühre.

— Was Raphael unter den Malern, fuhr der Maeſtro fort, was Taſſo unter den Dichtern, was Mozart unter den Componiſten und was meine reizende Nachbarin, Signora Colbrand, unter den Geſangskünſtlerinnen, das iſt der trüffelgefüllte Truthahn unter den Koryphäen der Tafel. Auch Signora Colbrand, der Truthahn von San Carlo, ſoll leben!

— Evivà! ſchrie die ganze Tafelrunde.

Der Toaſt hatte ſo viel Zweideutiges, daß die Königin des Feſtes nicht ganz mit ſich einig wurde, ob ſie entzückt oder beleidigt ſein ſollte.

Den Schluß machte der Pudding à la Neſſelrode. Auch dieſe Speiſe verſchlang Abbé Totola mit einer Haſt und Eile, als ob Jemand mit einer Peitſche hinter ihm ſtände, der ihn zum Wetteſſen antrieb.

Nach kurzer Pauſe erſchien das Deſſert, das jedem der acht Gäſte in einer beſondern Silbervaſe vorgeſetzt wurde. Unter Datteln und Nüſſen, unter Feigen und Mandeln befand ſich auch eine ganz neue Art von Zuckerwerk, eine köſtliche Gattung von Bonbons, auf deren Umſchlag der Name des galanten Gebers und der Geburtstag der Colbrand ſtand.

Signora Comelli, eine Freundin aller Süßigkeiten, entfaltete eine dieſer geheimnißvollen Hüllen und war nicht wenig überraſcht, unter dem Bonbon ein Goldſtück zu finden. Sie öffnete den zweiten, dritten, vierten Bonbon und fand in jedem ein Goldſtück. Nun fingen auch die Andern zu ſuchen an. Und ſo fand denn jeder der ſieben Gäſte in ſeinem Deſſert zwanzig Bonbons mit eben ſo vielen Napoleons; die Colbrand aber fand unten in der Vaſe noch ein Halsband von Diamanten.

Dieſe ganz unerwartete Ueberraſchung war das Zeichen zum Ausbruch der allgemeinen Freude. Die Pfropfen des Champagners ſprangen bis zum Plafond; im Vorzimmer ertönte Muſik und Geſang.

Abbé Totola ſchien der Einzige, der plötzlich traurig geworden war. Der Schreck der freudigen Ueberraſchung hatte ſich auf ſeinen vollgefüllten Magen geworfen und ihm mit einem Schlage alle Eßluſt geraubt. Zum Glück wußte unſer Dichter ſich zu helfen. Als er einſah, daß es mit dem Eſſen nicht mehr gehen wollte, warf er ſich aufs Trinken und trank ſo lange, bis er, vom Rauſche überwältigt,

in einer Sänfte betrunken nach Hauſe getragen wurde.

Seit jenem Tage wurden die Zwanzig-Franfenſtücke beim San Carlo-Theater nie anders als „Barbaja-Bonbons“ genannt.

Schluß der erſten Bandes.

NATIONAL-BIBLIOTHEK WIEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Rossini.

Komischer Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritte, unveränderte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig

Costenoble und Remmelmann.

1851.

681827-A.
MUSIK.-ABT.

1.

Drei Monate nach diesem Freudenfeste — im April des Jahres 1816 — wurde Signor Barbaja, mitten in der Nacht, aus seinem festen Bärenschlafe aufgerüttelt, um die Schreckenskunde zu vernehmen, daß sein Theater[1]) in lichten Flammen stehe. Das Feuer, das mit beispielloser Heftigkeit um sich gegriffen hatte, verwandelte in vierzehn Stunden eines der großartigsten Gebäude Neapels in einen Aschenhaufen.

Bestürzter als Barbaja war König Ferdinand, der, ein leidenschaftlicher Freund junger, hübscher

[1]) Das San Carlo-Theater, im Jahre 1740 von Carl III. erbaut, war schon 1763 einmal abgebrannt, aber bald wieder aufgebaut worden.

Tänzerinnen, mit Leib und Seele an San Carlo hing und nur selten eine Oper, niemals aber ein Ballet versäumte. Herr von Stendhal, ein Augenzeuge dieses Brandes, erzählt, der Verlust jenes Theaters habe Seine Majestät tiefer als in früherer Zeit der Verlust seines halben Königreiches geschmerzt [1]). Weit gefaßter war der Impresario.

— Sire, sagte er zum äußerst gutmüthigen Monarchen, ich erlaube Ew. Majestät, mich einen Hundsfott zu nennen, wenn nicht, in längstens neun Monaten, San Carlo großartiger und prächtiger als je wieder aufgebaut ist. Wenn Ew. Majestät augenblicklich nicht bei Kasse sind, so will ich armer Mann, um den Bau zu beschleunigen, der Krone einstweilen zweimalhunderttausend Scudi vorschießen.

— Das nehmen wir an, sprach der Fürst, der als Bourbon gewohnt war, jedes Opfer seiner Unterthanen huldreich anzunehmen.

Heil dem Fürsten, der solche Diener hat!

[1]) König Ferdinand, von den Franzosen aus der Hauptstadt seines Reiches vertrieben, hielt sich neun Jahre in Sicilien auf.

— Barbaja läßt sich todtschlagen für Ew. Majestät . . .

— Das ist schön, das ist brav von Dir, meinte der König, seinem Diener gnädig die Schulter klopfend. Aber sage mir, guter Freund, glaubst Du noch immer, daß das Feuer angelegt war?

— Sire, ich beschwöre es!

— Und welcher Bösewicht, glaubst Du, hat uns diesen Streich gespielt?

— Kein Anderer als Tacconi.

— Ich höre diesen Namen heut' zum ersten Male. Wer ist dieser Mensch?

— Ein genuesischer Flüchtling, der sich seit einiger Zeit in den Staaten Ew. Majestät umhertreibt, bald da, bald dort auftaucht, heut so und morgen anders heißt und überall Unheil anstiftet . . .

— Und was weiß meine Polizei?

— Sire, ich selber habe den Schurken denuncirt . . .

— Und meine Polizei? Meine Polizei??

— Ist entweder zu faul oder zu dumm gewesen, sich seiner zu bemächtigen, als er noch in Neapel

ſein Unweſen getrieben hat. Vor Kurzem war er in Palermo und gegenwärtig iſt er in Malta.

— Und ſoll von dort aus Feuer in Neapel angelegt haben?

— Es wird Ew. Majeſtät bekannt ſein, daß jeder Schurke ſeine Helfershelfer hat. Dieſer Tacconi ſcheint mir der Rädelsführer einer durch ganz Italien verzweigten Carbonaribande zu ſein . . .

— Und von wem weißt Du, daß er ſich jetzt in Malta aufhalten ſoll?

— Er ſelbſt hat es geſchrieben . . .

— An wen?

— An meine Colbrand, der er auf unverſchämt zudringliche Weiſe den Hof macht und die er mir um jeden Preis abſpenſtig machen will. Und darum eben glaube ich, daß er und kein Anderer der Urheber dieſer Brandſtiftung iſt.

— Du biſt, wie mir ſcheint, etwas eiferſüchtig auf dieſen Patron . . .

— Ew. Majeſtät werden aus eigener Erfahrung wiſſen, daß wir eine Geliebte, die uns ſchweres Geld koſtet, nur für uns und nicht gern für Andere halten . . .

— Noch heute will ich meinem Polizeiminister den strengsten Befehl ertheilen, all' seine Macht aufzubieten, uns diesen Missethäter zu verschaffen.

— Sire, thun Sie das, aber ich bitte und beschwöre Sie, es ja nicht zu vergessen, denn Ew. Majestät haben ein sehr gutes Herz, aber ein sehr schlechtes Gedächtniß.

— Barbaja!!! drohte der König.

— Werden Ew. Majestät nur nicht gleich böse! Vergessen Sie nicht, Sire, daß Niemand in Neapel es mit seinem Könige treuer und ehrlicher meint, als der alte Barbaja. Ich sagte vorhin, Ew. Majestät hätten ein schlechtes Gedächtniß. Ich will Ihnen beweisen, daß das wahr ist. Wie oft, Sire, haben Sie mir unter der Blume einen Ihrer Orden versprochen? So ein Kreuzchen oder Sternchen kostet Ew. Majestät ein Paar Scudi, die ich wahrhaftig schon längst um Sie verdient habe.

— Schaffe uns den Mordbrenner Tacconi, dann bekommst Du so ein Ding, so wahr ich Ferdinand heiße und Dich lieb habe, weil Du eine treue, ehrliche Haut bist, sagte der Monarch, dem Impresario biederherzig die Hand schüttelnd. Nun geh' mit Gott,

altes Haus, und sorge dafür, daß wir unser San Carlo nicht allzulang' entbehren müssen.

— — — — — — — — —

Sämmtliche Mitglieder des abgebrannten Theaters wurden entlassen; nur die Colbrand, doppelte Function bekleidend, blieb in Neapel. Rossini folgte, begleitet von seinem treuen Schüler Elleboro, einem vortheilhaften Rufe nach Rom, um für das dortige Teatro Vallo eine neue Oper „Torvaldo e Dorliska" zu schreiben.

Der glänzende Erfolg, den diese Oper davontrug, reizte den Impresario des Argentina-Theaters, keine Opfer zu scheuen, um den Maestro, der von ganz Rom auf Händen getragen wurde, durch die Macht des Geldes zu bewegen, auch für diese Bühne ein neues Werk zu schaffen.

— Haben Sie einen guten Text? fragte Rossini.

— Zehn für Einen; leider aber sind alle von der Art, daß unser allzuängstlicher Gouverneur alle ihm vorgelegten Libretti, unter dem Vorwande, daß sie staatsgefährliche Anspielungen enthalten, uncensirt zurückgeschickt hat.

— Die alten Maestri konnten froh sein: sie hat-

ten einen Metaſtaſio[1]), einen da Ponte[2]), einen Caſti[3]). Wir Neuern haben keinen einzigen guten Operndichter. Habt Ihr denn keinen alten, unſchädlichen Text?

---

[1]) Pietro Bonaventura Trapaſſi, genannt Metaſtaſio (geb. am 3. Januar 1698 zu Aſſiſi, geſt. am 12. April 1782 zu Wien), hatte ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre einen Operntext „il giustino" geſchrieben. 1724 wurde in Neapel ſeine erſte Oper „Didone abandonnata", mit Muſik von Domenico Sarro, aufgeführt. Außerdem hat er „Artaxerxes, „Attilio Regolo", „Temiſtocle", la Clemenza di Tito", „Aleſſandro nell' India" und viele andere Opern geſchrieben, die, in zehn Bänden geſammelt und der Marquiſe von Pompadour gewidmet, 1755 in Paris erſchienen ſind.

[2]) Lorenzo da Ponte (geb. 1794 zu Anoda, geſt. 1836 zu New-York) ſchrieb für Salieri die „Danaiden" und viele andere Opern, für Martini den „Baum der Diana" und für Mozart den „Don Juan" und „Figaro's Hochzeit".

[3]) Giambattiſta Caſti (geb. 1721 zu Monteſiascon, geſt. am 7. Februar 1803 zu Paris), nach Metaſtaſio's Tode vom Kaiſer Joſeph II. zum Hofpoeten ernannt, ſchrieb „la grotta di Troſonio" und „il re Teodoro in Venezia" für Paiſiello. Als Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß eine dritte komiſche Oper, die wir dem Dichter der „animali parlanti" verdanken, „Catilina" heißt. Der Held dieſes tragikomiſchen Sujet iſt der alte Cicero, der unter Anderm eine aria buffa ſingt, worin deſſen berühmte Rede „quosque tandem, Catilina, abutere patientia nostra" auf eine ungemein komiſche Weiſe parodirt iſt.

— Ich hätte wohl einen Text, doch befürchte ich, daß er Ihnen nicht zusagen wird.

— Sie meinen?

— Den „Barbiere di Seviglia".

— Den hat ja schon Paisiello componirt . . .

— Und eben deßhalb wäre es keine üble Speculation, wenn auch Sie sich dieses Stoffes bemächtigten. Italien würde alsdann Gelegenheit haben, einen Vergleich zu ziehen zwischen Damals und Jetzt, und ich, für meinen Theil, bin überzeugt, daß eben solch ein Vergleich zu Ihren Gunsten ausfallen wird.

— Glauben Sie? fragte der Maestro, der sich durch diese Aeußerung nicht wenig geschmeichelt fühlte.

— Ich bin Ihres Erfolges so gewiß, daß ich Ihnen eine Wette vorschlage . . .

— Eine Wette?

— Daß Ihr „Barbier" den des Signor Paisiello überall aus dem Sattel heben wird.

— In vier Wochen sollen Sie Antwort haben, sagte Rossini und entließ den Impresario, der mit sich äußerst zufrieden war.

Noch an demselben Tage schrieb Rossini an den

alten Paisiello, der sich seit 1804, wo er mit dem Kreuze der Ehrenlegion und einer Pension von viertausend Francs Paris verlassen hatte, als Director des Conservatoriums in Neapel aufhielt. Der alte Meister, der von sich und seiner Musik sehr eingenommen und über den wachsenden Ruhm seines jungen Nebenbuhlers keineswegs entzückt war, besaß doch so viel Tact und Klugheit, sich vor den Augen der Welt keine Blöße zu geben; er antwortete mit einem großen Aufwande von Höflichkeit, daß er die Wahl dieses Stoffes in jeder Hinsicht gutheißen müsse und fest überzeugt sei, Rossini's hellstrahlender Genius werde dem alten Text einen neuen Reiz abgewinnen, wozu er ihm und allen Bühnen Italiens, die einem neuen Meisterwerke entgegensehen dürfen, im Voraus von ganzem Herzen Glück wünsche. Rossini, von den Lobeserhebungen des alten Meisters berauscht und entzückt, ging nun mit allem Muthe an die neue Oper.

Wir haben schon früher erzählt, daß unser Maestro zur Vollendung seines „Barbier von Sevilla" nicht mehr als dreizehn Tage gebraucht hat, eine kurze Spanne Zeit, während welcher mancher schwer-

fällige Componiſt Deutſchlands, der vornehmthuend, naſerümpfend und achſelzuckend auf den „Dio della musica“ herabblickt, oft nur eine ſchwindſüchtige Arie oder ein lendenlahmes Duett im dicken Schweiße ſeines magern Talents auszubrüten im Stande iſt.

Niemand in ganz Italien war auf den Erfolg dieſer Oper geſpannter, als Ritter Paiſiello. Er ſagte ſich: Gefällt *ſein* Barbier, dann iſt der *meinige* verloren; mißfällt er aber, was ich vermuthe, dann flammt der untergehende Stern meines Ruhmes zu friſchem Glanze auf und verdunkelt das neue Geſtirn. — Die Entſcheidung dieſer wichtigen Frage, die den jungen Ehrgeiz des alten Künſtlers tief beunruhigte, erlebte er nicht. Giovanni Paiſiello ſtarb am 5. Juni 1816[1]) und erſt drei Monate nach deſſen Tode fand im Theater Argentina die erſte Aufführung von Roſſini's „Barbier“ ſtatt. Signora Giorgi ſang die Roſine, Garcia den Grafen Almaviva, Zamboni den Figaro und Boticelli den Doctor Bartolo. Ueber die Oper ſelbſt, die wohl jedem unſerer Leſer genau genug bekannt ſein wird, nur wenige Zeilen. Der

---

[1]) Geboren am 9. Mai 1741 zu Tarent.

„Barbier von Sevilla" ist nach dem Urtheile aller Sachverständigen eines der schönsten Blätter im Lorbeerkranze des „Orpheus von Pesaro", den ein deutscher Dichter den „Helios von Italien" nennt. Die ganze Oper gleicht einem tausendfarbigen Bengalivogel, der sein schillerndes Gefieder in lachendes Morgenroth und blendenden Blumenthau gebadet hat; jede Note darin ist eine Thauperle, die auf einem Rosenblatte zittert. Die ganze Partitur scheint in einem Champagnerrausche geschrieben; jede Nummer, jeder Tact dieser Oper sprudelt und perlt, schäumt und brüselt, wie rosenfarbener Oeil de Perdrix. Man schlürft diese Musik wie eine Flasche Cliquot hinab und fühlt sich vom prickelnden Gase der köstlichen Melodien, vom perlenden Schaume der Rhythmen so berauscht, daß man sich jählings über Kopf und Hals in dieses Meer wollüstiger Töne hineinstürzen und wie ein Goldfisch umherplätschern möchte in diesen sonnigen, wonnigen, kristallhellen Wellen, die singend und klingend, kosend und murmelnd an uns vorüberrauschen. Hätte Rossini sonst auch gar nichts als diesen „Barbier von Sevilla" geschrieben, diese einzige Oper wäre hinreichend, ihm

einen der ersten Plätze unter den größten Tondichtern aller Zeiten zu sichern.

Und dessenungeachtet machte diese reizendschöne Musik bei den ersten Aufführungen in Rom nur getheiltes Glück. Das Publikum hatte sich in zwei große Parteien, in Paisiellonisten und Rossinianer, gespalten, die sich, wie vor Jahrhunderten die Factionen der Neri und Bianchi, der Guelphen und Ghibellinen, höchst feindlich gegenüberstanden. Paisiello's Gegner hoben Rossini, Rossini's Gegner den todten Paisiello in den Himmel. Damals kämpften die alte und neue Musik Italiens einen Kampf auf Leben und Tod, einen Kampf, der, erst später in Paris entschieden[1]), dem Lebenden den Sieg über den Todten verschaffte. Paisiello lag im Schooße der Erde, und Rossini stand im Zenith seines Ruhmes, dessen Strahlen, der Sonne gleich, den ganzen Erdball durchzogen.

Um diese Zeit schrieb Rossini an Signora Col-

[1]) In Paris wurde diese Oper zum ersten Male am 23. December 1819 aufgeführt; von dort aus machte sie dann die Reise um die Welt und erregte überall den größten Enthusiasmus.

brand, mit der er in geheim gehaltenem Briefwechsel stand: „— — — — — — Ich wünschte, meine schöne Freundin wäre jetzt in Rom, um Zeugin meines neuen Triumphes zu sein. Mein „Barbier" findet hier von Tag zu Tag mehr Anhang und weiß sich selbst bei den eingefleischten Gegnern der neuen Schule so einzuschmeicheln, daß sie den kecken Burschen, ganz gegen ihren Willen, mehr und mehr liebgewinnen. Almaviva's Serenade tönt hier Nachts in allen Straßen; Figaro's große Arie „Largo il factotum" ist das Paradepferd aller Bassisten und Rosinen's Cavatine „Una voce poca fa" das Abendlied, mit dem hier jede Schöne zu Bette geht, und Morgens mit den Worten „Lindoro mio sarà" (ja, Lindoro, er wird mein!) erwacht. Aber mehr als meine neue Oper wird Sie, theuere Angélique, ein neuer Salat interessiren, den ich erst unlängst — zur Freude aller Feinschmecker — erfunden habe. Ich beeile mich, Ihnen das Recept mitzutheilen. Nehmen Sie eine Schüssel, thun Sie Provenceröl, englischen Senf, französischen Essig, etwas Citronensaft, Pfeffer und und Salz hinein, reiben Sie dies Alles bis zur vollkommenen Mischung durcheinander und würzen

Sie es dann durch kleingeschnittene Trüffeln. Letztere verleihen dem Salate einen Nimbus, der jeden Gourmand zur tiefsten Bewunderung hinreißt. Der Cardinal-Staatssecretär, dessen Bekanntschaft ich unlängst gemacht, ertheilte mir für diese Erfindung seinen apostolischen Segen. — Doch um wieder zum „Barbier" zurückzukehren: im zweiten Acte, der, aufrichtig gesagt, schwächer als der erste ist, gefällt vor Allem das Duett zwischen dem als Singmeister verkleideten Grafen und dem Doctor Bartolo: „Pace e gioja", die Arie des alten Vormundes „Quando mi sei vicina", worin ich die alte Schule persifflirt habe, und der Schluß des Terzetts zwischen Rosine, Almaviva und Figaro „Zitti, zitti, piano, piano". Am wenigsten gefällt das Quintett, in welchem der fieberkranke Basilio fortgeht und wieder zurückkehrt. Ich selber gestehe gern, daß Paisiello's Quintett viel einfacher und graziöser als das meinige ist. — Versäumen Sie nicht, theuere Angélique, sich je eher je lieber von der Köstlichkeit meines neuen Salates zu überzeugen. — Es freut mich unendlich, daß Sie, liebe Colbrand, die Braut meines jungen Freundes unter die Flügel Ihres Schutzes genommen haben.

Meiſter Nieswurz befindet ſich wohl und macht ſo ſchöne Fortſchritte, daß Sie über ihn erſtaunen werden. Der treuherzige Burſche beauftragt mich, Ihnen die Hand und ſeiner Francilla den Mund zu küſſen. Im Ganzen unterhalte ich mich hier ziemlich gut, mache bei den Römerinnen mehr Glück als mir lieb iſt, bin aber in Verzweiflung, daß es hier wenig oder gar keine gute Auſtern giebt. Wenn Sie im göttlichen Neapel im Wonnegefühle friſcher Auſtern ſchwelgen, ſo denken Sie dann auch einmal an mich.
P. S. Das Wichtigſte hätte ich beinah' vergeſſen. Vor Kurzem habe ich eine neue Oper angefangen. Ich hoffe, ſie fertig mitzubringen. Bis dahin vergeſſen Sie nicht ganz Ihren G. Roſſini.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Anfangs Januar 1817 kehrte der Schreiber dieſes Briefes gold- und ruhmbeladen nach Neapel zurück.

2.

— Was haſt Du mir mitgebracht? fragte Barbaja, als der Maeſtro, deſſen Ankunft er im Poſthofe erwartet hatte, mit zwei Mantelſäcken und dem Meiſter Nieswurz aus dem Wagen ſtieg.

— Vor Allem bringe ich Dir einen Segen vom heiligen Vater...

— Hol' Dich der Teufel, fluchte der Gottloſe, dem daran wenig gelegen war.

— Dann bringe ich Dir einen Plan von Rom, einen ſilbernen Zahnſtocher, ein Portrait des Cardinal-Staatsſecretärs, eine goldene Schreibfeder und meine Büſte...

— Iſt das Alles?

— Das Beſte zuletzt! Unter Anderm habe ich auch eine nagelneue Oper mitgebracht...

— Grüß' Dich Gott, alter Schatz, ſagte er raſch umſattelnd. Und wie nennt ſich Deine neue Oper?

— „Barbaja oder das Kameel auf der Folter."

— Du willſt mich ärgern...

— Bloß ein wenig foppen, guter Freund. Meine Oper heißt „Othello oder der Mohr von Venedig.“

— Herrlicher Stoff! Brauchst Du Geld?

— Nein! sagte der Maestro, die Mantelsäcke seinem Begleiter aufbürdend.

— Nein, sagst Du? Teufel, das hör' ich von Dir heut' zum ersten Male. Ich aber, Schatz Gottes, brauche Deine Oper.

— Das weiß ich und bin deßhalb früher, als Du gehofft, nach Neapel zurückgekehrt.

— Du kannst nicht glauben, Maestro, wie sehr Du mir gefehlt hast. Du wirst doch wieder bei mir wohnen?

— Nein!

— Hat Dir Jemand in meinem Hause etwas zu Leid gethan?

— Ja!

— Wer? fragte der Sultan mit zornschnaubender Miene.

— Dein Koch. Der Einfaltspinsel hatte gehört, daß ich kurz vor meiner Abreise behauptet hätte: er sei ein Pfuscher. Fünf Tage später erhielt ich

einen Brief, worin der Schwachkopf mich auf Piſtolen gefordert hat.

— Ich jage ihn fort, ich bringe ihn um ...

— Mach', was Du willſt; ich aber werde da wohnen, wo es mir gefällt.

— Und die neue Oper?

— Steht Dir ſchon morgen gegen ein Honorar von fünfhundert Dukaten zu Dienſten.

— Fünfhundert Dukaten? Biſt Du des Teufels?

— Du willſt nicht? Gut, dann ſchicke ich ſie nach Mailand oder nach Venedig. Eine neue Oper von Roſſini würde ſelbſt der liebe Gott, wär' er Theaterunternehmer, nicht zurückweiſen.

— Vierhundert ſollſt Du haben.

— Hier wird nicht gehandelt, ſagte Roſſini und rannte fort.

— Barbaja verfügte ſich geraden Weges zu ſeiner Freundin.

— — — — — — — — —

Signora Colbrand, die, trotz ihrer Eitelkeit und Gefallſucht, ein ziemlich gutes Herz beſaß, hatte bald nach Roſſini's Abreiſe von Neapel, auf vieles

Zureden ihres Freundes, seine Schülerin Francilla, die arme, aber sehr talentvolle Waise — Anfangs blos als ein Aschenbrödel, das bei ihr das Amt einer Kammerdienerin vertreten sollte — zu sich in ihr Haus genommen und sich nur wenig oder gar nicht um deren musikalische Ausbildung bekümmert. Als die Primadonna bald darauf an heftigem Nervenfieber erkrankt war, hatte Aschenbrödel Tag und Nacht mit rührender Treue an Signora's Krankenlager gewacht und ihre Herrin mit wahrhaft kindlicher Aufopferung gepflegt. Nachdem die Colbrand gänzlich wiederhergestellt war, hatte sie ihre treue Pflegerin zu sich ans Bett gerufen und ihr gesagt:

— Francilla, Du hast mir während meiner Krankheit so viel rührende Beweise kindlicher Liebe und aufopfernder Treue gegeben, daß ich für immer Deine Schuldnerin geworden bin. Dein Alleinstehen in der Welt, Deine schutz- und hilflose Lage, die Ungewißheit Deiner Zukunft haben so viel Betrübendes für mich, daß ich entschlossen bin, mich Deiner anzunehmen. Von heute an will ich Dir Mutter und Schwester, Lehrerin und Freundin sein und Alles für Dich thun, um Dich so glücklich zu machen, wie

ein so liebes, gutes, frommes, unschuldiges Wesen Deiner Art es mit vollem Rechte zu sein verdient.

Francilla war damals zu tief bewegt gewesen, um das, was sie warm und innig gefühlt, in kalte Worte einzukleiden. Thränen heißen Dankes hatten sich aus den langen Wimpern ihrer freudeverklärten Augen gedrängt, als sie Signora's Hand erfaßt und mit unbeschreiblicher Rührung an die bebende Lippe gezogen hatte.

Seit jenem Augenblick war Francilla nicht mehr Aschenbrödel, nicht mehr Dienerin, sondern Pflegetochter und Freundin der Signora Colbrand.

Der alte Wollüstling Barbaja, welcher von der jungen Waise, die in der vollen Maienblüthe wunderlieber Schönheit prangte, gleich vom ersten Augenblick sehr begeistert war, hatte sie bald so liebgewonnen, daß er, blos ihretwegen, seine „alte Flamme" jetzt häufiger als je, ja fast täglich, wie zu Anfang der Bekanntschaft, zu besuchen pflegte.

— Teufel, dachte er bei sich, als er, am Tage der Ankunft Rossini's, die Treppe zur Wohnung seiner Maitresse erstieg, die kleine Hexe Francilla wird täglich schöner. Wär' sie nicht gar so fromm und

unſchuldig, ich verliebte mich in ſie. Aber ihr ganzes Weſen hat ſo was Engelreines, daß ich alter Sünder vor dem Gedanken, der mich dann und wann beſchleicht, erſchreckt zurückbebe und nicht den Muth habe, das keuſche Ohr dieſes Kindes durch ein Wort alltäglicher Schmeichelei zu entweihen. Und dieſer Tölpel von Nieswurz! Hat der Bengel nicht mehr Glück als Verſtand? Iſt jener Engel an Schönheit und Unſchuld nicht die Braut dieſes Dummkopfs? Und iſt dieſer arme Teufel bei all' ſeiner Armuth nicht zehn Mal beneidenswerther als ich, der ich doch nur aus Eigennutz geliebt werde? Wäre Francilla Elleboro's Frau, ich machte mir kein Gewiſſen daraus, ihrer Tugend einmal auf den Zahn zu fühlen. Das junge Ding iſt aber noch ganz Kind und ſo unſchuldig, daß mir dabei das Waſſer im Munde zuſammenläuft.

Im Vorzimmer fand er das liebe Weſen, das ſo eben die Blumen begoß.

— Grüß' Dich Gott, ſprach der Sultan, indem er ſein großes Maul in die Falten eines honigſüßen Lächelns legte.

— Guten Morgen, lieber Herr!

— Signora Colbrand...

— Iſt vor einer Stunde ausgefahren.

— Und hat Dich, armes Kind, zu Hauſe gelaſſen?

— Weil ich unwohl bin...

— Schatz, was fehlt Dir? fragte der dicke Sünder mit aufrichtiger Theilnahme.

— Weiß ich doch ſelbſt nicht, was mir fehlt! Ich fühle mich ſterbensmüde und todesmatt, weil ich Nachts nicht ſchlafen kann.

— Seit wann?

— Ach, ſeit langer, langer Zeit, antwortete Francilla mit ſchwerem Seufzer.

— Du mußt den Doctor fragen?

— Das hat auch Signora geſagt...

— Du aber haſt es nicht gethan...

— Weil ich weiß, daß kein Arzt der Welt mir helfen kann. Das Beſte für mich iſt der Tod.

— Du blühſt wie eine junge Roſe und denkſt ans Sterben?

— Oggi in figura, doman in sepoltura[1]),

---

[1]) Heute roth, morgen todt.

— Kind, Du biſt närriſch...

— Haben Sie ſchon lange keine Nachricht aus Rom erhalten? fragte das Mädchen, um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand hinzuleiten.

— Ei, ei! So oft Du mich ſiehſt, willſt Du Neues aus Rom von mir erfahren. Vermuthlich willſt Du wiſſen...

— Ob er bald nach Neapel zurückkehrt?

— Dein Bräutigam?

— Signor Roſſini, mein Lehrer, ſetzte ſie ſchnell mit zitternder Stimme hinzu und kehrte ihr Geſicht raſch dem Fenſter zu, um vor Barbaja's forſchendem Blick ihr plötzliches Erröthen zu verbergen.

— Roſſini? wiederholte der Impreſario ganz erſtaunt. Der Maeſtro iſt vor einer Stunde zurückgekehrt...

— Zurückgekehrt? fragte Francilla mit einem Tone, in dem ein Accord geheimer Freude vibrirte.

— Das ſcheint Dich ja ſehr zu freuen?

— Wundert Sie das? Kehrt doch mit ihm auch mein Freund, mein Bräutigam, mein Torquato zurück.

— Wie aber, wenn ich Dir ſage, daß Meiſter Nieswurz in Rom geblieben iſt?

— Ach nein! Torquato verläßt ſeinen Lehrer nicht: er folgt wie ein treuer Pudel ſeinem Herrn...

— Und liebſt Du den Pudel oder ſeinen Herrn? fragte der Sultan in ſo barſchem Tone, daß das arme Kind, welches ſein Geheimniß urplötzlich verrathen und ſein Herz durchſchaut ſah, tief erſchreckt zuſammenfuhr und bleich wie der Tod wurde.

— Ach, lieber Herr, ſtöhnte Francilla mit gefalteten Händen.

— Still, ſtill, nun weiß ich Alles! ſprach der Dicke und wiſchte ſich mit ſeinem Foulard den Schweis vom Kinn.

Ganz zu rechter Zeit erſchien jetzt die Colbrand.

— Warteſt Du ſchon lange? fragte die Sängerin.

— Seit fünf Minuten, ſagte der Impreſario und folgte ſeiner Freundin ins Boudoir.

Francilla aber ſchlich, betrübter als je, in ihr Schlafzimmer, nahm dort die Mandoline und ſang mit tiefbewegter Stimme:

Meine Sonnen sind verglühet,
Eingesargt ist meine Lust,
Meine Freuden sind verblühet,
Wilder Schmerz durchwühlt die Brust.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu das treue Lied.

Singend sterben, sterbend singen
Will ich wie der kranke Schwan,
Den der Sehnsucht kühne Schwingen
Heimwärts tragen, himmelan.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir schied,
Meine Thränen zu versüßen,
Blieb mir treu . . .

Von Schmerz und Thränen überwältigt stockte das Lied des kranken Schwanes; die Mandoline entsank ihrer Hand; Francilla fiel ohnmächtig auf ihr Bett. — — — — — — — —
— — — — — — — — —

— Unser Maestro, sagte die Colbrand zu Barbaja, ist also endlich zurückgekehrt und . . .

— Hat Dir einen Mohren mitgebracht.

— Einen Mohren?

— Eine neue Oper nämlich: Othello, den Moh-

ren von Venedig. Aber weit mehr als dies wird Dich eine andere Neuigkeit interessiren ...

— Laß hören!

— Der Tausendsasa hat, unter vier Augen gesagt, wieder eine ganz superbe Eroberung gemacht...

— In Rom?

— Nein! Hier in Neapel, hier in Deinem Hause ...

— In meinem Hause? wiederholte sie erschreckt. Traust Du etwa mir diese Thorheit zu? fragte sie mit höhnischem Lächeln.

— Dir nicht, aber Francillen.

— Mensch, bist Du toll?

— Francilla, sag' ich Dir, ist in den Teufelskerl bis zum Wahnsinn verliebt ...

— Und was, um Alles in der Welt, berechtigt Dich zu diesem Aberglauben?...

— Anzeichen so untrüglicher Art, daß ich Dir erlaube, mich rechts und links zu ohrfeigen, wenn ich mich getäuscht habe.

Hierauf erzählte er ihr das Gespräch, in dem Francilla ihre geheime Neigung zum Maestro, ganz

wider ihren Willen, dem indiscreten Schwätzer verrathen hatte. Dame Colbrand, die in ihrer Schülerin urplötzlich eine Nebenbuhlerin erstehen sah, befand sich jetzt in einer äußerst peinlichen Lage. Obgleich über das, was sie eben vernommen hatte, in hohem Grade bestürzt, mußte sie trotzdem Gleichgiltigkeit erheucheln und heiter wie gewöhnlich scheinen, um sich vor dem Luchsauge des eifersüchtigen Seladon keine Blöße zu geben.

— Und glaubst Du wirklich, fragte sie mit dem heitersten Lächeln, daß Francilla ihrem Bräutigam untreu und dem Maestro gefährlich werden kann?

— Ist Untreue nicht jedem Weibe angeboren und ist Francilla nicht etwa schön genug, um einem Schürzenjäger, wie Rossini, Gefallen einzuflößen?

— Rossini, lieber Freund, ist ein Mann von Geist, Francilla aber ist eine Gans.

— Eine junge Gans, liebe Colbrand, schmeckt besser als ein altes Rebhuhn. Der Maestro ist ein schlauer Fuchs, der auch die Dümmste, wenn sie jung und hübsch ist, nicht verschmäht.

— Eh bien, sagte die Primadonna anscheinend

gefaßt, gönnen wir ihm das Glück! Mich dauert nur der arme Nieswurz ... Und Du, Du ſolltest ihn warnen ...

— Wo denkſt Du hin, Colbrand? Haſt Du e gehört, daß eine Krähe der andern die Augen aus hackt? Rathe Du dem armen Jungen, auf ſeiner Hut zu ſein ...

— Gut, gut, das will ich thun, zuvor aber mic überzeugen, ob Francilla wirklich einer ſolchen Dumm heit fähig iſt ... Vor Allem ſtill geſchwiegen, dai Roſſini nichts davon erfährt. Das Uebrige macht ſich dann von ſelbſt ... wir müſſen unſere beiderſeiti gen Kräfte aufbieten, um dem Maeſtro ſeinen neuen Triumph zu vereiteln ...

— Aber Francilla ...

— Wird der warnenden Stimme ihrer Freundin ihrer Wohlthäterin gehorchen und ihrer thörichten Lei denſchaft entſagen ...

— Bravo, Colbrand, ſo gefällſt Du mir! Un ſchuld muß beſchützt, Laſter verhindert werden Warte, ſchlauer Fuchs, wir wollen Dir einen Riege vorſchieben, daß all' Deine Schlauheit nicht ſtar

genug sein soll, unsere Wachsamkeit zu überlisten, sprach der alte Tartüffe und rieb sich seine dicken Hände.

3.

Bald darauf wurde zur Freude des Königs und der ganzen Bevölkerung des „allergetreuesten" Neapels das neue Opernhaus (am 12. Januar 1817) mit Rossini's „Elisabeth" eröffnet. Der Wiederaufbau des abgebrannten Theaters hatte, Alles in Allem, achtmalhunderttausend Gulden gekostet.

San Carlo, eines der schönsten und großartigsten Opernhäuser der ganzen Welt, liegt auf dem Palazzo vecchio und ist das letzte Glied einer langen Kette imposanter Prachtbauten; es hat in sechs Reihen hunderteinundachtzig Logen, die von reich vergoldeten Caryatiden getragen werden. Das Parterre ist so groß, daß es achthundert bequeme Sperrsitze hat. Der ganze Zuschauerraum faßt mehr als dreitausend Zuschauer, das Orchester ungerechnet, in dem gegen zweihundertfünfzig Personen Platz finden. — Acht Mal im Jahre, am Geburtsfeste des Königs und

an andern Hoffesten [1]), wird das Innere des Theaters durch zwölftausend Wachskerzen erleuchtet. Der erste Rang, ein Blumenflor glänzender Toiletten, schwimmt dann in einem Meere blendender Lichter und gewährt, vom Parterre aus gesehen, einen wahrhaft feenartigen Anblick: man glaubt sich in einen Pallast und alle Wunder der Tausend und Einen Nacht versetzt [2]).

Neapel hat, außer diesem San Carlo, noch acht andere Theater: das Teatro del Fondo, auf der Piazza del Castello nuovo (auch diese Bühne stand damals unter Barbaja's Leitung); das Teatro di San Fernando, am Ponte nuovo; das Teatro Fenize auf

---

1) Wenn der König im Theater ist, wird in der, seiner Loge gegenüber liegenden Coulisse ein Schweizer Gardist mit scharfgeladenem und schußfertigem Gewehre aufgestellt, der den König starr ansehen muß. — Noch glänzender als die Ausstattung der Opern ist die der Ballets; doch dürfen die Tänzerinnen nicht, wie bei uns, in fleischfarbigen, enganschließenden Tricots, sondern nur in grünen weitbauschigen Beinkleidern, die bis zum Knie reichen, erscheinen; in diesem Punkte ist das frivole Neapel noch prüder als das geistliche Rom.

2) Nach Barbaja's eigener Aussage belief sich die Einnahme dieses Theaters in manchem Jahre auf dreimalhunderttausend Scudi.

dem Palazzo vecchio; das Teatro Fiorentino, dicht bei der Kirche San Giovanni di Fiorino (ausschließlich für das Schauspiel bestimmt); das Teatro San Carlino, ganz in der Nähe des großen San Carlo; das Teatro Pulcinella[1]), auf dem das ganze Jahr

---

1) Abbé Galiani leitet den Ursprung Pulcinella's, welcher der Abgott des neapolitanischen Volkes ist, von einem aus Sorrento gebürtigen Bauern Benedetto her, der, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, in Neapel wegen seines Witzes und seiner Mißgestalt — zwei Dinge, die man so häufig vereint findet — bekannt und allgemein beliebt war. Ein doppelter Höcker — hinten und vorn — gab seiner kurzen drolligen Figur eine solche Rundung, daß er den Spitznamen „Cetroulo" (Gurke) erhielt. Eines Tages, als er, wie gewöhnlich, auf dem Gallita-Platze junge Hühner feil hielt, handelte ein Bürger sehr lange und bot ihm so wenig, daß Meister Kürbis unwillig ausrief: Se fossono pulcinelli me dareste mai! (Wenn's Küchlein wären, würdet Ihr mir mehr geben.) Die komische Geberde, mit der er diesen Ausruf begleitet hatte, soll allgemeines Gelächter erregt und dem lustigen Kauze den Beinamen „Pulcinella" verschafft haben. Andere erzählen, der buckelige Bauer habe Puccio d'Aniello geheißen und sei, von Schauspielern überredet, selber Schauspieler und als solcher durch seine possirliche Gestalt und seine drolligen Einfälle bald der Liebling Neapels geworden. — Pulcinella trägt weißwollene Beinkleider und ein gleichfarbiges, weitärmeliges Oberkleid, dem eine Unzahl kleiner Herzen aufgenäht sind. Eine riesengroße Halskrause, eine weißwollene, rothbüschelige Mütze und ein schwarz-

hindurch die ausgelaſſenſten Poſſen, doch während der Faſten, ſonderbar genug, nur geiſtliche Stücke aufgeführt werden; das Teatro della compagnia de' ragazzi (ein Kinder-Theater) und das Teatro della Sorte, auf welchem Puppenſpieler, Seiltänzer und andere Gaukler ihre Künſte zeigen. —

Von all' dieſen Schauſpielhäuſern iſt keines ſo ſehr beſucht als San Carlino, das für Neapel ganz daſſelbe iſt, was bis zum Jahre 1830 das Leopoldſtädter Theater für Wien geweſen war. Die Wiener Volksbühne exiſtirt jetzt, nach dem Tode Schuſter's, Kornheuer's, Raimund's und der unvergleichlichen Thereſe Krones, nur noch dem Namen nach, während Neapels San Carlino noch bis heute in ſeinem alten Glanze fortblüht.

---

lederner Gurt vollenden die Tracht dieſer allgemein beliebten Volksmaske. Das obere Viertel des Geſichts iſt mit einer ſchwarzen Halblarve bedeckt, unter der eine auffallend lange Naſe wie ein gekrümmter Papageienſchnabel hervorlugt. — Der berühmteſte Pulcinella-Darſteller war Michel Angelo da Fracaſſano (geſtorben 1685 zu Neapel). Eine auf ihn verfaßte Grabſchrift behauptet, er ſei ſo komiſch geweſen, daß er ſelbſt noch als Leiche die Würmer in ſeinem Grabe zum Lachen gebracht! —!—!

4.

Um dieſelbe Zeit, als San Carlo ſich wie ein Phönix aus der Aſche erhoben, hatte ſich zwiſchen Lady Monmouth und ihren beiden Landsleuten dem Esquire Barnabas und dem Baronet Habakuk, eines jener Verhältniſſe angeknüpft, die mit einem harmloſen Scherz beginnen und mit einer höchſt tragiſchen Entwickelung — mit einer Heirath — zu enden pflegen. Lady Eſther ſtand zwiſchen beiden Anbetern wie Buridan's philoſophirendes Langohr zwiſchen den zwei Heubündeln, unentſchloſſen, wem von Beiden der Vorzug einzuräumen ſei.

In der That waren beide Gentlemen von ziemlich gleicher Liebenswürdigkeit; aber dieſe altengliſche Liebenswürdigkeit unterſcheidet ſich von jener anderer Nationen dadurch, daß die Grundfarbe dieſer „amability“ in der Regel höchſt unliebenswürdig, oft ſogar, und namentlich für jeden Nicht-Engländer, wahrhaft unausſtehlich iſt. Das unerſchütterliche Phlegma und der bodenloſe Spleen machen ſelbſt den allererträglichſten Engliſhman in den Augen anderer

Nationen unerträglich. Für Lady Monmouth aber, die eben auch keinen Ueberfluß an Schönheit besaß, waren beide Bewerber, wiewohl gleich häßlich, doch noch immer schön genug. Jeder von ihnen besaß ein bedeutendes Vermögen und jenen hohen Grad von Originalität, der ganz nah' an Verrücktheit streift.

Der Esquire hatte ein Steckenpferd ganz eigenthümlicher und höchst wunderbarer Art. Er sammelte Zähne, aber nur Backzähne, und zwar blos solche, von denen es erwiesen war, daß sie einst den Kinnbacken weltberühmter Frauen angehört hatten. Barnabas Littleblount besaß mehr als zweihundert solcher weltgeschichtlichen Backzähne, darunter auch einen außerordentlich hohlen Zahn, der einst der Geliebten Abälard's, der göttlichen Heloise, angehört. Nicht minder interessant waren drei Zähne der Agnes Sorel und der kerngesunde Zahn der himmlischen Laura, den sie sich blos aus Liebe zu ihrem Petrarca ausziehen ließ. Diesen Zahn, den sie ihm einst „zur Erinnerung an die schönen Stunden von Vaucluse" geschenkt, hatte der große Dichter in seinem Testamente an Giovanni da Bocchetta,

Sacriſtan der Kirche zu Arqua, vermacht. Vocchetta ſchenkte ihn ſeiner Kirche, die in dem Beſitz dieſer Reliquie bis zum Jahre 1769 blieb, wo ſie Eigenthum eines Nachkommens der berühmten Laura, des Abbé Paul Alphonſe de Sade[1]) geworden war. Dieſer hinterließ den Zahn ſeinem Neffen, dem berüchtigten Marquis de Sade[2]), welcher kurz vor ſeinem Tode — er ſtarb am 2. December 1814 im Gefängniſſe zu Charenton — Petrarca's Vermächtniß einem Lyoner Antiquitätenhändler verſchachert hatte, der damit nach England ging. Hier war Esquire Barnabas der Glückliche, der dieſen Schatz für ein wahres Lumpengeld — für zweihundertzwanzig Pfund Sterling — erſtanden hatte. An dieſen Zähnen hing er mit Leib und Seele, ſo zwar, daß er ſich viel lieber ſein eigenes Gebiß, als einen Backzahn ſeines Muſeums hätte entreißen laſſen. Jeder dieſer Zähne ſtak in einem zierlichen Etui, auf deſſen Deckel Name und Summe des Preiſes zu leſen war. Letztere zu-

1) Verfaſſer der Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de François Pétrarque.

2) Autor der „Justine" und anderer berüchtigten Romane.

ſammengezählt, gaben ein Facit von mehr als dreißigtauſend Pfund Sterling.

Eine minder koſtſpielige, aber noch weit verrücktere Paſſion beſeelte den ſehrenwerthen Sir Habakuk. Der Baronet war von ſeinem keineswegs reizenden Ich dergeſtalt eingenommen, daß er, ein Muſterbild von Häßlichkeit, ſich für den ſchönſten Mann der drei vereinigten Königreiche hielt. Im Jahre 1802 war er nach dem Feſtlande gekommen, in der Abſicht, ſich in jeder Stadt, die er mit ſeiner Gegenwart beglückte, mindeſtens ein Mal abmalen zu laſſen. Seit vierzehn Jahren beſtändig auf Reiſen, beſaß Baronet Habakuk bereits gegen neunhundert Portraits ſeiner unausſtehlich liebenswürdigen Perſon, und deſſenungeachtet verging kein Monat, in dem er nicht drei bis vier Malern zu neuen Bildern ſaß. Zu dieſem ganz ſonderbaren Vergnügen trieb ihn aber nicht blos Eitelkeit, ſondern auch etwas Eigennutz an. Vor ſeiner Abreiſe von London war er mit einem ſeiner Freunde, dem Viscount Timothy Barrington, eine Wette von vierzigtauſend Pfund Sterling eingegangen, daß er nach Englands Hauptſtadt dann erſt zurückkehren wolle, ſobald es ihm ge-

lungen sei, eine Gallerie von mindestens tausend Abbildungen seiner werthen Person mitzubringen, eine anscheinend leichte Wette mit der erschwerenden Klausel, daß keines dieser tausend Bilder, hinsichtlich des Schnitts und der Farbe des Costüms und der Stellung des Körpers, dem andern gleich oder auch nur ähnlich sein dürfe. In Folge dieser Wette war es dem schlauen Viscount gelungen, den Baronet auf eine Reihe von Jahren aus der Nähe einer bildhübschen Tänzerin, die unserm Sir Habakuk trotz seiner Häßlichkeit auffallend gewogen war, verbannt zu halten. Dieser durfte, um seine Wette bald zu gewinnen, keine Woche ohne Erwerbung eines neuen Bildes für sein Ich-Museum vorübergehen lassen; von Woche zu Woche aber wurde die Aufgabe des Malers eine schwierigere, denn alle Stellungen und Costüme waren fast schon erschöpft. Man denke sich eine Gallerie von tausend Portraits eines und desselben Menschen in anderer Kleidung und in anderer Attitüde und frage sich, ob Idee und Wette eines Engländers nicht vollkommen würdig sind?

Eines Morgens besuchte Sir Barnabas den Sir Habakuk.

— Gratuliren Sie mir, Baronet.

— Darf ich fragen, wozu?

— Zu einem Glück, deſſen ganze Größe ich kaum zu faſſen vermag. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß mein in ſeiner Art einziges Kabinet von fünf Frauen des achten Heinrichs: von Katharina von Aragonien, von Johanna Seymour, von Anna von Cleve, von Katharina Howard und Katharina Parr, einen ehrwürdigen Backzahn aufzuweiſen hat; mir hatte, um dieſe koſtbare Serie vollſtändig zu beſitzen, blos ein Zahn der Anna Boulen gefehlt. Geſtern iſt es mir, nach jahrelangem Bemühen, endlich gelungen, dieſe Zahnlücke auszufüllem. Zwei Zähne der zweiten Frau des großen Heinrich habe ich für ein Lumpengeld von vierhundertneunzig Scudi erſtanden und bin nun ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich vor Wonne alle Welt, ja ſogar Sie umarmen könnte.

— Auch mir, Sir Barnabas, dürfen Sie Glück wünſchen ...

— Wozu?

— Heute morgen habe ich einen jungen Maler gefunden, der ſich contractlich verpflichtet hat, mich im Laufe eines Vierteljahres in zwölf neuen Stel-

lungen zu malen und, rathen Sie, in welchem Coſtüme ....

— Im Coſtüme der zwölf Apoſtel?

— Nein!

— Der zwölf Bilder des Thierkreiſes?

— Auch das nicht ...

— Worin denn?

— In Geſtalt der zwölf franzöſiſchen Kartenbilder, als Bube, Dame und König der vier Farben Coeur, Carreau, Pique und Treffle. Wie finden Sie den Einfall?

— Very good, very fine!

— Er iſt von mir, ſagte der Baronet mit ſtolzem Bewußtſein.

— Aber wiſſen Sie, Sir Habakuk, worauf ich am meiſten neugierig bin? Wie Sie ſich als Pique-Dame ausnehmen werden?

— Mein Muſeum zählt, ſobald das Dutzend neuer Bilder fertig iſt, gerade achthundertachtundneunzig Portraits. Mir fehlen noch hundertundzwei Stück, dann iſt das Tauſend voll und meine Wette von vierzigtauſend Pfund gewonnen.

— Sie reiſen dann ſchnurſtracks nach London ...

— Kehre aber gleich wieder nach Neapel zurück...

— Um?

— Lady Monmouth zu heirathen.

— Baronet, das werden Sie nicht!

— Wer will mich daran hindern? fragte Sir Habakuk, die Daumen in die Aermellöcher ſeiner Weſte einhäkelnd.

— Ich erſuche Sie dringend, nicht zu vergeſſen, daß meine Anſprüche älter als die Ihrigen ſind...

— Deſſenungeachtet ſchmeichle ich mir, daß Lady Eſther keinen Augenblick anſtehen wird, mir den Vorzug einzuräumen ...

— Haben Sie Luſt, darauf zu wetten?

— Um zehntauſend Pfund.

— Abgemacht! rief Sir Barnabas. Morgen halte ich um Milady's Hand an.

— Warum nicht ſchon heute? Warum nicht gleich jetzt? Ich bin meiner Sache ſo gewiß, ſagte der Baronet, daß ich Ihnen den Vorſchlag mache, mich von hier direct zu Milady zu begleiten...

— Ich bin bereit, ſprach der Esquire.

Beide Gentlemen verfügten ſich zur Richte des

englischen Gesandten, um gleichzeitig um deren Hand anzuhalten.

— Milady, meinte der Baronet, ist zwar alt und häßlich, aber ...

— Reich und von altem Adel, fügte der Esquire hinzu. Ihre Kunstschätze, ihre Autographen ...

— Sind unter Brüdern hunderttausend Pfund werth, sagte Habakuk.

Lady Esther, die das Cap Vierzig längst umsegelt hatte, war trotz ihres vorgerückten Alters durchaus nicht abgeneigt, einen dieser beiden Herren zu heirathen, doch konnte sie, wie wir schon früher erwähnt, durchaus nicht mit sich einig werden, ob Sir Barnabas oder Sir Habakuk vorzuziehen sei. Die Wahl zwischen Beiden fiel ihr dergestalt schwer, daß sie, um sich später keine Vorwürfe zu machen, gern Beide zugleich geheirathet hätte. Da dies aber nicht möglich war, so befragte sie ihre Karten um Rath, für wen von Beiden sie sich endlich entscheiden sollte. Der Coeur-Bube stellte den Esquire, der Pique-König den Baronet vor; zum Unglück aber fielen die Karten immer so, daß das Zünglein der Waage zwischen Beiden hin- und herschwankte, ohne sich auf

die Seite des Einen mehr als auf die Seite des Andern hinzuneigen.

So legte sie sich abermals die Karten, als ihr Kammerdiener Belmont eintrat, um die Ankunft der beiden Werber zu melden.

— Laß sie eintreten, sagte Milady, ihr Orakel schnell verbergend.

— Milady, begann der Baronet, Sie werden nicht begreifen, was uns zu so ungewöhnlich früher Stunde in Ihre bezaubernde Nähe treibt ...

— Sie wünschen wahrscheinlich bei mir zu frühstücken?

— Davon später, sagte der Esquire. Der eigentliche Zweck unseres Kommens ist ein anderer. Es kann Ihnen, Mylady, unmöglich entgangen sein, daß wir, seit drei Jahren die aufrichtigsten Verehrer Ihres Geistes, Ihrer Schönheit und Ihrer Tugend, emsig bemüht gewesen sind, Ihnen unsere wärmsten Huldigungen darzubringen ...

— Huldigungen, die Ihre gehorsame Dienerin mit gerechtem Stolze erfüllt haben ...

— Jetzt, angebetete Milady, sprach Sir Habakuk, ist der Augenblick gekommen ...

— Wo wir, fügte Sir Barnabas hinzu, von gleichem Wunſche beſeelt ...

— Uns offiziell um Ihre Hand bewerben und Sie erſuchen wollen ...

— Zu wählen, wer von uns Beiden der Glückliche ſein ſoll ...

— Welcher die Krone der Frauen von Old-England die Seine nennen darf ...

— Gentlemen, ſagte die alte Närrin, indem ſie dem Einen die rechte, dem Andern die linke Hand reichte und aus jedem Auge ein Paar Thränen hervorrollen ließ, da Sie Beide gleich große Eigenſchaften und gleich würdige Anſprüche an mein Herz beſitzen, werden Sie begreifen, wie ſchwer mir die Wahl werden muß, den von Ihnen ich durch die ungeheuchelte Fülle meiner Liebe beglücken ſoll ...

Beide Heuchler fingen zu ſeufzen an.

— Gentlemen, fuhr Mylady fort, ich begreife den Schmerz, der Sie durchzuckt, und bin untröſtlich, daß ich wider meinen Willen Einen von Ihnen unglücklich machen muß ...

— Wer von uns Beiden ſoll verzweifeln? fragte

der Baronet, der die Miene eines Verurtheilten annahm.

— Ich ſelber wage dieſe Frage nicht zu entſcheiden, doch will ich Ihnen einen Vorſchlag machen. Sie wiſſen, ehrenwerthe Herren, daß ich über Alles Muſik liebe. Sie, die ſchönſte, herrlichſte und erhabenſte aller Künſte, mag entſcheiden, wer von Ihnen mich einſt beſitzen ſoll ...

— Wir bitten Milady ...

— Sich deutlicher zu erklären, ſetzte der Andere hinzu.

— Gentlemen, hören Sie meinen feſten, unabänderlichen Entſchluß. Derjenige von Ihnen wird mein Gemahl, der zuerſt die Kunſt des Geſangs und der Compoſition erlernt ...

— Milady, bedenken Sie ...

— Daß die Muſik für uns ein böhmiſches Dorf iſt ...

— Daß Keiner von uns eine Note verſteht, verſicherte der Esquire.

— Gentlemen, denken Sie an den „Zögling der Liebe", denken Sie an „Sargines". Liebe iſt die große Zauberin, die uns gelehrig macht.

— Wir aber, Milady ...

— Sind etwas älter als Sargines und ...

— Haben nicht die geringſte Anlage zur Muſik, betheuerte der Baronet.

— Liebe begeiſtert, Liebe macht uns zu Allem fähig! rief Lady Eſther.

— Die unſrige, meinten Beide, ſetzen Sie einer etwas allzuharten Prüfung aus.

— Der liebende Sargines wird ſie glänzend beſtehen ...

— Ich glaube ſchwerlich, meinte Sir Barnabas, denn wo ſollen Leute in unſern Jahren Zeit und Talent hernehmen, eine ſo ſchwierige Kunſt, wie die des Geſangs und der Compoſition, zu erlernen?...

— Gentlemen, ich wiederhole Ihnen: es iſt mein feſter, unabänderlicher Wille, nur einem Componiſten meine Hand zu reichen. Liebe, ſage ich Ihnen noch ein Mal, iſt die beſte Lehrmeiſterin, Liebe macht ſelbſt das Unmögliche möglich. Lieben Sie mich wirklich, ſo nehmen Sie je eher je lieber Unterricht in der Muſik, denn Sie haben keine Zeit zu verlieren. Der Erſte von Ihnen, der mir eine ſeiner Compoſitionen zu Füßen legt, erhält zur Belohnung ſeines

Fleißes meine Hand, car tel est notre bon plaisir. Und nun kein Wort mehr davon! Iſt Ihnen jetzt gefällig, ein Frühſtück bei mir einzunehmen?

— Liebe macht uns zu Allem, ja ſogar zum Frühſtücken fähig, parodirte der Baronet.

— Hunger und Liebe, ſagt Deutſchlands Shakeſpeare, halten die Welt zuſammen, erinnerte der Esquire.

Lady Eſther zog am Glockenring. Gleich darauf erſchien Belmont, der den Auftrag erhielt, im Speiſeſaale ein Gabelfrühſtück aufzutragen.

Ein deutſcher Philoſoph (Franz Horn) ſagt von der Liebe, „daß ſie ein potenzirter Trieb nach Fleiſchſpeiſe ſei“. Wenn dieſe Definition eine richtige iſt, ſo waren beide Gentlemen in der That ſehr verliebt, denn ſie empfanden, als das Frühſtück aufgetragen wurde, mehr als je „einen potenzirten Trieb nach Fleiſchſpeiſe.“

Der Appetit beider Herren war beneidenswerth.

5.

An demſelben Morgen frühſtückte Roſſini bei Signora Colbrand. Letztere hatte ihrer Dienerſchaft den Befehl ertheilt, Jedem, ja ſelbſt Barbaja, falls er ſie beſuchen ſollte, zu ſagen, daß ſie ausgefahren ſei. Angélique wollte, wie es ſchien, mit Joachim allein und ungeſtört ſein. Weßhalb? Vermuthlich, um unter vier Augen den neuen Trüffel-Salat zu verſuchen.

Trüffel, ausgezeichneter Leſer, iſt ein Wort, welches den Schreiber dieſer Zeilen mit ſo ſüßer Wonne beſchleicht, daß er den Faden der Erzählung fallen läßt, um einen Augenblick bei dieſem Worte auszuruhen. Die Trüffel, welche Herr Brillat-Savarin, der Montesquieu der Feinſchmecker, den „Diamant der Küche“ nennt, iſt nach Roſſini's Terminologie der „Mozart der Pilze“. Sein „Don Juan“, ſagte er eines Tages zum Grafen Gallenberg, iſt eine Muſik, die ich mit nichts Schönerem als der Trüffel zu vergleichen weiß. Beide haben das mit einander gemein, daß man ihnen, je öfter man ſie

genießt, immer größern Reiz abgewinnt. — Giambattiſta Baſſani, ein nicht unbedeutender Componiſt, trieb ſeine Frömmigkeit ſo weit, im Jahre 1798 ſein Opus 18 (drei vier- und fünfſtimmige Meſſen) dem von Sanct Lucas gemalten Marienbilde in Bologna zu widmen. Meiſter Joachim, dem eine Trüffel lieber als ganz Bologna mit all' ſeinen Heiligenbildern war, wollte die Partitur ſeines „Barbier von Sevilla" der Stadt Perigueux, die ſich durch ihre köſtliche Trüffeln einen europäiſchen Ruf erworben hat, als ein Zeichen tiefgefühlten Dankes dediciren, hätte nicht der Verleger dieſer Oper (Ricordi in Mailand) dagegen Einſpruch gethan. — Roſſini war nun einmal Gourmand und ganz das Gegenſpiel jenes berühmten Tondichters Francesco Alghiſi[1]), der in den Geruch der Heiligkeit kam und von ganz Italien als Santo Alghiſi verehrt wurde, weil er ein ſtreng ascetiſches Leben geführt und blos von Wurzeln und Kräutern gelebt haben ſoll. — Sacchini componirte am ſchnellſten, wenn er mitten unter ſeinen Katzen ſaß; unſern Helden konnte nichts

[1]) Geboren 1666, geſtorben 1743 zu Brescia.

ſo ſchnell begeiſtern, als die Geſellſchaft eines gut abgerichteten Trüffelhundes oder der Anblick einer gelungenen Trüffelpaſtete. Ohne Trüffel konnte er nicht leben.

— Nun, meine Liebe, fragte Roſſini, wie finden Sie dieſen neuen Salat?

— Pikant wie Alles, was Sie ſchaffen!

— Zu artig!

— Wie oft aber ſoll ich Sie an Ihr Verſprechen erinnern? Sie wollten mir Ihre Abenteuer in Rom erzählen. Auch dort, ſagten Sie, hätten Sie Eroberungen gemacht ...

— Mehr als mir lieb war, prahlte der Maeſtro und reichte ihr auf der Spitze ſeiner Gabel ein Trüffelſtück.

— Sie pflegten doch ſonſt keine Eroberung zu verſchmähen, meinte ſie, die Gabel zum Munde führend.

— Wie konnte ich wohl an Andere denken, da alle meine Gedanken ſich ſo gern mit Ihrem Bilde beſchäftigten, am liebſten bei Ihnen verweilten, ſagte Joachim, mit einſchmeichelnder Faublas-Miene ihre

Hand erfassend und sie zärtlich an seine liebedurstigen Lippen ziehend.

— Bei mir? fragte die Colbrand etwas spitz. Halten Sie mich wirklich für so albern, mich überreden zu können, daß Sie meiner öfter als jeder Andern gedacht haben? Ich bin zu alt für Sie, sagte die Kokette, ihm ihre Hand entziehend; ein Mann in Ihren Jahren schwärmt lieber für die Jugend.

— Ich schwärme für Dich, Angélique, hauchte der Maestro mit dem schmelzendsten Tone seiner bieg- und schmiegsamen Kehle, nur für Dich, Blume der Engel! wiederholte er und umschlang sie mit beiden Armen.

— Lassen Sie mich los, böser, falscher, ungezogener Mensch!

— Angélique, nie warst Du schöner, nie warst Du reizender als jetzt, sagte der Schwan und drückte einen brennendrothen Kuß auf den schneeweißen Hals seiner Leda.

— Ei, ei, was giebt Ihnen das Recht, mich zu duzen?

— Das Feuer, das in meinen Adern rollt, die

Gluth, die in meinem Hirne tobt, die Liebe, Angélique, die Liebe!

— Sie phantaſiren, Maeſtro. Kommen Sie zu ſich, ſonſt rufe ich Francilla.

— Francilla? fragte Roſſini ganz verwundert.

— Sie ſtellen ſich, als ob dieſer Name und die kleine Perſon, der er angehört, Sie durchaus gleichgiltig läßt. Und dennoch weiß ich aus ſehr guter Quelle, daß Sie das junge, alberne, empfindſame Ding lieben?

— Daß ich Francilla liebe?

— Und daß das arme, unerfahrene Kind einfältig genug iſt, Sie wieder zu lieben.

— Francilla, ſagen Sie, liebt mich?

— Bedauern Sie das arme Geſchöpf!

— Ja, Angélique, ich bedaure, ich beklage die arme Waiſe, weil mein Herz mir ſagt, daß es für ſie nur reines Mitleid, aber keinen Funken von Liebe fühlt ...

— Sie ſpielen Ihre Rolle ganz vortrefflich ...

— Ich wüßte keinen Grund, weßhalb ich mich verſtellen ſollte. Liebte ich Francilla, wer könnte es

mir wehren? Liebte ich ſie, dann hätte ich auch den Muth, es Ihnen und aller Welt zu geſtehen ...

— Auch ihrem Bräutigam, dem armen, betrogenen Elleboro?

— Ihm zuerſt! Aber mein Herz — ich ſchwöre es Ihnen! — weiß nichts von dem, was Sie ihm aufbürden.

— Und hätten Sie wohl auch den Muth, das, was Sie ſo eben mir geſagt, in Francillens Gegenwart zu wiederholen?

— Ich bin's ihr und mir ſchuldig. Francilla iſt ein albernes Kind, wenn ſie mich liebt; eine eitle Thörin, wenn ſie glaubt, daß ich ſie liebe.

Signora Colbrand erhob ſich langſam von ihrem Stuhle, ſchritt ruhig an ihr Himmelbett und zog den grünſeidenen Vorhang auseinander.

— Haſt Du's gehört? fragte ſie mit vernichtender Kälte das arme Geſchöpf, das auf ihren Befehl hinter dem Vorhange mäuschenſtill verſteckt lag.

— Weh' mir! rief Francilla, bedeckte mit beiden Händen ihr leichenblaſſes, krampfhaft verzerrtes Geſicht und ſank ohnmächtig auf die Bettkiſſen zurück.

— Du hier, armes Kind! rief Roſſini, tief erſchreckt.

Francilla aber hörte das nicht mehr, denn ſie lag bereits ohne Bewußtſein.

— Signora, ſagte er zur Colbrand, Sie haben ein kühnes, höchſt verwegenes Spiel geſpielt. Sie brechen dieſes kranke Herz ... Sie tödten dieſes arme Weſen ...

— Ich riß ihr nur die Schuppen von den Augen; ich zeigte ihr den Abgrund des ſüßen Wahnes, dem ſie ſich hingegeben; das war ich ihr und dem armen Teufel ſchuldig, der die Treuloſe mehr als ſich ſelber liebt.

— Torquato hat ein gutes, edles Herz ... er wird der Geliebten verzeihen ...

— Und Francilla?

— Wird die ſtrafbare Neigung, die ſie in der geheimſten Tiefe ihres Herzens genährt, ſiegreich überwinden und an Elleboro's treuer Bruſt den Schmerz bitterer Täuſchung niederkämpfen. Nun aber muß ich fort, um den Arzt zu rufen, denn Francillens Zuſtand beunruhigt mich. Ihr Puls ſtockt ... alles

Blut, alles Leben ſcheint entflohen ... ſie iſt eiskalt und Todesſchweiß ſteht auf ihrer Stirn ...

— Eilen Sie, eilen Sie, rief die Colbrand, die beim Anblick der gebrochenen Lilie ihren beleidigten Stolz, ihre gekränkte Eitelkeit vergaß und, von Reue und Mitleid hingeriſſen, ſich auf das Lager der Kranken warf, um Francillens Stirne, Mund und Augen mit Küſſen und Thränen zu bedecken und die krampferſtarrten Glieder zu erwärmen.

Der Maeſtro war unterdeſſen fortgeeilt und bald darauf mit dem Theaterarzte, der im Nachbarhauſe wohnte, zurückgekehrt.

Doctor Angelo Scappi war einer der ausgezeichnetſten Aerzte Neapels, aber ein herzloſer ganz und gar verknöcherter Menſch, der ſchon ſo oft am Todtenbette geſtanden, daß die größte Lebensgefahr nicht im Stande war, ſeine Ruhe zu erſchüttern. Der Tod hatte für ihn ſo wenig Schreckliches, daß er, ein grauſamer Spötter, oft im Augenblick der höchſten Gefahr nicht unterlaſſen konnte, einen Witz, der ihm auf der Zunge lag, von ſich abzuſchütteln.

— Nun was giebts? fragte der Aeſculap, die

Brille abnehmend und die Augen zudrückend, als ob er eben einſchlafen wolle.

— Helfen Sie, Doctor, rief die Primadonna, das arme Kind liegt in Ohnmacht ...

— Laſſen Sie es liegen, ſagte Scappi und zog ſein ſeidenes Taſchentuch hervor, um mit einem Zipfel deſſelben die beſtaubten Brillengläſer abzuputzen.

— Sie ſtirbt, Doctor, rief der Maeſtro.

— Schwan von Peſaro, man ſtirbt nicht ſo ſchnell, ſprach der neue Hippokrates, ſetzte ſich die Brille auf, ſchritt langſam ans Bett, hielt einige Minuten lang den Puls der Kranken, beobachtete die Geſichtszüge derſelben und ſprach keine Sylbe.

— Nun, Doctor? fragte die Colbrand.

— Die Kleine ſtirbt, aber, ſetzte er nach kurzer Pauſe hinzu, weder heute noch morgen; überhaupt hat ihr Zuſtand bis jetzt noch nichts Bedenkliches, doch bedarf er vor Allem großer Ruhe.

— Und die Krankheit?

— Iſt ein kleines, unbedeutendes Uebel, das der Lateiner Typhus, der Franzoſe Fièvre adynamique.

der Engländer nervous fever und der Deutſche Nervenfieber nennt, eine Krankheit, deren räthſelhaftes Weſen wohl Niemand beſſer durchſchaut hat, als der Engländer John Hurham, deſſen berühmtes Werk: Essay on fevers and diseases — London 1790 — noch von keinem der ſpätern Aerzte erreicht oder gar übertroffen iſt. Wünſcht Einer von Ihnen es zu leſen, ſo ſtehen Ihnen aus meiner Bibliothek das engliſche Original, eine deutſche und vier franzöſiſche Ueberſetzungen von Eidous, Mariner, Gaulin und Rour zu Dienſten.

— Doctor, Sie ſind ein ſchrecklicher Menſch! Ihr Herz iſt von Marmor.

— Das Ihrige, Signora, iſt von Butter. Nehmen Sie ſich in Acht, daß es nicht ſchmilzt, ſchmunzelte der Spötter und warf dabei einen vielſagenden Seitenblick auf Roſſini. Was die Kleine betrifft, ſo bringen Sie ſie ſogleich in ein Zimmer, das ſtill und dunkel iſt. Gegen Abend werde ich wiederkommen.

— — — — — — — — —

Elleboro war untröſtlich, als er von ſeinem Lehrer die Nachricht erhielt, daß Francilla urplötzlich

ſchwer erkrankt ſei. Das, was vorausgegangen war, hatte Roſſini, aus Rückſicht für die Colbrand, dem armen Jungen verſchwiegen. Torquato ſtürzte an Francillens Bett und fand ſie im Delirium.

— — — — — — — — —

Als Scappi gegen Abend wiederkam, unterſuchte er den Puls der Kranken, verordnete eine neue Arzenei und ſagte zur Colbrand:

— Die Kleine dauert mich.

— Iſt Gefahr zu befürchten?

— Das Nervenfieber wird ſie überſtehen; doch leidet ſie an einem andern Uebel, das, wie mir ſcheint, unheilbar iſt. Sie laborirt an einem Fieber, welches im profanen Leben Liebe heißt.

— Ihr Scharfblick hat Sie nicht getäuſcht. Francilla liebt in der That; aber errathen Sie wohl auch wen?

— Denſelben Don Juan, den auch Sie lieben.

— Diesmal, Illuſtriſſimo, befinden Sie ſich in einem gewaltig großen Irrthume ...

— Geben Sie ſich keine Mühe, etwas zu läug-

nen, was ich längſt durchſchaut habe. Ihr Herz, Signora, liegt wie ein aufgeſchlagenes Buch vor mir. Seite 1, Zeile 3 von unten, ſteht mit durchſchoſſenen Lettern der Name des Böſewichts, der Ihnen in's Herz gewachſen; ein niedlicher Polyp, der krebsartig immer weiter um ſich greift und nicht mehr zu erſtirpiren iſt. Dieſes Gewächs heißt Roſſini ...

— Doctor, ich bitte und beſchwöre Sie, das Buch ſchleunigſt zuzuſchlagen und nichts von Allem, was Sie darin geleſen haben, indiscret auszuſchwatzen.

— Ein gewiſſenhafter Arzt verräth niemals die Krankheit ſeines Patienten, ſagte der Doctor und ging.

Scappi war in der That ein eben ſo tüchtiger Menſchen- als Bücher-Kenner. Niemand hatte die Natur und das Weſen der Liebe, alle Symptome und Stadien derſelben ſo genau beobachtet als er. Und ſo kam es, daß er den Leuten ins Herz ſchauen und ihnen, wie man zu ſagen pflegt, an der Naſenſpitze anſehen konnte, ob und wie weit ſie verliebt waren. Scappi beſaß alle Bücher, die über Liebe, betrachtet vom Standpunkte der Pſychologie und Medicin, er-

ſchienen waren, und er ſelbſt arbeitete ſeit länger als zwanzig Jahren an einem Werke, das unter dem Titel „Anatomie der Liebe“ erſt nach ſeinem Tode ans Licht treten ſollte.

Der erſte Arzt, der die Phyſiologie der Liebe unterſucht hatte, war Gregor Horſtius[1]); ihm folgten Jacques Ferrand[2]), Lamand[3]), Faſch[4]), D. C. Friedrich[5]), F. J. Horſtius[6]), Vetter[7]),

1) Tractatus de natura amoris, Giess. 1611. 4.

2) Traité de l'essence et guérison de l'amour, Tolose, 1612. 12. vermehrt u. d. T. Traité de la maladie érotique, Par. 1623. 12. In der Verſteigerung von Charles Nodier's Büchernachlaß wurde ein Exemplar der erſten Auflage mit dreihunderteinundzwanzig Francs bezahlt. Ein Exemplar der zweiten Auflage beſitzt u. A. auch die Univerſitätsbibliothek zu Leipzig. — Eine engliſche Ueberſetzung hat exiſtirt von Edmond Chilmead, Lond. 1640. 8.

3) Dissertatio de natura amoris et amantium amentium cura, Basil. 1614. 4.

4) Amor insanis, Jen. 1686. 4. (deutſch u. d. T. Gründliche Unterſuchung von dem Liebesfieber, Halle 1725. 8.)

5) Mediciniſche vernunft- und erfahrungsmäßige Abhandlung von dem Liebesfieber, nebſt einigen Gedanken von dem Frieſel, Liebefeld 1. Sept. 1748.

6) Urſachen der Liebe und Heilmittel dawider, inſofern ſie Krankheit iſt, Leipz. 1776. 8.

7) Dissertatio de morbis amatoriis, Erlang. 1787. 4.

Doppet[8]), Bienville[9]), Dupraſt Rony[10]) und einige Andere[11]). Scappi, der all' dieſe Vorarbeiten benutzte, wollte ein Werk hinterlaſſen, das all' ſeine Vorgänger verdunkeln ſollte.

6.

Während Francilla's Krankheit wurde Roſſini's „Othello" zum erſten Male im Theater del Fondo aufgeführt. Die Hauptpartie, welche der Maeſtro

8) Aphrodisiaque externe, ou traité du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour, ouvrage médico-philosophique, suivie d'un dissertation sur tous les moyens capables d'exciter aux plaisirs d'amour, S. I. 1788. 16. Von demſelben Verfaſſer, welcher früher Arzt und ſpäter General der franzöſiſchen Republik war, erſchien ein Jahr früher „le médecin de l'amour, Paphos (Genève) 1787. 8."

9) La Nymphomanie ou Traité de la fureur utérine, Amst. 1771. 12. ibid. 1788. 12. (Deutſch, Amſt. 1772. 8., italieniſch Venez. 1789. 8.)

10) Dissertation sur le Satyriasis, Par. 1804. 8.

11) Von einem Ungenannten: Des causes et des remèdes de l'amour par F...., Londres-Paris 1773. 12. Die unter 6 angeführte Schrift von F. J. Herſtius ſoll die freie Bearbeitung eines engliſchen Originals ſein, das uns nicht bekannt iſt.

ursprünglich für Garcia geschrieben hatte, war, weil dieser plötzlich nach Mailand durchgegangen, dem Meister Nieswurz einstudirt worden, der in dieser Oper zum ersten Male als Solosänger unter dem angenommenen Namen Rozzari auftreten sollte. — Die Nachricht, daß ein gewesener Lazzarone in der neuen Oper die Titelrolle singen werde, hatte sich wie ein Lauffeuer durch ganz Neapel verbreitet und Elleboro's ehemalige Kameraden in Feuer und Flammen gesetzt. Jeder Lazzarone, dem's gelungen war, sich an jenem Tage so viel zusammenzubetteln, um sich einen Platz der letzten Gallerie zu erkaufen, stürzte ins Theater, um seinem ehemaligen Collegen einen Tribut der Huldigung darzubringen. Noch niemals hatte das Theater eine solche Fluth von Bettlern herbeiströmen sehen, als an jenem Abende. Seit Mittag hatten sie alle Eingänge des Opernhauses belagert und sich, wie Leonidas und die Seinen bei den Thermopylen, wacker geschlagen, um sich einen guten Platz zu erkämpfen.

— Kennst Du unsern ehemaligen Collegen? fragte ein Lazzarone den Andern.

— Ob ich ihn kenne! Zwei Jahre lang haben

wir jede Nacht auf einer und derſelben Kirchentreppe geſchlafen und den letzten Biſſen mit einander getheilt.

— Nieswurz ſoll der Baſtard eines franzöſiſchen Prinzen ſein, erzählte ein Dritter.

— Verläumdung, niederträchtige Verläumdung! rief ein Vierter, der, älter als die Andern, der Capo Lazzaro oder das Haupt dieſer Bettler war. Ich kannte des jungen Eltern ſo genau, als die zerriſſenen Taſchen meiner Sonntagshoſen. Elleboro's Vater war ein ächter Vollblut-Lazzarone. Er hieß Tito Manlio, wir Andern aber nannten ihn „Scaramuccia", weil er hunderttauſend Geſichter ſchneiden und eben ſoviel und wohl noch mehr Lazzi machen konnte, worüber wir uns oft genug ſcheckig gelacht. Der Kerl hatte eine Zunge, ſo groß und beweglich, daß er damit Naſenſpitze und Ohrlappen erreichte. Außerdem konnte er die Stimmen aller Vögel nachahmen und wiehern wie ein Pferd und bellen wie ein Hund und miauen wie ein Kater und winſeln wie ein Wickelkind. Der Herrgottstauſendſaſa hatte nur einen Fehler: er konnte keinen Parmeſankäſe riechen, ohne darüber herzufallen und ihn heißhungerig zu verſchlingen.

Eines Abends, als er mehr als je verdient hatte, kaufte er ſich zwei Pfund Käſe und fraß ſie: am andern Morgen war er todt ...

— Und Elleboro's Mutter? fragte ein Fünfter.

— Hieß Fiametta und war in ihrer Jugend eines der ſchönſten Melonenmädchen von ganz Neapel. Auch ſpäter als Frau war ſie nicht übel, meinte der Capo Lazzaro und trällerte den Anfang einer Barcarole vor ſich hin.

— Iſt es wahr, begann ein Sechſter, daß Bruder Nieswurz, ſeitdem ſein Maeſtro ihn zum Sänger ausgebildet hat, ſtolz und hochmüthig geworden?

— Verläumdung, kannibaliſche Verläumdung! erwiderte das Haupt der Bettler. Geſtern traf ich ihn, als er eben aus dem Theater kam. Er lief auf mich zu, drückte mir die Hand und ſagte: Buon' giorno, Capitano. Haſt Du Zeit? fragte er. Ja, ſagte ich. Nun ſo komm und iß mit mir, ſagte er und führte mich in ein Speiſehaus, wo er mir Auſtern und andere Delicateſſen vorſetzen und eine Bouteille Lacrymae Chriſti ſpringen ließ.

— That er das wirklich?

— Er that noch mehr. Als er ging, nahm er

mich bei Seite und raunte mir leiſe ins Ohr: Brauchſt Du Geld? Ihr könnt Euch denken, Kinder, daß ich nicht Nein geſagt. Da griff er in die Taſche und holte etwas hervor, das er mir heimlich in die Hand drückte. Ich öffnete die Hand und was erblickten meine Augen: einen blanken Napoleon!

— Evviva, evviva! riefen die Bettler und waren nun ganz außer ſich vor Stolz und Freude, daß Meiſter Nieswurz, ihr ehemaliger Commilitone, ſo viel Herablaſſung und Großmuth beſaß, das Haupt der großen Verbrüderung, der er früher angehört, auch jetzt noch zu reſpectiren.

Noch nie wurde ein Debütant mit größerm Jubel empfangen und mit wärmerm Beifall begrüßt, als Meiſter Nieswurz, der in der That ſo meiſterhaft brav, ſo wunderbar ſchön ſang, daß nicht blos die Lazzaroni-Clique, ſondern auch das ganze Publikum, von der Schönheit ſeiner Stimme begeiſtert, ihn faſt nach jeder Scene hervorrief. Folge davon war, daß Elleboro-Rozzari noch an demſelben Abende von Barbaja mit einem Jahrgehalte von viertauſend Scudi als primo tenoro auf fünf Jahre engagirt wurde.

Aber nicht blos Othello, auch Desdemona-Col-

brand und Rodrigo-David hatten an jenem Abend im ſtrengſten Sinne des Wortes Furore erregt.

Die Oper ſelbſt wurde vom erſten Takte der Ouverture bis zur Schlußnote des letzten Finale mit wahrhaft fanatiſchem Enthuſiasmus aufgenommen. In der That iſt die ganze Partitur ein Meiſterwerk des prächtigſten Styls, ein Veſuv voll glühender Melodien und zündender Rhythmen. Gleich der erſte Chor und Marſch „Viva Otello“ ſchlug wie ein Blitz in ein Pulvermagazin. Othello's erſte Arie „Ah si per voi già sento“ verſetzte die Zuhörer und beſonders Elleboro's Kameraden, die hochbegeiſterten Bettler, in anakreontiſches Delirium. Ein tauſendſtimmiger Evivàruf durchwogte das Haus. „Alles, was Hände hatte, erzählt ein Journal, applaudirte wie verrückt.“ Auf der letzten Gallerie bildeten zwei Lazzaroni, welche einarmig waren, eine der originellſten Gruppen. Der Eine hatte blos einen rechten, der Andere blos einen linken Arm; ſie vereinten ihre Hände und applaudirten für Zwei. — Nicht minder gefiel das Duett zwiſchen Jago und Rodrigo „Nò, non temer“ und der Chor „Santo imen, te guidi amore“. Die letzte dieſer beiden Nummern iſt das

gelungenſte Amalgam italieniſcher Melodie und deutſcher Harmonie, und das Finale „Nel cuor d'un padre amante“ gewiß das Großartigſte, was der „Orpheus von Peſaro“ in der Gattung der opera seria geleiſtet hat. — Die Glanzpunkte des zweiten Actes ſind Rodrigo's Arie „Che ascolto? ohimè! che dici?“ — eine Nummer voll innigheißer Liebesglut — das Duett zwiſchen Othello und Jago „Non m'inganno, al mio rivale“ — ein feuerſpeiender Vulkan voll Wuth und Rachgefühl. — Der dritte Act beginnt mit der Scene, in welcher mitten in der Nacht Desdemona, von ſchauriger Ahnung erfüllt, ihrer Freundin die Nachricht von der Verbannung ihres Gemahls erzählt. Ein vorüberfahrender Gondolière ſingt Dante's Verſe: „nessum maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria[1]). Wer ſingt hier? fragt Desdemona und eilt ans Fenſter. È il gondoliere, antwortet die Vertraute, che cantando il cammin sulla placida laguna, pensando ai figli, mentre il ciel s'imbruna[2]). Dies kleine mei-

1) Es giebt kein größeres Leid, als im Unglück die Erinnerung glücklicher Tage.

2) Es iſt der Schiffer, der mit Singen verkürzet die Fahrt

sterhaft instrumentirte Recitativ ist von wahrhaft hoher Wirkung. Noch schöner und rührender ist Desdemona's Romanze „Assisa a piè d'un salice“ (mit Harfenbegleitung). Es ist das erste Lied, das sie einst aus dem Munde ihrer Amme gehört, und gleichsam auch ihr letztes, das Schwanenlied, durch dessen Töne die düstere Ahnung des nahen Todes rauscht. In bangen Schmerz versunken, vergißt sie das Lied; in demselben Augenblick zerschlägt ein heftiger Windstoß eine Scheibe des geschlossenen Fensters. Desdemona fängt, um das bange Gefühl, das sie durchrieselt, niederzukämpfen, die Romanze von vorn an; aber Furcht und Angst hemmen die Schwingen ihrer Stimme. Ihre Freundin entfernt sich. Während draußen der Donner brüllt, singt Desdemona „Deh, calma o ciel!“ eine kurze Preghiera, deren Melodie einen tiefen Eindruck zurückläßt. Bald, nachdem sie sich auf ihr Lager niedergelassen hat, beginnt ein Ritornell, das uns auf die nachfolgende Katastrophe vorbereitet. Im Hintergrunde der Bühne erscheint auf

---

auf friedlicher Woge und der Kinder gedenkt, wenn der Himmel sich schwärzt.

einer ſchmalen Wendeltreppe Othello mit brennender Fackel in der Hand. Er kommt, um ſeine Schmach zu rächen; er naht ſich ihrem Lager; er hört, wie ſie im Schlafe „amato bene“ ruft; er zaudert einen Augenblick und weckt ſie dann. Hierauf folgt das Duett, in dem beſonders der Schluß, wo Othello, welcher Desdemona ermordet hat, vor ſeiner eigenen That zurückbebt, von tief tragiſcher Kraft iſt. Der Uebergang zum Finale, in dem ſeine Verzweiflung durch die frohe Nachricht, die ihm wird, den Brennpunkt erreicht, iſt leider zu kurz und übereilt und das Ende das Schwächſte der ganzen Oper.

Colbrand und Rozzari wurden ſtürmiſch gerufen [1]).

— — — — — — — — —

Roſſini, der für ſeine Oper fünfhundert Dukaten begehrt hatte, war nicht wenig überraſcht, als er

---

1) Die großartigſte Desdemona, die wir gehört haben, war Maria Malibran, die ſchwächſte iſt Madame Schröder-Devrient. Einer der beſten deutſchen Othello's war in früherer Zeit der Sänger Wild. — Als Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß Madame Malibran nicht blos die Desdemona, ſondern einmal, in Paris, auch den Othello geſungen hat.

einen Tag nach der erſten Aufführung von Barbaja's Secretär ein Billet erhielt, in dem eine Anweiſung auf das Doppelte der Summe lag. Er eilte zur Colbrand, um ihr dieſen Zug der Großmuth zu erzählen.

— Signor Barbaja, ſagte die Primadonna, hat nicht aus freiem Antriebe ſo gehandelt. Es geſchah auf meinen Befehl.

— Was ſoll ich thun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen?

— Was Sie thun ſollen? Fangen auch Sie endlich zu ſparen an.

— Du lieber Himmel, für wen denn?

— Für ein Weſen, das Ihnen liebreich zugethan ...

— Für Sie? fragte der Maeſtro ſchnell entflammt.

— Signor, wo denken Sie hin? Ich liebe jene Männer nicht, die, gleich den Schmetterlingen, von einer Blume zur andern fliegen und jeder den Honig ausſaugen. Ich liebe die Beſtändigkeit ...

— Meine Liebe zu Ihnen, Angélique, wird

Ewigkeiten überdauern und nie, nie erkalten, ſo wahr ich Joachim heiße!

— Nun, lieben Sie mich wirklich, dann erweiſen Sie mir einen ganz kleinen Gefallen ...

— Gebieten Sie!

— Verlaſſen Sie uns ſobald als möglich. Reiſen Sie nach Mailand, reiſen Sie nach Venedig, reiſen Sie, wohin Sie wollen; nur bleiben Sie nicht in Neapel.

— Und warum?

— Aus zwei Gründen. Barbaja hat eine feine Naſe und wittert ſeit einiger Zeit ſtarken Verdacht. Ich fürchte, daß Doctor Scappi, der alte Schwätzer, ihn in das Geheimniß meines Herzens eingeweiht und ihm verrathen hat, daß Signor Roſſini mir nicht ganz ſo gleichgiltig iſt, als es vor den Augen der Welt den Anſchein hat. Um ſeinen Argwohn zu beſeitigen, iſt es klug und rathſam, daß Sie mich auf einige Zeit verlaſſen ...

— Und der zweite Grund?

— Iſt, aufrichtig geſagt, noch viel triftiger als der erſte. Francilla geht mit jedem Tage mehr und mehr ihrer Geneſung entgegen; ſie wird, wie mir

der Doctor ſagt, in einigen Tagen das Bett verlaſſen dürfen. Ich bin dem armen Kinde mehr gut, als ich's geglaubt habe. Ihr Anblick, Roſſini, würde die kaum vernarbte Wunde von Neuem aufreißen; mir aber würde es weh' thun, die Kleine leiden zu ſehen, ohne im Stande zu ſein, ihr helfen zu können. Francilla muß Sie vergeſſen lernen. Aus den Augen, aus dem Sinn! Und darum wünſche ich, daß Sie Neapel ſobald als möglich verlaſſen ...

— Ihr Wunſch, Angélique, iſt mir Befehl. Der Impreſario des Valle-Theaters quält mich um eine neue Oper; in drei Tagen reiſe ich nach Rom, jedoch nur unter einer Bedingung ...

— Und die wäre?

— Daß Sie endlich Ihr Verſprechen erfüllen und mich vor meiner Abreiſe, morgen oder übermorgen, in meiner neuen Wohnung beſuchen, wo wir uns endlich ein Mal ſo recht nach Herzensluſt, ſo ganz con amore, unterhalten können. Hier, in Ihrem Hauſe, geht das nicht, denn Zerline und alle Ihre Diener ſind Barbaja's Spione, die an den Wänden horchen und durch die Schlüſſellöcher ſchauen, um jedes unſerer Worte, jede unſrer Mienen zu be-

lauſchen. Auch müſſen wir hier jeden Augenblick befürchten, daß der Teufel uns einen Schabernack ſpielt und in dem Momente, wo wir allein ſein wollen, uns unſern gemeinſchaftlichen Freund Barbaja auf den Hals hetzt. Es iſt jetzt Carneval. Sie hüllen ſich in die erſte beſte Maske und gelangen unerkannt in meine Wohnung, wo wir ungeſtört und ungenirt treiben können, was uns beliebt. Wir frühſtücken ... Sie koſten noch ein Mal meinen Trüffelſalat und ... das Uebrige ...

— Und das Uebrige? wiederholte die Sängerin mit der allerreizendſten Koketterie ...

— Findet ſich dann von ſelbſt ...

— Glauben Sie? fragte die Colbrand mit ſchlauem Blinzeln.

— Signora, ich wette ...

— Worauf?

— Daß wir uns gut unterhalten werden ...

— Eh bien, damit Sie ſehen, daß ich Ihren Trüffelſalat zu ſchätzen weiß, will ich mich in Gnaden herablaſſen, Ihnen morgen zwiſchen Eilf und Zwölf en masque meinen erſten Beſuch abzuſtatten.

— Was aber giebt mir Bürgſchaft, daß ich Sie nicht, wie neulich, vergebens erwarte?

— Nehmen Sie dieſes Medaillon als Unterpfand. Wenn ich nicht komme, iſt es das Ihre, ſagte die Colbrand und reichte ihm ihr mit Brillanten beſetztes Miniaturbild.

Roſſini drückte es an ſeine Lippen.

— Es ſoll von nun an auf meinem Herzen ruhen. Und morgen um dieſe Zeit ...

— Schleicht Diana zu ihrem Endymion.

— Hört es, Götter, und beneidet mich! rief der Maeſtro, erfaßte ihre Hand und küßte das weiße Fleiſch mit ſo ungeſtümer Gluth, daß Diana Colbrand ihre Lippen zu einem ſpöttiſchen Lächeln verzog.

— Nur eine Frage noch!

— Was wünſcht meine reizende Angélique?

— Sie wünſcht zu wiſſen, ob Sie auch heute ſchon Trüffelſalat genoſſen haben?

— Boshafte Spötterin! rief Roſſini und ging.

7.

Der Carneval iſt eine herrliche Erfindung. Keines von allen Feſten der Chriſtenheit verſteht das Angenehme mit dem Nützlichen ſo gut zu vereinen, als die liebenswürdige Faſchingszeit. Rom, Venedig und Neapel ſind niemals glücklicher als zur Zeit der Maskenfreiheit, denn eine andere Freiheit kennt Italien blos dem Namen nach. Wohl mag der römiſche und venezianiſche Carneval großartiger und geſtaltenreicher ſein; zehn Mal luſtiger, muthwilliger und frivoler iſt der neapolitaniſche. Die „allergetreueſte Stadt“ feiert in einem Tage mehr verliebte Abenteuer, mehr ſaturnaliſche Orgien, als Rom oder Venedig während der ganzen Dauer dieſes Feſtes. Neapels Frauen ſind das ganze Jahr hindurch ziemlich tugendhaft; nur im Carneval verlaſſen ſie den Pfad ehelicher Treue und wandeln auf den Wegen der Verführung, im Irrgarten illegitimer Liebe. Gelegenheit, ſagt das Sprichwort, macht Diebe, und der keckſte, unternehmendſte Gelegenheitsmacher, der

größte aller italieniſchen Kuppler, iſt Seine Königliche Hoheit, der Prinz Carneval.

Werfen wir einen Blick in die Toledoſtraße. Sie wimmelt von Masken, die ſich, wie Ameiſen, durcheinanderdrängen, die Alle von einem und demſelben Wunſche beſeelt ſind, die Alle auf kleine oder große Liebesabenteuer ausgehen. Hier entführt ein als Arlekin verkleideter Advokat die als Colombine dahinflatternde Frau ſeines alten Collegen; dort ſtiefelt ein junger Jeſuit als alter Capitano verkleidet einer alten Fledermaus nach, in deren häßlicher Hülſe er einen ſchönen Kern, ein junges Nönnchen, verſteckt weiß; hier kokettirt eine männliche Maske in Frauenkleidern mit einer weiblichen Maske in männlicher Kleidung; dort ſpannt ein Polichinell ſeinen Regenſchirm auf, um ein junges Schäfchen ins Trockene, d. h. zu einem Reſtaurant zu führen, wo das Schäfchen ſich mit Auſtern und Champagner tractiren und unendlich lange bitten läßt, eh' es ſein Lärvchen abnimmt; dann erſt gewahrt der Polichinell zu ſeinem größten Leidweſen, daß das junge Lämmchen ein alter Schöps iſt, den er nun für nichts und wieder nichts freigehalten hat. Derlei gute und ſchlechte

Späße contrecarriren ſich hier auf ſo höchſt ergötzliche Weiſe, daß ſelbſt der Betrogene zum böſen Spiele gute Miene machen und, ſo gut es geht, mitlachen muß.

Wenden wir uns nun nach jener Straße hin, in welcher der Held unſeres kleinen Romanes wohnt. In ſeinem Zimmer ſehen wir eine mit den feinſten Delicateſſen und dem beſten Champagner ausgerüſtete Tafel, die dicht vor einem breiten, höchſt bequemen Sopha ſteht. Roſſini, der mit großer Spannung Signora Colbrand erwartet, ſchaut zehn Mal in einer Viertelſtunde auf die Uhr und dann zum Fenſter hinaus, um zu ſehen, ob die Heißerſehnte noch immer nicht erſcheinen will. Es iſt ſchon halb Zwölf und Angélique noch nicht da.

— Wenn die gute Frau mich wieder, wie neulich, ſitzen läßt, wenn ich mich umſonſt in dieſe Unkoſten geſtürzt, umſonſt in dieſe Stimmung verſetzt habe, ſagt Freund Joachim, dann weiß ich, was ich thue. Ich laufe nach der Toledoſtraße, miſche mich ins Maskengewühl und ſchleppe die erſte beſte Maske, die mir in den Weg rennt, mit mir nach Hauſe, denn dieſer Trüffelſalat darf nicht umkom-

men. Angélique wäre mir freilich lieber als jede Andere, denn ihr kokettes Weſen hat ein je ne sais quois, das ... Herein! rief der Maeſtro, denn ſo eben vernahm er ein leiſes, ſchüchternes Klopfen.

Gleich darauf trat eine „Fledermaus“ ein.

— Willkommen, reizende Diana, rief Roſſini.

— Guten Tag, antwortete die Maske und ſchlug die Kapuze zurück.

— Du biſt es?

— Ich bin es, ſagte David.

— Teufel, was führt denn Dich hieher?

— Appetit und der Wunſch, bei Dir zu frühſtücken ...

— Ein andermal, nur heute nicht ...

— Die Tafel iſt gedeckt ... Du erwarteſt ...

— Einen Gaſt, der jeden Augenblick kommen kann... Du wirſt alſo einſehen ...

— Daß es ſehr ungalant iſt, dem beſten ſeiner Freunde ein Frühſtück zu verweigern; aber Du irrſt, lieber Freund, wenn Du glaubſt, daß ich mich abweiſen laſſe; ich habe Hunger und weiche nicht von der Stelle ...

— Dort iſt die Thür!

— Und hier ist der Tisch! Du erlaubst, daß ich mich setze, denn ich bin seit frühem Morgen auf den Beinen und müde wie ein zu Tod gehetzter Windhund. Ach, was sehen meine Augen? Auch Trüffelsalat ...

— Wehe Dir, wenn Du ihn anrührst!

— Ist er vergiftet? fragte David und wollte kosten.

— Mensch, rief unser Freund, ihm in den Arm fallend, ich bitte, ich beschwöre Dich, mich nicht zum Aeußersten zu reizen ...

— Gut, ich will gehen, ohne etwas zu essen, wenn Du mir sagst, wen Du erwartest ...

— Ich erwarte eine junge Frau ...

— Ihr Name?

— Ist mir selber nicht bekannt ...

— Als ich kam, nanntest Du einen Vornamen, der mir nicht entfallen ist. Sie heißt Diana ...

— Nun ja, so heißt sie ...

— Und ist verheirathet ...,

— Mit einem alten Esel, der, wenn sie mir anders die Wahrheit gesagt hat, Advokat und Doctor der Rechte ist ...

— Doctor der Rechte? Ah, nun kenne ich ſie...

— Du kennſt ſie?

— Sie wohnt nicht weit von der Scala und heißt Mori.

— Mori! Ganz recht!

— Wie? Sagteſt Du nicht, daß ihr Name Dir fremd ſei?

— Sie nannte ſich nicht; ich vermuthe nur, daß ſie Mori heißt...

— Und warum?

— Weil ſie ein Schnupftuch fallen ließ, in deſſen Zipfel ich ein D und ein M eingezeichnet ſah.

— O dann iſt ſie's ganz beſtimmt. Siehſt Du, ich weiß Alles.

— Alles, Alles. Nun aber mache, daß Du fortkommſt...

— Ich gehe, jedoch nur unter einer Bedingung...

— Laß hören!

— Ich brauche Geld! Borge mir bis zum 1. April zehn Napoleons...

— Hier ſind fünf, ſagte der Maeſtro, ſeine Börſe ziehend.

— Fünf ſind nicht Zehn ...

— Hier ſind zehn Louis; nun aber ...

— Nur eine Frage noch ... Iſt die Dame, die Du erwarteſt, brünett?

— Brünett, ganz brünett ...

— Höre, dann habe ich mich doch wohl geirrt, denn die Frau des Dr. Mori iſt blond ...

— Du haſt Dich nicht geirrt, die Dame, die ich jeden Augenblick erwarte, iſt äußerſt blond ...

— Siehſt Du, mich täuſcht man nicht ſo leicht! ſagte David und nahm ſeinen Hut. Nun will ich gehen. Leb' wohl, leb' wohl!

— Auf Wiederſehen, theurer Freund ... Unverſchämter Schlingel, ſagte er bald darauf, als David ſich entfernt hatte. Die zehn Louis ſind nun beim Teufel! Das Schlimmſte wäre, wenn die Colbrand nun gar nicht käme und ich ihretwegen das Alles ſo ganz umſonſt weggeworfen hätte. Das ſchöne Geld! Wie das mich ſchmerzt! Zehn Louis! Zweihundert Francs! So viel iſt am Ende das ganze Rendezvous nicht werth! Es ſchlägt Zwölf und ſie kommt noch immer nicht. Ich könnte raſend werden!

Wüthend lief er auf und ab, ſchaute zum Flur hinaus, und ſah, wie David eben in das benachbarte Kaffeehaus hineinging, um das ihm abgeborgte Geld auf dem Billard zu verlieren. — Einen Augenblick ſpäter hielt vor dem Eingange ein Fiaker, aus dem eine Fledermaus herausflog.

— Das iſt ſie! ſagte Roſſini und eilte ihr entgegen.

Und diesmal hatte er ſich nicht getäuſcht.

— Sie ſehen, ſagte die Colbrand, daß ich Wort halte ...

— Endlich, endlich! Nun aber werfen Sie raſch Ihre Maske ab, ſagte der Maeſtro und riegelte hinter der Eintretenden ſchnell die Thür zu.

— Wozu das?

— Um von keinem läſtigen Beſuche geſtört zu werden. Setzen Sie ſich, reizendes Weſen, das Frühſtück iſt bereit ... Ach, Angélique, wenn Sie wüßten, mit welcher Sehnſucht ich Sie erwartet habe!

— Ich wäre früher gekommen, hätte nicht Barbaja's Beſuch mich ſo lange zurückgehalten.

— Eſſen, trinken Sie! Vive l'amour, vive la joie! rief Endymion und kredenzte ihr Champagner.

— Und wann reiſen Sie? fragte die keuſche Diana.

— Uebermorgen, morgen, heute, wann Sie wollen. Nun aber ſchnell einen Kuß!

— Jetzt, lieber Freund, eſſen wir ...

— Und dann?

— Dann trinken wir ...

— Und dann?

— Dann plaudern wir ...

— Von der Liebe ſüßer Luſt und ...

— Ihrer neuen Oper. Apropos, haben Sie ſchon einen Text?

— Signor Feretti, einer meiner Freunde in Rom, hat für mich eine „Cenerentola“ geſchrieben.

— Denſelben Stoff hat ja ſchon Nicolo Iſouard componirt ...

— Qu'importe? Ein Mann, der's gewagt, mit dem vergötterten Paiſiello in die Schranken zu treten, braucht auch vor dem Ruhme eines Franzoſen nicht zurückzubeben. Paiſiello's „Barbier“ iſt vergeſſen; bald wird's auch Nicolo's „Aſchenbrödel“ ſein. Doch

genug davon! Mein liebetrunkenes Herz ſehnt ſich, mit Ihnen von ganz andern Dingen zu reden ...

— Das Rebhuhn, lieber Freund, iſt delicat...

— Ihre Kälte verzehnfacht meine Glut ...

— Auch das Compot iſt nicht übel ...

— Angélique, Ihre unbeſiegbare Gleichgiltigkeit bringt mich wahrhaftig in Verzweiflung!

— Hätte ich ahnen können, Cariſſimo, daß Ihre Neigung zu mir einen ſo hohen Wärmegrad erreicht hat, dann würde ich wahrlich nicht gewagt haben, auf Ihr Zimmer zu kommen ...

— Himmel, wie kann ein Weib ſo ſchön und dabei ſo kalt ſein!

— Aber, liebſter Freund, warum eſſen Sie denn nicht?

— Ich bin viel zu ſehr aufgeregt. Fühlen Sie, Angélique, wie mir das Herz ſchlägt, ſagte Roſſini und legte ihre Hand auf ſeine Bruſt.

— Einbildung, Signor, nichts als Einbildung! Ihr Herz ſchlägt ſo ruhig als das meine ...

— Angélique, bei dem Gott der Liebe beſchwöre ich Sie, mich nicht länger zu foltern, rief der Maeſtro und ließ ſeine Hand auf eines ihrer Kniee gleiten.

— Hübſch artig ſein, ſüßer Freund, ſonſt machen Sie mich böſe ...

— Signora! ſchrie Meiſter Joachim und griff in der Aufwallung beleidigter Eitelkeit nach einem Meſſer.

— Menſch, was wollen Sie thun?

— Grauſame, Sie können noch fragen? Mit Ihrer gütigen Erlaubniß mir ein Scheibchen von dieſer Paſtete abſchneiden, antwortete der plötzlich umgewandelte Endymion.

— — — — — — — — —

— Signor, begann die Kokette nach kurzer Pauſe, Sie ſcheinen etwas verſtimmt ...

— Einbildung, Signora, nichts als Einbildung! Der Paroxysmus iſt verraucht ... ich bin wieder kalt und ruhig und empfinde jetzt nur ein Gefühl: Hunger! La, la, la, la, la, la.

— Sehr luſtig! ſagte die Colbrand gereizt.

— Und weßhalb ſollte man traurig ſein? Signora gefällt ſich, gegen mich die Spröde zu ſpielen ... Man iſt nicht Werther, um ſich deßhalb das Leben zu nehmen. La, la, la, la, la, la!

— Ich glaube gar, Sie ſchmollen ...

— Ich eſſe, wie Sie ſehen ...

— Und dann?

— Dann trinke ich und zwar auf Ihr Wohl, Signora, ſagte er und ſtieß ſein Glas an das ihre an. La, la, la, la, la, la!

— Habe ich Sie gekränkt? fragte die Colbrand, ſeine Hand erfaſſend und ihm zärtlich ins Auge ſchauend ...

— Daß ich nicht wüßte ...

— Aber dieſe plötzlich eingetretene Kälte ...

— Iſt ein neuer Beweis meines Gehorſams. Signora haben Ihrem ganz ergebenen Diener befohlen, hübſch artig zu ſein; er gehorcht!

— Joachim!

— Apropos, wie finden Sie den Trüffelſalat?

— Pikanter noch als neulich. Es iſt ein Gericht, das Stumme reden macht ...

— Ja, ja, das merke ich, meinte Roſſini und trällerte ſein La, la, la, la, la, la.

— Die Trüffeln ſind ſo vortrefflich, daß ich im Stande wäre, mich daran todt zu eſſen. Aber, Dieu de Dieu, wie wird mir?

— Wie wird Ihnen? fragte der Maeſtro, erſchreckt die Gabel niederlegend.

— Weh' mir ... meine Sinne ſchwinden ... mir wird ganz dunkel vor den Augen ... Ach! ſtöhnte die ſchlaue Kokette und ſank ohnmächtig in ſeine Arme.

— Angélique, Angélique! ſchrie der Maeſtro und warf dabei einen äußerſt haſtigen Blick auf die ſchöne Büſte, die regungslos in ſeinem Armen lag. Mort de ma vie, welch' ein reizender Anblick! Angélique, Engel, Götterweib, erwache, erwache! bat Endymion und ſäete ein ganzes Alphabet von Küſſen kleiner und großer Schrift auf den blendendweißen Atlas ihres Buſens. Angélique! Sie hört nicht! Sollte dieſe Ohnmacht, überlegte er im Stillen, blos Verſtellung ſein? Natürlich, natürlich, ſagte er zu ſich ſelbſt, nahm die Ohnmächtige in ſeine Arme und trug ſie auf den Divan.

In demſelben Augenblick klopfte Jemand. In ſolcher Situation „Wer da?“ zu rufen, war eine unverzeihliche Bétiſe, die ſich unſer Maeſtro zu Schulden kommen ließ.

— Ich bin's! antwortete eine leider nur allzubekannte Stimme.

— Barbaja! flüſterte die Colbrand, die aus Schreck ihre Ohnmacht vergaß.

— Infames Pech! brummte Roſſini.

— Aufgemacht, aufgemacht! ſchrie der Impreſario, indem er mit Hand und Fuß an die Thür pochte.

— Himmel, was fange ich an?

— Ich habe nur ein Zimmer und dieſes eine Zimmer hat nur einen Ausgang ...

— Ich bin verloren! rief die Colbrand.

— Muth gefaßt! Hüllen Sie ſich raſch in Ihre Maske.

— Donner und Doria! fluchte der Sultan, wie lange dauert das?

— Ich finde den Schlüſſel nicht, ſchrie der Maeſtro.

— Dann ſpreng' ich die Thür.

— Oeffnen Sie, flüſterte die Primadonna, welche ſich unterdeſſen in eine Fledermaus verwandelt und die Kapuze ſo tief übers Geſicht gezogen hatte, daß nur die Augen zu ſehen waren.

Aufs Schlimmſte gefaßt, ſetzte ſie ſich an den Tiſch. Roſſini öffnete und Barbaja trat ein, als Pierrot verkleidet.

— Diavolo! ſchrie er, was ſeh' ich?

— Was ſiehſt Du? fragte Joachim höchſt beſtürzt.

— Du biſt nicht allein ... Du haſt Geſellſchaft ... Siehſt Du, das dachte ich mir. Ei, ei, wer iſt das verliebte Fledermäuschen?

— Dieſe Maske, mein lieber, guter, lieber Bruder, dieſe Maske, edler Menſchenfreund, iſt ... ſehr zu beklagen ...

— Und warum?

— Weil ſie im höchſten Grade ... unglücklich iſt ...

— Was fehlt ihr?

— Was ihr fehlt? Viel ... ſehr viel ... unendlich viel, declamirte Roſſini mit großer Rührung.

— Holde Fledermaus, darf ich wiſſen, was Dir fehlt? Du ſchweigſt? Schöne Maske, warum ſchweigſt Du?

— Sie ſchweigt, weil ſie nicht reden kann. Dieſes arme, höchſt beklagenswerthe Geſchöpf iſt ſtumm und taub.

— Taubſtumm? He, he, meinſt Du, daß ich das glaube? Hinter dieſer Maske, Spitzbube, ſteckt ein Geheimniß. Irre ich nicht, ſo gehört dieſe ſchöne Taille, dieſer volle Buſen, dieſer kleine niedliche Fuß einer Dame an, die ich ſchon irgendwo geſehen habe ...

— Du irrſt, das unglückliche Geſchöpf iſt erſt vor einer Stunde aus Bologna angekommen ...

— Mach' mich nicht dumm! Ich ſage Dir, hinter dieſer Maske ſteckt ein Geheimniß; ich laſſe dieſe Fledermaus nicht eher fort, bis ſie ſich demaskirt, denn eine innere Stimme ſagt mir ... Aber, Höll' und Teufel, was iſt denn das? Spitzbube, Schurke, wie kommſt Du zu dieſem Medaillon? fragte Barbaja, auf das Bildniß der Colbrand zeigend, das unglücklicherweiſe der Weſte des Maeſtro entſchlüpft war.

— Dieſes Medaillon ...

— Sprich, Verräther, dieſes Medaillon ...

— Hat Signor Roſſini mir entwendet, antwortete die Fledermaus und ſchlug ihre Kapuze zurück.

— Du hier? ſchrie der Sultan, vor Schreck drei Schritte zurückprallend.

— Ihr Erſtaunen wird ſich abkühlen, wenn Sie erfahren, weßhalb ich hier bin. Heute Morgen vermißte ich mein Medaillon. Ich rief Zerlinen, um ſie zu fragen, ob ſie es habe. Ihr Portrait, ſagte ſie, hat Maeſtro Roſſini geſtern Abend in der Theatergarderobe liegen ſehen und mir nichts dir nichts eingeſteckt. Wuthentbrannt lief ich her, um mein Eigenthum zurückzufordern ...

— Und der Spitzbube? fragte Barbaja.

— Will es durchaus behalten, erwiderte die Fledermaus.

— Signora Colbrand, begann Roſſini.

— Still, kein Wort, unterbrach ihn die Schlaue.

— Vergeſſen Sie nicht ...

— Still, ſag' ich Ihnen. Signor Barbaja, Dank dem Himmel, daß der Zufall Sie gerade jetzt herbeigeführt ... Sie haben mehr Gewalt über ihn als ich. Befehlen Sie Ihrem Kapellmeiſter, mir mein Bild ſofort zurückzugeben.

— Her damit! ſchrie der Sultan.

— Signora Colbrand iſt ſehr eigenſinnig ... Gut, hier haben Sie das Medaillon ...

— Maeſtro Roſſini, ſagte der tiefempörte Impreſario, von morgen an iſt unſer Contract aufgelöſt ...

— Wie ſo? Warum?

— Ein Mann, welcher Medaillons ſtiehlt, kann leicht auch etwas Anderes ſtehlen ...

— Herr, Sie wagen ...

— Schweigen Sie! befahl ihm die Colbrand. Ihren Arm, Signor Barbaja, kommen Sie, kommen Sie!

Der Sultan maß den vermeintlichen Dieb mit der verächtlichſten Miene von unten hinauf und von oben himunter.

— Pfui! ſagte er dann und führte Signora Colbrand, die den Maeſtro keines Grußes würdigte, langſam zur Thür hinaus.

— Ein herrlicher Spaß! rief Meiſter Joachim, als er mit ſich allein war. Die ſchlaue Eva! Wie gut ſie ſich herausgewickelt hat! Und dieſer ungeheure Dummkopf, der ſich einreden läßt, daß ſie

blos darum hier geweſen, um ihr Eigenthum zurückzufordern! Ha, ha, ha! O Weiber, Weiber, wie unergründlich ſchlau ſeid ihr! — — — —

— — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter ſchrieb ihm die Colbrand: „Verzeihung, lieber Freund, daß ich, um mich zu retten, Sie in die Tinte gebracht. Aber ſein Sie unbeſorgt. Barbaja — verlaſſen Sie ſich auf mein Wort — wird Ihnen gute Worte und Zulage geben, um ſich mit Ihnen wieder auszuſöhnen, ſobald ſich ſein erſter Zorn gelegt hat. Gehen Sie unterdeſſen mit Gott und allen Heiligen nach Rom und bleiben Sie auch dort gut Ihrer treuen Freundin Angélique.“

Roſſini reiſte bald darauf nach Rom.

8.

Francilla war nun wieder völlig hergeſtellt. Doctor Scappi hatte wohl das Nervenfieber, nicht aber den geheimen Liebesgram geheilt, der wie ein Brandgeſchwür tagtäglich weiter um ſich griff. Das arme Mädchen war zwar wieder körperlich wohl, aber

geistig kranker als je; denn Tag und Nacht dachte sie an Rossini, der in ihren Augen etwas Ueberirdisches besaß, von dem sie sich zauberhaft angezogen, magisch gefesselt fühlte. Als ihre Neigung zum Maestro noch im Entstehen war, hatte sie den schönen Glauben genährt, daß *auch sie von ihm* geliebt werde. Jetzt, wo dieser süße Wahn zerrissen vor ihr lag, jetzt, wo sie wußte, daß ihr Lehrer nur Mitleid und keine Spur von Liebe für sie empfinde, war sie tausend Mal unglücklicher als je. Sie liebte ihn jetzt mit der ganzen Glut feuriger Jugend, mit der ganzen Kraft erster Neigung, denn gerade Hoffnungslosigkeit facht den Funken zu lichterloher Flamme an. *Heiß* wird nur das geliebt, was uns nicht wieder liebt. Frauen, deren Liebe wir verschmähen, werden uns länger und inniger lieben, als Jene, denen wir Gegenliebe gewähren. Im Gewähren liegt der Keim zum Tode der Liebe.

Elleboro, der ehemals arme Lazzarone, war jetzt ein reicher, angesehener Künstler, aber eben so unglücklich als Francilla. Die Stimme seines Herzens sagte ihm, daß sein Mädchen ihn nicht mehr liebe wie damals, als er noch Bettler war. Die schönsten

Frauen Neapels huldigten ſeiner ſchönen Stimme, ſeiner kräftigen Jugend, ſeinem herrlichen Talente; er aber fand Keine von Allen, die ſich ihm aufdrangen, ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön als die arme Waiſe, die von Tag zu Tage gegen ihn kälter wurde.

— Francilla iſt für mich verloren! ſagte er und gab ſich jenem Schmerze hin, in dem trotz aller Bitterkeit eine Art von Wolluſt liegt, die nur der begreift, welcher ſo warm und hoffnungslos wie Meiſter Nieswurz liebt.

Ein junger Mann mit einer ſchönen Tenorſtimme iſt — beſonders in Italien, das keine ſchönere Freude, keinen höhern Genuß als Muſik und Geſang kennt — ein Magnet, der mehr Anziehungskraft, als jeder Andere beſitzt.

Zu den Frauen, auf die unſer Ex-Lazzarone, ganz gegen ſeinen Willen, einen mehr als tiefen Eindruck gemacht, gehörte auch Lady Eſther Monmouth, die Jedem, der es hören wollte, gern geſtand, daß ſie nie im Leben einen jungen Mann geſehen, den Mutter Natur mit ſo vielem Reize ausgeſtattet, als dieſen primo tenore. In den Augen dieſer alten, höchſt verliebten Närrin waren Antinous und Apoll

vom Belvedere reizloſe Fratzen gegen dieſen „jungen Gott“, denn ſo und nicht anders nannte ſie den Gegenſtand ihrer ſtillen Anbetung.

Sir Habakuk, der ſich um dieſe Zeit zum achthunderteinundneunzigſten Male, im Coſtüme des Coeur-Buben, abmalen ließ, konnte nicht begreifen, daß eine ſo vornehme Dame, wie die Nichte des engliſchen Geſandten, den Muth haben könne, einen Menſchen zu lieben, der nicht Engländer und noch obendrein blos Künſtler war.

— Welch ein Scandal für ganz England, ſagte er zum Esquire Barnabas, mit dem er in den Alleen der Villa Floridia umherſchlenderte, wenn Milady ſich ſo weit vergäße, dieſen Plebejer zu heirathen!

— Ihr Oheim, der Geſandte, würde das nicht zugeben ...

— Lady Eſther iſt etwas verrückt. Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß gerade das, was der Onkel ihr verbietet, den meiſten Reiz für ſie hat. Sie kennen Milady eben ſo genau als ich und wiſſen, daß es bei ihr auf eine Tollheit mehr oder weniger nicht ankommt. Seit Kurzem ſammelt ſie nicht blos Kupferſtiche und Autographen, ſondern auch Haar-

locken von Leuten, welche hingerichtet worden sind. Zu diesem Behufe hat sie sich mit sämmtlichen Scharfrichtern Italiens in Correspondenz gesetzt und ihnen für jede Locke eines Enthaupteten durchschnittlich zehn Pfund Sterling zugesagt. Seitdem vergeht fast kein Tag ohne Ankunft einer neuen Lockensendung.

— Diese Idee erinnert mich an meinen alten Freund Georges Selwyn, welcher Jahre lang die Passion besaß, große Reisen zu machen, um bald hier, bald dort einen Verbrecher köpfen oder hängen zu sehen. Im Jahre 1757 eilte er nach Paris, um der Hinrichtung Damiens' beizuwohnen, der wegen eines Attentats auf Ludwig XV. von vier Pferden zerrissen wurde. Jede Hinrichtung gewährte meinem Freunde einen neuen Reiz. Nach dem Tagebuch, das er auf seinen Reisen mit musterhafter Wahrheitsliebe geführt, hatte Sir Georges innerhalb fünfzehn Jahren blos in den drei vereinigten Königreichen nicht weniger als dreiundachtzig Hinrichtungen beigewohnt. — Jeder Verbrecher stirbt anders, erklärte er mir; nirgends ist dem Beobachter menschlicher Charaktere ein tieferer Blick in die Seele des Verbrechers gestattet, als am Fuße des Schaffots.

Schade, Jammerſchade, meinte er, daß man, um ſeine Natur genau kennen zu lernen, nicht auch der Hinrichtung ſeines eigenen Ichs beiwohnen kann!

— Auch ich, entgegnete Sir Habakuk, wäre glücklich, könnte ich mich einmal baumeln ſehen. So eine Hinrichtung hat bei allem Schrecken auch manches Angenehme. Auf dem Wege nach dem Richtplatze begleiten uns Tauſende und abermals Tauſende von Menſchen ... man erregt Bedauern, Mitleid ... man ſtirbt mit Pomp ... man ſtirbt mit Eclat und verdirbt den Zuſchauern auf zwei Mal vierundzwanzig Stunden den Appetit; denn Leute, die dem Schauſpiel einer Köpfung beiwohnten, ſollen — habe ich mir erzählen laſſen — vor Ekel kein Fleiſch genießen können. Dem Pöbel die Eßluſt zu vergällen, hätte auch für mich etwas Anziehendes. Doch um wieder auf Lady Eſther zu kommen ... Ich fürchte, daß jener Trillermenſch uns Beiden gefährlich werden kann. Ich nehme ſchon ſeit acht Monaten Unterricht in der Muſik, kenne bis jetzt aber nur die fünf Noten auf den Linien: e, g, h, d, f (es geht hurtig durch Fleiß). Und da Milady einmal den verrückten, aber feſten Vorſatz gefaßt hat,

nur den von uns Beiden zu heirathen, der entweder ſingen, ſpielen oder componiren gelernt, ſo wird wohl Keiner von uns ſo glücklich ſein, das goldene Kalb, das wir gemeinſchaftlich anbeten, als Siegesbeute heimzuführen.

— Ich, für meinen Theil, gebe noch nicht alle Hoffnung auf. Erſt ſeit fünf Wochen genieße ich Unterricht im Geſang und bin ſchon ſo weit vorgerückt, daß ich die Scala ſinge: c — d — e — f — g — a — h. Nun, Sir, wie gefällt Ihnen meine Stimme?

— Sie hat viel Aehnlichkeit mit jenem Inſtrumente, womit man den Staub von den Pferden ſtriegelt ... Ihr Tenor gleicht einer Kratzbürſte ...

— Sir Habakuk ſpricht wie der Blinde von der Farbe ... Ihr Urtheil beunruhigt mich nicht ... Mein Maeſtro, dem ich für jede Stunde zwei Scudi bezahle, behauptet, ich hätte zum Singen weit mehr Talent, als er mir Anfangs zugetraut ... ich ſolle nur fleißig fortfahren ... er wolle ſich verbürgen, mich in einem halben Jahre ſo weit zu bringen, daß ich Alles vom Blatt ſingen kann.

— Wie aber? That is the question! Wehe den

armen Ohren, die den Genuß erleiden müſſen, ſich von Ihnen etwas vorheulen zu laſſen. Sir Barnabas ſollte lieber gleich zum Theater gehen. Ich kaufte ſämmtliche Billets, könnte ich das Vergnügen haben, Sie einmal auszupfeifen.

— Das ſieht Ihnen ähnlich, Sir, ſprach der Esquire, dem plötzlich der Kamm ſchwoll.

— Sir, was wollen Sie damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, daß Sie ein impertinenter Neidhammel ſind. Sie ſtinken vor Neid ...

— Ich ſtinke? Goddam! rief der Baronet mit unbeſchreiblich komiſcher Wuth und nahm die Stellung eines Borers an.

Das war hinreichend, den Esquire herauszufordern. Beide Gentlemen fingen auf dem Raſen vor den Augen aller Spaziergänger wüthend zu boren an. Es folgte Schlag auf Schlag ... es ſetzte coloſſale Stöße, pyramidale Prügel.

— Stinke ich noch? fragte Sir Habakuk, der die Oberhand gewann.

— Wie ein Bock! ſchrie der Unterliegende.

— Goddam! donnerte der Sieger und verſetzte dem hartnäckigen Gegner einen ſolchen Schlag auf

den Leib, daß Sir Barnabas, mit blutender Naſe, mehr todt als lebendig in den Sand fiel und alle Viere von ſich ſtreckte.

— Rule Britannia, pfiff der Baronet und ſchlich ſo ruhig, als ob durchaus nichts vorgefallen wäre, durch die dichten Reihen der ihn verhöhnenden Maulaffen-Menge.

Der Beſiegte wurde nach Hauſe getragen. —

— — — — — — — — —

Drei Tage ſpäter las man im „Pasquino“, einem kleinen Witzblatte von Neapel, folgende Neuigkeit:

„Vorgeſtern Nachmittag zwiſchen vier und fünf Uhr fand im Garten der Villa Floridia ein kleines Stiergefecht ſtatt, ausgeführt von zwei engliſchen Büffeln, wovon der Eine, Sir B. L., zwölf Stunden ſpäter etwas aufgegeben, was er früher nie beſeſſen hat, den Geiſt. Er hinterläßt ein höchſt koſtbares Kabinet weltgeſchichtlicher Backzähne aus den Kinnladen berühmter Perſonen. Noch acht Tage vor ſeinem Tode erſtand er einen hohlen Backzahn der berüchtigten Vatermörderin Beatrice Cenci. Der Andere, Sir H. M., iſt,

wie man ſagt, nach Griechenland geflohen. Seit geſtern erſcheint Lady E. M. auf den Promenaden in tiefer Trauer. Einige wollen wiſſen, Milady traure um einen ſanft entſchlafenen Mops, Andere wollen behaupten, ſie betraure den ſchmachvoll gefallenen Stier."

Lady Eſther, tief empört, lief zum engliſchen Geſandten und verlangte vom Oheim, daß er im Namen des Parlaments auf exemplariſche Beſtrafung des frechen Spötters dringen oder dem Königreiche beider Sicilien ſofort den Krig erklären ſolle.

— Milady, ſagte der Geſandte zu ſeiner Nichte, das Einzige, was ich für Sie thun kann, iſt eine Empfehlung, die ich Ihnen, falls Sie nach London zurückkehren wollen, an den Director des Bedlam mitgeben will.

9.

Roſſini's Anweſenheit in Rom war nur von kurzer Dauer. „Cenerentola", die er, wie ſeine „Italiana in Algieri", in einem Zeitraume von

achtzehn Tagen vollendet hatte, wurde, wiewohl dieſe Oper viel ſchwächer als deſſen „Barbiere di Seviglia“ iſt, von den Römern weit mehr als jener goutirt, was wohl weniger der Muſik, als dem Textbuche zuzuſchreiben iſt, das — eine freie Bearbeitung der Etienne'ſchen „Cendrillon“ — unter Feretti's Hand zwar viel von ſeinem rührenden Märchen-Colorit verloren, dafür aber nicht wenig an draſtiſcher Komik gewonnen hat. — Die Muſik ſelbſt iſt zwar etwas leicht und oberflächlich, aber durchweg lieblich, feurig, prickelnd und zündend. Aſchenbrödel's Romanze „una volta c'era un rè“ hat trotz ſeines Beigeſchmacks von Trivialität doch ſehr viel Volksthümliches. Don Magnifico's Cavatine „miei rampolli feminini“ — eine Nummer, die ganz im Geiſte Cimaroſa's geſchrieben iſt — gefiel den Anhängern der alten Schule mehr als den Akolyten der neuen. Letztern ſagte weit mehr das A-dur-Duett zwiſchen Don Ramiro (dem verkleideten Prinzen) und Aſchenbrödel zu. Höchſt charakteriſtiſch und ungemein pikant iſt das Lied des als Prinz verkleideten Kammerdieners Dandini, „Come il ape ne' giorni d'Aprile“, ein Muſikſtück, das, wie Herr von Beyle ſehr richtig

bemerkt — vom Alpha bis zum Omega im Antichambre-Styl gehalten — eine draſtiſche Wirkung macht. Nicht minder gelungen iſt das C-dur-Quintett, worin Aſchenbrödel den Stiefvater bittet, ſie mit auf den Ball zu nehmen. Das Finale des erſten Actes, in dem die Dienerſchaft des Prinzen den doppelt behaarbeutelten Don Magnifico halbbenebelt aus dem Keller ſchleppt, entfaltet ungemein viel Leben und Laune; das Duo zwiſchen Ramiro und ſeinem Kammerdiener iſt eine Nummer, die Niemand hören kann, ohne von der ihr innewohnenden Fröhlichkeit fortgeriſſen zu werden; eben ſo feurig und lebendig entwickelt ſich das Quartett, das ſich durch das Eintreten der beiden Töchter Don Magnifico's entſpinnt. Das Solo, welches Cenerentola bei ihrem Erſcheinen im Ballſaale ſingt, hat, trotz ſeiner allzuvielen Schnörkeleien, eine groſze Fülle natürlicher Anmuth und iſt eben ſo lebendig als graziös. — Der zweite Akt beginnt mit einer Arie des Don Magnifico, die wohl komiſch aber weniger eigenthümlich als die gleich darauf folgende C-dur-Arie Ramiro's iſt, welche alle Eigenſchaften eines glänzenden Concertſtücks beſitzt und dem Tenore Gelegenheit giebt, dem Ohre des

Zuhörers alle Salti mortali italieniſcher Kehlfertigkeit vorzuführen. Das Buffo-Duett zwiſchen Magnifico und Dandini „un segreto d'importanza“ iſt ein Muſterbild des ächt komiſchen Styls, ein würdiges Seitenſtück zu dem berühmten Duo im zweiten Akte von Cimaroſa's „heimlicher Ehe“. Wer bei der Stelle „son Dandini il cameriere“ ernſt bleiben kann, muß ein Hypochonder ſein, der das Lachen ganz und gar verlernt hat. Auf das hübſche Orcheſterſtück, das den Sturm ſchildert, der die Kutſche des Prinzen umgeworfen hat, folgt das Hauptſtück der ganzen Oper, das Es-dur-Sextett „Siete voi? Voi prence siete“, eine Nummer, die, einige Längen abgerechnet, ausgezeichnet ſchön iſt. Die Oper ſchließt mit einer Arie, die, vom Aſchenbrödel geſungen, ſich mehr für's Concert als für die Bühne eignet [1]).

Vergleichen wir Iſouard's „Cendrillon“ mit Roſſini's „Cenerentola“, ſo gelangen wir zu der Anſicht, daß Erſtere viel romantiſcher, märchenhafter und

1) Auch die „Italiana in Algieri“ und der „Turco in Italia“ ſchließt mit einer Bravour-Arie der Primadonna.

gemüthlicher, Letztere hingegen weit komischer und pikanter ist. „Cendrillon" ist poetischer, „Cenerentola" plastischer. Isouard's „Aschenbrödel" ist ein bescheidenes Veilchen, Rossini's „Aschenbrödel" eine buntschimmernde Tulpe. Jene hat mehr Duft, diese mehr Farbenspiel. — — — — — —

— — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit, als Rossini sich in Rom aufhielt, befand sich dort auch ein deutscher Meister, Herr Ludwig Spohr, der, schon damals Pedant, ein eingefleischter Gegner der Rossini'schen Genialität war. Wo gäb' es auch zwei größere Gegensätze als Rossini und Spohr! Man schelte uns nicht, wenn wir frei bekennen, daß wir uns zu Jenem mehr als zu Diesem hingezogen fühlen. Warum? Weil Rossini mehr Melodie im kleinen Finger, als Spohr in der ganzen (Oper) Faust hat. Eine Spohr'sche Partitur verhält sich zu einer Rossinischen wie ein schwerfälliger Strauß, dessen Magen sogar kleine Steine verdauen soll, zu einem leichtfüßigen Colibri,

---

1) Auch die „Italiana in Algieri" und der „Turco in Italia" schließt mit einer Bravour-Arie der Primadonna.

der ſich nur von Blumendüften nährt. Spohr'ſche Muſik iſt kalter Mondenſchein, Roſſini'ſche Muſik iſt warmes Sonnenlicht. Spohr iſt Braunſchweiger Mumme, Roſſini iſt Jacqueſon-Bouzy. Alle, die gern ſchwere Biere trinken, werden Spohr's „Fauſt" lieber als Roſſini's „Barbier" hören, ſowie Andere, welche leichten Champagner lieben, eine einzige Nummer des „Barbiers" allen Opern des Braunſchweiger Mummen-Componiſten vorziehen werden. Zu Letztern gehört auch unſere Wenigkeit.

Trotz aller Idioſynkraſie, die den deutſchen Meiſter Spohr von dem leichtſinnigen Italiener abſtieß, beſeelte ihn dennoch die Neugier und der Wunſch, Roſſini's perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Amadeus Wendt[1]) theilt den Auszug eines Spohr'ſchen Briefes mit, der hier einen Platz verdient.

. . . . . Da Roſſini eben in Rom war, um eine neue Oper für Valle zu ſchreiben, ſo hätte ich gern ſeine Bekanntſchaft gemacht, konnte aber nicht dazu gelangen. Denn da er ge-

1) In Roſſini's „Leben und Treiben" (Ueberſetzung von Stendhal's Werk) Seite 153.

wöhnlich nicht zur bestimmten Zeit fertig wird, so hält ihn der Impresario in einer Art von Gefangenschaft und läßt ihn weder ausgehen, noch Besuche annehmen, damit er von der Arbeit nicht abgehalten werde. Der Prinz Friedrich von Gotha hatte (hört, hört!) die **Gnade**, ihn einige Male mit uns zugleich einzuladen, um uns seine Bekanntschaft zu verschaffen; aber jedesmal ließ ihn der Impresario durch Unpäßlichkeit entschuldigen .....

Wir aber wissen aus sehr genauer Quelle, daß sich die Sache ganz anders verhielt, daß diese „Art von Gefangenschaft" und diese „Unpäßlichkeit" die spanische Wand war, hinter die unser Maestro, welcher Herrn Spohr damals kaum dem Namen nach gekannt, sich aus mehr als einem Grunde verkroch.

— Lieber Freund, sagte er eines Morgens, als Prinz Friedrich von Gotha, um mit Herrn Spohr zu reden, abermals die **Gnade** hatte, ihn einzuladen, zu seinem Freunde Feretti, Du kennst diese kleinen deutschen Fürsten nicht. Diese guten Leute bilden sich ein, daß wir armen Teufel, die wir blos et-

was Genie haben, uns, Gott weiß wie sehr, geschmeichelt, geehrt und beglückt fühlen sollen, wenn Königliche Hoheiten und Sereniſſimi sich in angestammter Huld und Milde herablassen, uns Abends zu einer Tasse Thee einzuladen. Dort zu Lande nennt man das **Gnade!** Du armes Wort, wie oft im Leben wirst Du schnöde gemißbraucht! Nur die Natur ist gut und gnädig, die Menschen, lieber Freund, taugen alle nichts.

— Ich will hoffen, Freund Joachim, daß Du wenigstens Dich und mich ausnimmst ...

— Nein, Bruderherz, auch wir Beide taugen nicht mehr als die Andern, denn auch wir sind Egoisten, wie Jene, welche oftmals die Großen heißen, weil sie die Kleinsten und Niedrigsten sind.

— Du gehst also nicht zum Prinzen ...

— Ich habe mich, wie neulich, durch Unpäßlichkeit entschuldigen lassen ...

— Und warum?

— Um Sereniſſimo für seine **Gnade** keinen Dank zu schulden. Auch geht es dort, wie ich von der Giorgi, von Guglielmi und de Begnis gehört, so

langweilig wie in faſt allen andern Zirkeln her. Man ſpricht von Muſik und von andern Dingen, die man nicht verſteht, ladet ein Paar Künſtler ein, die ihre Taſſe Thee abſingen müſſen, läßt ſich herab, ſie mit einigen ſpottbilligen Schmeicheleien abzuſpeiſen, und kommt auf dieſe Weiſe, man weiß nicht wie, in den Ruf eines Mäcens. Aber bei Lichte betrachtet, lieber Freund, iſt ſo ein ſogenannter Mäcen in der Regel nichts weiter als ein ſchmutziger Egoiſt, ein geiziger Filz. Glaube mir, Bruderherz, ich kenne die Welt und verachte jeden freien Künſtler, der ſich in den Dunſtkreis der Großen drängt, um ſich ein Bändchen, ein Sternchen, einen Titel oder andere Crepundien zu erſchleichen. Geld, Bruder, Geld iſt das einzige Gut, das ich achte, weil es mich unabhängig macht, denn was iſt alles Glück der Welt, ſobald es von der Laune Anderer abhängt! Ein Künſtler, welcher Großes ſchaffen will, muß frei und unabhängig ſein!

— Ein deutſcher Künſtler, Signor Ludwig Spohr, wünſcht Deine Bekanntſchaft zu machen ...

— Schon wieder Jemand, der mich blos darum ſehen will, um Andern ſagen zu können, daß er mich

geſehen und geſprochen hat! Der Teufel hole das Glück, berühmt zu ſein! Wahrhaft zufrieden, wahrhaft glücklich iſt nur der, um den die Welt ſich ſo wenig als er ſelber um die Welt ſich kümmert. Und ſo ein deutſcher Maeſtro, lieber Bruder, bildet ſich, wenn er auch noch wenig oder gar nichts geleiſtet hat, zehn Mal mehr ein, als ein ganzes Schock italieniſcher Componiſten. Reſpect vor ſo großen unerreichbaren Meiſtern wie Händel, Gluck und Mozart! Aber ſag' mir, iſt's nicht zum Lachen, wenn jeder einfältige Componiſt, blos weil er ein deutſcher iſt, ſich für einen legitimen Erben des Mozart'ſchen Genius und Ruhmes hält und mitleidig, wie ein reicher, vornehmer Herr in ſtolzer Caroſſe, auf jeden Italiener wie auf einen bettelnden Handwerksburſchen herabſieht? Mit ſtolzem Bewußtſein ruf' ich, wie jener unſterbliche Schöpfer der „büßenden Magdalena": **anch'io sono pittore.** Auch ich bin ein Talent, das vor Keinem beſchämt das Auge niederzuſchlagen braucht. Nicht alle Menſchen können Gluck und Mozart ſein! Ich, ich bin Roſſini, und das iſt auch was werth! Das große Loos, das in der Lotterie des Lebens *mir* zugefallen iſt, heißt *Genie*.

Und Genie, gleichviel auf welchem Gebiete es seinen Lorbeer pflückt, ist hoher Abkunft: es ist mehr als königlichen, es ist göttlichen Ursprungs. Mag das stolz, anmaßend, dünkelhaft klingen, immerhin! Aber Jeder, der etwas leistet, hat das Recht, sich sagen zu dürfen: Anch'io sono pittoro! rief Rossini, in wahrhaft schöner Begeisterung die Hand aufs Herz legend.

— So gefällt mir mein Joachim, sprach Feretti. Nur die Lumpe sind bescheiden, sagt ein Deutscher.

— Der Mann, der das gesagt, ist sicher kein Lump ...

— Er ist Dichter und heißt Goethe!

10.

Bald darauf schrieb ihm die Colbrand: — — — — — — „Daß Ihre „Cenerentola", wie ich durch die Zeitungen erfahren, eine so überaus günstige Aufnahme gefunden, hat wohl Keinem mehr Freude gemacht als mir. Ich will ein Mal, ganz gegen meine Gewohnheit, aufrichtig sein und beken-

nen, daß ich an Ihrer Laufbahn und an Ihrem Ruhme, der mit jeder neuen Oper, die Sie schaffen, längere Strahlen wirft, höhern Glanz gewinnt, leider! nur allzuwarmen Antheil nehme, leider sage ich, weil ich noch immer nicht überzeugt bin, ob Sie auch an meinem Schicksal Antheil nehmen. — Erklären Sie mir, woher es kommen mag, daß ich seit Ihrem Aufenthalt in Rom weit häufiger an Sie denke, als während der Zeit unseres Zusammenlebens in Neapel. Sollte es wirklich wahr sein, daß zwei Seelen, die mit einander harmoniren, sich durch Trennung näherrücken? Erinnerung baut eine goldene Brücke, auf der, wie ich glaube, unsere Seelen sich auf halbem Wege entgegeneilen. Sie sehen, daß ich eitel genug bin, zu glauben, daß Sie eben so fleißig an uns, als wir an Sie denken. — Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß mich seit Ihrer Abwesenheit dann und wann ein Gefühl beschleicht, an dessen Existenz ich früher nie geglaubt habe; es giebt Augenblicke, in denen ich schrecklich eifersüchtig bin und zwar auf jede Frau, die in Ihrer Nähe weilt. Sollte eine Römerin einen Eingriff in meine Rechte gewagt und mir Ihr Herz entrissen haben, dann war-

nen Sie sie bei Zeiten vor meiner Rache, die früher oder später sie ereilen wird. Hüten Sie sich, Maestro, mir untreu zu werden. Ich bin Spanierin und weiß mit Dolchen umzugehen. Bedenken Sie, wie leicht Desdemona zum Othello werden kann!

— — — — — — — — —

B.'s Verdacht hat seit jenem Tage, an dem er mich als Fledermaus in Ihrem Neste fand, feste Wurzel gefaßt. Die Geschichte vom geraubten Medaillon, die ihm im ersten Augenblick nicht ganz unwahrscheinlich vorgekommen war, hat ihm, nachdem er ruhig darüber nachgedacht, die Ueberzeugung verschafft, daß der Grund, wodurch ich meinen Besuch auf Ihrem Zimmer gerechtfertigt, blos ein gewöhnlicher Theatercoup oder, wie er sich auszudrücken beliebt, eine Schwindelei gewesen ist. Anfangs war der Dummkopf dergestalt aufgebracht, daß er augenblicklich mit mir brechen und mich entlassen wollte. Da langte noch zu rechter Zeit ein Schreiben aus Malta an, worin Marquis Tacconi mir meldet, daß er in längstens drei Monaten über Marseille nach Neapel zurückkehren wolle, um mich à tout prix zu entführen. Das war hinreichend, um den

faſt gänzlich erloſchenen Funken ſeiner Zuneigung zu mir zu neuer Flamme anzuſchüren. Es beleidigt ſeinen Stolz, es kränkt ſeinen Ehrgeiz, ſich von einem „armen Teufel“, von einem „elenden Abenteurer“ verdrängt zu ſehen. Tagtäglich ſieht er der Ankunft ſeines Nebenbuhlers mit wahrer Todesangſt entgegen und iſt, um ſich von Neuem bei mir einzuſchmeicheln, aufmerkſamer und zärtlicher gegen mich als je. Auch ſeine Wuth gegen Sie hat ſich bedeutend abgekühlt. Als er von dem ungeheuern Glück gehört, das Ihr „Aſchenbrödel“ in Rom gemacht, als ich ihm aus dem „Diario“ eine Schilderung des Enthuſiasmus, den Ihre neue Oper erregt, ſchlug er ſich vor die Stirn und nannte ſich einen Schwachkopf. „Roſſini, ſagt er, iſt ein Verräther, dem nichts auf der Welt, ſelbſt die Geliebte des beſten ſeiner Freunde, nicht heilig iſt; er wäre capabel, ſelbſt die Maitreſſe des lieben Herrgotts untreu zu machen; als Componiſt aber ſteht er groß und unerreichbar da. Wäre ich nicht zu ſtolz, dem Taugenichts ein gutes Wort zu geben, ſchon längſt hätte ich ihm ſchreiben laſſen, daß er je eher je lieber nach Neapel zurückkehren ſoll, denn, fuhr er fort, betrogen werde ich ja doch; lieber

will ich also von einem guten Freunde, wie Rossini, als von einem wildfremden Abenteurer, wie dieser elende Marquis Tacconi, hintergangen werden.“ Der bei aller Dummheit ungeheuer schlaue Impresario denkt bei sich: Jener gleicht den Schaden, den er mir als Nebenbuhler zufügt, durch den Nutzen aus, den er mir als Componist und Kapellmeister leistet. Den Marquis haßt er mit der ganzen Gluth einer gemeinen Seele, mich aber liebt er jetzt hauptsächlich nur darum noch, weil er in beständiger Furcht schwebt, mich bald zu verlieren. So ist auf dem Schachbrett meines Spieles Tacconi der Springer, der den kurzsichtigen König in beständigem Schach erhält. — — — — — — — — — Francilla hat das Nervenfieber glücklich überstanden; dessen ungeachtet ist die Aermste kranker als je. Der Gram der Liebe nagt an ihrem Herzen; sie sieht so bleich und eingefallen aus, daß Sie Mühe haben würden, sie wieder zu erkennen. Nach Doctor Scappi's Befürchtung geht das arme Mädchen einer neuen Krankheit entgegen, die er „Cratomania“ nennt und von der er mir neulich eine so grauenvolle Schilderung entworfen hat, daß ich Nachts kein Auge schließen

konnte. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ſich in jener Nacht meine aufgeregte Fantaſie beſtändig nur mit Ihnen beſchäftigt hat. — — — — — Francilla thut mir unendlich leid, was aber kann ich für ſie thun? Soll ich ihr Anwalt ſein und Sie zwingen, meine Nebenbuhlerin mehr zu lieben als mich? Sie begreifen, Maeſtro, daß dies zu viel verlangen hieße. — Weit mehr noch ſchmerzt mich das Schickſal Ihres Schülers. Geliebt von aller Welt, verzweifelt er, weil Francillen's Herz für ihn verloren iſt. Das fühlt er und das raubt ihm alle Luſt am Leben. Meiſter Rieswurz war als Lazzarone tauſend Mal glücklicher wie jetzt als gefeierter Künſtler. Auch er, fürchte ich, wird den Gram, der ſein Herz zerwühlt, nicht lange überleben. Es giebt Augenblicke, wo mich das Loos dieſer beiden Leute tief verſtimmt; oft lege ich die Hand aufs Herz und frage mich, ob die Liebe, die in der Welt ſo viel Unheil anſtiftet, nicht die unverantwortliche Thorheit, die allerſchlimmſte Bêtiſe iſt? Ich bin neugierig zu erfahren, was Sie von ihr halten. Antworten Sie bald

Ihrer

aufrichtigen A. E.“

Nachschrift: Am ersten Tage unseres Wiedersehens müssen Sie mir wieder einen Trüffelsalat bereiten.

11.

Acht Tage später kam folgende Antwort: — — — „Ob ich an Sie fleißig denke? Sagte ich Ja, so würden Sie es vielleicht nicht glauben; sagte ich Nein, so würden Sie aus Widerspruchsgeist gerade das Gegentheil für wahr halten. Am besten also, daß ich weder Nein noch Ja sage und die Beantwortung dieser Gewissensfrage Ihrem eigenen Scharfsinn überlasse. — — — — — Daß Sie dann und wann ein Gefühl der Eifersucht verspüren, kann ich Ihnen, schöne Freundin, nicht verdenken; beschleicht doch auch mich zuweilen dasselbe Gefühl; dann aber bin ich eben so wenig auf Tacconi als auf Barbaja eifersüchtig; doch giebt es im großen Neapel gar manchen Andern, der mir viel gefährlicher als dieser und jener scheint. Hüten auch Sie sich, theure Angélique, mir untreu zu werden, denn ich bin noch

weit grauſamer als Othello; ich an dieſes Mohren Stelle hätte die Treuloſe nicht ermordet, ſondern viel härter beſtraft: ich hätte ſie ... vergeſſen. Sie, angebetete Freundin, haben von andern Frauen nichts zu fürchten, denn nicht jede Stadt beſitzt eine Colbrand. — — — — — — Wenn Barbaja ſich mit mir wieder auszuſöhnen wünſcht, ſo ſoll er an mich ſchreiben, oder, da dies von ihm zu viel verlangt wäre, durch Sie an mich ſchreiben laſſen, daß er mich um Verzeihung bittet; dann will ich, Ihnen zu Liebe, ihm die Ehre erweiſen, einen neuen Contract zu unterzeichnen. — — — — Francilla's Zuſtand dauert mich. Es iſt von der Kleinen mehr als albern, ſich Wünſche in den Kopf zu ſetzen, die niemals erfüllt werden können. Ich fühle Achtung, Theilnahme, Mitleid, Alles was ſie will, aber keine Spur von Liebe für ſie. Es iſt nicht meine Schuld, daß blonde Frauen niemals einen tiefen Eindruck auf mich machen. Wäre Francilla vielleicht brünett, brünett wie Sie, wer weiß, ob ſie mir dann nicht gefährlich hätte werden können. — — — — — Mit Doctor Scappi müſſen Sie, liebe Freundin, auf ziemlich vertrautem Fuße ſtehen, ſonſt könnte ich nicht

begreifen, wo er den Muth hernimmt, Ihnen einen so tiefen Blick in Francillens Seelenzustand zu gestatten. — — — — Mehr als diese junge Närrin beklage ich den treuherzigen Burschen, der ein besseres Loos verdient. Er liebt die Kleine mit dem stillen Wahnsinn der ersten keuschen Liebe und verdient Prügel, daß er sich darüber abhärmt. Er muß als Mann so viel Stolz besitzen, sich zu sagen: eine Frau, die Dich nicht liebt, ist nicht werth, daß Du sie liebst; er muß ein Herz fassen und diese fruchtlose Liebe mit Krone und Wurzel ausreißen, wie einen hohlen Zahn, denn was ist ein augenblicklicher, noch so heftiger Schmerz gegen jahrelanges Leiden? Das soll er bedenken und sich bessern! — — — — — — — —

Morgen früh, liebe Angélique, reise ich nach Mailand, um Mozart's „Titus" zu hören, einige alte Freunde zu besuchen und, wenn ich bei Laune bin, eine neue Oper für die Scala zu schreiben. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und den Rausch des Publikums nicht unbenutzt vorüberziehen lassen. Wir armen Componisten haben das traurige Schicksal, wie Westenzeuge rasch aus der Mode zu kommen. Ein Dichter schreibt für die

Ewigkeit, ein Componiſt höchſtens für ein Menſchenalter; die meiſten Opern ſind ſchon nach vierzig bis fünfzig Jahren verſchollen; es ſcheint, als ob jede neue Generation einen andern Muſikgeſchmack mit auf die Welt bringt. Ich wette, daß in vierzig Jahren Cimarosa's Opern — ich nehme höchſtens ſein „Matrimonio segreto“ aus — eben ſo gut in Vergeſſenheit gerathen, wie jene hundert Opern von Giuſeppe Mosca, die einſt Furore gemacht und um die jetzt kein Hahn kräht. Sic transit gloria mundi. Alles, theure Angélique, iſt eitel in der Welt; Ruhm iſt ein flüchtiger Schornſteinrauch, der von der kleinſten Regenwolke niedergedrückt wird. Das einzig Reelle im Leben iſt Geld, Geld und wiederum Geld, und darum, reizendes Weib, kann ich Sie nicht oft genug daran erinnern, wie klug es iſt, in den Tagen des Glücks an das Unglück, während des Sonnenſcheins an den Regen zu denken und ſich nach einem Schirm umzuſehen, damit man nicht naß wird. Geld, angebetete Freundin, iſt ein ſehr nützlicher Parapluie. Und darum verſäumen Sie nicht zu ſparen. Ich für meinen Theil conjugire jetzt den ganzen Tag: ich ſpare, du ſparſt, er ſpart, wir

ſparen, ihr ſparet, ſie ſparen. Dies, liebe Colbrand, iſt der Wegweiſer zum Reichthum, die Formel zum Geheimniß, frei und unabhängig, d. h. glücklich zu werden.

P. S. Sie fragen mich, was ich von der Liebe halte? Beglückte Liebe iſt ein ſchöner Zeitvertreib, unglückliche Liebe aber, wie ich ſchon oben bemerkt, ein hohler Zahn des Herzens, oder, noch richtiger geſagt, ein Hühnerauge der Seele. Hoffnungsloſe Liebe drückt mehr als der engſte Stiefel und ſchmerzt tiefer als der hohlſte Zahn. Dank dem Himmel, daß wir Beide ſo glücklich ſind, dieſen fatalen Schmerz nur dem Namen nach zu kennen. Meine Liebe iſt eine G-dur-Symphonie, gewidmet der ſchönſten aller Frauen, von

Ihrem

treueſten Verehrer

G. R.“

12.

Von Rom begab ſich Roſſini nach Mailand. Seine Ankunft in der Hauptſtadt des lombardiſch-

venetianiſchen Königreichs war ein Ereigniß, das die zahlloſe Legion männlicher und weiblicher Dilettanten in Aufruhr brachte. Damals graſſirte in Mailand ein neuer Cultus, für den ein geiſtreicher Franzoſe den Namen „Roſſinolatrie“ erfand. Die Frauen, die, wie faſt überall, auch in Italien die verzeihliche Schwäche beſitzen, ſich zu Jedem, welcher Aufſehen erregt, unwiderſtehlich hingezogen zu fühlen, trieben mit dem „Dio della musica“ wahrhaft heidniſchen Götzendienſt. Sie beteten in ihm einen neuen Meſſias und Adonis an, ſtreuten ihm Weihrauch und brachten ihm freiwillig die theuerſten Opfer. Der Schöpfer des „Othello“, berauſcht von der Schönheit der lombardiſchen Frauen, gekitzelt vom prickelnden Gaſe ihrer Huldigungen, ſtürzte ſich blindlings in ein Meer verliebter Abenteuer, knüpfte tagtäglich eine neue, höchſt anziehende, mehr oder minder koſtſpielige Bekanntſchaft mit Frauen aus allen Tonarten, Dur-Liebſchaften und Moll-Liaiſons an und verlebte hier „glücklich wie Gott in Frankreich“ vier ſchöne Monate, die ſo ſchnell wie die Seligkeit einer Brautnacht, wie die Täuſchung eines Sommernachtstraumes an ſeinem Daſein vor-

überhuſchten. Unſer Maeſtro führte hier ein reizendes Caſanova-Leben und ſchlug auf wahrhaft ſchöne, wahrhaft beneidenswerthe Art ſeine Zeit und ſein Geld todt.

Die Folge davon war, daß ſeine Börſe bald ein ſtarkes Leck bekam. Schon nach Verlauf von zwei Monaten hatte der gefeierte Abgott der Dilettanti, der Meſſias der Mailänder Damen, eine Unzahl kleiner Verbindlichkeiten, die man im bürgerlichen Leben Schulden nennt. Wir bitten unſere Leſer, unſerm liebenswürdigen Freunde deßhalb keinen Vorwurf zu machen. Roſſini war nun einmal ein Genie, und welch ein Genie hat niemals Schulden gehabt? Sheridan, einer der liebenswürdigſten Dichter Englands, ein Mann, der mehr Gläubiger, als ein Blatt der Times Buchſtaben gehabt, konnte ſich kein Genie ohne Schulden denken. Auch wir theilen dieſe Anſicht. Du lieber Gott, wer zählt all' die großen Geiſter, die im Schuldgefängniſſe geſtorben ſind? Wir könnten einen Folianten ſchreiben über geniale Künſtler, die bis über die Ohren in Schulden geſteckt. Wir erinnern an Sacchini, von dem wir unſern Leſern erzählt, daß er für jede neue Oper

zehntausend Livres erhalten hatte und trotzdem nie aus den Schulden herausgekommen war. Der berühmte Maler Raphael Mengs, der sich in kurzer Zeit über hundertachtzigtausend Thaler erworben, hatte bei seinem Tode so viel Schulden und so wenig Baarschaft hinterlassen, daß kaum die Kosten zu seiner Beerdigung gedeckt waren. Auch Walter Scott, der für jeden Bogen hundert Pfund Sterling Honorar erhalten hatte, war gegen sein Ende in große Schulden gerathen. — Wie unbedeutend aber ist die Sorge großer Schulden gegen die prikkelnde Qual einer kleinen Schuld? Nur ein Paar Beispiele! Abbé Casti, der schon früher erwähnte Verfasser mehrerer Operntexte, hatte das Unglück, einem römischen Limonadenverkäufer die ungeheure Summe von drei, wiederhole drei Giuli (etwas über acht Groschen) schuldig zu sein. Der grobe, hartherzige, unerbittliche Manichäer quälte den armen Poeten dergestalt, daß dieser alle Unbilden, welche er von seinem Gläubiger erdulden mußte, in einer Reihe von Sonetten besang, wovon er später zweihundert gesammelt und im Druck herausgab. Wir müssen annehmen, daß der Herr Abbé niemals

in die Lage gekommen sei, seinen Quälgeist zu befriedigen, denn selbst im zweihundertsten seiner Sonette ist mit keiner Sylbe erwähnt, daß der Dichter seine Schuld abgetragen hat. Endlich sollen sich die Musen seiner angenommen haben. Der Limonadier wurde gerührt ... vom Schlage und starb früher als der Abbé. — Gotthold Ephraim Lessing schrieb — wegen einer kleinen unbedeutenden Geldschuld gequält — eines seiner Meisterwerke „Emilia Galotti". Beweis, daß die Schulden auch ihr Gutes haben. Freilich hat mancher unserer neueren Dichter mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe und schreibt dessen ungeachtet keine „Emilia Galotti"; ob dies aber an dem Schuldner oder mehr an dem Gläubiger liegt, wollen wir nicht untersuchen und uns lieber zum Helden unserer Geschichte zurückwenden.

Rossini war unter vielen Andern auch einem Mailänder Delicatessenhändler, der die frischesten Austern, die besten Hummern, die feinsten Seefische und andere vortreffliche, aber sehr theuere Leckerbissen hatte, seit Jahren eine Rechnung von mehr als neunhundert Lire schuldig. Der Kaufmann, ein außerordentlicher Verehrer der Rossini'schen Musik, hatte

den Maeſtro nie darum gemahnt, weil er ſich geehrt und geſchmeichelt fühlte, den Mann, der den „Barbier von Sevilla“ geſchrieben, in die Liſte ſeiner Schuldner eintragen zu dürfen. Er ſchätzte ſich glücklich, wenn der Componiſt des „Othello“ Auſtern ſchmauſend, bald Den, bald Jenen freihaltend, ſich mit ihm von der Vortrefflichkeit ſeiner Waare unterhielt und beim Weggehen ihm die Schulter klopfte oder wohl gar die Hand drückte. Wer war dann ſtolzer als unſer Auſternhändler, der, ſchon ziemlich bejahrt, wie Roſinens Vormund Bartolo hieß und den unſer Maeſtro ſcherzweiſe „Doctor“ oder wegen ſeiner weißen Haare zur Abwechslung dann und wann auch „Meiſter Schneeweiß“ hieß. Er hatte dieſen Mann ſchon in Neapel gekannt, und ein Theil jener Schuld ſchrieb ſich aus früherer Zeit her, wo Bartolo noch auf dem Molo in Neapel etablirt geweſen war.

— Nur Dir zu Liebe, verſicherte ihm der „Schwan von Peſaro“, habe ich den Alten im „Barbier von Sevilla“ Bartolo genannt.

— Wär' ich, wie Jener, der Vormund einer ſo hübſchen Roſine, ich würde ſie mit dem größten

Vergnügen meinem hochverehrten Freunde, Almaviva-Rossini, abtreten.

— Behalte Deine Rosinen für Dich und überlasse mir lieber Deine Austern, sagte der Gourmand und bestellte vorläufig hundert Stück.

Austern waren Joachim's größte Leidenschaft und gleichsam Supplements-Musen, die ihn, wenn die Andere nicht aufgelegt war, zum Componiren begeisterten. Einst sagte er David:

— Die Auster gleicht dem himmlischen Manna, von dem die weisen Rabbinen erzählen, daß es die Eigenschaft besessen, dem Gaumen stets neu zu erscheinen und jeden Geschmack anzunehmen, nach dem man eben Gelüste hat. Ein Frühstück ohne Austern ist ein Mittagsmahl ohne Maccaroni, eine Nacht ohne Mondlicht. Diem perdidi, sage ich jeden Tag, der für mich ohne Austern und Maccaroni in den Strom der Zeit versinkt.

Der Gaumen war nun einmal der Götze, dem er Alles — ja sogar das Geld, das er über Alles liebte — aufzuopfern im Stande zu sein schien. Schon früher war er ein Mal auf dem Punkte, sein glänzendes Engagement in Neapel mit einem minder

vortheilhaften am Fenice-Theater in Venedig zu vertauſchen, blos aus dem einfachen Grunde, um an der Quelle der Arſenal-Auſtern zu leben, die, nach den Pfahl-Auſtern von Trieſt, bekanntlich die beſten von ganz Italien und beinahe die einzigen ſchönen Ueberreſte der alten Dogenherrlichkeit Venedigs ſind.

— — — — — — — — —

Zehn Tage nach jenem Frühſtück erhielt Roſſini eine gerichtliche Vorladung. Er erbrach den Wiſch, las und wurde wüthend.

— Iſt dieſer Bartolo verrückt? rief der Maeſtro. Noch geſtern gab mir dieſer heuchleriſche Schurke die Verſicherung ſeiner innigſten Freundſchaft und heute ſehe ich mich von ihm verklagt, verklagt wegen einer Lumperei von neunhundertachtundſiebzig Lire (die Summe war unterdeſſen ſo hoch angewachſen). Mich verklagen, mich, den Schöpfer des „Barbier von Sevilla", des „Othello" und des „Aſchenbrödel", mich, dem es nur ein Wort koſtet, um den Impreſario der Scala zu bewegen, meine Rechnung augenblicklich zu bezahlen! Aber nein, das thue ich nicht; mein Stolz erlaubt es nicht, dem Mann ein gutes Wort zu geben, und lieber will ich dem verdammten

Auſtern-Judas noch zehn Mal mehr als dem geldſtolzen Impreſario von Mailand die kleinſte Verbindlichkeit ſchuldig ſein. Was nun anfangen? Das Bezahlen macht mir keine Sorge, denn der Prozeß dauert allermindeſtens vier bis fünf Wochen und bis dahin wirft mir der liebe Gott einen Geldſack oder — was am Ende daſſelbe iſt — einen neuen Operntext zu. Wo aber bekomme ich unterdeſſen ſo himmliſche Auſtern, ſo göttliche Seefiſche her? Ich kann doch unmöglich zu dem Phariſäer, der mich kreuzigen will, hingehen und ihn um Nachſicht bitten, ich Joachim Roſſini, einziger Sohn der ſchönſten und beſten Mutter von ganz Italien! Lieber will ich acht Tage nichts Anderes als Brod und Waſſer ... nein, dafür möge der himmliſche Vater und die heilige Mutter Gottes mich gnädiglich bewahren, denn ohne Auſtern kann ich eben ſo wenig leben, als eine Biene ohne Blumen. Sie ſaugt Honig aus den Kelchen, ich ſauge Muſik aus den Schaalen. Am Ende wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als die Qual, mich wieder an die Arbeit zu machen und eine neue Oper in die Welt zu ſchleudern. Sogleich will ich ins Kaffeehaus. Vielleicht treffe ich dort einen

Textmacher. Ein Königreich für ein Libretto! rief Meiſter Joachim und rannte ins nächſte Kaffehaus.

Dort traf er einen ſeiner Bekannten, den Dichter Gherardini, der eben mit einem Freunde Billard ſpielte.

— Gut, daß ich Dich finde, ſagte er zum Dichter, den er haſtig bei Seite zog.

— Was giebts? Du biſt bleich und verſtört ... Was iſt vorgefallen?

— Denke Dir die Frechheit, Bartolo hat mich verklagt ...

— Roſinens Vormund? fragte Jener in ſcherzendem Tone.

— Nein, der verdammte „Meiſter Schneeweiß", dem ich für Auſtern, wovon Du fleißig mitgegeſſen haſt, lumpige neunhundertachtundſiebzig Lire ſchuldig bin. Jetzt heißt's Rath ſchaffen. Vor drei Wochen haſt Du mir einen Text verſprochen. Uebermorgen muß er fertig ſein ... komiſch oder tragiſch ... gut oder ſchlecht ... was kümmerts mich, wenn's nur ein Buch iſt, drei Akte hat und den ganzen Abend füllt. Das Feuer brennt mir auf den Nägeln ... ich fühle plötzlich ſo unendlich viel Melodieen in mir,

daß ich das ganze Weltall damit unter Muſik ſetzen könnte. Geh', geh', Freund, mach', daß Du nach Hauſe kommſt ... wir haben keine Minute Zeit zu verlieren!

— So haben die Leute doch Recht, wenn ſie ſagen, daß ſich ſelbſt der Teufel nicht in Deine Launen fügen kann. Monate lang liegſt Du auf der Bärenhaut und biſt um keinen Preis der Erde zu bewegen, an die Arbeit zu gehen ... dann iſt Dir der beſte Text nicht gut genug ... dann zauderſt und mäkelſt Du ... willſt bald dieſes, bald jenes geändert haben und ſchiebſt das Buch bei Seite und wirfſt Dich von Neuem dem dolce far niente in den Schoos. Plötzlich überfällt Dich dann eine Wuth, eine Art Heißhunger, die Dich zum Componiren antreiben, dann greifſt Du nach dem ſchlechteſten Text und ſchüttelſt die Noten aus dem Aermel ...

— Freund, beſter Freund, nur keine Moral und am allerwenigſten jetzt, wo ich weiter nichts als einen armſeligen Text brauche. Schaffe mir ſolch einen Text, ſonſt prügle, ſonſt erwürge ich Dich, ſowahr ich Joachim heiße und dem vermaledeiten Judas

neunhundertachtundſiebzig Lire nebſt Zinſen für ſeine nichtswürdigen Auſtern ſchuldig bin ...

— Gut, morgen Abend leſe ich Dir den Text...

— Schön; nun aber mach', daß Du nach Hauſe kommſt.

— Du wirſt doch erlauben, daß ich zuvor meine Taſſe Kaffee trinken und meine Partie ausſpielen kann?

— Nein, das werde ich nicht erlauben, erwiderte Roſſini, halb im Scherz, halb im Ernſt. Les affaires avant tout! Geh', theurer Oreſt! Dein Pylades will, damit Du ſiehſt, daß auch er Dir gern gefällig iſt, Deine Partie übernehmen und — wenn's ſein muß — auch Deinen Kaffee trinken.

— Letzteres kann ich ſelber thun, antwortete Gherardini und legte, hingeriſſen von der Ueberredungskunſt ſeines Freundes, den Queue in deſſen Hand, leerte eigenmündig ſeine Taſſe Kaffee, nahm raſch ſeinen Hut, ſagte zu Roſſini: bezahle für mich, und ging nach Hauſe.

— Wie ſteht die Partie? fragte der Maeſtro.

— Treize à trente-deux, rief der Marqueur.

— Wer hat trente-deux?

— Ich, antwortete der Baſſiſt Galli.

— Und wer iſt am Stoß?

— Du!

— Dann biſt Du verloren, lieber Freund, ſagte Roſſini und ... beendigte die Partie in Einem Stoße.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Gherardini, in ſeiner Wohnung angelangt, griff blindlings in eine große Papierdüte und holte aus der Tiefe derſelben, aus einer Maſſe franzöſiſcher Bühnenſtücke, die wie Kraut und Rüben durcheinander lagen, das erſte beſte Stück, das ihm in die Hand lief, hervor. Er wollte die Wahl des Stoffes dem Zufall überlaſſen. Er griff hinein und zog ein dreiaktiges Melodram, „la pie voleuse“, von Daubigny und Caignez, heraus.

— Auch nicht übel, ſagte der ſchnellfingerige Librettofabrikant und ging ſofort „ans Geſchäft“, wie all' dieſe Leute zu ſagen pflegen, die aus dem Dichten eine Profeſſion machen und mit ihrer feilen Muſe Schacher treiben.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter überreichte der Dichter dem Componiſten das Textbuch der umgearbeiteten „Gazza ladra“ [1]).

Und noch an demſelben Abende ging Roſſini guten Muthes an den ſchlechten Text. Vorher hatte er, um ſich zu begeiſtern, ein Paar Taſſen ſchwarzen Kaffee getrunken, den er ſich — wie das ſeine Gewohnheit war — faſt immer ſelbſt gekocht. Damals trank er den „ſchwarzen Likör“ gern ſehr ſtark, ſehr ſüß und ſo heiß als möglich. Er befolgte darin das Axiom des Herrn von Talleyrand, welcher behauptet hatte, der Kaffee müſſe ſchwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und ſüß wie die Liebe ſein.

Man irrt, wenn man glaubt, daß Roſſini der einzige Künſtler iſt, für den die Kaffeetaſſe die Hippokrene iſt, woraus er ſeine Begeiſterung zieht. Der große Schiller pflegte, um ſich anzufeuern, aus derſelben Quelle zu ſchöpfen. Auch Herr von Balzac iſt nur begeiſtert, wenn er ſechs bis acht Taſſen des ſtärkſten Kaffees geleert hat. Dann

---

1) Die Geſchichte, die dieſem Melodrame zum Grunde liegt, ſoll in Italien wirklich vorgefallen ſein.

ſchüttelt er die geiſtreichſten Gedanken mit derſelben Leichtigkeit, wie Roſſini — damals! — die ſchönſten Melodieen aus dem Aermel.

Schwarzer Kaffee iſt in der That die Locomotive des Geiſtes, und Joſeph Berchoux[1]) hat nicht Unrecht, wenn er vom Moccaſafte ſingt:

„On dit que du poète elle sert le génie;
Que plus d'un froid rimeur, quelquefois réchauffé,
A dû de meilleurs vers au parfum du café:
Il peut du philosophe égayer les systèmes,
Rendre aimables, badins, les géomètres mêmes.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Il déride le front de ce savant austère,
Amoureux de la langue et du pays d'Homère
Qui, fondant sur le grec sa gloire et ses succès,
Se dédommage ainsi d'être un sot en français.“

— — — — — — — — —

Am andern Morgen — es ſchlägt eben Zehn — finden wir den Maeſtro noch im Bette. Er hat ein

1) Verfaſſer des in ſeiner Art claſſiſchen Gedichts „la Gastronomie“, von dem in Frankreich ein halbes Dutzend Auflagen und unter dem Titel „die Tafelfreuden“ eine deutſche Ueberſetzung (Ulm 1839) erſchienen iſt.

Blatt Papier und einen Bleistift in der Hand und arbeitet an der „diebischen Elster".

— Ein erbärmlicher Text ruft er aus, wo aber in der Schnelligkeit einen bessern hernehmen? Ich bete nicht, wie jeder andere gottesfürchtige Christ: „Herr, gieb uns täglich unser Brod!" ich flehe: „Herr, gieb mir täglich einen guten Text"; das Brod findet sich dann von selbst. Der Himmel schütze aber den ärgsten meiner Feinde vor solchem Text! Mit diesem Libretto wäre es für Gherardini ein Kinderspiel gewesen, Adam und Eva aus dem Paradiese zu vertreiben. Das Ganze dreht sich um einen gestohlenen Löffel. Und solche Dummheit in Musik setzen! Heilige Mutter Gottes, schenke mir Geduld und ... Austern!

Die Austern erinnerten ihn an seinen Gläubiger.

— Der Sadducäer, der Philister, der Pharisäer, fluchte Rossini und componirte während des Fluchens das erste Lied des Podestà:

„Was gilt die Wette,
Die spröde Ninette
Ergiebt sich mir doch!"

Bei der spröden Ninette dachte er, zur Abwechs-

lung, an die ſchlaue Colbrand, die ihm bis dahin ſtets nur einen Finger, nie aber die ganze Hand gereicht hatte.

— Aber gerade das, geſtand er ſich, macht ſie pikant und reizend. Gleich nach meiner Ankunft in Neapel ſoll ich ihr wieder einen Trüffelſalat bereiten. Ah je comprends très-bien, ſo ein Trüffelſalat iſt manchmal nicht mit Gold aufzuwiegen!

Die Trüffeln mahnten ihn wieder an „Meiſter Schneeweiß“ und gleich fing er wieder zu fluchen an:

— Der Barbar, der Hottentott, der Vandale! Der Karaibe, der Oſtgothe, der Kannibale!

Und je mehr er fluchte, deſto ſchneller floſſen die Melodien aufs Papier.

— Das Mondkalb! Der Seehund! Das Krokodill! Nein, es iſt zum Wahnſinnigwerden! Nun ſoll ich gar einen Steckbrief componiren. Solche Dummheit iſt noch nicht dageweſen, rief er wüthend aus, warf das Textbuch in die Ecke und ſprang halb nackt aus dem Bette heraus.

Ein boshafter Teufel führte in demſelben Augenblick einen geiſtlichen Herrn, einen dicken Prälaten, einen alten langweiligen Schwätzer herbei.

— Jeſus, Maria und Joſeph! ſchrie der hochwürdige Herr und hielt ſich die Hände vors Geſicht.

— Monsignore, warum ſchreien Sie ſo? Haben Sie denn noch noch niemals ein Weſen in der Kleidung des Paradieſes geſehen? Betrachten Sie dieſes Bein, dieſe Wade, dieſen Fuß, dieſen Arm, dieſe Bruſt, geſtehen Sie ſich, daß Apoll vom Belvedere nicht beſſer gebaut ſein kann, als ich, und nehmen Sie das frohe Bewußtſein mit, daß Sie den ſchönſten Mann ſeiner Zeit, den neuen Antinous, im ſtrengſten Negligé geſehen, ſagte er und lief auf den Prälaten zu, um ihn zu umarmen.

Dieſer aber drückte feſt die Augen zu, ſchrie „Apage, Satanas“ und trat mit ängſtlicher Haſt ſeinen Rückzug an. Roſſini aber lachte wie ein Faun.

— Dank allen Heiligen des alten und neuen Kalenders, rief er, daß ich mir den langweiligen Schwätzer, der mich bekehren und fromm machen will, auf dieſe Weiſe ſo ſchnell vom Halſe geſchafft. Wenn er mich nun wieder beſucht, dann weiß ich, wie ichs anzufangen habe, ihn loszuwerden. Der elende Heuchler! So zurückzufahren vor einem jungen Gott im Hemde! Die Frauen haben — Scherz

bei Seite — gar nicht Unrecht, wenn ſie mich hübſcher als manchen Andern finden, ſagte er, ſprang auf einen Stuhl und beſah ſich im Spiegel. Man iſt in der That ein ganz paſſabel hübſcher Kerl, und wenn Canova geſcheidt wäre, ſo würde er uns erſuchen, ihm als Modell zu ſtehen zu einer Statue Apoll's oder irgend eines andern Heiligen der römiſchen Mythologie. Für heute genug! Jetzt an die Arbeit!

Unter Arbeit aber verſtand unſer luſtiger Freund bekanntlich das, was Andere Flaniren, Müſſiggehen oder geradezu Faullenzen nennen. Der „Apoll von Peſaro" ſprang von ſeinem Piedeſtal herab und warf ſich in ein weniger gefährliches Coſtüm. Dann ſchlenderte er auf die Promenade, von dort ins Kaffeehaus und von da zu jener ſeiner weiblichen Bekanntſchaften, deren Wohnung ihm gerade am nächſten lag.

— — — — — — — — —

So verſtrich ein Tag nach dem andern; aber nicht jeden Tag fühlte er Luſt und Laune zum Componiren; oft nahm er den Bleiſtift und kritzelte ſtatt lachender Melodieen grinſende Carricaturen aufs jungfräuliche Notenblatt, denn auch zum Malen be-

ſaß er ein ungewöhnliches Talent und hätte, wäre er nicht der Muſik treu geblieben, auch ein großer Maler, ein neuer Bamboccio, werden können. Einmal zeichnete er den maaßlos dicken Barbaja als Großmogul der Oper, umgeben vom Serail des Corps de Ballet, ihn mit einem Kürbis- und jede der leichtgeſchürzten Odalisken mit einem andern, höchſt charakteriſtiſchen Thierkopf, nicht ſelten ſo genial, wie ſie heutzutage der unübertreffliche Meiſter Grandville ſchaarenweiſe ins Leben ruft; ein ander Mal zeichnete er die alte Lady Eſther als eine türkiſche Ente mit Marabouts im Haar und einer langen Sammetſchleppe, getragen vom Baronet Habakuk und dem ſeelig todtgeborten Sir Barnabas, die — Beide ſprechend ähnlich — als krummbeinige Affen in ſchreienden Jockei-Livreen einherſtiefelten. Ja ſelbſt Signora Colbrand ſchonte er in ſeinem Uebermuthe nicht und malte ſie einmal als Gans, die ſich von einem Heere von Eſeln, unter denen Signor Barbaja nicht zu verkennen war, den Hof machen läßt; auch ſeinen Freund, den armen Marquis Tacconi, vergaß er nicht; einmal ſtellte er ihn als geſpenſtigen Hüter dieſer ſchlauen Gans, ein ander Mal als Vogel-

ſcheuche vor das Bett der Colbrand hin, deren ſchlaues Geſicht als Fuchskopf aus dem Schnee der Kopfkiſſen hervorguckte; am öfterſten aber und am liebſten beſchäfte ſich ſein barocker Pinſel mit dem Auſternhändler Bartolo, mit dem falſchen Judas Iſchariot, der ihn wegen erbärmlicher neunhundertachtundſiebzig Lire zu verklagen gewagt. Geſtern malte er ihn mit einem Krokodilrachen und heute mit einer Wildſchweinſchnauze.

— — — — — — — — —

Zehn ganze Tage waren ſeitdem verfloſſen. Der neue Bamboccio lag wieder in ſeinem Bette und ſetzte eben den verdammten Steckbrief in Muſik, als ſich an der Thür ſeines Schlafzimmers ein höchſt verdächtiges Klopfen vernehmen ließ. Gewohnt, bei offener Thür zu ſchlafen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als „Herein“ zu rufen. Das that er denn auch. Und bald darauf erſchien ein Huiſſier des Gerichts, begleitet von „Meiſter Schneeweiß“, dem bewußten Auſternhändler Bartolo.

— Wir haben die Ehre, dem berühmten Maeſtro unzählig berühmter Opern ganz unterthänigſt „guten Morgen“ zu wünſchen, ſprach der Bote der

hohen Obrigkeit mit mehr als zweideutiger Freundlichkeit.

— Was wünschen die geehrten Herren? fragte Roſſini.

— Eine winzigkleine, erbärmlich unbedeutende Forderung von neunhundertachtundſiebzig Lire nebſt Zinſen vom Tage der Klage für beiliegenden Herrn ganz unterthänigſt einzukaſſiren ...

— Ueberaus freundlicher Freund, es thut mir unendlich leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich zufällig gerade heute nicht bei Kaſſe bin.

— Bedaure unendlich, um ſo mehr, da mir die Weiſung geworden iſt, Sie höflichſt einzuladen, mich, falls Sie dieſe ungeheuer kleine Kleinigkeit nicht bezahlen können, nach dem Schuldgefängniß zu begleiten.

— Iſt das Euer Ernſt?

— Leider hat Ihr ganz unterthänigſter Diener keine Weiſung zum Spaßen erhalten. Erweiſen Sie mir die Ehre, uns zu folgen ...

— Bartolo? rief Joachim beſtürzt.

Der alte Auſternhändler zuckte die Achſeln.

— Doctor? wiederholte Roſſini.

Bartolo ſchlug beſchämt die Augen nieder.

— Menſch, Freund, Schneeweiß, iſt das wirklich Dein Ernſt??? Mich, den beſten Deiner Kunden, den treueſten Verehrer Deiner Auſtern, willſt Du einſperren laſſen, mich, den liebſten Deiner Freunde, der goldenen Freiheit berauben?

— Wären Sie geneigt, fragte Meiſter Schneeweiß, ein Paar Worte mit mir unter vier Augen zu ſprechen?

— Mit Vergnügen.

— Nun denn, ſo erſuche ich den Herrn Huiſſier, uns auf fünf Minuten allein zu laſſen.

Der Mann der Höflichkeit entfernte ſich.

— Sie fügen mir, begann der treue, ehrliche Bartolo, ein himmelſchreiendes Unrecht zu, wenn Sie mich der Gemeinheit fähig halten, Sie blos aus dem Grunde verklagt zu haben, um mein Geld zu erhalten. Wie ſehr, größter Mann unſerer Zeit, verkennen Sie mich! Ich war ſtolz, auf die Ehre, Sie zu meinen Schuldnern zu zählen und würde es nie, nie gewagt haben, Sie an die Bezahlung einer ſolchen Kleinigkeit zu erinnern, hätten Sie mich nicht ſchon ſo oft, ſchon ſo tief gekränkt ...

— Ich Dich gekränkt? Sprich, Bartolo, wodurch?

— Durch die Geringschätzung, mit der Sie, früher in Neapel und jetzt hier, die kleinen Ergüsse meiner poetischen Ader behandelt haben. Meine Austern, meine Hummern, meine Seefische hatten jederzeit das Glück, vor Ihren Augen Wohlgefallen zu finden; aber meine Verse, meine Verse, wollten Ihnen niemals behagen. Wohl fünfzig, wohl hundert Mal hatte ich, dort und hier, Sie gebeten, ein Lied, eine Strophe, wenn auch vier Verse nur, von mir in Musik zu setzen. Sie lasen meine Lieder, lächelten und vertrösteten mich von einem Tage zum andern. Man ist zwar nur Austernhändler, hat aber eben so gut seinen Ehrgeiz, wie jeder Andere. Das war es, was mich gekränkt, tief gekränkt hatte. Wäre Dein Freund Rossini, sagte ich zu mir, Dir nur halb so gut als Deiner Waare, so würde er Dir schon längst die Gefälligkeit erwiesen haben, einen Deiner liebsten, einen Deiner kühnsten Wünsche zu erfüllen. Signor, Freund, Gott, hier ist ein Lied, ein Lied von vier kurzen Versen nur; lassen Sie sich herab, diese Verse zu componiren und in eine Ihrer

neuen Opern einzulegen, dann betrachten Sie mein Guthaben als bezahlt und mich ſelbſt als Ihren ewigen Schuldner. Sie ſind ein leidenſchaftlicher Auſterneſſer. Schriftlich will ich mich verpflichten, Ihnen, ſo lange Sie in Mailand bleiben und ſo lang' es Auſtern giebt, täglich hundert Stück gratis zu liefern, wenn Sie ſo viel Freundſchaft für mich haben wollen, dies kleine Lied durch die Glorie Ihrer Muſik zu verherrlichen ...

— Närriſcher Kauz, gieb her Dein Lied!

— Sie wollen es leſen? fragte der Auſternhändler mit lichterloher Freude.

— Leſen und, wenn ich Dir damit einen Gefallen erweiſen kann, es auf der Stelle componiren.

— Sie machen mich zum Glücklichſten aller Sterblichen, zum beneidenswertheſten Manne von ganz Mailand, rief Bartolo, holte aus ſeiner Brieftaſche ſein Lied hervor und überreichte es ſeinem berühmten Freunde.

— Dort liegt ein leeres Notenblatt und da ein Bleiſtift. Gieb Beides her. In fünf Minuten ſoll Dein Wunſch erfüllt ſein.

— Darf ich kommen? fragte der anklopfende Gerichtsdiener.

— Noch nicht, noch nicht! ſchrie der entzückte Muſiknarr. Ich taumle vor Freude. Mit Auſtern und Schellfiſchen kommt man nicht auf die Nachwelt; aber ein Lied, das mein großer, unſterblicher Freund Joachim Roſſini in Muſik geſetzt hat, gehört der Ewigkeit an. Wenn die Engel, welche im Himmel die Poſaunen blaſen, Geſchmack haben, was könnten ſie dann wohl Schöneres blaſen und ſingen, als Nummern aus Roſſini'ſchen Opern, woran ſelbſt der liebe Gott ſeine Freude haben muß. Ich zittere, ich bebe vor Wonne! Der Schöpfer des „Barbier von Sevilla" componirt mein Lied! Hört es, Ihr Dichter, hört es, Ihr Götter, und beneidet mich!

— Fertig! rief der Dio della musica, ſprang aus dem Bette in den Schlafrock und ſetzte ſich ans Klavier. Nun ſollſt Du's hören und mir ſagen, ob es Dir gefällt. Spitze Deine Ohren, Doctor, ſagte Joachim und ſang ihm das improviſirte Lied:

„Rinette, Deine Treue
Iſt mir ein ſich'res Zeichen,
Daß in Gott Amor's Reichen
Ein Roſengarten blüht." —

Der Maeſtro wußte dieſe vier Zeilen ſo vielfach zu variiren, daß ſich die Melodie arienartig in die Länge dehnte. Der Auſternhändler zerſchmolz bei Anhörung ſeines Liedes vor Stolz und Freude: er weinte Thränen, melonendicke Thränen, lief wie ein Kind im Zimmer umher, drehte ſich zehn Mal auf dem Abſatz ſeines Stiefels herum und fiel dann dem Componiſten um den Hals.

— Es giebt auf Gottes ſchöner Erde nur einen Roſſini und dieſer Eine iſt ein Engel, ein Heiliger, ſchrie der Delicateſſenhändler und preßte ſeinen Santo Gioachimo wonneſtrahlend an ſein freudetrunkenes Herz.

— Nun aber, Freund, ſchicke den Würgengel fort.

— Sogleich, ſogleich, jauchzte Bartolo, rief den Huiſſier und ſagte zu ihm: Sie können ſich nun entfernen.

— Mit oder ohne? fragte der Höfliche.

— Ohne! Herr Roſſini hat ſoeben ſeine Schuld bezahlt ... Sie haben kein Recht mehr, ihn mitzunehmen. Hier ſind fünf Scudi für Ihre Bemühung und nun gehen Sie in Gottes Namen.

— Voll Ehrfurcht grüße ich Sie, großer Mann,

ſagte der Gerichtsdiener zu Roſſini, machte eine äußerſt tiefe Verbeugung und wollte gehen.

— Halt, rief der Maeſtro, nur eine Frage noch! Sind Sie, liebſter Mann, gegen Jedermann ſo überaus höflich?

— Bitte ganz gehorſamſt um Entſchuldigung. In der Regel ſind wir ſackgrob und machen nur dann und wann eine Ausnahme, um ...

— Malitiös zu ſein.

— Errathen, großer Mann! ſprach der Huiſſier und ging ſeine Wege.

— Hier Dein Lied, ſagte Roſſini zu Bartolo. In vierzehn Tagen hörſt Du's von Monelli in meiner neuen Oper. Dir und Deiner Geliebten zu Lieb' will ich meine Amine in Ninette umtaufen.

— Victoria, Victoria! ſchrie der ehrgeizige Auſternhändler und ſprang, wie ein Champagnerkork, faſt bis zur Decke hinan. Nun aber will ich Sie nicht länger ſtören, denn Ihre Zeit iſt koſtbar ...

— Koſtbar wie Deine Auſtern, ſagte der Maeſtro, ſeine Schulter klopfend. Täglich alſo ...

— Hundert Stück und noch mehr, wenn Sie wollen, erwiderte der Glückliche und tanzte zur Thür hinaus.

— — — — — — — — — —

Etwas Aehnliches erzählt man ſich von dem berühmten Sänger Carlo Broſchi, genannt Farinelli, und einem Schneider, dem er für ſeine Garderobe eine bedeutende Summe Geldes ſchuldig geweſen war. „Unſterblicher Orpheus, ſoll Meiſter Nadelheld geſagt haben, wollen Sie ſich herablaſſen, mir eine einzige Arie vorzuſingen, dann will ich Ihnen beweiſen, daß Sie die Töne Ihres göttlichen Geſanges an keinen Undankbaren vergeudet haben.“ Farinelli ſang und der Schneider quittirte die Rechnung.

Heut zu Tage giebt es weit mehr Sänger und Schneider als damals, aber von ähnlichen Zügen hört man leider nichts mehr. Liegt es daran, daß es unter den Schneidern keinen Mäcen, oder unter den Sängern keinen Farinelli giebt?

Wir, lieber Leſer, glauben das Letztere [1]).

1) Unter den Schneidern giebt's noch immer ſehr großmüthige Seelen. Ein Pariſer Kleiderkünſtler ſoll für die Ehre, für den Verfaſſer der „Mystères de Paris“ arbeiten zu dürfen, Herrn Eugene Sue noch niemals eine Rechnung zugeſchickt haben. Oder ſollte ſie erſt ſpäter nachkommen??? Auch dies iſt denkbar!

13.

Zwölf Tage ſpäter fand in der Scala bei gedrängt vollem Hauſe die erſte Vorſtellung der „Gazza ladra“ mit folgender Beſetzung ſtatt: Signora Belloc ſang die Rinetta, Demoiſelle Galiani den Pippo, der Baſſiſt Galli den alten, der Tenor Monelli den jungen Soldaten und Ambrogi den Podeſtà. — Gleich nach den erſten zwanzig Takten der pittoresken, aber etwas allzumilitäriſchen Ouverture, in welcher die Trommel eine höchſt betäubende Rolle ſpielt, war das Publikum dergeſtalt außer ſich, daß es beſtändig mitſang. Rinettens Cavatine „di piacer mi balza il cor“ — eine der reizendſten Schöpfungen der Roſſini'ſchen Muſe — wurde von Signora Belloc mit ſo hinreißendem Brio geſungen, daß die Zuſchauer im Parterre auf die Bänke ſprangen und — nicht zufrieden, dieſe Nummer zwei Mal gehört zu haben — noch ein Mal da capo ſchrieen. Im Chor, der die Rückkehr des jungen Soldaten Giannettino ankündigt, „bravo, bravo, ben tornato“, entfaltet ſich ein ſo unerſchöpflicher Reich-

thum ſchöner Melodieen, ein ſo ungeheurer Luxus genialer Gedanken, daß auch dieſer Nummer ſtürmiſcher Beifall zu Theil wurde. Nicht minder gefiel Giannettino's Arie, in der beſonders die Stelle „ma quel piacer che adesso“ von ſchöner Wirkung iſt. Der gleich darauffolgende Chor „tochiamo, beviamo“ iſt ein Peloton der luſtigſten Melodieen, ein Potpourri der heiterſten Rhythmen. Die Cavatine des Podeſtà „il mio piano è preparato“ darf eine der glänzendſten Nummern genannt werden, die wohl je ein Componiſt für eine Baßſtimme geſchrieben hat. Sehr originell erſcheint die Auffaſſung des Steckbriefs. Der Hauptmoment des erſten Aktes iſt das über alles Lob erhabene Terzett, das mit einem reizendſchönen Gebete „o nume benefico“ anfängt. Dieſem ſchließt ſich das Finale an, das mit dem peinlichen Verhöre Ninettens beginnt „In casa di Messere“. Dieſe Nummer — ein Moſaik anziehender Soli- und reizender Enſemble-Stücke, worunter ſich beſonders die herrliche Cantilene und der ſechsſtimmige variirte Satz „mi sento opprimere“ auszeichnet — iſt im Ganzen ſo feurig, ſo lebendig, daß nur wenige Opern Italiens ein ſo ſchön ineinandergreifendes Finale

aufzuweiſen haben. — Der zweite Akt beginnt mit einem Duett zwiſchen Ninetta und Giannettino, ein Stück, das Roſſini im geräuſchvollen Laden ſeines Verlegers Ricordi unter dem entſetzlichen Lärm von fünfzehn Notenſchreibern, von denen die Einen den Andern die abzuſchreibende Muſik laut vordictirten, im Verlauf einer halben Stunde erfunden und inſtrumentirt haben ſoll. Weit gelungener iſt die Arie des Amtmanns und der Chor, mit dem ſie ſchließt. Als Glanzpunkt und Hauptſtück des zweiten Aktes tritt das große Quintett hervor. Der Chor der Richter „tremate o popoli“ — eine Nummer, die, beiläufig erwähnt, etwas Aehnlichkeit mit einem Chore in Gluck's „Orpheus“ hat — macht einen tiefergreifenden Eindruck; nicht minder effectreich iſt Ninettens Ankunft und das Vorleſen des Todesurtheils. Der Volkschor, der die Verurtheilte zum Tode begleitet, hat etwas Marſchmäßiges, das, der tragiſchen Situation gegenüber, leider etwas allzuheiter erſcheint. Deſto charakteriſtiſcher und ganz an ihrem Platze iſt die herrliche Volksmelodie „Ecco cessato il vento“, womit das Ganze auf ſehr heitere Weiſe ſchließt. —

Trotz des glänzendsten Beifalls, der dieser Oper von Seiten des Publikums zu Theil geworden war, wurde sie von Seiten der Mailänder Kritik mehr als jede seiner frühern Opern herabgewürdigt. In der „Gazza“ — meinte ein Journal — sei der Maestro zum „ladro“ an sich selbst geworden; er habe seine Opern bestohlen, mehr glänzenden, als einfachen Gesang, statt der Melodieen eitles Variationengeklingel angebracht und sowohl Charaktere als Situationen falsch aufgefaßt. — Die ganze Oper — sagte ein anderes Blatt — sei eine Militärmusik, der weiter nichts als ein Paar Kanonen fehlen, um durch ihren „deutschen Lärm“ die Besatzung einer ganzen Festung zu betäuben. — Die „Gazza ladra“ — behauptete eine dritte Zeitschrift — scheint uns eine Sammlung reizender Walzer, una valsodia, aber keine tragische Oper; es ist unerhört, rief der Kritiker, mit welchem Leichtsinn der „ladro della musica“ die Situationen mit Füßen tritt, unverantwortlich, daß in dem Augenblick, wo Ninetta zum Richtplatz abgeführt werden soll, in der zwei Mal wiederholten Stelle „sino al pianto è negato al mio ciglio“ (Thränen sind dem Auge versagt) eine lustige

Melodie mit Walzerrhythmen erklingt. In keiner ſeiner frühern Opern hat ſich Roſſini gegen die dramatiſche Wahrheit in ſo hohem Grade verſündigt, als in der „Gazza“. Sie betäubt, aber reißt nicht hin u. ſ. w. u. ſ. w. [1]).

Das Publikum aber ließ, der Kritik zum Trotze, jeder neuen Vorſtellung dieſer Oper immer lautern, immer größern Beifall angedeihen. Drei Monate lang wurde die „diebiſche Elſter“ faſt allabendlich bei überfülltem Hauſe und vor einer bis zur Extaſe begeiſterten Zuhörerſchaft wiederholt und Maeſtro Roſſini von Alt und Jung auf Händen getragen und im ſtrengſten Sinne des Worts vergöttert. — Beweis, daß die Kritik, die ſich oft ſo einflußreich und

1) Auch in Deutſchland fand keine von Roſſini's Opern, trotz allen Beifalls der Menge, von Seiten der Kritik ſo viel theils gerechten, theils ungerechten und boshaften Tadel, als die „diebiſche Elſter“. Wir erinnern unſere Leſer an ein Epigramm in Geyer's „Bethlehemitiſchem Kindermord“:

. . . . . Roſſini, nie, nie, nie
Kommt wieder ſolch Genie! Di tanti palpiti
Hat ihn berühmt gemacht, wird ihn unſterblich machen.
Roſſini ringt, ob auch der Erde Pfoſten krachen,
Die „Elſter“ in der Hand, kühn mit dem Weltenſturz,
Und was den Lärm betrifft, da kommt er nicht zu kurz!

mächtig dünkt, manchmal ganz fruchtlos gegen den Geschmack des Publikums ankämpft.

Bei jeder Vorstellung wurde das vom Austernhändler Bartolo gedichtete und von Giannettino-Monelli reizendschön vorgetragene Lied: „Ninette, Deine Treue", mit einem Jubel aufgenommen, der fast nicht enden wollte. Meister Schneeweiß, berauscht von Rossini's himmlischer Musik und Monelli's göttlichem Tenor, versäumte keine Vorstellung, schwamm jedesmal im siebenten Himmel, beklatschte namentlich diese Nummer mit bewundernswürdiger Kraft und staunenerregender Ausdauer. Er ruhte nicht eher, bis diese Strophe jedesmal wiederholt wurde.

Daß Bartolo seinen Austern-Contract pünktlich erfüllte, versteht sich von selbst. Jeden Morgen bekam der Componist der „diebischen Elster" sein Deputat von hundert Austern und eine Flasche Sect.

— — — — — — — — —

Als diese Geschichte in Mailand ruchbar wurde, erhielt jene Nummer den Spottnamen „Austernlied", und als Rossini, acht Tage nach der ersten Aufführung seiner Oper den darin beschäftigten Sän-

gern ein großartiges Austernfrühstück gab, setzte sich Monelli ans Klavier, parodirte Bartolo's Lied und sang:

„Joachim, Deine Melodei
Ist mir ein sich'rer Beweis,
Daß ein gewisser „Schneeweiß"
Die besten Austern hat."

Meister Rossini wollte bersten vor Lachen. — In die Ebbe seiner Geldbörse war nun wieder frische Fluth eingekehrt. Der Impresario hatte ihm für die „diebische Elster" fünfhundert Dukaten und Ricordo für den Verlag der Partitur das Doppelte dieser Summe bezahlt. — — — — — —

In den letzten Tagen des Augusts bekam er einen Brief von Signora Colbrand, worin sie, im Auftrage Barbaja's, ihn einlud, so bald als möglich nach Neapel zurückzukehren und eine neue Anstellung bei San Carlo anzunehmen.

„Barbaja, schrieb sie, hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er das bewußte Carnevalsrencontre, das geraubte Medaillon u. s. w. Ihnen gern verzeihen und Sie von Neuem engagiren will, wenn Sie sich anheischig machen wollen, ihm noch für

dieſen Herbſt eine neue Oper zu liefern. Er bietet Ihnen dafür ein Honorar von zweihundert Napoleons. Das Sümmchen, ſollte ich meinen, wäre nicht zu verſchmähen. Sie werden ſich alſo gleich nach Empfang dieſer Zeilen zur Abreiſe anſchicken und ſo ſchnell als möglich bei uns eintreffen. Wie ſehr freue ich mich, Sie nach ſo langer Entfernung wiederzuſehen, und wie groß iſt das Verlangen, wieder einen Trüffelſalat zu koſten, der aus Ihrer Meiſterhand hervorgeht. — Ach, die Erinnerung an die letzten Trüffeln erfüllt mich mit einem Gefühle, für das ich keine Worte zu finden vermag; doch hoffe ich, daß Maeſtro das, was ich ſagen will und nicht darf, wohl verſtehen wird! —! —! Alſo eilen, eilen Sie! — — — — — — — — — — Die arme Francilla iſt nur ein Schatten noch von dem, was ſie früher geweſen war. In ſechs Monaten hat ſie mehr gealtert, als manche Andere in eben ſo viel Jahren. Das Uebel, an dem ſie leidet, zehrt ihre ganze Jugend und alle ihre Kräfte auf. Die noch vor wenigen Monaten ſo blühendſchöne Dirne iſt jetzt bleich und verwelkt. Ihre großen blauen Augen ſtarren mich ſo kalt und geiſtlos an, daß mir alles

Blut in den Adern erſtarrt, wenn ich an die Urſache ihrer Krankheit denke. Die arme Kleine geht einem ſchrecklichen Ende entgegen. — Scappi behauptet, das Uebel, an dem ſie leide, habe eine ſolche Höhe erreicht, daß ihr nicht mehr zu helfen ſei. Francilla iſt ſo gern allein, daß ſie Niemanden, ja mich ſelbſt, nicht um ſich duldet. Elleboro's Anblick, der in ihrer Seele Gewiſſensbiſſe erweckt, hat für ſie etwas Unerträgliches. So oft er ſich ihr nähern will, bedeckt ſie, wie Jemand, der vor Schaam in die Erde ſinken will, ihr leichenblaſſes Geſicht mit beiden Händen und ruft: „Weg, weg! Sieh' mich nicht an! Ich bin nicht werth, daß Du mich anſiehſt.“ Er ſchleicht dann fort und heult mir die Ohren voll. Der arme Teufel ſcheint noch immer keine Ahnung davon zu haben, daß ſein Lehrer der Grund ihrer ſchrecklichen Krankheit iſt. — — — — — — —

Mit heißer Sehnſucht erwartet Sie ſo bald als möglich

Ihre

treue Freundin Angélique.“

14.

Am 8. September kehrte Roſſini, mit neuem Lorbeer gekrönt, nach Neapel zurück. Er eilte zur Colbrand und traute ſeinen Augen nicht, als er Francilla, das vor der Krankheit frühlingfriſche Kind, jetzt in ein Skelett verwandelt ſah. Seine Rückkehr machte auf das beklagenswerthe Geſchöpf einen unbeſchreiblich traurigen Eindruck. Ihre von blauen Ringen umzogene Augen, aus deren Pupille ein unheimliches Feuer ſprühte, verſchlangen ſeine heißgeliebten Züge; auf ihrem leichenbleichen Geſichte malten ſich alle Seligkeiten des Himmels, gepaart mit allen Schreckniſſen der Hölle, ab. Schmerz und Wonne, Leidenszähren und Freudenthränen floſſen irr ineinander und verliehen ihrer Phyſiognomie den ſchrecklich-ſchönen Ausdruck eines tiefeingewurzelten Ophelia-Wahnſinns. Sie ſtürzte zu des Geliebten Füßen nieder, umklammerte ſeine Knie, küßte ſeine Hände, küßte ſeine Kleider, lachte und weinte, rang nach Worten und fand keine. Roſſini konnte ſich beim Anblick dieſes Jammers nicht der Thränen enthalten.

— Armes Kind! ſagte er und hauchte einen Kuß auf ihre bleiche Stirn.

Signora Colbrand aber ſchien während der Abweſenheit ihres Freundes ſich verjüngt und verſchönt zu haben. Ihre ganze Erſcheinung erinnerte an den üppig-ſchönen Herbſt, wie ihn Meiſter Grévedon in der Geſtalt einer reizgeſchmückten Winzerin allegoriſirt hat. Der Contraſt dieſer beiden Frauen, von denen Angélique das Bild des ungetrübten Glücks, Francilla das Bild hoffnungsloſer Liebe war, wäre eine eben ſo ſchöne als ſchwierige Aufgabe für das großartige Talent eines Greuze oder Delaroche geweſen.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Am andern Morgen — Roſſini war eben erſt aufgeſtanden — ſtürzte ein Diener der Colbrand in ſein Zimmer und überreichte ihm ein Billet. Der Inhalt lautete:

„In der größten Eile und in der tiefſten Beſtürzung melde ich Ihnen ein höchſt betrübendes Ereigniß. Francilla's Leiden haben ihr Ende erreicht. Vor einer Stunde hat ſie ſich in einem

unbewachten Augenblick mit einem Messer an beiden Händen die Pulsadern aufgeschnitten und schwimmt jetzt in ihrem Blute."

Rossini, der bis zu diesem Augenblick den wahren Schmerz nur dem Namen nach gekannt hatte, empfand jetzt die ganze Bedeutung dieses Gefühles. Eine Thräne tiefen Mitleids tropfte langsam auf den Brief, den er erstarrt in seinen Händen hielt.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Einen Augenblick später trat Torquato ein.

— Rossini in Thränen? fragte Rozzari.

Joachim reichte ihm den Brief.

— Heilige Mutter Gottes! rief der Aermste und hatte keine Worte mehr.

15.

Seit Francillens traurigem Ende waren zwei übervolle Jahre verflossen. Rozzari, der sich acht lange Monate dem Schmerze und der Verzweiflung hingegeben hatte, war nach und nach ruhiger geworden.

— Du beweinſt eine Todte, die Dich nicht geliebt hat, ſagte er zu ſich und verſuchte, ſeinen Gram zu betäuben.

Bald darauf machte er die Bekanntſchaft einer jungen Franzöſin. In ihren Armen vergaß der primo tenore ſeine erſte Liebe.

Roſſini aber, den alle Welt um ſeinen Leichtſinn beneidete, war ſeit dem Tode jenes Mädchens ein Anderer geworden. Die Erinnerung an jenes blutige Ereigniß hatte die ganze Heiterkeit ſeiner Seele vernichtet. Seit jener Zeit hatte ſich ſein Talent, das ſich bis dahin am liebſten in komiſcher Sphäre bewegt, der tragiſchen Gattung zugewendet. Im Verlaufe zweier Jahre (vom Herbſte 1817 bis zum Winter 1819) hatte er — der Schmerz iſt oft productiver als die Freude — nicht weniger als acht Opern ernſter Gattung componirt: „Armida“ [1]); „Adelaïde di Borgogna“ [2]); „Moïsè in Egitto“ [3]); „Ricciardo e

1) Der Stoff iſt der ſchönen Erzählung Taſſo's entlehnt.

2) Ein Text, den ſchon früher Generali componirt hat.

3) Das Libretto zu dieſem bibliſchen Drama iſt vom Abbé Andrea Leone Totola.

Zoraïde“ [1]); „Ermione“ [2]); „Odoardo e Cristina“ [3]); „La Donna del Lago“ [4]) und „Bianco e Falliero“ [5]).

Von dieſen acht Opern haben zwei in Italien wahrhaft Epoche gemacht: „Moſes“ [6]) und das „Fräulein vom See“ [7]).

Um unſere Leſer nicht zu ermüden, wollen wir beide Opern nur flüchtig ſkizziren. „Moſes“ hat

---

1) Das Buch hat Marquis Berio dem bekannten Gedichte „Ricciardetto“ nachgebildet. Nach der erſten Aufführung dieſer Oper erſchien in der Hofzeitung von Neapel von weiland Cimarosa ein elyſeiſches Sendſchreiben an Roſſini, worin unſer Maeſtro ermahnt wird, auf dieſer Bahn einfacher und natürlicher Muſik fortzuwandeln und nicht dem verdorbenen Geſchmack des Publikums zu fröhnen.

2) Der Text iſt eine Nachahmung der Racine'ſchen „Andromache“.

3) Die ganze Oper iſt ein Miſchmaſch von Melodieen aus „Ricciardo und Zoraide“.

4) Bearbeitet nach dem bekannten Romane Walter Scott's.

5) Der Text, von Felice Romani, iſt einem franzöſiſchen Drama Arnault's nachgebildet.

6) Benedetti ſang den Moſes, Nozzari den Sohn Pharao's und Signora Colbrand die Jüdin Elcia.

7) Elena = Colbrand, Malcolm = Peſaroni, Uberto = David und Rodrigo = Nozzari.

keine Ouverture. Die Oper wird durch drei Accorde eingeleitet; dann beginnt die Introduction, die ein Meisterwerk charakteristischen Ausdrucks, dramatischer Wahrheit ist. Der zweite Akt hat ein herrliches Duett zwischen Elcia und dem Sohne Pharao's. Im dritten Akte zeichnet sich vor Allem die großartig-schöne Preghiera „dal tuo stellato soglio" aus, eine wahrhaft klassische Nummer, die unser Freund in zehn Minuten componirt haben soll. „Nie, sagt Herr von Stendhal, habe ich einen größern Beifallsjubel als nach diesem Gebete gehört. Cottugno, einer der ersten Aerzte Neapels, erzählte mir, diese „Preghiera" habe, namentlich unter den jungen, leidenschaftlichen Musiknärrinnen, eine solche Verheerung angestiftet, daß sich, nach Anhörung dieses Gebetes, bei mehr als vierzig Frauen Anfälle von nervösen Gehirnkrankheiten und hysterischen Convulsionen gezeigt hatten. Die Deutschen — berichtet unser Franzose — erklären diese Oper für Rossini's Hauptwerk; nichts ist erklärlicher als dieses Lob, denn der italienische Meister hat ihre Sprache geredet: er ist gelehrt geworden und hat der Harmonie geopfert. Mir aber scheint diese Oper oft

etwas langweilig und wenig dramatisch zu sein.“ Ein Urtheil, das auch das unsrige ist. —

Die „Donna del Lago“, deren erste Aufführung am 4. October 1819 stattgefunden hatte, wurde das erste Mal nur lau, desto wärmer aber bei jeder neuen Wiederholung aufgenommen. Die Partitur, im Ganzen mehr episch als dramatisch, hat, wie Herr von Stendhal sehr treffend bemerkt, ein ossianisches Colorit und eine glühende Energie, die außerordentlich ergreifend ist. Wahrhaft meisterhaft sind: der Frauenchor, D'Inibaca donzella, das Duett zwischen Elena und Uberto „le mie barbare vicende“ und Malcolm's Cavatine. Am Schlusse des ersten Aktes ertönt ein Marsch, der, auf dem Theater von sechzehn Trompeten begleitet — in Neapel, in Wien, in Berlin und überall, wo diese Oper später zur Aufführung gekommen ist — Furore gemacht hat.

Am Abende der ersten Aufführung begegnete der Signora Colbrand das Unglück, zum ersten Male in ihrem Leben ausgepfiffen zu werden, weil sie die Variationen im Finale um einen Viertelton zu tief gesungen hatte. „Eine Menagerie brüllender Löwen, deren Käfig geöffnet wird, Aeolus, der alle

Orkane entfeſſelt, iſt (wie unſer franzöſiſcher Gewährsmann erzählt) noch ſanft und mild gegen das Pfeifen und Toben des neapolitaniſchen Publikums, wenn ſeine Ohren durch einen falſchen Ton beleidigt werden."

Die Wuth der ausgepfiffenen Primadonna überſtieg alle Grenzen. Die beleidigte Spanierin lief, gleich einer blutdürſtigen Hyäne, in ihrem Garderobe-Käfig auf und ab, zerriß ihr Schnupftuch, knirſchte die Zähne und wünſchte das Publikum zu allen Teufeln. Barbaja benutzte dieſe Gelegenheit, an der ſtolzen Sängerin, die ſich für unerſetzlich hielt, ſein Müthchen zu kühlen.

— Haſt Du gehört, Colbrand? Das einfältige Publikum hat es gewagt, Dich auszupfeifen.

— Das iſt Kabale, nichtswürdige Kabale!

— Das ſagt jede Sängerin, die das Unglück hat, dem Publikum zu mißfallen. Aber dieſes Fiasco war leider nur allzugerecht. Du haſt wie eine Anfängerin detonirt und oft um einen Viertelton zu tief geſungen ...

— Schweigen Sie, einfältiger Tropf! rief die „ſchwarze Nachtigall".

— Comment! schrie der Impresario, eine schmachvoll durchgefallene Sängerin wagt es, mich einen Tropf zu nennen? Höre, Colbrand, nimm Dich in Acht ... Deine Stimme ist im Erlöschen ... das Publikum mag Dich nicht mehr hören ... Du ziehst nicht mehr ... Die Pesaroni wird Dich bald überflügeln ... Pack' ein, pack' ein, sagte der Grobian und entfernte sich.

Die Colbrand sank auf die Kissen ihrer Ottomane und fing zu weinen an. Es waren die ersten aufrichtigen Thränen, welche Signora Angélique seit ihrem Engagement in Neapel vergoß.

— Tröste Dich, liebes Kind, sagte nach der Vorstellung Rossini zu seiner Freundin.

— Wie rächte ich mich an diesem undankbaren Publikum?

— Singe, wie Du früher gesungen hast ... das ist die beste Rache!

— Und dieser Flegel von Barbaja?

— Sei ruhig, Kind, er soll Dich nicht umsonst gekränkt haben.

Roſſini begleite die Colbrand nach ihrer Wohnung. Nie war ſie zärtlicher gegen ihn als an jenem verhängnißvollen Abende.

16.

Am andern Morgen, als der „Sultan von San Carlo“ den Mitgliedern ſeiner Bühne Audienz zu ertheilen geruhte, wurde zuerſt der Souffleur, ein buckeliger Truffaldino, der ſchlaue Diener zweier Herren, der gemeinſchaftliche Spürhund des Impreſario und der Primadonna, in Gnaden vorgelaſſen.

— Nun, „Hamſter“, fragte Barbaja, was giebt's Neues?

— Die ganze Stadt ſpricht vom Fiasco der Colbrand. Man hegt Verdacht, daß der geſtrige Scandal angezettelt war ...

— Von wem?

— Von Ihnen!

— Von mir? fragte der Sultan etwas betroffen.

— Barbaja, erzählte heute Morgen im Kaffeehauſe der elende Zeitungſchreiber, dem wir neulich

das Freibillet abgenommen haben, weil er beständig stichelt, daß Sie weder schreiben, noch lesen können, Barbaja, sagte das Großmaul, hat seine Maitresse auspfeifen lassen, weil ihr bald zu Ende gehender Contract ihm die Befürchtung einflößt, daß die übermüthige Person wieder größere Zulage und längern Urlaub verlangen wird, sagte der Zeitungsschreiber. Sie irren, Bester, sagte ein Zahnarzt, diesmal ist der alte, schlaue Fuchs — damit meinte er Sie — ganz unschuldig. Ich weiß aus sehr guter Quelle, daß die Colbrand auf Veranlassung eines jungen reichen Cavaliers, der ihr glänzende Anträge gemacht, welche das stolze Weib unkluger Weise zurückgewiesen hat, ausgepfiffen worden ist, sagte der Zahnarzt.

— Auf Veranlassung eines jungen reichen Cavaliers? Wurde sein Name genannt?

— Er heißt, wenn ich recht gehört habe, Taloni oder Tamboni ...

— Tacconi???

— Ja, ja, Tacconi, ganz recht, Tacconi. Sie kennen ihn?

— Ich habe den Schurken niemals gesehen, aber desto öfter von ihm gehört. Ist er denn wieder in Neapel?

— Muß doch wohl sein, denn wie hätte der Zahnarzt sich sonst damit brüsten können, daß er dem Grafen oder Marquis — wie er gesagt — gestern einen Zahn ausgezogen hat?

— Mich trifft der Schlag!

— Weil man dem Marquis einen Zahn ausgezogen?

— Nein, Esel, darum gewiß nicht. Mich trifft der Schlag, weil ich fühle, daß der elende Kerl ...

— Der Zahnarzt?

— Der Marquis — Rindvieh! — ein Nagel zu meinem Sarge ist. Höre, „Hamster", wenn in Deinem buckeligen Leichnam noch ein Funke von Pfiffigkeit glimmt, so lege Dich ...

— Wohin? fiel ihm der Souffleur ins Wort.

— Auf die Lauer und suche zu erfahren, wo er wohnt ...

— Sie meinen den Zahnarzt?

— Esel, ich meine den Marquis.

— Nichts leichter als das! Noch heute ſollen Sie erfahren, wo er wohnt.

— Nun geh' mit Gott, „Hamſter", und bringe mir bald gute Nachricht.

Dem Souffleur folgte ein junges Mädchen aus dem Balletcorps.

— Backfiſch, was willſt Du? fragte Barbaja.

— Ach, lieber Herr Director, mein kleiner Bruder hat den Keuchhuſten ...

— Was geht das D i ch an?

— Meine arme Mutter hat kein Geld ...

— Was geht das m i ch an?

— Helfen Sie uns Armen durch einen kleinen Vorſchuß ...

— Grünſchnäbeln, die ſo ſpröde ſind, wie Du, gebe ich niemals Vorſchuß.

— Nur fünf Scudi ...

— Nicht fünf Bajocchi, ſage ich Dir. Wenn Du aber hübſch artig und vernünftig ſein und nicht gleich um Hilfe ſchreien willſt, wenn ich einen kleinen Scherz mit Dir treibe, dann ſtehen Dir f ü n f z i g Scudi zu Dienſten. Verſtehſt Du mich? fragte der Sultan, ihr Kinn erfaſſend.

— Ich verſtehe, antwortete das arme Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen, machte einen Knix und ging.

— Dieſer eigenſinnige Backfiſch läßt ſeinen Bruder lieber am Keuchhuſten ſterben! Mit ſolchen Grundſätzen wird dieſer Grünſchnabel kein Glück bei der Bühne machen.

Gleich darauf erſchien der Tenor-Buffo, der ſelbſt im Winter geſtreifte Sommerhoſen trug.

— Was bringſt Du, „Zebra"?

— Heute Abend ſoll der „Barbier" ſein; ich ſoll den Baſilio ſingen; das geht aber nicht, denn ich bin, wie Sie bereits gehört haben werden, dergeſtalt heiſer, daß ich keinen Ton aus der Kehle bringe.

— Gut, dann ſinge nicht! Aber merke Dir, „Zebra", was ich Dir jetzt ſage: Wenn Du nächſtens zu mir kommſt und wieder Vorſchuß verlangſt, werde ich antworten: das geht nicht, denn ich bin ſo heiſer, daß ich keinen Grano aus dem Beutel bringe. Nun geh' und mache, was Du willſt.

— Aber finden Sie denn nicht, daß ich heute ungeheuer heiſer bin? ...

— Und dennoch weiß ich, daß Du ſingen kannſt ...

— Nun, wenn Sie glauben ...

— Mach', was Du willſt, wiederholte der Impreſario.

— Gut, dann werde ich ſingen, ſagte das „Zebra" und trat ſeinen Rückzug an.

Bald nachher kam der Decorationsmaler, den der Sultan wegen des langen Bartes den „Waldteufel" hieß.

— Ich komme, Ihnen zu melden, daß wir einen neuen Mond, vier neue Waſſerfälle und einen friſchen Wald brauchen.

— Teufel, habe ich nicht erſt vor drei Wochen einen neuen Mond machen laſſen?

— Der letzte iſt uns, wie Sie wiſſen, geſtohlen worden ...

— Dann male Dir einen Andern ...

— Und der neue Wald?

— Wird uns nicht fortlaufen. Vorläufig brauchen wir ihn nicht ...

— Aber die Waſſerfälle?

— Geh' zum Maſchiniſten und ſage ihm, daß er Dir einſtweilen zwei Stück liefern ſoll.

Später hüpfte eine junge Tänzerin hinein.

— Was führt denn Dich zu mir?

— Ich brauche drei neue Roben ...

— Zwei neue Kleider haſt Du erſt vor vier Wochen bekommen ...

— Sie ſind mir zu eng ...

— Wirſt Du denn ſo dick, mein Perlhühnchen? fragte der Impreſario. Ja wahrhaftig, Du wirſt alle Tage fetter. Sage dem Theaterſchneider, daß er Dir drei neue Roben machen ſoll. Morgen Abend werde ich Dich beſuchen, ſagte der Sultan.

Bald darauf erſchien der Abbé Totola.

— Ich habe Dich rufen laſſen, um Dir zu ſagen, daß ich zum Namenstage des Königs einen neuen Prolog brauche. Bis morgen früh muß er fertig ſein. Dort auf meinem Pulte liegt ein Libretto vom Duca di Ventignano. Nimm es mit nach Hauſe, lies es und erzähle mir morgen früh den Inhalt; ich hätte viel zu thun, wenn ich Alles, was mir eingeſchickt wird, ſelber leſen ſollte; dazu habe ich Dich, edles Moſchusthier! Wie heißt der Titel dieſes neuen Textbuchs?

Der Abbé nahm das Libretto und las:

— Maometto secondo.

— Das iſt ſo was für Roſſini. Morgen früh kannſt Du das Ding mir vorleſen.

Der Abbé machte eine tiefe Verbeugung und ging. Einen Augenblick ſpäter ſtürzte die Colbrand herein.

— Ich bin verloren! rief ſie außer ſich und warf ſich athemlos aufs Sopha.

— Was iſt denn ſchon wieder los? fragte der Sultan.

— Denke Dir meinen Schreck, ſagte ſie und ergriff ſeine Hand, die ſie auf ihr Herz legte. Fühlſt Du, wie heftig es ſchlägt? Ich bin mehr todt, als lebendig ...

— Und weßhalb?

— Vor einer Stunde läßt ſich Signor Ambrogi, ein Sänger aus Mailand, bei mir anmelden. Ich laſſe ihn eintreten und frage ihn, was mir die Ehre ſeines Verſuches verſchafft. Er ſtürzt zu meinen Füßen nieder und geſteht ...

— Na, was geſteht er?

— Daß er Tacconi iſt!

— Wie? Dieſer elende Jakobiner ...

— Iſt vorgeſtern Abend nach Neapel zurückgekehrt, um mündlich um meine Hand anzuhalten. Denke Dir meine Beſtürzung. Marquis, ſagte ich und zitterte an allen Gliedern, mein Herz gehört bereits einem Andern. — Wem? fragte er mit einer Frechheit, als ob er ein Recht beſäße, mich ſo anzufahren. — Einem Manne, dem ich Achtung und Freundſchaft ſchuldig bin, erwiderte ich und war thöricht genug, Deinen Namen zu nennen. — Tacconi gerieth nun dergeſtalt in Wuth, daß er Sitte und Anſtand vergaß und wie ein Wahnſinniger zu fluchen anfing. Er nannte Dich einen gemeinen Geizhals, einen erbärmlichen Wicht, einen elenden Denuncianten und beſchwor mich bei Allem, was mir lieb und heilig iſt, Dich zu verlaſſen und mit ihm heute Nacht nach England und von dort nach Amerika zu entfliehen. — Ich bin reich, Signora, geſtand er, reicher als jener unausſtehliche Filz, der das Juwel, das er beſitzt, nicht zu ſchätzen weiß. — Stehen Sie auf, ſagte ich, keine Macht der Erde kann mich bewegen, einen Mann, dem ich ſo vieles verdanke, treulos zu verlaſſen, ſchmählich zu verrathen. — Signora, flehte er, daß ein Stein ſich ſeiner erbarmt

hätte, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, deſſen einziger Troſt Sie ſind. — Fliehen Sie, Marquis, ſagte ich und raffte all' meinen Muth, all' meinen Stolz zuſammen, verlaſſen Sie mich; gehen Sie, fliehen Sie! — Noch heute, jetzt gleich, aber nur dann, wenn Sie mir folgen, ſtöhnte der arme unglückliche Mann. Sie, Signora, fuhr er fort, ſind der unwiderſtehliche Magnet, der mich mit zauberhafter Kraft zurück nach Neapel zieht. Zwei lange Jahre durchreiſte ich Frankreich, Spanien und Portugal, aber nirgends fand ich Ruh' und Raſt. An all' meinem Unglück iſt kein Anderer als Barbaja ſchuld; er iſt's, der mich verrathen hat; wie ein gehetztes Wild, verfolgt von Spähern und Sbirren, fliehe ich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; aber nirgends finde ich Ruhe, denn wo ich auch weile, immer treibt mich die Erinnerung an Sie nach Neapel, gerade dorthin zurück, wo mir die meiſte Gefahr droht. Signora, fuhr er fort, ich liebe Sie mit einer Gluth, die mich wahnſinnig macht, mit einer Kraft, die ſich ſtark genug fühlt, alle Hinderniſſe, welche ſich unſerer Vereinigung entgegenthürmen, muthig hinwegzuräumen und den

Gegenſtand meiner Liebe, und wäre er mit eiſernen Ketten am Himmel feſt geſchmiedet, von ſeinen Feſſeln loszureißen. Angélique, flehte der Wahnſinnige und wagte den Verſuch, mich an ſein Herz zu drücken, entſagen Sie einem Manne, der Ihrer unwürdig iſt, entſagen Sie der Kunſt, entſagen Sie der Bühne. — Nimmermehr! Nimmermehr! rief ich und ſtieß ihn entrüſtet zurück. — Signora, fragte er, können Sie die Schmach von geſtern geduldig ertragen, leichtſinnig vergeſſen? Wollen Sie ſich auch ferner der brutalen Laune einer leicht beſtochenen Menge Preis geben? — Marquis, antwortete ich, das Publikum wird nicht immer ſo hart und ungerecht als geſtern ſein. — Das Publikum, wiederholte er und lachte wie ein ganzes Heer von Teufeln, glauben auch Sie an dieſes Märchen? Es giebt kein Publikum. Ich, ich war es, Signora, welcher geſtern hundert bezahlte Leute ins Parterre und auf die Gallerie geſchickt, um die Künſtlerin, die ich verehre, um das Weib, das ich anbete, auspfeifen zu laſſen. — Elender, rief ich, empört über die Frechheit eines ſolchen Geſtändniſſes, hoffen Sie durch ein ſo ſchändliches Benehmen Ihrem Ziele näher zu kommen? — Signora, erwiderte er,

ich hoffte Ihnen dadurch den Muth zum Auftreten, die Luſt zum Singen zu verleiden. — Marquis, erwiderte ich mit allem Stolze, der mir zu Gebote ſteht, Signora Colbrand wird ſich durch Ihre Kabalen nicht entmuthigen laſſen. — Barbaja, fuhr er fort', der in Ihnen nicht das Weib, ſondern nur Italiens erſte Künſtlerin, San Carlo's höchſte Zierde liebt, wird, ſobald er ſieht, daß das Publikum Sie fallen läßt, daß Sie jeden Abend ausgepfiffen werden, mit Freuden die Gelegenheit erfaſſen, Sie zu entlaſſen. — Dann, ſagte ich, werde ich auf einer andern Bühne mein Glück verſuchen. — Signora, antwortete er, nirgends entgehen Sie dieſem Schickſale: wohin Sie ſich wenden, ich werde Ihnen folgen und Ihren Künſtlerſtolz ſo lange demüthigen, bis Sie, ſatt dieſer Umtriebe, der Bühne entſagen und ſich in meinen Schutz begeben, ſich in meine Arme werfen. — Entfernen Sie ſich, Elender, rief ich und zitterte vor Wuth. — Sie weiſen mir die Thür? Gut, ich gehe, ſagte er mit ſataniſcher Ruhe, doch ſollen Sie ſich bald überzeugen, daß Tacconi der Mann iſt, welcher Wort zu halten pflegt. — Er ging und ich, ich eilte ſofort hierher, um Dir

zu ſagen, daß ich feſt entſchloſſen bin, Neapel zu verlaſſen.

— Und warum?

— Weil ich keine Luſt verſpüre, mich allabendlich von dieſem wahnſinnigen Marquis auspfeifen zu laſſen.

— Colbrand, ſei kein Kind! Vergiß nicht, daß mir mehr Macht zu Gebote ſteht, als ihm. Wenn dieſer elende Intrigant hundert Leute in mein Theater ſchickt, um Dich auspfeifen zu laſſen, werde ich, ihm zum Trotze, dreihundert hineinſchicken, welche Dich mit Beifall überſchütten und die Pfeifer zum Schweigen bringen werden. Wir wollen doch ſehen, wer eher müde werden wird: ich oder er!

— Du willſt mich alſo ſchützen, willſt nicht zugeben, daß Angélique, die jener Elende blos darum verfolgt, weil ſie Dich um keinen Preis verlaſſen mag, als Opfer ſeines brutalen Wahnſinns mißhandelt werde?

— Ich will, um dieſen Schurken zu kränken, meine ganze Macht aufbieten, ſeine Clique zu entkräften. Jetzt, da ich weiß, daß er es iſt, der Dich auspfeifen läßt, will ich allabendlich, ſo oft Du

ſingſt, fünfhundert Freibillets vertheilen, die Dich als treue Garde ſchützen ſollen.

— Willſt Du das wirklich thun? fragte die Colbrand, ihn zärtlich umhalſend.

— Mein Wort darauf! Der Marquis ſoll ſchwarz werden vor Aerger, berſten vor Wuth und bald einſehen lernen, daß, ſo lange ich Dich beſchirme, ſeine Wuth ohnmächtig iſt.

— Wie lieb, wie gut biſt Du! ſagte ſie und legte ihren Kopf auf ſeine Schulter.

— Armer Narr, wie ſehr Du meinetwegen leiden mußt! Aber Deine Treue, Deine Dankbarkeit ſoll nicht unbelohnt bleiben. Schon morgen ſollſt Du einen neuen Beweis meiner Liebe, meines Dankes erhalten. — — — — — — —

Am andern Morgen ſchenkte der großmüthige Impreſario ſeiner ausgepfiffenen Geliebten eine Equipage mit zwei der ſchönſten Pferde, ein Geſchenk von mindeſtens zehntauſend Francs.

Abends, als die zweite Vorſtellung von Roſſini's „Donna del lago“ ſtattfand, ſtellte Barbaja fünfhundert Claqueure hinein. Ein großer Theil des Publikums verſuchte zwar Signora Colorand, die

ſich hauptſächtich dadurch verhaßt gemacht, weil ſie keine gute Sängerin neben ſich aufkommen ließ, wiederum auszupfeifen; die Garde des Sultans aber ließ zuerſt das Kleingewehrfeuer und dann das ſchwere Geſchütz ſpielen, und ſo kam es, daß achtundvierzigpfündige Beifallsbomben, in die Reihen der Oppoſition geſchleudert, der Primadonna einen glänzenden Triumph und ihren Gegnern, an deren Spitze der ſchändliche Tacconi ſtand, eine ſchmähliche Niederlage bereiteten. Elena-Colbrand wurde gerufen und mit Bouquets und Kränzen, mit Guirlanden und Gedichten überſchüttet.

— Nun, Schatz Gottes? fragte der Impreſario.

— Ich bin zufrieden, ſagte Signora Colbrand.

17.

Während dieſer Zeit war Theſeus-Millbury, welcher den Minotaurus-Littleblount im Vorkampf erſchlagen hatte, von Griechenland nach Neapel zurückgekehrt, um ſich von Neuem um Lady Monmouth's Hand, und — was ihm weit mehr am Herzen lag — um Lady Monmouth's Vermögen zu bewerben.

Während ihrer Abweſenheit von Italien hatte ſich die äußerſt koſtſpielige Gallerie ſeines Ich-Muſeums um ſiebenundachtzig neue Bilder vermehrt, ſo daß die ganze Sammlung auf neunhundertſechsundachtzig Nummern angewachſen war. In Athen hatte ein griechiſcher Maler den Sir Habakuk als Herkules in zwölf verſchiedenen Attitüden abgebildet; in Nauplia war unſer Gentleman in eben ſo vielen Situationen im Coſtüme der zwölf Apoſtel abconterfeit worden, und auf den joniſchen Inſeln hatte ein Pinſel den Andern in vierzig Genrebildern verewigt, worauf zu ſehen war, wie Sir Habakuk ſich raſirt, wie Sir Habakuk nieſt und andere alltägliche, unabweisbare Bedürfniſſe befriedigt. Es fehlten ihm nun nicht mehr als fünfzehn Bilder, dann war das Tauſend voll und die Wette gewonnen. Nimmt man an, daß Baronet Millbury für jedes dieſer tauſend Portraits durchſchnittlich fünfzig Pfund Sterling bezahlt hat, ſo erhält man ein Facit von fünfzigtauſend Pfund, die er ſeiner verrückten Idee geopfert, um eine Wette von vierzigtauſend Pfund zu gewinnen oder, richtiger geſagt, noch zehntauſend Pfund zu verlieren. Aber wie unbedeutend war dieſe

Summe für einen Mann, dem, selbst sehr reich, noch obendrein die Aussicht blieb, die steinreiche Lady Esther als seine Gattin heimzuführen.

Sir Barnabas, der eine Stunde vor seinem Tode sein Testament gemacht und Lady Esther als Universalerbin seines weltgeschichtlichen Zahn-Kabinets eingesetzt hatte, war so ganz und gar vergessen, daß seitdem weder Lady Monmouth noch ein Hahn um ihn gekräht hatte. (Esther hatte, gleich nachdem sie ihre Erbschaft angetreten, sich zwei noch ziemlich gesunde Zähne ausziehen und an deren Stelle auf der einen Seite Heloisen's, auf der andern Laura's Backzahn einsetzen lassen. —)

Der Baronet, dem nun kein Nebenbuhler mehr im Wege stand, hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, jetzt desto schneller zu seinem Ziele zu gelangen. Ueberdem hatte er während seines Aufenthalts in Griechenland und auf den jonischen Inseln auch in der Musik so stupende Fortschritte gemacht, daß ihm nun sämmtliche Noten bekannt waren. So ausgerüstet, begann er von Neuem seine Werbung. Lady Esther aber beharrte eigensinnig bei ihrem Vorsatze: ihn dann erst zu heirathen, wenn er sich die Kunst

der Compoſition wenigſtens in dem Grade angeeignet, daß er irgend ein kleines Geſangſtück — eine Arie, eine Romanze — oder irgend ein kleines Tanzſtück — ein Menuet oder eine Anglaiſe — componiren könne, ein Eigenſinn, der unſern Gentleman, welcher zur Tonkunſt nicht mehr Befähigung als ein Mondkalb zur Sternkunde beſaß — mehr und mehr in Verzweiflung brachte.

In dieſer Lage wandte er ſich an Roſſini, theilte ihm Lady Monmouth's wahnſinnige Bedingung mit, beſchwor ihn, ſich ſeiner anzunehmen und ihn auf irgend eine Weiſe möglichſt ſchnell in die Geheimniſſe der muſikaliſchen Setzkunſt einzuweihen. Unſer Maeſtro prüfte Sir Habakuk's Vorkenntniſſe und war, wie man ſich denken kann, nicht ſehr entzückt davon.

— Sie kennen, wie ich mich ſo eben überzeugt habe, kaum die Noten und wollen componiren ...

— Yes! ſagte der Baronet, griff in die Taſchen ſeiner gelben Nankinghoſen und klapperte mit ſeinem Gelde.

— Das iſt nicht ſo leicht als Sie glauben ...

— Yes!

— Doch iſt nichts unmöglich in der Welt ...

— Yes!

— Umſonſt aber iſt der Tod!

— Yes!

— Nun denn, was zahlen Sie mir, wenn ich Ihnen ein Mittel in die Hand gebe, das Sie in den Stand ſetzt, Milady's Bedingung zu erfüllen?

— Ich zahle Ihnen hundert Pfund.

— Das iſt zu wenig ...

— Alſo zweihundert ...

— Auch das reicht nicht.

— Goddam, glauben Sie, daß bei uns die Banknoten auf den Bäumen wachſen? Sind Sie mit dreihundert Pfund zufrieden?

— Die nehme ich an. Beſuchen Sie mich in vier Wochen. Bis dahin hoffe ich im Stande zu ſein, Ihnen das zu verſchaffen, was Sie brauchen.

— In vier Wochen? Warum nicht gleich?

— Das geht nicht. Ich muß für Sie etwas aus Paris verſchreiben ...

— Was verſchreiben?...

— Das ſollen Sie ſpäter erfahren.

— Sie machen mich neugierig ...

— Das thut mir leid, aber deſto größer wird dann Ihre Ueberraſchung ſein.

— Yes! ſagte der Sohn Albions und ging.

— — — — — — — — —

Vier Wochen nachher kam er wieder.

— Es thut mir leid, ſprach Roſſini, Ihnen ſagen zu müſſen, daß das, was ich für Sie erwarte, noch nicht angekommen iſt. Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder.

— Yes! ſagte Sir Habakuk und ging.

— — — — — — — — —

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ſtellte er ſich zum zweiten Male ein.

— Es iſt noch nicht angekommen, ſagte der Maeſtro.

— Goddam! Ich glaube gar, Sie machen mich zum Narren?

— Das habe ich durchaus nicht nothwendig. Aber was ich Ihnen verſprochen, das halte ich ....

— Und wann ſoll ich wiederkommen?

— Heute über acht Tage, dann erhalten Sie es ganz beſtimmt.

— Good, very good, sagte der Engländer und ging.

— — — — — — — — —

Acht Tage später kam er wieder.

— Ich will hoffen ... sagte er.

— Daß das Bewußte angelangt ist. Ihre Hoffnung hat Sie diesmal nicht getäuscht. Der Talisman liegt ...

— Wo, wo?

— Dort in meinem Pulte.

— Hier, rief Sir Habakuk und holte aus seinem Portefeuille drei Banknoten zu hundert Pfund hervor, ist das verlangte Honorar.

Rossini öffnete sein Pult, legte die Banknoten hinein und nahm einen Gegenstand heraus, der höchst geheimnißvoll in einer länglichen Pappschachtel eingebunden lag.

— Und hier der Schlüssel zu Lady Esther's Herzenspforte, sagte der Maestro und reichte ihm den Carton.

Millbury öffnete die Schachtel und fand darin etwas Längliches, das er nicht erkennen konnte, weil es höchst sorgfältig in Papier eingewickelt war. Er

löſte eine Papierhülle nach der andern und fand endlich den Kern.

— Ein Buch!

— Ein Buch, Baronet, das Ihnen eine genaue Anleitung ertheilt, wie Ihr Scharfſinn, mit Hilfe dreier Würfel, Alles, was Lady Monmouth wünſcht, im Nu componiren kann. Ich habe das Buch aus Paris verſchreiben müſſen, und erſt geſtern iſt es angekommen. Sie ſind nun in dem Beſitze eines Talisman, der Ihnen die Chauſſee zum Brautbette bahnt. Ich gratulire von ganzem Herzen.

Sir Habakuk fiel über das Buch, wie Doctor Fauſt über die Myſterien der Kabbala, wie ein Alchemiſt über den Stein der Weiſen her, und las den Titel:

„L'art de composer la musique sans en connaître les éléments,“

par Antonio Calegari.

Deuxième édition.

Paris 1803.

— Victoria, Victoria! rief der Glückliche, außer ſich vor Freude, nahm das Buch und ſtürzte fort.

— — — — — — — — —

Das Buch ſelbſt dürfte für manchen unſerer Leſer ſo viel Intereſſe haben, daß eine ausführliche Notiz darüber hier am rechten Platze ſein wird.

Antonio Calegari, der Verfaſſer dieſes Werkes (geboren zu Padua am 18. October 1758, geſtorben am 22. Juli 1822), war erſter Organiſt an der Antoniuskirche ſeiner Vaterſtadt. Sein Buch erſchien zuerſt in italieniſcher Sprache, unter dem Titel: „Giuoco pittagorico col quale potrà ognuno, anco senza sapere di musica, formare una serie quasi infinita de' piacevoli Ariette e Duettine, per tutti li caratteri, Rondi, Preghiere, Polacche, Cori, il tutto coll' accompagnamento del Pianoforte o Arpa o altri istrumenti.“ Venezia 1801. fol. Calegari ging nach Paris, überſetzte ſein Werk ins Franzöſiſche und widmete es der Gemahlin des erſten Conſuls, der Madame Joſephine Bonaparte, die, Freundin der Muſik, eine hochherzige Beſchützerin aller Künſte, von dieſer Idee dergeſtalt begeiſtert war, daß ſie dem Autor für die Widmung ein Geſchenk von zehntauſend Francs zu Theil werden ließ. Calegari hatte auf die Wahrheit, daß Muſik eine Sprache,

eine Sprache der Empfindungen ist, ein Sprachsystem gegründet, in welchem er sich die Noten als Buchstaben, die Takte als Sylben und die Rhythmen als ganze Worte gedacht und vierzehnhundert solcher Rhythmen oder Phrasen aufgestellt hatte, durch deren Zusammensetzung sich eine unzählige Menge verschiedenartiger Musikstücke, als: Arien, Romanzen, Rondeaux u. s. w. mit Pianoforte-, Harfen- oder jeder andern beliebigen Begleitung kinderleicht zusammenwürfeln läßt. Dieses artige Kunststückchen wurde in Frankreich, wie alles Neue, mit ungeheuerm Beifall aufgenommen, und Calegari als Erfinder desselben angestaunt. Alles wollte nun componiren; Jeder würfelte sich Lieder und Tänze. Zwei Auflagen der französischen Uebersetzung waren längst vergriffen, als ein französisches Journal endlich dahinterkam, daß diese Spielerei deutschen Ursprungs sei und jenseits des Rheins schon vor vierzig Jahren nicht mehr neu war [1]). Der eigentliche Erfinder dieses musikalischen Würfelspiels ist Johann Philipp Kirnber-

1) Siehe Gerber's „neues Tonkünstler-Lexikon," Band I. Seite 603.

ger[1]), welcher unter dem Titel: „Der allezeit fertige Menuetten- und Polonaiſen-Componiſt," das erſte Werk dieſer Art im Jahre 1757 in Berlin erſcheinen ließ. Auch von Joſeph Haydn[2]) und Wolfgang Mozart[3]) hat die muſikaliſche Literatur zwei Werkchen gleicher Gattung aufzuweiſen. Außer dieſen beſitzen wir noch ähnliche Spielereien von F. G. Hayn[4]), C. H. Fiedler[5]), J. C. Graf[6]),

---

1) Franzöſiſch u. d. T. l'art de composer des Menuets et des Polonaises, Berl. 1757.

2) Giuoco filarmonico o sia maniera facile per comporre un infinito numero di Menuetti, anche senza sapere il Contrapunto, s. l. 1793. Napol. 1812.

3) Anleitung, engliſche Contratänze mit Hilfe des Würfels zu componiren, Amſterd. bei Hummel. (Franzöſiſch u. d. T. Méthode pour composer des Contredanses avec un dé, Bonn, bei Simrock.)

4) Anleitung, mit Würfeln Anglaiſen zu componiren, Dresd. 1798.

5) Muſikaliſches Würfelſpiel oder der unerſchöpfliche Ecoſſaiſen-Componiſt, Hamb. 1801.

6) Muſikſpiel oder Tabelle, unzählige Märſche für Pianoforte oder andere Inſtrumente mittelſt Würfel zu erfinden, Mainz, bei Schott.

L. Fiſcher[1]), G. Catrufo[2]) und eine Ueberſetzung von Calegari's Werke[3]).

Was der närriſche Geiſt des Menſchen nicht noch Alles erfinden wird! Mit Hilfe einiger Würfel kann ſelbſt der größte Schwachkopf nicht blos Lieder und Tänze, ſondern auch — was Manchem noch weit lieber ſein wird — eine Unzahl geiſtreicher Luſtſpiele zuſammenwürfeln[4]).

---

1) Muſikaliſches Würfelſpiel, oder Kunſt, durch Würfel Kindern (— und auch Großen! —) leicht und auf angenehme Weiſe die Noten im Violin- und Baß-Schlüſſel zu lehren, Weimar, bei Wentzel.

2) Barème musical, ou l'art de composer la musique sans en connaître les principes, Par. 1811.

3) Wie die Würfel fallen! Ein Scherz der Tonkunſt, um mit drei Würfeln leicht Walzer zu ſetzen. Opus 15. Braunſchweig bei Spehr.

4) Neunhundertneunundneunzig und noch etliche Almanach-Luſtſpiele durch den Würfel, oder Almanach dramatiſcher Spiele für die Jahre 1826—1901. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle ſtehenden, gehenden und verwehenden Bühnen von Simplicius, der freien Künſte Magiſter, Zwickau 1826. 16. (Der Verfaſſer dieſer ziemlich geiſtreichen Perſiflage iſt Dr. Georg Niklas Bärmann in Hamburg.) Einem Gerüchte zu Folge will der „Chevalier de Küſtner", General-Intendant der königlichen Schauſpiele, dieſe neunhundertneun-

Es wundert uns, daß noch keiner von den dreißig Millionen gelehrter Narren oder närrischer Gelehrten der neunundbreißig Bundesstaaten des einigen Deutschlands auf den höchst zeitgemäßen Einfall gerathen ist, eine „Anleitung, wie historische Romane, politische Lieder, vielversprechende Thron- und nichtssagende Kammer-Reden, fulminante Toaste bei demagogischen Zweckessen, pietistische Predigten, katholische Gebet- und reformirte Koch-Bücher, geistreiche Theaterkritiken und Correspondenzartikel, prosaische Liebesbriefe und hochpoetische Geheimnisse à la Eugène Sue mit Hilfe der Würfel zusammengesetzt werden können," ans Licht treten zu lassen. Was aber nicht ist, kann ja noch werden, und vielleicht sind wir so glücklich, den Anstoß gegeben zu haben, daß schon im nächsten Jahre ein literarischer Messias erscheint, der all' diesen „längstgefühlten Bedürfnissen" mit einem Male abhilft, denn der Deutsche kann ja Alles, Alles! Sogar schweigen, wo er reden soll!

---

undneunzig Lustspiele nach und nach alle aufführen lassen, um — Honorare und Tantièmen zu ersparen. Nichts geht über eine weise Oekonomie!

18.

Barbaja's Spürhund, der buckelige Souffleur, welcher ſeinem Gebieter verſprochen, den Schlupfwinkel des verruchten Marquis Tacconi auszuwittern, hatte ſich, wie er dem Impreſario tagtäglich verſichert, alle erdenkliche Mühe gegeben, ſein Verſprechen wahr zu machen, war aber trotz aller Anſtrengung bisher noch nicht im Stande geweſen, die Spur dieſes „Ueberall und Nirgends" zu ermitteln. Schon zwanzig Mal hatte er geglaubt, auf der Fährte dieſes Wildes zu ſein, aber zwanzig Mal hatte er ſeine Hoffnung getäuſcht geſehen.

Eines Morgens ſtürzte Signor „Hamſter" athemlos ins Audienzzimmer ſeines Gebieters und rief:

— Er iſt gefunden, er iſt gefunden!

— Der Marquis?

— Nein!

— Kameel, wer denn?

— Der Mann, den wir ſuchen. Er iſt aber nicht Marquis, ſondern blos Ritter; auch heißt er nicht Tacconi, ſondern Giacomini; auch iſt er nicht

aus Genua, ſondern aus Nizza; ferner iſt er nicht politiſcher Flüchtling, ſondern Hauptmann einer durch ganz Calabrien und Sicilien verzweigten Räuber-Bande ...

— Was, Räuberhauptmann?

— Und Eleve des ehemals ſo gefürchteten Michael Pozza, genannt Fra Diavolo, ein Proteus, der in hundert Geſtalten, heut' unter dieſem, morgen unter jenem Namen auftritt und noch weit gefährlicher als ſein berüchtigter Vorgänger iſt. Seit acht Wochen wohnt er, wie ich durch einen meiner Bekannten, der ihn jeden Morgen friſiren muß, in Erfahrung gebracht habe, in der Strada di Forcella Nummer 3, unter der Maske eines Engländers, unter dem Namen eines Baronet Millbury ...

— Millbury? Dieſer Name kommt mir bekannt vor ...

— Vor zwei Jahren lebte hier ein Engländer, der denſelben Namen geführt und ...

— Wenn ich nicht irre, einen ſeiner Landsleute ins Jenſeits hinübergebort ...

— Und aus Furcht vor dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit die Flucht ergriffen hatte und nach

den joniſchen Inſeln entflohen war. Der freche Räuber ſoll den Namen jenes ehrenwerthen Gentleman nur deßhalb angenommen haben, um ſich unter dieſer Maske Zutritt in die feinſten Zirkel der Hauptſtadt zu verſchaffen. Der neue Fra Diavolo, der nicht weniger als ſechs Sprachen ſpricht, ſoll namentlich das Engliſche mit ſolcher Geläufigkeit ſprechen, daß ſelbſt Engländer ihn für einen Sohn Albions halten. Der Cavaliere iſt, wie ſein ehemaliger Meiſter Michael Pozza, ein außerordentlicher Freund des ſchönen Geſchlechts, macht allen Frauen den Hof, iſt äußerſt generös und ſoll — ich bitte und beſchwöre Sie, das, was ich Ihnen jetzt anvertrauen werde, keinem Dritten zu verrathen — geſtern Abend ...

— Was denn? Was denn?

— Unſerer gefeierten Primadonna ...

— Weiter, weiter!

— Der von aller Welt unſinnig angebeteten Signora Angélique Colbrand ...

— Nun, wird's bald?

— Einen Schmuck von dreihundert Pfund Sterling zu Füßen gelegt haben.

— Gut, ſehr gut, daß ich das weiß. Sogleich

will ich hin zu ihr. Wie wird sie staunen, wenn sie erfährt, daß das, was sie mir vielleicht verschweigen will, für mich kein Geheimniß ist. Du hast Deine Sache gut gemacht, Hamster, ich bin mit Dir zufrieden. Nimm vorläufig meinen Dank und dieses kleine Geschenk, sagte der Sultan und drückte seinem schlauen Spione ein Paar Goldstücke in die stets offene Hand. Nun aber nimm Deine Beine auf den Buckel und verschwinde.

Der Spürhund entfernte sich. Zehn Minuten später fuhr Barbaja zur Colbrand.

— Du kommst wie gerufen. So eben wollte ich nach Deiner Wohnung, um Dir mitzutheilen, daß ich gestern Abend von dem unverschämt zudringlichen Marquis Tacconi diesen Brief erhalten habe, sprach die Primadonna und holte aus ihrem Busen ein süßduftendes Billet hervor. Lies, lies!

— Colbrand, Du weißt, daß die Schwäche meiner Augen ...

— Ich verstehe! Nun denn, so höre, was er mir schreibt:

„Noch ein Mal, angebetetes Weib, wage ich den liebsten und schönsten Wunsch meines Lebens

an Ihr gefühlvolles Herz zu legen und Sie bei Allem, was Ihnen lieb und heilig ist, zu beschwören, meinem heißen Flehen Gewährung zu schenken und mit mir nach England zu entfliehen. Vergeben Sie, Signora, daß ich, von heißer Liebe verleitet, mich gegen Ihr Talent versündigt und zwei Monate lang den Nimbus Ihres Künstlerrufes zu schmälern versucht hatte. Vergebens haben meine Leute gegen den Beifall des Publikums angekämpft; Ihr großartiges Talent hat gesiegt. Ich bereue, was ich gethan, und bitte Sie, beiliegenden Schmuck als ein schwaches Zeichen meiner Reue anzunehmen. Morgen Abend werde ich Ihnen meine Aufwartung machen. Sie werden dann nicht mehr so grausam sein, mir, wie das erste Mal, die Thür zu weisen. Wir werden näher mit einander bekannt werden, ich werde meine ganze Macht, meinen ganzen Reichthum aufbieten, um Ihre Achtung, Ihr Vertrauen zu gewinnen; Sie werden dann den Tag unserer Flucht festsetzen und an meiner Seite einer schönen, glücklichen Zukunft entgegeneilen.

Marquis Tacconi."

— Wo iſt der Schmuck? fragte Barbaja.

— Hier, ſagte die Maitreſſe und reichte ihm ein Etui von rothem Sammet.

— Dieſer Schmuck, Colbrand, iſt geſtohlen ...

— Geſtohlen? Wem? Wem?

— Das mag Gott wiſſen, ich aber weiß, daß dieſer Elende, der Dich mit ſeiner Liebe verfolgt, dieſer Schurke, der ſich Marquis Tacconi nennt, ein Spitzbube, ein Mordbrenner, ein Räuber iſt.

— Ein Räuber? wiederholte die Colbrand und zitterte wie Gelée an allen Gliedern.

— Und nicht blos ein gemeiner Räuber, ſondern gar der Hauptmann einer ganzen Bande, ein neuer Fra Diavolo, deſſen Spur nun entdeckt iſt und der noch heute eingefangen werden wird.

— Dank, tauſend Dank, denn dann habe ich von dem Wahnſinne ſeiner Liebe nichts mehr zu fürchten.

— Gieb mir den Schmuck!

— Wozu?

— Ich werde ihn als Corpus delicti der Polizei übergeben.

— Dagegen, lieber Freund, muß ich proteſtiren.

Selbſt dann, wenn der Marquis, was ich noch ſehr bezweifle, wirklich ein Räuber iſt, werde ich die Perlen, die er mir als Zeichen ſeiner Reue, als Symbol ſeiner Thränen, zu Füßen gelegt hat, nicht zurückweiſen; den Schmuck behalte ich.

— Du liebſt Juwelen und nimmſt ſie, wüßteſt Du auch, daß der Spitzbube ſie einem Marienbilde geſtohlen hat.

— Die Mutter Gottes bedarf keines Schmuckes; aber wir profane Menſchenkinder, die wir keinen Gott auf unſerm Arme tragen, können der Perlen und Steine nie genug haben.

— Das weiß ich leider am beſten, ſeufzte der Impreſario und verließ ſie.

Von hier verfügte er ſich zum Polizei-Miniſter.

19.

Baronet Habakuk, der Tag und Nacht mit Hilfe des bewußten Buches und dreier Würfel eine Unzahl kleiner Lieder und Tänze componirte, um ſie dem Gegenſtande ſeiner ſpeculativen Anbetung, der alten

Muſiknärrin, als einen Akt ſeiner ausdauernden Huldigung zu widmen, würfelte ſo eben den zwölften Walzer zuſammen, als er, zu ſeinem größten Erſtaunen, drei Leute höchſt verdächtigen Schlages in ſein Zimmer eintreten ſah.

— Wer ſind Sie? fragte der Baronet.

— Wer wir ſind, erwiderte der Eine, werden Sie früh genug erfahren; zuvor aber wünſchen wir zu wiſſen, wer Sie ſind?

— Ich bin Gentleman, wie Sie ſehen.

— Ha, ha, das kann Jeder ſagen! Ihr Name, Gentleman?

— Ich bin der Baronet Habakuk Millbury, jüngſter Sohn des verſtorbenen Lord Jonathan Devereur, und ehemaliges Parlaments-Mitglied der Grafſchaft Nottingham.

— Auch das kann Jeder ſagen, wir aber, Abgeordnete der geheimen Polizei, ſind nicht ſo dumm, Ihnen das, was Sie uns eben aufbinden wollen, zu glauben. Neapels geheime Polizei, deren Argusaugen noch keiner von allen Spitzbuben entgangen iſt, hat Ihre Maske, Gentleman, längſt durchſchaut. Sie heißen Giacomini ...

— Giacomini? fragte Sir Habakuk außerordentlich verwundert.

— Ihre Verwunderung iſt blos eine Finte. Neapels geheime Polizei, die alle Finten kennt, kennt natürlich auch dieſe. Sie heißen alſo — gleichviel, ob Sie ſich darüber wundern oder nicht — Giacomini und ſind, woher?

— Aus London.

— Auch das iſt eine Finte. Sie ſind eben ſo wenig aus London, als wir, Abgeordnete der geheimen Polizei Neapels, aus Conſtantinopel ſind. Sie heißen alſo Giacomini und ſind — gleichviel, ob Sie das überraſcht oder nicht — nicht aus Genua, ſondern aus Nizza.

— Aus Nizza? wiederholte der Gentleman, beiſpiellos erſtaunt.

— Ja, ja, aus Nizza. Sie ſehen, daß Neapels geheimer Polizei nicht das Kleinſte verborgen bleibt: ihr Falkenblick, ihr Scharfſinn durchſchaut alle Geheimniſſe, wären ſie auch noch ſo ſchlau verhüllt. Sie heißen alſo Giacomini und ſind — gleichviel, ob Sie es läugnen oder nicht — Hauptmann einer

durch ganz Calabrien und Sicilien verzweigten Räuber- und Mordbrenner-Bande.

— Ich, jüngſter Sohn des verſtorbenen Lord Jonathan Devereur, ich, ehemaliges Parlaments-Mitglied der Grafſchaft Nottingham, ich, Baronet Habakuk Millbury, Hauptmann einer Räuberbande? Goddam!

— Goddamen Sie ſo viel Sie wollen, Sie bleiben, was Sie ſind: Eleve des ehemals ſo gefürchteten Michael Pozza, genannt Fra Diavolo, und nebenbei auch Mordbrenner. Am 17. Februar des Jahres 1816 haben Sie das San Carlo-Theater angezündet.

— Goddam! ſchrie der Baronet, deſſen Zorn ſchon längſt die Ufer ſeines Gleichmuths überſchritten hatte.

— Goddam hin, Goddam her, das Alles nützt Ihnen nichts. Neapels geheime Polizei weiß, wie Ihnen nach und nach klar werden muß, Alles, ſage Alles. So weiß ſie ſehr gut, daß Sie auch Kirchenräuber ſind und dem heiligen Marienbilde zu Loretto einen koſtbaren Schmuck entwendet haben.

— Einen Schmuck? wiederholte der Gentleman, der vor Wuth zu ſchäumen anfing.

— Einen Schmuck; den Sie geſtern Abend als ein ſchwaches Zeichen Ihrer Reue einer andern Heiligen, der Geliebten des weltberühmten und bei Neapels geheimer Polizei ſehr gut angeſchriebenen Signor Barbaja, zu Füßen gelegt haben.

— Goddam! Goddam! Goddam!

— Sie ſehen, Signor Giacomini, daß Neapels geheimer Polizei nichts, gar nichts unbekannt iſt. Läugnen wäre hier alſo ganz fruchtlos. Aber mit Erſtaunen ſehen wir, Abgeordnete der geheimen Polizei Neapels, daß Sie nebenbei auch falſcher Spieler ſind, ſagte der Agent, indem er jeden der drei Würfel von allen Seiten zu betrachten geruhte. Dieſe Würfel ſind falſch ...

— Das geht Sie nichts an. Ich kann mit mir ſelber würfeln, womit ich will ...

— Das wird ſich ſpäter finden; vorläufig haben Sie weiter nichts zu thun, als mir zu folgen.

— Wohin?

— Aeußerſt überflüſſige Frage! Ins Gefängniß! Ins Gefängniß!

— Nun aber reißt mir die Geduld! Abgeordneter der geheimen Polizei Neapels, verſchwinden Sie oder machen Sie ſich darauf gefaßt, von mir erwürgt zu werden, ſchrie der Gentleman und drang mit geballten Fäuſten auf ihn ein.

— Mörder, Mörder! ſchrie der Eine.

— Hilfe! Hilfe! ſchrieen die beiden Andern.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür; eine ſieben Mann ſtarke Wache, die zur Sicherheit der Sbirren gleich mitgekommen war, trat hinein.

— Soldaten, dieſer Mann hat ſich an den Abgeordneten der geheimen Polizei vergriffen. Thut Eure Schuldigkeit: führt ihn ab, ſchleppt ihn fort!

— Goddam! ſchrie der Gentleman und verſuchte ſich zu vertheidigen.

Ein paar Kolbenſtöße überzeugten ihn frühzeitig genug, daß hier aller Widerſtand vergebens ſei. Die bewaffnete Macht zerrte ihn die Treppe hinab. Unten am Hausthore harrte ein Wagen. Die Polizei brachte ihn ins Gefängniß.

20.

Eine ganze Woche war seitdem verflossen und der vermeintliche Banditenhauptmann, Mordbrenner und Kirchenräuber noch nicht vernommen worden. Der arme beklagenswerthe Gentleman! Hätte er Calegari's Werk und seine drei Würfel gehabt, dann würde er diese Zeit ungestörter Muße zum Componiren neuer Walzer benutzt haben, denn Sir Habakuk hatte sich vorgenommen, der Lady Monmouth gleich ein ganzes Schock zu widmen; aber ohne Werkzeug konnte er nicht arbeiten, und so verlor er Zeit und Geduld und wandte sich, als auch der neunte Tag ohne Verhör vorübergegangen war, am zehnten Tage seiner Gefangenschaft an den englischen Gesandten, erzählte den ganzen Vorfall und machte ihn aufmerksam, daß es wider alles Völkerrecht sei, einen freien Unterthan Seiner königlich britischen Majestät blos auf einen unsinnigen Verdacht hin seiner Freiheit zu berauben und ihn in einem dumpfen Kerker bei Wasser und Brod gefangen zu halten, ohne daran zu denken, ihn vor den Untersuchungsrichter zu stellen. Am eilften

Tage gelangte seine Beschwerde in die Hände des Gesandten, der sich am zwölften Tage in eigener Person zum Polizeiminister verfügte, um demselben das Unverantwortliche dieses Benehmens vorzustellen. Am dreizehnten Tage wurde Sir Habakuk zum ersten, am vierzehnten zum zweiten, am fünfzehnten zum dritten Male vernommen und am sechszehnten endlich, als völlig unschuldig, in Freiheit gesetzt.

Der Polizeiminister ließ Barbaja, Barbaja ließ seinen Spion vorladen, um Letztern zur Rechenschaft zu ziehen, von wem ihm die Kunde geworden, daß Sir Habakuk Hauptmann einer Räuberbande, Mordbrenner u. s. w. sei. Der Souffleur gab zu Protokoll, daß ihm dies Alles unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit vom Maestro Gioachimo Rossini mitgetheilt worden sei. Am andern Morgen ließ der Minister den „Schwan von Pesaro" citiren.

— Der Souffleur, sagte Seine Excellenz, hat erklärt, daß Sie die Veranlassung dieses bedauernswürdigen Quiproquo sind.

— Weßhalb sollte ich's läugnen? Ja, Excellenz,

ich habe mir den Scherz erlaubt, Barbaja's Spion ein klein wenig hinters Licht zu führen.

— Durch dieſen Scherz iſt der ſehr ehrenwerthe Baronet Habakuk ſechszehn Tage ſeiner Freiheit beraubt worden. Sie werden begreifen, Maeſtro ...

— Daß die hohe Polizei ſich ungeheuer blamirt hat. Aber iſt das meine Schuld? War es nicht Pflicht der Behörde, ſich zuerſt von der Wahrheit der Anklage zu überzeugen, bevor ſie zum Aeußerſten ſchritt? War es nicht mehr als unklug, blos auf Barbaja's Ausſage einen ganz unſchuldigen Mann vierzehn Tage lang ohne Verhör gefangen zu halten?

— Fatal, ſehr fatal! Auf welche Weiſe läßt ſich das wieder gut machen?

— Sir Habakuk iſt ein Mann, der mit ſich reden läßt. Wenn Ew. Excellenz dem Baronet vorſtellen, wie leid es Ihnen thut, daß er durch die Voreiligkeit Ihrer Beamten in den Geruch eines Mordbrenners gekommen iſt, wird er Ihnen gern verzeihen.

— Ich will noch heute hin zu ihm, ſagte der Miniſter.

Und das that er denn auch.

Unſer Gentleman war Anfangs im höchſten Grade aufgebracht. Er erklärte, daß er die engliſche Preſſe auffordern werde, das unverantwortlich leichtſinnige Verfahren von Neapels geheimer Polizei ins rechte Licht zu ſtellen, und verſicherte, daß er nicht eher ruhen wolle, bis ihm von Seiten der Neapolitaniſchen Regierung die glänzendſte Genugthuung zu Theil geworden ſei. Als der Miniſter, durch dieſe Drohungen in Schrecken gejagt, ihm gute Worte gab, den ganzen Vorfall mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zuzudecken, löſte ſich die gerechte Erbitterung unſeres ſchwergekränkten Gentleman in großmüthige Verzeihung auf.

— Das Schlimmſte bei der ganzen Geſchichte iſt, daß ich ſechszehn Tage Zeit verloren habe, ohne ein neues Bild für mein Muſeum zu erwerben. Das Verſäumte muß jetzt möglichſt ſchnell nachgeholt werden.

Sir Habakuk ließ ſich nun, raſch hintereinander, als Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, und bald darauf als Mittag, Abend, Nacht und Morgen malen.

So hatte ſich ſeine Gallerie, im Verlaufe zweier

Monate, wieder um acht neue Portraits vermehrt. Noch sieben Nummern und seine Aufgabe war gelöst.

Unterdessen würfelte er tagtäglich einen neuen Walzer zusammen und als endlich die Zahl Sechzig voll war, schrieb er das ganze Schock noch einmal ins Reine, nannte sie, der Lady Esther zu Ehren, Monmouth-Walzer und übergab sein Manuscript dem Notenstecher mit dem Auftrage, sein Opus I. und namentlich das Titelblatt möglichst elegant auszustatten, aber vorläufig nur zwei Exemplare abzuziehen. Das eine davon behielt er für sich, das andere überreichte er seiner Donna Esther.

— Milady, begann der Baronet, Sargines naht seiner reizenden Sophie, um am Fuße ihres Thrones das Erstlingsproduct seiner musikalischen Muse als ein Zeichen seines ewigen Gehorsams, als einen Akt seiner wärmsten Huldigung niederzulegen.

Lady Monmouth nahm mit freudestrahlenden Augen das in dunkelgrünen Sammet eingebundene Opus I. ihres Anbeters und öffnete den Deckel, um das Titelblatt zu lesen.

— Himmel! schrie Milady, die vor Schreck bleicher als Fromage de Brie geworden war.

— Sie erſchrecken? Warum? Weßhalb?

— Wegen eines Druckfehlers, der mich dem öffentlichen Gelächter Preis giebt.

— Milady, ich bitte Sie, ſich deutlicher zu erklären...

— Sie haben dieſe Tänze, die mir gewidmet ſind, Mammuth-Walzer genannt.

— Mammuth-Walzer? Goddam!!!

— Baronet, das iſt eine ſchändliche Beleidigung!

— Milady, das iſt ein ſchändlicher Druckfehler! Der elende Notenſtecher, der meine Handſchrift nicht leſen gekonnt, hat aus Monmouth — Mammuth gemacht.

— Gentleman, können Sie das beſchwören?

Sir Habakuk hob mit einer Miene, deren Ernſt wahrhaft komiſch war, den Zeige- und Mittel-Finger ſeiner Rechten in die Höhe und ſprach mit ſteinernem Pathos:

— Ich ſchwöre!

— Dann verzeihe ich und reiche Ihnen als Zeichen der Verſöhnung meine Hand. Sie iſt von jetzt die Ihrige.

— Mein liebſter Wunſch iſt nun erfüllt.

— — — — — — — — —

Drei Tage ſpäter las man in der „Gazetta del regno delle due Sicilie“:

Als Verlobte empfehlen ſich

Lady Eſther Monmouth.
Baronet Habakuk Millbury.

Dem glücklichen Bräutigam fehlten, um das Tauſend ſeiner Bilder voll zu machen, noch ſieben Nummern. Um ſein Ich-Muſeum endlich zu complettiren, ließ er ſich im allegoriſchen Gewande der ſieben Tage der Woche, und zwar als Palmſonntag, blauer Montag, Faſchingsdienſtag, Aſchermittwoch, grüner Donnerſtag, Charfreitag und Sonnabend im Coſtüme des Juden-Sabbaths abmalen.

Als das letzte Bild fertig war, verfügte er ſich zu ſeiner Braut und ſagte:

— Mein Muſeum iſt geſchloſſen, meine Wette von vierzigtauſend Pfund Sterling gewonnen. Wo und wann, angebetete Eſther, wollen wir nun unſere Hochzeit feiern?

— In unſerm ſchönen Vaterlande; in England, in London und zwar an demſelben Tage, an dem Ihnen Viscount Timothy Barrington den Preis ſeiner verlorenen Wette zahlt.

— Yes, my dear, ſagte der Baronet. Und wann aber wollen wir von hier abreiſen?

— Je eher, je lieber, erwiderte Dame Eſther und drückte ihren Bräutigam voll glühender Zärtlichkeit an ihr ungeſtümes Herz.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Acht Tage vor ſeiner Abreiſe von Neapel veranſtaltete Sir Habakuk ein Abſchiedsfeſt, zu dem ſeine ſämmtlichen Freunde, und unter dieſen auch der Gründer ſeines Glücks, unſer Maeſtro Roſſini eingeladen waren.

Nach dem Souper führte er, ſeine Braut am Arme, ſeine Gäſte durch die glänzend beleuchteten Säle ſeiner Bildergallerie, um ihnen die tauſend Variationen eines höchſt abgeſchmackten Thema's vorzuführen.

Lady Eſther Monmouth zerfloß in Bewunderung.

— Sie ſollten ſich noch extra einmal abbilden

laſſen und dann das Muſeum ohne Beleuchtung, im Finſtern, als Allegorie auf Tauſend und eine Nacht zeigen, ſagte Roſſini.

— Wiſſen Sie, Baronet, fragte die Braut, auf welchem Bilde Sie am beſten getroffen ſind?

— Auf welchem?

— Auf dem, wo Sie als Gott Jupiter in Stier-Verkleidung die reizendſchöne Prinzeſſin Europa entführen.

— Schade nur, bemerkte Signora Colbrand, daß dieſer impoſante Stier ſo winzig kleine Hörner hat.

— Was ſchadet das? Später kann ja Milady ihm größere aufſetzen, meinte Meiſter Joachim.

— Yes! ſagte der äußerſt gutmüthige Bräutigam.

Lady Eſther aber lächelte und — ſchwieg.

21.

Sechs Wochen ſpäter ging auf dem San Carlo-Theater mit ungewöhnlich großem Pompe Roſſini's

neue Oper „Maometto seçondo“ in Scene. Auch ſie gefiel außerordentlich. Die Hauptpartie wurde von Galli, Anna von Signora Colbrand geſungen. Die ſchönſten Nummern ſind Anna's höchſt charakteriſtiſche Cavatine „Ah che invan“, das wunderhübſche Terzett zwiſchen Anna, Calbo und Criſto „Nò, tacer non deggio“ und das mit großem Fleiße gearbeitete Finale, in dem ſich der canoniſche Satz in As-dur auszeichnet. Im zweiten Akte gefiel das nicht minder gelungene Terzett aus As-moll und die reizendſchöne Preghiera in D-moll [1]).

22.

Sir Habakuk, der unterdeſſen in Begleitung ſeiner alten Braut höchſt wohlbehalten in London eingetroffen war, begab ſich fünf Tage ſpäter nach dem acht Stunden von der Hauptſtadt entfernten Landſitze

---

1) Roſſini hat die Oper ſpäter, während ſeines Aufenthaltes in Paris, größtentheils ganz umgearbeitet und unter dem veränderten Titel „Siége de Corinthe“ zur Aufführung gebracht.

ſeines Freundes Barrington, um von ihm den Preis der verlorenen Wette in Empfang zu nehmen.

— Vierzigtauſend Pfund, ſagte der Baronet zu ſich, ſind nicht zu verachten, zumal wenn man, um ſie zu gewinnen, gegen ſechzigtauſend Pfund verausgabt hat. So verliere ich bei dieſem Handel noch immer gegen zwanzigtauſend Pfund, doch habe ich dafür ein Muſeum von tauſend Abbildungen meiner Perſon, eine Gallerie, wie ſie kein zweiter Gentleman Englands aufzuweiſen hat.

Am Schloſſe ſeines Freundes angelangt, fragte der Baronet den Caſtellan, ob Viscount Barrington zu ſprechen ſei.

— No! antwortet der einſylbige Cerberus.

— Iſt er vielleicht auf der Jagd?

— No!

— Auf Beſuch in der Nachbarſchaft?

— No!

— Nach der Stadt zurückgekehrt?

— No!

— Aber irgendwo muß er doch wohl ſein?

— Yes!

— Wo alſo finde ich ihn?

— Jenſeits!

— Wie, mein alter Freund Barrington iſt todt?

— Yes!

— Seit wann?

— Geſtern.

Viscount Barrington, ein lebensmüder Mann, der den Becher der Freuden bis auf die Hefe geleert, hatte ſchon ſeit langer Zeit Ekel am Daſein verſpürt. Durch ſeinen Agenten in London frühzeitig genug von der Rückkehr Millbury's unterrichtet, hatte er, eingedenk der Wette, die nun für ihn verloren war, in aller Eile ſein Teſtament gemacht, das Wettrennen zu Ascott und den Jockeiklubb in London zu Univerſalerben ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt und ſich dann — blos um ſeinem frohlockenden Freunde „einen kleinen Poſſen zu ſpielen", — in ſeinem herrlichen Parke an einer der ſchönſten Eichen aufgehängt.

Der bis über die Ohren in Trauer gehüllte Kammerdiener überreichte dem Baronet ein Billet folgenden Inhalts:

„Bei Empfang dieſer Zeilen, lieber Freund, wirſt Du Deinen alten Schulkameraden von Eton

als Leiche finden. Wenn Du zufällig bei Thränen biſt, ſo weine um mich. Das Leben, das für mich keine Reize mehr beſaß, war mir zur Laſt geworden; ich habe ſie abgeſchüttelt. Mein Geiſt wandelt jetzt an den Ufern des Styr. Haſt Du Sehnſucht, mich und Sir Barnabas Littleblount, den Du ins Jenſeits hinüber gebort haſt, wiederzuſehen, ſo ſpute Dich, bald nachzukommen. Zu einer Partie Whiſt in der Unterwelt erwartet Dich

Dein Dir treuergebener Freund

Timothy Barrington."

Der geprellte Baronet war außer ſich. In der erſten Wuth wollte er auf ſeines Freundes Leichnam, der noch nicht beerdigt war, gerichtlich Beſchlag legen laſſen, um denſelben an die Anatomie zu verkaufen; doch als ſein Rechtsanwalt ihm begreiflich machte, daß dies nicht durchzuſetzen ſei, fügte er ſich mit ſtoiſcher Ruhe ins Unvermeidliche und ſuchte Troſt in den Armen ſeiner keineswegs liebenswürdigen, aber ungemein reichen Braut.

Lady Monmouth aber, die ſchon unterweges Veranlaſſung gefunden hatte, ihre Wahl zu bereuen, erklärte dem Baronet, als dieſer ihr den tragiſchen

Ausgang seiner Wette mitgetheilt hatte, daß sie nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß gefaßt habe, lieber Witwe zu bleiben.

Habakuk war nun ein ruinirter Mann. Der verlorene Preis der gewonnenen Wette und die gewonnene Ueberzeugung der für ihn verlorenen Braut raubten ihm das Bischen Verstand, das ihm noch übrig geblieben war. Seine zerrütteten Vermögensumstände machten ihn vollends verrückt. Um wieder zu Gelde zu kommen, wollte er sein Museum verkaufen. Da dasselbe aber nur für ihn Interesse hatte, fand er im großen London blos einen Liebhaber, einen mitleidigen Trödeljuden, der ihm für die tausend Portraits seiner werthen Person hundert, wiederhole hundert Pfund, bezahlen wollte. Die Wuth des armen Baronet hatte jetzt ihren Zündgipfel erreicht. In dieser verzweiflungsvollen Lage schloß er sich in seine Bildergallerie ein, steckte sie Nachts an allen vier Ecken an und verbrannte sich, wie Sardanapal, auf den Trümmern seiner theuer erkauften Schätze.

Als Lady Esther, zwei Tage später, in der Zeitung das traurige Ende ihres ehemaligen Bräu-

tigams las, gestand sie sich mit zwei Thränen in den Augen:

— Es ist doch Schade um ihn! Denn bei aller Häßlichkeit besaß er ein je ne sais quoi, das ungemein liebenswürdig, und einen rothen Backenbart, der in der That unwiderstehlich war. Armer Freund, sanft ruhe Deine Asche!

23.

Wir eilen rasch nach Neapel zurück.

Während hier Meister Rossini's Glücksstern immer höher und höher stieg, sank der Stern der Colbrand immer tiefer und tiefer. Mit der Frische der Jugend hatte sie auch die Kraft und den Schmelz ihrer Stimme eingebüßt. Zudem waren in der letzten Zeit neben ihr neue, großartige Talente, wie das einer Pesaroni und Fodor, aufgetaucht, deren wachsender Nimbus den abnehmenden Mond ihrer Nebenbuhlerin in dichte Schatten hüllte. Die Tyrannei, mit der die Primadonna den in ihren Netzen ge-

fangenen Impreſario beherrſchte, verſuchte zwar alle Talente, die ihrer Stellung gefährlich werden konnten, zu unterdrücken; dadurch aber vermehrte ſie tagtäglich die Zahl ihrer Feinde, die, erbittert über deren Kabalen, ſie leider nur allzumerklich fühlen ließen, daß ihre Blüthenzeit längſt vorüber, und daß es hohe Zeit ſei, andern Sängerinnen, die ſie überflügelten, das Feld zu räumen. Die Hartnäckigkeit, mit der Signora Colbrand ihre frühere Stellung behauptete, machten ſie bald dergeſtalt verhaßt, daß Niemand ſie mehr hören wollte. Der Einzige, der ſie bis jetzt noch gehalten hatte, war Barbaja, deſſen Neigung die ſchlaue Kokette ſtets von Neuem anzufachen wußte. Nun aber wurde auch er kalt und kälter gegen ſie, und ſo kam es, daß ihre Stellung bei San-Carlo von Tag zu Tage immer ſchwieriger wurde. Barbaja, der ſich, wie jeder Impreſario, von den Launen des Publikums beherrſchen ließ, würde ſeine „ſchwarze Nachtigall“ längſt entlaſſen haben, hätte er nicht bemerkt, daß ſie ſo viel Gewalt über Roſſini gewonnen, daß ihr Abgang auch den des Maeſtro herbeiführen würde. Dieſen aber brauchte er wie das liebe Brod, denn Meiſter Joachim war nun einmal

der Liebling, der Abgott des Publikums und jede neue Oper von ihm ein neuer mächtiger Magnet.

Am 25. Februar 1821 wurde auf dem Theater Tardinone in Rom sein neues Werk „Matilda di Chabran“ [1]) mit so großem Beifall aufgenommen, daß dieser in Neapel, wie überhaupt in ganz Italien, warmen Wiederhall fand. Der Sultan von San Carlo durfte, um Rossini für seine Bühne zu erhalten, mit Signora Colbrand nicht brechen. Ueberdem war seine Neigung zu ihr noch nicht ganz erstorben. Der erlöschende Funke, angefacht von der Eifersucht, die er auf Marquis Tacconi oder, richtiger gesagt, auf den Räuberhauptmann Giacomini geworfen hatte, glimmte stets von Neuem auf; nur diesem „elenden Abenteurer“ zum Trotze wollte er einer so kostspieligen Eroberung, wie der Liebe der Colbrand, nicht ganz und gar entsagen, weil er überzeugt war, daß sie dann in den Besitz seines Feindes übergehen würde. Barbaja haßte diesen räthselhaften Nebenbuhler dergestalt, daß er weit lieber Rossini

1) Später in Paris und Berlin unter dem veränderten Titel „Corradino“ aufgeführt.

und jedem Andern, als dem neuen Fra Diavolo, der einſt San Carlo in Brand geſteckt, das Feld zu räumen entſchloſſen war. Das Alles hatte Signora Colbrand längſt durchſchaut und auf der Grundlage dieſes unerſchütterlichen Haſſes immer neue Stützpfeiler der Liebe aufgebaut. Einig mit Roſſini, hätte ſie längſt ſchon ihren Abſchied verlangt, wären Beide nicht vollkommen einverſtanden geweſen, daß eine ſo einträgliche Colonie, wie Barbaja, dann erſt aufgegeben werden dürfe, nachdem man ſie vollſtändig ausgebeutet habe.

— So lange unſer gemeinſchaftlicher Gimpel, meinte das ſchlaue Weib, ſich goldene Federn von mir ausrupfen läßt, muß man jedes Mittel aufbieten, ihn in unſerm Garne feſtzuhalten.

— Dieſer Meinung bin auch ich, ſagte Roſſini und ließ ſie ihren Plan ungeſtört verfolgen.

Eines Abends, als Barbaja in Geſellſchaft der Mademoiſelle Cecconi, einer neu gewonnenen Sängerin, ſich im Gartenſaale ſeiner Villa befand, hielt urplötzlich, zum größten Schrecken des Impreſario und ſeines weiblichen Gaſtes, die allein und ungeſtört ſein wollten, der Wagen der Primadonna.

— Himmel! ſchrie die Cecconi.

— Welcher boshafte Teufel führt meine „alte Flamme“ gerade jetzt zu mir?

— Sie ſteigt aus ... ſie hat Sie geſehen ... mir bleibt kein Ausgang zum Entfliehen ... Freund, wohin verſtecke ich mich?

— Krieche ſchnell in den Kaſten dieſer Wanduhr, ſagte der Sultan; er iſt ſo groß, daß Du Dich darin ganz bequem niederducken kannſt ...

— Ich erſticke in dieſem Kaſten, ſtöhnte die Nebenbuhlerin, welche im Nu hineingekrochen war. Wenn ſie nur nicht zu lange bei Dir bleibt ...

— Sei unbeſorgt, ich werde ſie mir ſchnell vom Halſe ſchaffen, erwiderte Barbaja und ſchloß das Behältniß.

Gleich darauf ſtürzte die Colbrand herein.

— Fliehe, fliehe! ſchrie ſie ihm entgegen.

— Fliehen? Vor wem? fragte der Impreſario doppelt erſchreckt.

— Vor dem Wüthenden, der nach Deinem Leben trachtet.

— Vor Tacconi?

— Vor dem Räuber Giacomini. Vor einer

Stunde drang er in mein Zimmer und ſagte: Angélique, meine Geduld iſt erſchöpft; ich komme, um Dich zum letzten Male zu fragen, ob Du mir folgen willſt oder nicht? Weib, rief er und drückte mich ungeſtüm an ſein Herz, meine Liebe zu Dir hat ihren Gipfel erreicht: Du darfſt nicht länger Barbaja's Sklavin ſein, Du mußt mir folgen. — Nimmermehr! rief ich zornentflammt und entriß mich ſeiner frechen Liebkoſung. — Angélique, ſchrie er, ich habe alle Mittel verſucht, mir Deine Liebe zu gewinnen; doch Alles war umſonſt! Mit blinder Treue hängt Dein Herz, Deine Seele an einem alten Affen, der nicht werth iſt, den Staub Deiner Füße zu küſſen, die Bänder Deiner Schuhe zu löſen. Ich kann, ich will, ich darf nicht länger dulden, daß Deine Schönheit, verpeſtet vom Hauche ſeiner Wolluſt, langſam hinwelke; Deine Reize, was ſind ſie anders als Perlen, die ein liebloſer Zufall einer undankbaren Sau als Atzung vorgeworfen?

— Affe? Sau? ſchrie der empörte Sultan und ballte beide Fäuſte.

— Laß Deinen Stolz erwachen, fuhr er fort, ſtoße das Ungeheuer, den erbärmlichen Wicht von

Dir, tritt ihn mit Füßen, gleichwie er Dich mit Füßen tritt. — Sind Sie wahnſinnig? fragte ich und ſtieß ihn von meiner Seite weg. — Ja, Angélique, ſagte er, ich bin wahnſinnig, wahnſinnig aus Liebe, aus Liebe zu Dir, Du göttergleiches Weſen, rief er und drang von Neuem in mich ein. Ich griff nach der Klingel und wollte ſchellen. — Nun, warum ſchellen Sie nicht? fragte er mit teufliſchem Hohngelächter. — Ich fand, daß der Klöppel ausgeriſſen war und ſchrie um Hilfe! — Sie rufen vergebens, Signora, ſagte der freche Bandit; Ihre ganze Dienerſchaft, beſtochen von mir, hat ſich entfernt. Sie ſind allein und nun ganz in meiner Gewalt. Komm an mein Herz, Angélique, und höre, wie laut es für Dich ſchlägt. Weib, Engel, habe Mitleid, hab' Erbarmen, komm, komm! Flieh', flieh' mit mir! Weg mit allen Masken! Der Schleier des Geheimniſſes muß endlich fallen! Du ſollſt Alles, Alles erfahren. Ich bin nicht der genueſiſche Flüchtling Marquis Tacconi, ich bin der Räuber Giacomini, und dies, Angélique, dies iſt das Werkzeug meiner Rache, ſagte der Elende und zog einen Dolch. Folge mir! ſchrie er und verſuchte, mich mit ſich fortzuziehen. Ich aber raffte

meinen ganzen Muth, meine ganze Kraft zuſammen und ſagte: Ich folge nicht ... hier ſtehe ich ... tödte mich! — Dieſer Dolch, rief er, iſt nicht für Dich, er iſt für Barbaja's Bruſt beſtimmt.

— Was muß ich hören! rief der Sultan und prallte drei Schritte zurück; der Schuft will mich ermorden?

— Er hat's geſchworen bei Gott und allen Heiligen. Signora, ſagte er mit kalter Ueberlegung, ich laſſe Ihnen drei Tage Bedenkzeit, ob Sie mir folgen wollen oder nicht. Wenn Sie bis dahin ihm nicht entſagen, ſo zünde ich zum zweiten Male, in der Nacht, an allen vier Ecken ſeine elende Thierbude an ...

— Meine Thierbude? Mein Theater? San Carlo?

— Und gönne Ihnen dann die letzten vierundzwanzig Stunden Friſt zur Ueberlegung, ob Sie ſich meinem Willen unterwerfen wollen oder nicht. Iſt auch dieſe Friſt fruchtlos abgelaufen, beharren Sie auch dann noch bei Ihrem Gelübde, dem Elenden treu zu bleiben, dann, dann, ſo wahr ich Giacomini

heiße und ein Mann bin, der ſelbſt vor dem Teufel nicht zittert, dann ermorde ich den Hund.

— Den Hund? wiederholte Barbaja und fletſchte wüthend die Zähne.

— Gute Nacht, Signora, ſagte er dann mit markdurchbohrender Teufelsruhe und verſchwand wie der Blitz.

— Colbrand, Du ſiehſt, daß der Schurke nun einmal nicht ohne Dich leben kann. Erweiſe mir den einzigen und letzten Gefallen: erhöre den Hallunken und fliehe mit ihm meinetwegen noch heute.

— Ich einen elenden Banditen erhören? Ich mit einem frechen Räuber fliehen? Nimmermehr! Nimmermehr!

— Aber ſoll ich mir Deinetwegen zum zweiten Male mein Theater anzünden, mich Deinetwegen ermorden laſſen?

— Ich habe Dich gewarnt ... Du kannſt Dich ſchützen ...

— Aber wie?

— Das iſt Deine Sache!

— Deine vermaledeite Treue ſtürzt mich ins Ver-

derben, Deine Liebe bringt mich um: ich bitte, ich beschwöre Dich, folge dem Räuber ...

— Signor Barbaja, wollen Sie mich beleidigen?

— Nein, Schatz Gottes, ich will Dich nur je eher je lieber los sein ...

— Ich bleibe, so lange mein Contract währt...

— Ich zahle Dir, was Du verlangst, aber geh' ... geh'!

— Gut, mein Herr, ich werde gehen, sagte die Colbrand.

— Leb' wohl! Leb' wohl!

— Hast Du so große Eile? Heute Nacht bleibe ich hier ...

— Wie! Du willst hier bleiben?

— Bin ich denn bei Dir nicht wie zu Hause? Habe ich nicht oft genug unter diesem Dache übernachtet?

— Wohl wahr; aber heute geht das nicht. Es ist nur Ein Bett im ganzen Hause ...

— Nur Ein Bett? wiederholte sie mit bittern Lächeln, gut, dann schlafe ich auf dem Sopha ... auf dem Fußboden ... gleichviel wo ...

— Ich ſage Dir, Colbrand, das geht nicht.

— Warum nicht?

— Ich bin zu angegriffen ...

— Und ich, ich bin erſchöpft. Wie ſpät? fragte die Primadonna und näherte ſich der Wanduhr, deren großes Gehäuſe das bewußte Uhrwerk verbarg.

Die arme Cecconi bekam einen ſo furchtbaren Schreck, daß ſie heftig zuſammenfuhr und mit dem Kopfe den Perpendikel dergeſtalt nah kam, daß er, aus Mangel an Raum, plötzlich ſtehen blieb.

— Was iſt das? fragte die Colbrand.

— Nun, was ſetzt Dich in Erſtaunen?

— Dieſe Uhr, die vor einem Augenblick noch gegangen war, iſt plötzlich, und wie mir ſcheint, vor Schreck ſtehen geblieben ...

— Vermuthlich wird ſie abgelaufen ſein ...

— Ganz recht, und darum will ich ſie aufziehen ...

— Colbrand, das wirſt Du nicht!

— Teufel! dahinter ſteckt ...

— Ihre ergebene Dienerin, Signora Colbrand, erwiderte Demoiſelle Cecconi, die, um dieſer peinli-

chen Scene endlich ein Ende zu machen, wie ein deus ex machina aus ihrem Verſteck herausſtieg.

— Ah, Signora Cecconi, entgegnete die Primadonna mit einem anſcheinend harmloſen Lächeln, in deſſen Falten ſich die größte Bosheit verbarg. Hätte ich ahnen können, daß Sie dahinter ſtecken, ſo würde ich meinen Freund Barbaja nicht in ſo große Verlegenheit geſetzt haben. Sehen Sie nur, liebe Freundin, wie der Aermſte keucht und ſchwitzt. Hörten Sie nicht, wie er mir geſtand, daß er heute zu angegriffen ſei? Ah! nun begreife ich, ſagte ſie und ſchlug ein höchſt boshaftes Gelächter auf. Signor Barbaja, fuhr ſie fort, Sie haben ſich da ein recht ſauberes Uehrchen angeſchafft. Schade nur, daß das Gehäuſe mehr werth als das Uhrwerk, daß die Schaale ſchöner als der Kern iſt. Sind Sie, liebe Freundin, nicht auch dieſer Meinung? Es giebt Uhren mit dem reizendſten Zifferblatt; ſobald man ſie aber etwas näher betrachtet, ſieht man, daß man ſchändlich betrogen iſt. Finden Sie nicht, liebes Kind, daß ich vollkommen Recht habe?

— Signora, ich verſtehe mich nicht auf Uhren...

— Deſto beſſer verſtehe ich mich darauf. So

giebt es unter Andern auch ſogenannte Spieluhren, die durch ein Paar mühſam eingeſetzte Töne einen Dummkopf Anfangs ſehr verblüffen, bald aber ungeheuer langweilen, weil ſie ewig nur ein und daſſelbe Stückchen wiederholen können. Nun aber, lieber Freund, will ich Ihnen nicht länger im Wege ſein. Gute Nacht, gute Nacht, ſchönes Kind, ſagte die Colbrand mit dem verbindlichſten Tone, umarmte ihre Nebenbuhlerin und küßte ſie ſogar. Signor Barbaja, fuhr ſie fort, ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen eine recht ſüße angenehme Ruh.

— Schlaf' wohl, Colbrand, ſchlaf' wohl!

— Noch Eins! rief ſie, dicht vor der Thür umkehrend. Wenn ich recht gehört habe, ſo ſagteſt Du vorhin, es ſei im ganzen Hauſe nicht mehr als Ein Bett ...

— Leider iſt das wirklich der Fall.

— A, dann bedaure ich Niemand mehr als die arme Signora, ſagte ſie zur Cecconi. Das liebe Kind wird dann auf dem Stroh ſchlafen müſſen und ſich erkälten. Doch was geht das mich an? Gute Nacht, gute Nacht! wiederholte ſie noch einmal, ſang die Stelle aus Roſinens Cavatine: „Lindoro mio

sarà“ und trällerte ſo luſtig, als ob die Entdeckung, die ſie ſo eben gemacht, ſie nicht im Mindeſten gekränkt hätte, zur Thür hinaus.

— Ein Teufelsweib! ſtöhnte der Impreſario, der nun wieder friſche Luft ſchöpfte.

— Morgen früh weiß das ganze Theater und morgen Abend die ganze Stadt, daß ich im Uhrkaſten geſteckt. Ihre Colbrand iſt capable, ſich ein Paar Gelegenheitsdichter kommen zu laſſen und bei ihnen ein halbes Dutzend Gaſſenhauer auf mich zu beſtellen ...

— Sei unbeſorgt, lieber Schatz! Ich werde ihren Zorn bei Zeiten zu beſänftigen wiſſen.

Die Cecconi beruhigte ſich nach und nach, aber deſto ängſtlicher wurde Barbaja. Des frechen Räubers Drohung, das Theater anzuzünden und ihn dann, vierundzwanzig Stunden ſpäter, zu ermorden, machte ihn jetzt dergeſtalt beſorgt, daß er ſeinen Kammerdiener rief.

— Was befehlen Euer Gnaden?

— Fahre ſogleich nach der Stadt, laufe zum Theaterſchneider und ſage ihm, daß bis morgen früh eine Unterjacke von Gummi fertig ſein muß.

— Für wen? fragte ſeine ſchöne Gaſtin.

— Für mich! Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit. Von morgen angefangen trage ich eine Gummi-Jacke.

— Und warum?

— Um mich vor dem Dolche des Räubers zu ſchützen.

Der Muth iſt eine ſchöne Tugend.

24.

Am andern Morgen, nachdem der Theaterſchneider dem Sultan von San Carlo den Gummi-Kuiraß überbracht hatte, fuhr Barbaja, gepanzert wie Cromwell, von ſeiner Villa geraden Weges zum Polizeiminiſter, mit dem er, wie wir ſchon früher angedeutet, auf höchſt vertrautem Fuße ſtand. Barbaja war deſſen Bankier und Freund in der Noth. So oft Seine Excellenz Geld zu brauchen geruhte — ein Fall, der leider nur allzuhäufig einzutreten pflegte — ſchickte er zum Impreſario, der ihm kleine Summen gegen große Zinſen vorſchoß. Man weiß, daß jeder

Gläubiger, seinem Schuldner gegenüber, sich gewisse Vorrechte anmaßt, die dieser bongré malgré einräumen muß, um Jenen stets bei guter Laune zu erhalten. Der Sultan, der mehr als einen unbezahlten Schuldschein des Ministers in der Tasche hatte, trieb seine Vertraulichkeit bis zu dem Punkte, seinen Schuldner sogar zu duzen.

— Excellenz, sagte er zum Minister, Deine Polizei ist keinen Pfifferling werth.

— Aus welchem Grunde?

— Sie duldet, daß mitten in der Hauptstadt freches Räubergesindel die Sicherheit der Einwohner beunruhigt ...

— Du siehst Gespenster, guter Freund. In Neapel giebt's nur noch Banditen in der Einbildung.

— Ich sage Dir, Excellenz, daß es hier auch in der Wirklichkeit Schurken giebt, die unser Eigenthum, unser Leben gefährden ...

— Sprich, hast Du wieder etwas Neues erfahren?

— Gestern Abend drang der Räuber Giacomini, derselbe, der sich früher unter der Maske eines Marquis Tacconi hier umhergetrieben hat, in die Woh-

nung der Colbrand ein und ſetzte ihr den Dolch auf die Bruſt, um ſie zur Flucht zu bewegen. Als ſie ſich ſtandhaft weigerte, ihm zu folgen, erklärte er, er wolle ihr drei Tage Bedenkzeit laſſen. Wenn ſie mir bis dahin nicht entſagt habe, werde er — denke Dir, Excellenz, dieſe Niederträchtigkeit! — meine „Thierbude", mein San Carlo, zum zweiten Male in Brand ſtecken.

— Warte das ruhig ab, beſter Freund.

— Dieſer neue Fra Diavolo iſt ein tollkühner Böſewicht, dem ich das und noch viel Schlimmeres zutraue. Nachdem er ſeine Rache befriedigt und mein Theater in einen Aſchenhaufen verwandelt habe, wolle er ihr die letzten vierundzwanzig Stunden Friſt zur Ueberlegung laſſen — und Falls ſie auch dann nicht einwillige, ſich ihm zu ergeben — mich ermorden, hörſt Du, Excellenz, mich ermorden.

— Auch das warte ruhig ab!

— Ah, Du haſt gut reden, Excellenz. Ich habe keine Rhinoceroshaut und bin nun keinen Augenblick meines Lebens ſicher. Aus Vorſicht trage ich ſeit heute Morgen auf dem bloßen Leibe eine Gummi-Jacke und ſchwitze unter dieſem Panzer wie ein

Schöps am Bratspieße; dieser Kuiraß schützt mich allenfalls vor einem Dolchstich; wie aber, wenn er mir eine Kugel durch den Kopf jagt?

— Dann bist Du freilich verloren, meinte der Minister, dem die Angst des Impresario so viel Spaß zu machen schien, daß er darüber lachen mußte.

— Du hast gut lachen, undankbare Excellenz. Nach Deinem Leben trachtet er nicht; er dürstet nach meinem Blute, weil ich sein begünstigter Nebenbuhler bin.

— Beneidenswerther Mann! Nicht Jedem hat der Himmel das Glück beschieden, eine Freundin zu besitzen, die so reizend ist, wie Deine Donna Colbrand.

— Der Teufel hole solch ein Glück, das uns der Gefahr aussetzt, jede Secunde meuchlings ermordet zu werden! Es ist Deine Schuldigkeit, Excellenz, mich vor diesem frechen Räuber zu schützen, aus zwei Gründen: denn erstens bist Du Chef der Polizei und zweitens bist Du mein Schuldner.

— Eins so unangenehm als das Andere. Vorläufig aber kann ich Dir nur den guten Rath

ertheilen, die Dinge, die da kommen ſollen, ruhig abzuwarten.

— Das kann Jeder ſagen, Excellenz; ich aber verlange, daß Du energiſch auftreten und alle Mittel aufbieten ſollſt, dieſen elenden Banditen ein für allemal unſchädlich zu machen.

— Sprich, was ſoll ich für Dich thun?

— Da es weder Deinen, noch meinen Spionen gelungen iſt, die Spur dieſes frechen Böſewichts zu ermitteln, ſo verlange ich von Dir, daß Du einen Preis von mindeſtens fünftauſend Ducati auf ſeinen Kopf ausſetzeſt ...

— Einen Preis von fünftauſend Ducati ...

— Die ich bezahlen will.

— Die Du bezahlen willſt? Gut, dann ſoll Dein Wunſch ſofort erfüllt werden. Morgen früh ſollſt Du in allen Zeitungen Neapels die Aufforderung leſen, daß Jeder, der den Räuber Giacomini, gleichviel, ob lebendig oder todt, den Händen der Gerechtigkeit überliefert, von mir eine Belohnung von fünftauſend Ducati erhält. Wann aber, lieber Freund, willſt Du dieſe Summe bei uns deponiren?

— In längſtens zwei Stunden, ſagte Barbaja,

der wieder freier zu athmen begann. Ach, Excellenz, wenn Du wüßteſt, wie ſehr Dein Freund in ſeinem Gummi-Panzer ſchwitzt, Du würdeſt nicht ſo boshaft lächeln, nicht ſo unbarmherzig Dich an ſeiner Todesangſt weiden.

— Faſſe Muth, Freund Barbaja, der Preis von fünftauſend Ducati wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. Der Räuber ſoll uns nicht entwiſchen.

— Das wolle Gott! ſeufzte der Impreſario.

— — — — — — — — —

Bald darauf deponirte er fünftauſend Ducati.

25.

Am nächſten Morgen — am 8. März des Jahres 1822 — las man in allen Zeitungen Neapels die bewußte Aufforderung. Die ausgeſchriebene Belohnung allarmirte die ganze Bevölkerung und vor Allem die Legion der Lazzaroni, von denen Jeder ein anderes Gelübde that, wenn Santa Madonna oder der heilige Januarius ſich gnädiglich herablaſſen wollten, ihm zur Fahndung dieſes koſtbaren Böſe-

wichts behilflich zu ſein. Der Eine gelobte, nie mehr Lotto ſpielen, der Zweite nie mehr Maccaroni eſſen zu wollen. Der Dritte wollte dem heiligen Januarius eine rieſengroße Wachskerze opfern, der Vierte knieend von Neapel nach Loretto zu dem wunderthätigen Marienbilde rutſchen, um dort der Mutter Gottes ſeinen Dank abzuſtatten. Ganz Neapel ſprach von dem neuen Fra Diavolo und Jeder wollte den Preis gewinnen. Aber vierundzwanzig Stunden waren verfloſſen und alle Nachſtellungen bis dahin fruchtlos geblieben.

Am nächſtfolgenden Morgen — Barbaja hatte beſchloſſen, an dieſem Tage aus Furcht vor dem Räuber gar nicht auszugehen — ließ ſich ſein Spion „Hamſter“ anmelden, um dem Sultan eine Nachricht von der allergrößten Wichtigkeit mitzutheilen.

— Was iſt vorgefallen? fragte er den Eintretenden.

— Ein Unglück, ein unerhörtes Unglück!

— Steht mein San Carlo in Flammen?

— Noch nicht.

— Iſt Giacomini eingefangen?

— Noch nicht.

— Sprich, was iſt geſchehen?

— Auf heute Abend iſt die neunte Vorſtellung von Roſſinis „Zelmira“ [1]) angekündigt.

— Nun ja, alle Logen ſind bereits vergriffen. Dummkopf, nennſt Du das ein Unglück?

— Laſſen Sie ſogleich bekannt machen, daß die Oper nicht gegeben werden kann ...

— Warum nicht?

— Aus ganz einfachem Grunde ...

— Rede, „Hamſter“, oder ich erwürge Dich.

— Heute Morgen ... mit dem Glockenſchlage Vier ... iſt Jemand abgereiſt ...

— Wer iſt abgereiſt?

— Die Dame, die heute die Zelmira ſingen ſoll.

— Die Colbrand?

— Wie ſchnell Sie doch Alles errathen!

— Abgereiſt, ohne mich um Erlaubniß zu fra-

---

1) Der Text iſt vom Abbé Totola dem gleichnamigen franzöſiſchen Trauerſpiele des Herrn de Belloi nachgebildet. Die erſte Aufführung dieſer Oper fand am 16. Februar 1822 auf dem San Carlo-Theater ſtatt. Zelmira wurde von der Colbrand, Emma von der Cecconi, Antenore von Nozzari, Ilo von David und Polidori von Ambrogi geſungen. Die Muſik gefiel außerordentlich.

gen, abgereiſt, ohne ſich bei mir zu verabſchieden? Und wohin iſt ſie gereiſt?

— Nach ihrem Landgut.

— Nach Caſtenato? Und wozu? weßhalb? warum?

— Um ſich zu vermählen.

— Mit wem?

— Mit einem Manne, den ſie ſchon ſeit Jahren liebt ...

— Mit dem elenden Räuber?

— Bitte um Verzeihung, mit einem ganz honetten Mann ...

— Sein Name?

— Joachim Roſſini.

— Gott im Himmel, ich danke Dir! rief Barbaja und ſank auf ſeine Knie.

— Sie danken dem Himmel? Wofür? fragte der Souffleur.

— Schwachkopf, daß ich ſie endlich losgeworden bin.

— Die glückliche Colbrand! neckte der „Hamſter".

— Der arme Roſſini! ſeufzte der Impreſario.

26.

Am 10. März erhielt Barbaja, gerade als Signora Cecconi beim Frühstück die Bedingungen entwarf, unter welchen ſie die doppelte Function der Colbrand übernehmen wolle, einen Brief folgenden Inhalts:

„Signora Colbrand beauftragt mich, Dir anzuzeigen, daß wir uns auf dem Wege nach Bologna befinden, um gleich nach unſerer Ankunft in Caſtenato unſere Vermählung zu feiern. Willſt Du, alter Freund, unſer Hochzeitsgaſt ſein, ſo beſtelle gleich nach Empfang dieſer Zeilen Extrapoſtpferde, um uns nachzueilen. Meine Braut, die vor Lachen nicht ſelber ſchreiben kann, läßt Dich grüßen und Dir ſagen, daß Du Dich des bewußten Räubers wegen nicht mehr zu fürchten brauchſt, denn dieſer freche Giacomini, der Deine „Thierbude“ anzuzünden und Dich abzuſchlachten gedroht, exiſtirt eben ſo wenig als jener Marcheſe Taccoini, der Dir manche ſchlafloſe Nacht bereitet hat. Beide waren zwei koſtbare Steine, die

meiner Braut auf dem Schachbret der Liebe und Eiferſucht unbezahlbare Dienſte geleiſtet und den ſchwerfälligen König von San Carlo in Angſt und Schweis gejagt und zuletzt ſchachmatt gemacht haben. Deinen Gummi-Panzer, altes Haus, darfſt Du nun getroſt wieder ablegen und überzeugt ſein, daß weder Tacconi noch Giacomini Dir ein Haar krümmen werden.

Lebe wohl, grüße Deine Wanduhr und behalte lieb

Deinen

Dir wohlaffectionirten

Joachim Roſſini."

P. S. Die fünftauſend Ducati, die Du als Preis auf Giacomini's Kopf geſetzt, kannſt Du uns als Hochzeitsgeſchenk, nöthigenfalls auch unfrankirt, nach Caſtenato ſchicken, wo wir die erſten Flitterwochen verleben wollen.

— Spitzbube! rief der Impreſario, dem ein Veſuv vom Herzen fiel, als er ſich ſeiner Gummi-Jacke entledigen durfte, Du glaubſt durch die Entführung der Colbrand Deinem Freunde einen Poſſen geſpielt zu haben; Du irrſt, Maeſtro, denn Du haſt

mir dadurch einen Dienſt erwieſen, für den ich Dir nicht genug danken kann, ſagte Barbaja und umarmte die neue Sultanin.

— Tacconi war alſo blos ein Schreckgeſpenſt! Das wollen wir uns merken, liſpelte die Nachfolgerin der Colbrand. Wer weiß, wozu man's brauchen kann!

27.

Am andern Morgen verfügte ſich der geprellte Impreſario zum Polizei-Miniſter, um das Depoſitum von fünftauſend Ducati, die er auf den Kopf des fabelhaften Räubers ausgeſetzt hatte, bei Zeiten zurückzufordern.

— Freund, ſagte Seine Excellenz, Du kommſt zu ſpät.

— Zu ſpät?

— Nun ja, denn ich habe — nimm es ja nicht übel — die Kleinigkeit bereits anderweitig verwendet.

— Weißt Du, Spitzbube, Excellenz wollte ich

ſagen, daß ein Staatsdiener, welcher anvertraute Gelder angreift ...

— Ich weiß Alles, aber biſt Du nicht mein Freund? Bin ich nicht der Deinige?

— Und wodurch kannſt Du Deine Freundſchaft mir beweiſen?

— Durch dies Papier, ſagte der Miniſter und überreichte ſeinem Freunde ein Diplom. In der geſtrigen Sitzung des geheimen Staatsraths hat Seine Majeſtät der König, in Folge des von mir ausgegangenen Vorſchlags, allergnädigſt geruht, Dich zum Ritter des Sanct Januarius-Orden vierter Klaſſe zu ernennen.

— Die Freude macht mich ſchwindlig ... Excellenz, halte mich ... ich glaube, ich verliere mein Bischen Verſtand ...

— Ritter Domenico Barbaja, wir gratuliren Ihnen!

Barbaja ſank an die Bruſt ſeines Freundes. Seines Lebens höchſter Wunſch war erfüllt.

28.

Am 15. März 1822 fand auf Castenato die Vermählung der Signora Isabelle Angélique Colbrand mit dem Maestro Gioachimo Rossini statt. — Unter den Hochzeitsgästen befanden sich David und Rozzari.

Am Tage der Hochzeit beging Madame Rossini ihre erste Thorheit: sie verschrieb ihrem Gemahle ihr ganzes Vermögen. Liebe macht uns blind und... dumm.

29.

Wir haben unsern berühmten Freund von seinem ersten Ausfluge in die Welt bis in den Hafen der Ehe begleitet, wollen jetzt noch einen flüchtigen Blick auf den Ausgang seiner Laufbahn werfen und dann von ihm und unsern Lesern, die uns bis dahin freundlich gefolgt sind, Abschied nehmen.

Gleich nach seiner Vermählung begab er sich mit seiner Frau nach Wien und von dort nach Paris.

Wer zählt alle Auszeichnungen und Huldigungen, alle Ovationen und Apotheosen, die dem berühmten Maestro, dem Rembrandt der Musik, hier wie dort und überall zu Theil geworden sind?

Es sei uns vergönnt, nur einige davon anzuführen.

Im Jahre 1821 wurde im Teatro Carcano unter dem Titel: „il ritorno d'Orfeo dal infero, ossia la gloria del celebre Maëstro Rossini" ein Ballet aufgeführt, in welchem Orpheus seine Euridice durch eine auf der Flöte geblasene Romanze des Rossini'schen „Othello" aus der Hölle auf die Oberwelt zurücklockt.

Zwei Jahre früher stellte die Akademie seiner Vaterstadt Pesaro seine Büste auf. Damit nicht zufrieden, beschloß die liebe gute Gemeinde, ihrem berühmten Sohne schon bei Lebzeiten vor dem Rathhause eine Bildsäule in Lebensgröße aufzustellen, „damit die Landbewohner, welche Dienstags und Freitags nach der Stadt kommen, Gelegenheit erhalten, ihren berühmten Landsmann bewundern zu können."

— Und wie viel soll dieser Spaß kosten? fragte Rossini den Redner der Deputation.

— Die Commune hat dafür vorläufig zwölftausend Lire ausgeworfen.

— Das ist sehr commun! Ich will Euch einen bessern Vorschlag machen. Zahlt mir die Hälfte dieser Summe und ich will mich wöchentlich zwei Mal in natura auf den Marktplatz postiren, um mich von meinen Landsleuten eine Stunde ganz nach Bequemlichkeit angaffen zu lassen.

Was der Gemeinderath darauf erwidert hat, darüber schweigt die Geschichte.

Bald darauf verlieh ihm Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den neuen Verdienstorden, und vier Wochen später wurde er von der Berliner Akademie der Künste — hört! hört! — zum Ehrenmitgliede ernannt. Beim Empfange des Diploms soll unser liebenswürdiger Maestro zum ersten Male in seinem Leben gegähnt und ausgerufen haben:

— Na, das hat mir noch gefehlt!

Geschieden von Signora Colbrand, der er eine höchst bescheidene Rente ausgesetzt hat, lebt er — procul a Jove, procul a fulmine — seit 1836 in Bologna, kocht sich Maccaroni, leidet an Stein-

ſchmerzen, legt die dicken, weißen Hände in den Schooß, gähnt und ſagt wie König Salomo:

— Alles unter der Sonne iſt eitel! [1])

30.

Wir laſſen nun das Bruchſtück eines Urtheils folgen, das der berühmte Muſikkenner Giuſeppe Carpani in der „Biblioteca italiana“ über unſern Helden gefällt hat:

„Man hat vom Genius geſagt, es ſei ihm eigen, die Welt nicht ſo zu laſſen, wie er ſie bei ſeiner Geburt angetroffen hat. Dies beſtätigt ſich auch an Roſſini. Verſtummt waren die goldenen Cithern des Paiſiello, Zingarelli, Fioravanti, Salieri, Paër und Portogallo. Cherubini und Spontini waren für Frankreichs Ruhm gewonnen und für die italieniſche Muſik verloren. Unter den Jüngern traten Paveſi,

1) Nach ſeinem Abgange von Neapel hat er noch „Semiramide“ für Venedig, den „Siége de Corinthe“, den „Comte Ory“, von Scribe, und „Guillaume Tell“, von Jouy und Bis, für Paris geſchrieben. Letztere iſt der Brennpunkt ſeiner Schöpfungen.

Farinelli, Generali, Coccia, Nicolini auf; aber ſie genügten unſern Anſprüchen nicht. Bau, Gang und Farbe der Arien, Rondo's, Duetten u. ſ. w. waren noch immer wie vor vierzig Jahren. Da erſcheint der Orpheus von Peſaro. Ein Strom neuer, friſcher Melodieen entfließt ſeiner Feder; er verſchwendet das Chromatiſche und geht mit überraſchender Gewandtheit zum Diatoniſchen über, wodurch ſeine Melodieen an bezauberndſchöner Mannigfaltigkeit gewinnen. Er miſcht mit wunderſamem Glück das Dramatiſche mit dem Lyriſchen, das Pindariſche mit dem Anakreontiſchen, und durchwebt ſeine Compoſitionen mit überraſchenden Schlaglichtern. Mit ausdrucksvollen Septimenſprüngen drückt er den tiefen Schmerzensſchrei, mit zündenden Octavenſprüngen das Entzücken der Freude und der Liebe aus. Seine Inſtrumente haben Leben, Seele, Feuer; ſein Crescendo iſt neu und von überraſchender Wirkung. Aber die weſentlichſte Eigenſchaft, worauf die Zaubergewalt ſeiner Muſik beruht, bleibt der ſchöne, ſüße, neue, ungeſuchte Geſang. Wohin wären nicht Roſſini's ſonnige Melodieen gedrungen? Die Allmacht der Muſik liegt nicht in den gelehrten Accorden; ſie liegt

im geheimnißvollen Zauber der Melodie. Die Accorde bleiben im Orchester zurück, der Gesang durchkreis't die Welt, nackt und liebreizend, wie Venus, die dem Meere entsteigt und die Erde ihren unwiderstehlichen Reizen unterwirft. Die Natur hat für civilisirte Völker nur eine Sprache: wenn sie diese Sprache spricht, verstehen sie die Nationen aller Länder, aller Zonen, und Alle hangen bezaubert an ihrem süßen Munde. Hat nun diese schöne Sprache der Natur noch einen Anklang von Neuheit, hält sie sich von den tausend und abertausend Mal aufgewärmten Ideen frei, dann gesellt sich zu der Schönheit des Gesangs noch der Zauber des von dem Neuen unzertrennlichen Reizes, und die Wirkung ist dann eine große, schöne, wunderbare. Dies die Geschichte der Rossini'schen Musik."

31.

Wir schließen unsern anspruchslosen Roman mit einer chronologisch geordneten Uebersicht, die unser weltberühmter Freund bis zum heutigen Tage in die Wagschaale des Ruhmes geworfen hat.

Er componirte:

1810. Il Cambiale di matrimonio.
1811. L'Equivoco stravagante.
1812. Demetrio e Polibio.
L'inganno felice.
Ciro in Babilonia.
La Scala di seta.
La Pietra del Paragone.
L'occasione fa il Ladro.
1813. Il Figlio per Azzardo.
Tancredi.
L'Italiana in Algieri.
1814. Aureliano in Palmira.
Il Turco in Italia.
1815. Elisabetta.
Sigismondo.
1816. Torvaldo e Dorliska.
Il Barbiere di Seviglia.
La Gazetta.
Otello.
1817. La Cenerentola.
La Gazza ladra.
Armida.

1818. Adelaide di Borgogna.
Mosè in Egitto.
Ricciardo e Zoraide.
1819. Ermione.
Odoardo e Cristina.
La Donna del Lago.
1820. Bianca e Faliero.
Maometto secondo.
1821. Matilde di Shabran.
1822. Zelmira.
1823. Semiramidè.
1825. Il viaggio a Reims.
1826. Le siége de Corinthe.
1827. Moise.
1828. Le Comte Ory.
1829. Guillaume Tell.

32.

(Dreiundzwanzig Jahre ſpäter.)

Im Herbſte des Jahres 1845 befand ſich der Verfaſſer dieſes Buches auf einer Reiſe durch Italien. Von Florenz flog er mit ungeſtümer Sehnſucht nach

Bologna, um dort, nach einem Zeitraume von fünfzehn Jahren, den Mann wiederzusehen, dessen Name auf der kleinen Liste seiner Sympathien obenan steht.

Dein ergebener Diener meint damit Rossini.

Mein erstes Geschäft in Bologna war, mich zu erkundigen, ob Rossini da sei. Die bejahende Antwort war Musik für mein Ohr. Ich nahm einen Cicerone und ließ mich (es hatte eben Zwei geschlagen) in seine Wohnung führen. Mein Mentor, einer der kostbarsten Schwätzer der ganzen Christenheit, erhielt durch den trockenen Ernst, womit er seine Blague in mein Ohr träufeln ließ, etwas ungemein Komisches. Er trug eine in allen Farben schillernde Perücke und vorsündfluthliche Nankin-Beinkleider, die eine halbe Elle zu kurz waren; desto länger schien mir seine Zunge, die, ein wahres perpetuum mobile, keinen Augenblick still stand.

— Sind Sie Franzose? fragte er mich in einem Jargon, der halb italienisch, halb französisch klang.

Ich begnügte mich, ihn durch ein lakonisches Nein abzufertigen.

— Spanier? fragte er weiter.

— No!

— Portugieſe?

— Niente!

— Inglese?

Ich ſchüttelte den Kopf.

— Tedesco?

Mein abermaliges Kopfſchütteln brachte ihn in Verzweiflung.

Er ging einen Augenblick lang nachſinnend neben mir her, pfröpfelte ein paar leiſe, unverſtändliche Worte vor ſich hin und begann dann von Neuem, mich mit Fragen zu beſtürmen.

— Ruſſe?

— Non!

— Pole?

— Pas du tout!

— Schwede?

Ich ſchüttelte den Kopf. Nun war ihm der Zwirn ſeiner Fragen ausgegangen und er ſtand wie ein abgehetzter Oedip mit geöffneten Augen und ſtierem Blick vor mir.

— Americano? rief er plötzlich.

Wie oben.

Da glitt ein Anflug innern Grimmes über ſeine Lippen: er ſah mich wüthend an, ſpreizte beide Arme aus und rief:

— Mai, corpo di Madonna?

Ich erbarmte mich ſeiner Neugier und gab ihm die Antwort:

— Jo sono Tauchanese!

Auf ſeine Frage, welchem Welttheile meine Vaterſtadt angehöre, erklärte ich ihm, daß Taucha die Hauptſtadt des Königreichs Cochinchina und mindeſtens zehn Mal größer als ſein Bologna ſei. Er riß die Augen auf und wunderte ſich.

— Kennen Sie den Maeſtro Roſſini? fragte er weiter.

Ich nickte mit dem Kopfe.

— Seit wann?

— Seit fünfzehn Jahren.

— Ich, erklärte mein Begleiter, kenne ihn ſeit neunundbreißig Jahren und habe ihm damals, als er hier beim Pater Matei Muſik ſtudirt hatte, mehr als hundert Mal kleine Geldvorſchüſſe machen müſſen, denn Maeſtro Gioachimo war damals arm, ſehr arm und ich, ich war reich, ſehr reich. Mai non è più tempo

che Berta filava; der dio della musica iſt jetzt Millionär und ich, ich bin ärmer als eine Kirchenmaus.

— Gewiß, ſagte ich, iſt der Maeſtro der Dienſte, die Sie ihm in ſeiner Jugendzeit erwieſen haben, eingedenk und dankbar.

— Dankbar? wiederholte der Schwätzer mit grimmigem Blick, dankbar? Dies Wort ſteht nicht in ſeinem Lexikon. Rossini è un ingrato, un avaro, un miserabile!

Ich lächelte ungläubig; er aber fixirte mich mit Entrüſtung und ſetzte hinzu:

— Roſſini iſt ein Geizhals, der ſich lieber die Zunge abbeißen, als einem armen Teufel zehn Bajocchi ſchenken würde. Er ſcharrt Geld auf Geld zuſammen und läßt es verſchimmeln und verroſten in feſtverſchloſſenen Kiſten und Kaſten. An der Stelle des Herzens ſitzt bei ihm ein mit gordiſchem Knoten zugeſchnürter Geldſack. Und wenn er mit Hilfe eines Scudo zehn arme Teufel aus dem Fegefeuer befreien könnte, er würde es bleiben laſſen.

— Guter Mann, ſagte ich, Sie übertreiben.

— Fragen Sie die ganze Stadt. Ein Bettler, der von ihm ein Mal Almoſen erhalten hat, iſt

ſeltener als ein ſchwarzer Schwan und ein weißer Rabe.

— Was aber macht er in Bologna?

— Er gähnt auf ſeinem Lorbeer.

— Und ſeine geſchiedene Frau, Signora Colbrand?

— Sie liegt auf ihrem kleinen Landgute, fünf Meilen von hier, auf dem Sterbebett.

— Und der Maeſtro bekümmert ſich nicht um ſie?

Mein Führer zuckte die Achſel und ſchwieg einen Augenblick; dann zeigte er mit dem Daumen der linken Hand auf ein uns gegenüber liegendes Haus und ſagte:

— In dieſem Hauſe, Nummer 83, wohnt Madame Olympia Pellicier.

— Pellicier? Wer iſt dieſe Dame?

Der gute Mann ſah mich mit höchſt mitleidsvoller Miene an und fuhr fort:

— Man ſieht, daß Sie von Cochinchina kommen, denn wenn Sie Europäer wären, ſo müßten Sie wiſſen, daß Signora Pellicier die Amoroſa Roſſini's iſt.

— Jung? fragte ich.

— Geweſen! fügte er mit lakoniſchem Ernſte hinzu; jetzt wird ſie nicht viel jünger als unſer Geizhals ſein.

— Hat ſie Vermögen?

— Welche Frage! Roſſini liebt ſie, folglich muß ſie reich, ſehr reich ſein.

— Und iſt ſie eben ſo großmüthig als er?

— Wo möglich noch geiziger!

— Und was machen beide Herrſchaften mit ihrem vielen Gelde?

— Frage eines Cochinchineſen! Sie legen es auf Zinſen.

— Und kennen ſie ſich ſchon lange?

— Seit vierzehn Jahren.

— Und lieben ſie ſich dann wirklich?

— Ungeheuer! Einer wartet auf den Tod des Andern, um ihn zu beerben. Hier, Signor, wohnt der „Schwan von Peſaro“.

In derſelben Straße, in der Strada S. Steſano, in dem Hauſe **101**, faſt gegenüber von Madame Pellicier, bewohnte Roſſini nicht etwa ſein eigenes Haus, ſondern eine Chambre garnie bei ſeinem Freunde Gabuſſi, einem in Italien früher nicht

unbeliebten Opern-Componiſten. Wenn man die ſchöne, breite, mit ſteinernen Statuen geſchmückte Treppe erſtiegen hat, ſteht man vor einer Thür, auf der man ein weißes Blatt Papier mit der Aufſchrift „Cav. Roſſini“ aufgeklebt ſieht.

Mein Cicerone klingelte erſt piano, dann forte und fortissimo; die Thür aber blieb verſchloſſen.

— Der Cavaliere ſcheint nicht zu Hauſe zu ſein, meinte der Mentor.

— Klingeln Sie noch ein Mal; vielleicht öffnet uns der Diener.

— Diener? Roſſini hat keinen Diener; der Signor Cavaliere bedient ſich ſelbſt.

— Wie, gar keine Dienerſchaft?

— Roſſini hat weiter nichts als einen Koch, der zugleich ſein Secretär und ſein Kutſcher iſt.

Mein ungläubiges Lächeln empörte ihn.

— Sie ſcheinen mir nicht zu glauben. Fragen Sie ganz Bologna, ob ich lüge. Aber auch dieſen Diener, den er ſich aus Paris mitgebracht, hätte er längſt zu allen Teufeln geſchickt, wenn er nicht ein ganz muſterhafter Koch wäre.

— Wo aber finden wir ihn nun?

— Den Koch? fragte mich mein vieux blagueur.

— Seinen Herrn.

— Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?

— Nur bis morgen früh!

— Dann laufen wir ſo lange herum, bis wir ihn auf der Straße treffen. Von drei bis vier Uhr pflegt er unter den Arcaden, am häufigſten und liebſten hier in der Strada S. Stefano, beim Teatro del' Corſo, auf- und abzugehen.

— Und um Vier?

— Pflegt er zu einem ſeiner Freunde, bald da, bald dort, aufs Land zu fahren, um ein Mittagsbrot zu erſparen.

— Sie lügen! rief ich ihm zu.

— Fragen Sie ganz Bologna, ſagte er wieder, der Maeſtro iſt hier wie ein bunter Hund bekannt; es giebt keinen Straßenjungen, kein altes und kein junges Weib in unſrer guten Stadt, die nicht den Ulyſſes der Penelope-Colbrand kennt.

— Früher beſaß er ein eignes Haus? begann ich zu fragen.

— Er hat es für achtzehntauſend Piaſter verkauft.

— Zeigen Sie mir's.

Er führte mich hin.

Das frühere Wohnhaus Roſſini's liegt auf dem Corſo, der ſchönſten Straße der Stadt, und bildet die Ecke der Piazzola de' Leproſetti (Nr. 243). Es hat zwei goldene Inſchriften; die eine lautet: „Obloquitur numeris septem discrimina vocum inter adoratum lauri nemus"; die andere: „Non domo dominus, sed dominus domo", klingt ſchon etwas anmaßender.

Von hier führte mich mein alter Schwätzer nach einem Kaffeehauſe, in dem er den Cavaliere zu treffen hoffte. Unterwegs machte er jeden Augenblick Halt und fragte bald Dieſen, bald Jenen: „Habt Ihr Gioachimo geſehen?" Alle ſchüttelten den Kopf und gingen weiter. Im Vorübergehen zeigte er mir den Torre Aſinelli, den höchſten Thurm, über deſſen Scheitel ſieben Jahrhunderte ſpurlos vorübergerauſcht ſind. Auch er iſt urſprünglich ſchief gebaut und weicht faſt fünf Fuß von dem Senkrechten ab. Ueber dem Eingange des Thurmes prangt das Wappen von Bologna: ein Schild, auf dem ein gewichtiges Wort „libertas" ſteht. Er zeigte mit dem Finger

hin, ſchnitt ein Paar höchſt drollige Grimaſſen, rief: „Fablette, Fablette!“ (Fabel, nichts als Fabel) und zog dann weiter, um mir den Fiſchmarkt zu zeigen, den unſer Freund an ſich gekauft und höchſt vortheilhaft verpachtet hat. Dann kehrten wir wieder nach der Stephansſtraße zurück und zogen im Café Napoletano, das Roſſini täglich beſucht, Erkundigungen ein, ob Jemand von den Gäſten ihn geſehen habe.

— Er muß bald kommen, ſagten Alle, denn um vier Uhr hat er ſeinen Wagen beſtellt, um aufs Land zu fahren.

— Er ſpeiſt heute beim Marcheſe Marescalchi, ſetzte ein Zeitungsleſer hinzu.

Wie merkwürdig und wie charakteriſtiſch! Bologna, wegen der Wohlhäbigkeit ſeiner Bevölkerung la grassa genannt, Bologna, das fette Bologna, das über ſiebzigtauſend Einwohner zählt, weiß, wo Roſſini heute ſpeiſen wird. Iſt das nicht Beweis genug, welches Intereſſe er erregt, noch jetzt erregt, obgleich ſeine Muſe ſeit ſechszehn Jahren am Lorbeer „Wilhelm Tell's“ kaut, ſich die Zähne ſtochert und ſich durch nichts, ja nicht einmal durch Geld, aus

ihrem träumeriſchen Schlaraffenthume aufrütteln läßt.

Mein Führer ſchleppte mich nach der Piazza maggiore, um mir den öffentlichen Springbrunnen, den rieſengroßen Neptun zu zeigen, zu dem Giovanni da Bologna über zwanzigtauſend Pfund Erz verbraucht hat, ein Meiſterwerk, das der guten Stadt Bologna ſiebzigtauſend Goldthaler gekoſtet haben ſoll. Dann mußte ich nolens volens die Sanct Petroniuskirche bewundern, ein leider unvollendetes Bauwerk des vierzehnten Jahrhunderts, das nach dem urſprünglichen Plane ſeines Schöpfers, Antonio Vincenzo, an Pracht und Größe alle andern Kirchen Italiens überbieten ſollte; aus Mangel an Geld aber iſt der Ausbau ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgegeben worden. Dies iſt dieſelbe Kirche, die einſt eine der prächtigſten Krönungen eines der größten Beherrſcher dieſer Erde geſehen: in dieſen Mauern wurde Karl V. durch Pabſt Clemens VII. gekrönt. In der ſogenannten Scala della Fabrica zeigt man eine vom Grafen Pepoli meiſterhaft gearbeitete Büſte der Properzia de' Roſſi, einer Künſtlerin, die den größten Theil ihres Nachruhms einer unglücklichen Liebe zu

danken hat, deren Anfang und Ende, deren Himmel und Hölle jeden Andern als mich zu einem Trauerſpiele in Gott weiß wie vielen Akten begeiſtern würde. Ich aber bin kein Freund davon.

Und darum zurück zu Roſſini. Ein Blick auf meine Uhr ließ mich wahrnehmen, daß es ſchon halb Vier war; wir eilten nach der Stephansſtraße und nach des Maeſtro's Wohnung zurück, fanden Letztere aber immer noch verſchloſſen. Als wir die Treppe hinabſtiegen und uns unter den Arkaden der Straße befanden, vernahmen wir das Rollen eines Wagens. Mein Führer legte ſeine linke Hand an die Stirn, faßte die noch ziemlich weit entfernte Equipage ſcharf ins ſchielende Auge und rief dann:

— Das iſt er!

— Roſſini? fragte ich voller Freude.

— Nein, ſein Wagen! antwortete der Schwätzer. Nun aber kann er nicht lange mehr ausbleiben.

Einen Augenblick ſpäter hielt eine elegante, mit dunkelrothem Sammet ausgeſchlagene Halbchaiſe mit zwei wohlgenährten Braunen vor dem Hauſe Nummer 101. Mein Cicerone näherte ſich den ſtampfenden Roſſen, ſtreichelte ſie und fragte den Automedon,

der in Einer Perſon drei Diener, Secretär, Koch und Kutſcher, vereinigte, ob ſein Patrone, der Cavaliere, wohl noch lang ausbleiben werde.

Der dreifache Diener ſah auf ſeine einfache Uhr und ſagte:

— In zehn Minuten muß er kommen.

— „Es führt kein and'rer Weg nach Küßnacht hin", fiel mir ein und pfeifend und trällernd vor Ungeduld ging ich, wie eine Schildwache, bei meinem Poſten auf und ab, und dachte hin und her, und es fiel mir — hier in Bologna, vor der Wohnung Roſſini's — die Gewiſſensfrage ein, warum ich als Communalgardiſt ſtets mit dem linken Fuße zuerſt ausſchreiten muß, und warum ich nie mit dem rechten ausſchreiten darf. Sobald ich nach Leipzig zurückkehre, werde ich den liebenswürdigſten aller Feldwebel zu mir bitten laſſen, um mir von ihm über dieſe höchſt wichtige Frage die beſtmöglichſte Auskunft, ex ungue leonem, zu verſchaffen.

Mitten im tiefſten Nachdenken über den geheimnißvollen Grund dieſes militäriſchen Gebrauches wurde ich von meinem Führer aufgeſtört.

— Ecco! rief er und zeigte auf einen Mann,

der an der Seite eines Andern einhergegangen oder, richtiger gesagt, einhergeschneckt kam.

— Er ist's, er ist's! sang ich wie jene treu-naive Agathe in dem Augenblick, wo sie ihren beispiellos geliebten Max erwartet. „Er ist's, er ist's, die Flagge der Liebe mag wehen", wollte ich eben hinzusetzen und mein seidenes Schnupftuch ziehen, um dem Kommenden „aus der Tannen Mitte" Grüße glühender Liebe vorauszuschicken, da aber machte ich die Bemermerkung, daß mir Jemand bereits zuvorgekommen war, um mich von der Last meines Taschentuches menschenfreundlich zu befreien. Das Tuch war verloren, Rossini aber war gefunden!!!

Ich lief ihm entgegen. Mehr ängstlich als verwundert blieb er stehen, als ich, dicht vor ihm, meinen Hut zog und ihn fragte, ob er sich meiner wohl noch erinnere?

— No, Signor! lautete die eiskalte Antwort.

— Vor fünfzehn Jahren, fuhr ich fort, hatte ich in Paris die Ehre, fast täglich in Ihrer Gesellschaft zu sein. Sie überhäuften mich damals mit Freundlichkeiten.

Er sann und schüttelte den Kopf.

— Damals war ich der glückliche Ueberbringer einer Depesche der Signora M. aus München, die ...

— Ah, nun fällt's mir ein. Sie brachten mir ...

— Die Nachricht ihrer Verheirathung und ...

— Und ein von ihrer Hand gesticktes Käppchen? Nicht wahr?

— Ganz recht, Cavaliere.

— Und Ihr Name?

Ich nannte mich.

— Ah, rief er, Sie haben mich zum Helden eines Romanes gemacht.

Ich wußte nicht, ob ich Ja oder Nein sagen sollte.

— O, leugnen Sie es nicht; ich habe mir Ihren Namen wohl gemerkt.

— Und darf ich fragen, ob Sie den Roman gelesen haben?

— Ich kenne nur Auszüge daraus, die ich in der „Revue de deux mondes", von Herrn Henri Blaze, gelesen; doch hat die Tochter des Signor Bosco, der ich hier Unterricht in Gesang gebe, mir viel von Ihnen und Ihrem Buche über mich erzählt.

Teufel, Sie haben Ihren Lesern viel blauen Dunst vorgemacht und ihnen Manches erzählt ...

— Was vielleicht wahrer ist, als Sie sich selbst gestehen wollen ...

— Passons la-dessus. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?

— Bis morgen früh.

— So schnell wollen Sie unser hübsches Bologna verlassen?

— Kam ich doch nur darum hierher, um Sie zu sehen ...

— Ich habe leider eine Einladung aufs Land angenommen und muß bald fort ...

— Lassen Sie sich nicht stören, Cavaliere, sagte ich und war gefaßt, den Rückzug anzutreten.

— Halt, so war es nicht gemeint, sagte er und faßte mich beim Rockknopf. — Ein halbes Stündchen kann ich wohl noch mit Ihnen verplaudern. Kommen Sie, kommen Sie, fuhr er fort, häkelte sich in meinen Arm und führte mich in seine Wohnung.

Auf diesen vierzig bis fünfzig Schritten lächelten ihn rechts und links die Augen der vorübergehenden Damen an; er aber schien für das Feuer dieser Blicke,

für die Süßigkeit dieſes Lächeln ſo ganz und gar abgeſtumpft, daß er nicht die geringſte Notiz davon nahm. Ich betrachtete ihn und fand, daß er ſeit fünfzehn Jahren mehr gealtert, als mancher Andere in einem halben Jahrhundert. Von dem einſt ſchönen, höchſt intereſſanten Manne iſt nichts übrig geblieben, als ein welker Stamm mit grauen Haaren; die einſt blendend weißen Zähne ſind gelb, der einſt braune Teint fahl geworden. Auch die Toilette ſchien vernachläſſigt: er trug einen alten weißen Filzhut, einen breiten ſchlotternden Sommer-Paletot von ſchwarzem Serge de Brie, mit dunkelrother Seide gefüttert, ein Paar weite, ebenfalls ſchlotternde und nicht allzureine Nankinghoſen und ein ſpaniſches Rohr; ſein Gang war ſchlaff und faſt trippelnd.

Oben an der Thür ſeiner Wohnung angelangt, zog er aus der Seitentaſche ſeines Paletot ein ziemlich dickes Leder-Futteral hervor, in dem er vier bis fünf große ſchwere Schlüſſel mit ſich herumtrug, wie ſein alter Doctor Bartolo, den ich in dem Augenblick, als Roſſini ſeine zwiefach geſperrte Thür aufſchloß, leibhaftig vor mir ſah.

Aus dem dunkeln Vorzimmer trat ich in einen

ziemlich eleganten Salon, in deſſen Mitte ein Klavier ſtand; auf Sopha und Stühlen lagen Noten umher; an den Wänden hingen ein Paar ſchwarz eingerahmte Kupferſtiche, von denen der eine den ehemaligen Impreſario Domenico Barbaja, der andere den einſtmals gefeierten Tenoriſten David vorſtellt. Ueber dem Sopha hing ein großes Oelbild, welches allem Anſcheine nach Roſſini erinnern ſoll, daß Madame Pellicier in ihrer Jugend außerordentlich ſchön geweſen ſei. — In ihren hoſtienweißen Händen hält ſie eines der berühmteſten Geſangſtücke Roſſini's, Tancred's Arie: „di tanti palpiti".

Roſſini bat mich, Platz zu nehmen. Dann ſetzte er ſich zu mir und fragte:

— Was giebt's Neues in Ihrem Deutſchland?

— Man trägt ſich dort ſeit Jahren mit dem Märchen herum, daß Sie eine neue Oper, „Jeanne d'Arc", geſchrieben haben, die aber erſt nach Ihrem Tode aufgeführt werden ſoll. Iſt das wahr?

— Ja, mein Freund, die vollſtändige Partitur ruht ſeit drei Jahren in meinem Pulte.

— Und aus welchem Grunde wollen Sie Ihren

Verehrern den Genuß Ihres Werkes so lange vorenthalten?

— Weil ich hoffe, daß die Welt einem Todten gegenüber gerechter sein wird, als dem Lebenden. Meine Zeit, ich weiß es, ist vorüber. Der jetzige Geschmack huldigt andern Götzen, mit denen mein geringes Talent nicht in die Schranken zu treten wagt. Apropos, was macht mein Freund, il celebre Signor Meyerbeer?

— Sein „Robert der Teufel" und seine „Hugenotten" gefallen jetzt noch mehr als früher, und es herrscht nur Eine Stimme, daß Beide zwei großartige Meisterwerke sind, die ihm und uns — denn Meyerbeer ist ein Deutscher — zum höchsten Ruhme gereichen.

Rossini zog seine Uhr und fragte:

— Was aber sagen Sie zu seiner neuen Oper, dem „Nachtlager"?

— „Feldlager", meinen Sie. Das Ganze ist eine Gelegenheitsmusik, die im Ganzen weniger angesprochen hat; doch wage ich zu behaupten, daß einen großen Theil der Schuld das schlechte Textbuch trägt.

— Ja, ja, das ſagt man. Aber die allerneueſte Oper: der „Prophet“, der „Prophet“.

— Er ruht ſeit drei Jahren in ſeinem Pulte.

— Glauben Sie das wirklich? Ich, mein Freund, glaube, daß dieſer „Prophet“, nach welchem ſich die große Oper in Paris wie das Volk Iſraels in der Wüſte nach dem Mannaregen ſehnt, blos eine Chimäre wie „Bertrams Gold“, d. h. noch gar nicht angefangen iſt.

— Und was verleitet Sie zu dieſem Glauben?

— Mein berühmter Freund Meyerbeer pflegt ſich nicht gern zu übereilen: er braucht zehn, zwölf Jahre zur Geburt einer neuen Oper.

— Seine „Hugenotten“ ſind das Werk von drei Jahren.

— Meine unbedeutende Perſon ſchrieb den „Barbier von Sevilla“ in dreizehn Tagen, ſagte Roſſini und ſah wiederum auf ſeine Uhr.

— Dieſe Schnelligkeit des Erzeugens iſt nicht Jedem gegeben.

— Und doch iſt eben dieſe Gabe eines der Wahrzeichen, wodurch ſich das Genie vom Talente unter-

ſcheidet. Das Talent grübelt, ſinnt, das Genie braucht nicht zu ſuchen. Doch um von etwas Andern zu reden. Welcher von den italieniſchen Componiſten iſt in Ihrer Heimath jetzt am meiſten en vogue?

— Donizetti.

— Donizetti? Und was halten Sie von dieſem Mann?

— Ich halte ihn für ein Talent, das durch die Uebereilung, womit es arbeitet, auf Abwege gerathen iſt.

— Donizetti iſt ein Vielſchreiber, ein Schmierer, der unter hundert ſchlechten Melodien dann und wann auch eine ſehr gute und ſehr ſchöne findet ... Voilà tout! Und Bellini?

— Iſt in Italien, wunderbar genug, weit mehr vergeſſen als in Deutſchland. Bei uns haben ſeine „Norma“, ſein „Romeo“ und ſeine „Nachtwandlerin“ noch immer treue Freunde und glühende Anbeter; in Italien aber wird ſeine Muſik für rococo gefunden, ſo daß Niemand ſie mehr hören mag.

— Il povero Bellini! Und doch, mein Freund,

hatte dieſer Bellini im kleinen Finger ſeiner Hand mehr Muſik, als Donizetti und der ganze Troß ſeiner Nachfolger im ganzen Leibe. Aber ſo iſt die Welt! Sie vergißt das keuſche Genie und huldigt der frechen Mittelmäßigkeit. Und wer, glauben Sie, iſt in Italien von den neuern Componiſten jetzt am meiſten beliebt?

— Verdi!

— Errathen, amico, ſagte der Maeſtro und hatte Mühe, ein ſpöttiſches Lächeln zurückzudrängen. Und wie finden Sie ſeine Opern?

— Die beſte ſeiner Opern, „Nabuco", kenne ich nicht. Den „Ernani", den ich unlängſt in Como und die beiden „Foscari", die ich in der Mailänder Scala gehört, haben mich — aufrichtig geſagt — nur theilweiſe befriedigt ... ich fand mehr Altes als Neues in ſeinen Opern.

— Und doch werden ſie von den Journalen, und namentlich von den Mailänder Blättern, in dicken Weihrauch eingehüllt. Die Neapolitaner ſind freilich weniger galant als die Lombarden, die ſich's als Ehre anrechnen, die Landsleute des celebre Maëstro

Verdi zu ſein; im San Carlo zu Neapel hat ſeine neueſte Arbeit, „Alzire“, vollſtändig fiasco gemacht; in Mailand, ich weiß es im Voraus, wird ſie furore machen.

— Und welcher von beiden Städten trauen Sie, Signor Cavaliere, ein richtigeres Urtheil zu?

— Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, muß ich geſtehen, daß ich auf Neapels Urtheil mehr als auf das Mailands einen Werth lege. Die Neapolitaner haben Beſſeres als die guten Mailänder gehört und beſitzen einen weit geläuterteren Geſchmack. Neapel hat einen Cimarosa, Paeſiello, Zingarelli, Vaccai gezeugt; wen kann die Lombardei dafür in die Wagſchale legen? Donizetti und Verdi! Verdi und Donizetti! Et voilà toût!

— Und Mercadante?

— Mein Freund Mercadante iſt ein blindes Huhn, das ein einzig gutes Körnchen, den „Giuramento“, gefunden hat; alles Uebrige, was er bis jetzt geſchrieben, iſt leeres Stroh. Doch um wieder auf Herrn Meyerbeer zu kommen. Glauben Sie, daß

er Spontini's Platz noch lange wird behaupten können?

— Ich glaube es nicht blos, ich bin es überzeugt ...

— Und doch schreiben hier und da die Journale, daß sich Viele den alten im Lorbeer ergrauten Schöpfer der „Vestalin" zurückwünschen.

— Es ist wahr, daß Spontini in Berlin eben so viel glühende Freunde, als tieferbitterte Gegner hat; aber eben so wahr ist auch das, daß Meyerbeer in ganz Berlin vielleicht nicht zehn Feinde hat.

— Wirklich? fragte Rossini mit kaltem Lächeln und sah zum dritten Male auf seine Uhr. Wie diese Zeitungen doch lügen! Ich lese zwar keine von Allen, doch höre ich dann und wann von Andern, daß Meyerbeer auch manchen bösen Gegner hat.

— Früher hatte sein Talent mit blassem Neide zu kämpfen; jetzt ist es siegreich durchgedrungen und Meyerbeer's Ruhm steht nun so fest in Frankreich und in Deutschland, als der Ihrige in Italien.

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür.

Roſſini rief „Herein“! Da kam ein Bote, der dem Maeſtro ein kleines Packet friſch angekommener Zeitungen brachte. Der Cavaliere, keinen Augenblick verlegen, warf ſie aufs Klavier und ſagte: Für meinen Freund und Nachbar Gabuſſi.

— Welche von den franzöſiſchen Zeitungen, fragte ich, iſt in Italien die verbreitetſte?

— Das „Journal des Débats“; mein Freund Gabuſſii aber hält die „Preſſe“, weil ſie um die Hälfte billiger iſt.

— Und außer dieſer Zeitung?

— Hält er nur noch ein kleines Wochenblatt, das hier in Bologna erſcheint und mitunter ſehr beißend iſt. Ich meine das von Gaetano Fiori mit vielem Witz redigirte Journal „Teatri, Letteratura et Arti“. In der heutigen Nummer — es erſcheint jeden Sonnabend — ſoll, wie einer mir meiner Kaffeehaus-Bekannten brühheiß erzählt hat, ein ſehr geiſtreicher Artikel über Meyerbeer und Donizetti abgedruckt ſein. Ich höre ihn allgemein rühmen ... Sie müſſen nicht verſäumen, ihn zu leſen.

— Ich werde nicht ermangeln. Nun aber will

ich Sie nicht länger aufhalten ... Sie ſind eingeladen, wie Sie mir geſagt haben ... Ihr Wagen wartet ſeit einer Stunde ... erlauben Sie, daß ich mich verabſchiede ...

— Ich gehe mit, ſagte Roſſini, verſchloß zwei Mal die Thür, verſenkte das Schlüſſelfutteral in die faſt bodenloſe Tiefe ſeines Paletot, häkelte ſich wieder in meinen Arm und führte mich die Treppe hinab.

Vor der Thür blieb er ſtehen und fragte mich:

— Sie reiſen alſo wirklich ...

— Morgen früh um Sechs.

— Dann kann ich Sie leider nicht mehr ſprechen und muß Ihnen alſo Adieu ſagen. Buon viaggio, ſprach er mit dem freundlichſten Lächeln und drückte mir die Hand mit großer Herzlichkeit.

Ich geleitete ihn bis zum Wagen und hob ihn hinein.

— Kommen Sie bald einmal nach Berlin? fragte er.

— Ich denke im nächſten Carneval dort zu ſein.

— O dann vergeſſen Sie nicht, meinen lieben

Freund Meyerbeer von mir zu grüßen. Felicissima viaggio! ſagte er und warf mir einen Kußfinger zu. Villa Marescalchi! rief er dem kochenden Kutſcher und kutſchirenden Koche zu.

Der Wagen flog blitzſchnell von dannen. Ich ſah ihm lange, lange nach und war betrübt, daß Roſſini ſich im Aeußern und Innern ſo ganz und gar verändert hatte. 1830 ein liebenswürdiger Almaviva — 1845 ein alter zäher Bartolo! Sic transit gloria!!!

Gleich darauf begab ich mich ins Café Napoletano, um die heutige Nummer des von Roſſini ſo ſehr geprieſenen Wochenblatts zu leſen. Der erſte Artikel enthielt eine ziemlich plumpe Satire, die ihre giftigen Pfeile auf den Nimbus Meyerbeer's abſchoß und nebenher auch Donizetti und Vatel, den Director der italieniſchen Oper in Paris, durch die Hechel zog. Das, was mich im ganzen Aufſatze am meiſten überraſchte, war die Stelle, worin geſagt wird, daß Meyerbeer's „Prophet" blos eine Chimäre wie „Bertram's Gold" zu ſein ſcheint. Mort de ma vie, das waren ja Roſſini's Worte!

Gegen Abend beſuchte ich den Campo ſanto,

einen der großartigsten Kirchhöfe von ganz Italien. Unter der Masse von Grabmälern fand ich auch die Ruhestätte der einst — zur Zeit Ludwigs XV. — in Frankreich vergötterten Sängerin Teresa Giorgio und nicht weit von ihr das Grabmal des einst von ganz Europa gefeierten Balletmeisters Salvatore Vigano. In einer Rotunde, in der die Büsten aller todten Notabilitäten Bologna's aufgestellt sind, prangt auch die Statue des Pater Mattei, des Lehrers Rossini's.

Als es zu dunkeln begann, kehrte ich in die Stadt zurück. Im Gasthofe machte ich die Bekanntschaft eines hier ansässigen Franzosen, von dem ich, als das Gespräch auf meinen Besuch bei Rossini kam, die Auskunft erhielt, daß der Artikel im heutigen Wochenblatt wahrscheinlich vom Maestro selber sei; denn so viel sei gewiß, daß Rossini einer der fleißigsten Mitarbeiter ist und daß von ihm die größere Hälfte der sarkastischen Einfälle herrührt, womit das Journal dann und wann überfüllt ist.

— Aber weiß denn Niemand den Grund, fragte ich den Franzosen, warum Rossini gerade in dem todten, langweiligen Bologna lebt?

— Die ganze Stadt hat Arcaden ... vielleicht zieht er Bologna nur deßhalb vor, weil er hier ... einen Regenſchirm erſpart.

33.

Kaum nach Deutſchland zurückgekehrt, vernahm ich die Kunde, daß Signora Angélique Colbrand, die geſchiedene Gemahlin unſeres Maeſtro, drei Wochen nach meiner Abreiſe von Bologna, die Winterquartiere des Jenſeits bezogen habe. Sie ſtarb am 7. October 1845. Die Journale erzählten, daß Roſſini keinen Augenblick ihr Krankenlager verlaſſen und ihr die lebensmüden Augen zugedrückt habe. — Wir geſtatten unſern Leſern, pflichtſchuldig gerührt zu ſein.

34.

Drei Monate ſpäter vermählte ſich Joachim Roſſini mit Madame Olympia Pellicier.

Finale.

Wir ſchließen dieſen flüchtigen Epilog mit einigen Verſen aus einer jener ſchönen Oden, die Herr Méry an Roſſini gerichtet hat:

„Que de fois on a dit: „Expliquons ce mystère:
„Pourquoi s'obstine-t-il, dans Bologne, à se taire,
„Le poète divin, qui descendit un jour
„De son palais d'azur, élevé sur les nues,
„Pour nous chanter à tous les choses inconnues
„De l'harmonie et de l'amour."

Jetzt ſcheint uns dies Räthſel gelöſ't.

NATIONAL-BIBLIOTHEK WIEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.